This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

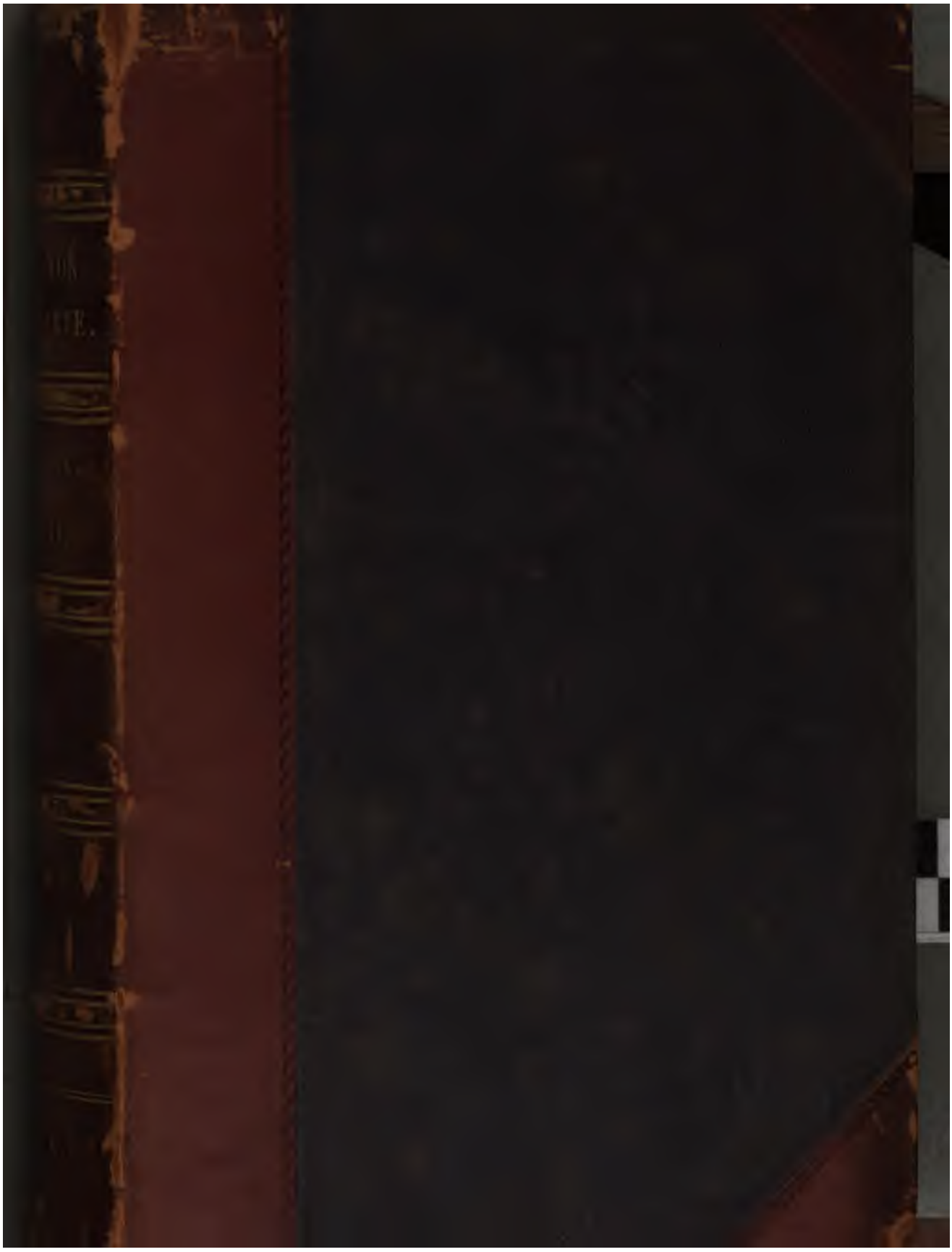
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



6000400531

NAPOLEON BONAPARTE

SEINE JUGEND UND SEIN EMPORKOMMEN

BIS ZUM 13. VENDÉMIAIRE.

VON

Dr. ARTHUR BÖHTLINGK,

DOCENTEN AN DER UNIVERSITÄT JENA.

JENA,

DRUCK UND VERLAG VON ED. FROMMANN.

1877.

237. e. 888.

MEINEM VATER.

Vorrede.

Napoleon Bonaparte hat seine politische Laufbahn als Corse begonnen und ist nicht ohne Treubrüche und Ränke in Frankreich emporgekommen. Der Nachwelt und insbesondere den Franzosen, die seine Dynastie zur ihrigen machen sollten, wollte der gestürzte Imperator die Kunde davon möglichst vorenthalten. Er wollte ausschliesslich als Franzose und Verfechter der Revolution gewirkt haben, im Dienste des Gemeinwohls, als ein erhabenes, gewissermaassen legitimes Werkzeug der Vorsehung. Die Geschichtsforschung drohte, ihm diese Maske zu entreissen. Er unternahm es, sie zu entwaffnen, indem er auf St Helena sein eigener Historiker wurde. Die ersten Anfänge seiner Laufbahn sollten der Vergessenheit anheimfallen. Er erklärte daher, dass dieselbe erst von der Belagerung Toulon's an zu datiren sei und führte selbst seine Denkwürdigkeiten der Hauptsache nach bis zum 18. Brumaire. Mit der Darstellung der nachfolgenden Glanzperiode, die allein schon durch ihre Grossartigkeit imponiren musste, beauftragte er mit vollendeter Menschenkenntniss einen seiner Diplomaten, den hierzu ausserordentlich geschickten Bignon, der den Auftrag, dessen Wortlaut dahin ging: die diplomatische Geschichte Frankreich's von 1792—1815 zu schreiben, auf das Gewissenhafteste im Sinne seines Herrn und Meisters ausführte, indem er — trotz gegentheiliger Zusicherung — über die Zeit vor dem 18. Brumaire

einfach hinwegging. Auf die Anordnung des Imperators berief sich später auch die von Napoleon III. zur Veröffentlichung des Briefwechsels seines Oheims eingesetzte Commission und begann ihre Sammlung demgemäss mit der Belagerung von Toulon.

Die Geschichtsmacherei des Gefangenen von St Helena that aber nicht nur seine Werkzeuge und Verherrlicher in den Bann. Der erste Franzose, der eine Geschichte Napoleon's aus eigenem Antriebe, in grösserem Maassstabe, von einem höheren Gesichtspunkte aus zu schreiben unternahm: Thibaudeau, befand sich so sehr unter dem frischen Eindruck der aus St Helena nach Europa herüber gekommenen Denkwürdigkeiten des grossen Todten, dass er ihn als seinen eigenen Historiker freudig willkommen hiess und seine eigene Sache führen liess. Freilich begnügte sich der gewissenhafte Forscher nicht damit, sondern fügte das Material, das er sonst noch beizubringen vermochte, hinzu; bis zur kritischen Sichtung und Beherrschung des Stoffes ist er jedoch nicht durchgedrungen. Immerhin bleibt Thibaudeau's Leistung für die damalige Zeit (1828) und Angesichts der geringen Fortschritte seiner Nachfolger höchst achtenswerth. Zu gleicher Zeit mit ihm machte sich ein Engländer an die schwierige Aufgabe und zwar kein Geringerer als Walter Scott selbst. Sein Gesichtspunkt war natürlich kein französischer, trotzdem bilden auch für ihn die Denkwürdigkeiten von St Helena, namentlich für die Zeit bis zum 13. Vendémiaire — und nur um diese ist es uns hier zu thun — die Hauptquelle, die er reichlich, ohne allzu grossen Skepticismus fliessen lässt. Das hat ihm, dem Engländer, die maasslosesten Schmähungen Seitens der Napoleoniden und der Franzosen überhaupt keineswegs erspart. In diese Schmähungen haben auch Deutsche wie Schlosser (in seiner Abhandlung über Napoleon und seine neusten Tadler und Lobredner') und Heine (in seinen

französischen Zuständen) laut eingestimmt. Sehr mit Unrecht. Denn Walter Scott hat in seinem verdienstlichen Werke nicht nur seine erprobte Meisterschaft in der Kunst der Darstellung bethätigt, sondern auf Grund eines fleissig gesammelten, keineswegs unbeträchtlichen Materials, mit anerkennenswerther Objectivität gehandelt. Sowohl seine schriftstellerische Begabung, wie der Zeitgenosse kommen in demselben vortheilhaft zur Geltung, und so hat es denn auch lange genug gedauert, bis die Forschung über ihn hinaus gekommen ist. Bei dem bisher einflussreichsten Biographen Napoleon's, bei Ad. Thiers, hat dieselbe in wesentlichen Punkten sogar einen bedenklichen Rückschritt gemacht. Der Staatsmann und der Romanschreiber hatten ihre Rollen förmlich vertauscht. Dieses war um so misslicher, als Thiers bei seinen Landsleuten den Ausschlag gab. Sein Werk durfte lange in keiner Familienbibliothek fehlen; aus ihm schöpften nicht nur die Laien das Meiste ihrer Kenntnisse der neueren Geschichte. Die Anfänge der Laufbahn seines vergötterten Helden aber entwickelte Thiers so wenig, wie es derselbe auf St Helena gewünscht hatte. In der Geschichte der Revolution zunächst taucht er vor Toulon auf, wie ein Meteor, um dann ebenso unvermittelt am 13. Vendémiaire wieder auf der Bühne zu erscheinen; und die Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs beginnt, ganz wie bei Bignon, mit dem vollendeten Staatsstreich des 18. Brumaire, ohne allen Rückblick! Einen würdigen Rivalen und Antagonisten hat Thiers erst in Lanfrey gefunden, dessen Geschichte Napoleon's, durch den Bankerott des zweiten Kaiserreichs unterstützt, eine solche Verbreitung gefunden hat, dass fast jährlich eine neue Auflage erforderlich geworden ist. Sie ist in der That die beste, die wir bislang besitzen. Allein auch Lanfrey eilt über die corsische Periode, welche die Grundlage seines Werkes bilden müsste, mit wenigen flüchtigen Strichen hinweg. Michelet, der Jüngste, end-

lich, dessen Geschichte des XIX. Jahrhunderts eine Geschichte Napoleon's geworden ist, deren ersten Band er demgemäss ‚Origine des Bonapartes' betitelt hat, und der sich rühmt, einen ganzen Sommer auf das Studium von Corsica in Bezug auf Napoleon verwendet zu haben, leistet kaum mehr. Was er giebt sind blitzartige Streiflichter, Inspirationen, die mehr dazu angethan sind, auf die Phantasie zu wirken, als unsere Kenntnisse zu erweitern und die trotz aller Genialität von der Gediegenheit seiner Forschung nicht den günstigsten Begriff geben. Dabei ist sein Urtheil von bis zur Persiflage gesteigerter Leidenschaftlichkeit gegen Napoleon eingegeben.

In Deutschland ist der Geschichte Napoleon's weit weniger nachgegangen worden, als man nach dem allgemeinen Interesse des Gegenstandes vermuthen möchte. Die bezüglichen Unternehmen von Kolbe (1826—27), Buchholz (1827—29), Becker (1836) sind schnell verschollen und kommen gegen diejenigen der Franzosen nicht auf. Die fundamentalen Werke aber über die Revolutionszeit: von Schlosser, Wachsmuth, Häusser und Sybel haben den ersten Entwicklungsstufen Napoleon's nur wenig Raum gegönnt.

Die für das Verständniss des Emporkömmlings so empfindliche Lücke war zu offenbar, als dass die Specialforschung nicht versucht hätte, sie zu füllen. Der Erste, welcher seine Kräfte dafür einsetzte, war Nasica. Er schien hierzu in vieler Hinsicht der geeignete Mann: denn er war von Geburt ein Italiener (aus Rom) und zugleich französischer Beamte (Appellationsgerichtsrath) in Bastia und sammelte die Materialien in den Jahren 1821—29, zu einer Zeit, da noch sehr Viele am Leben waren, welche Napoleon in seinen ersten Jugendjahren auf Corsica gekannt hatten. Allein es war doch zugleich die Zeit von Napoleon's Apotheose, als nicht nur seine Landsleute von seinem tragischen Geschick bewältigt, in ihm zugleich den Helden und den Märtyrer vergötterten,

und Nasica's Bewunderung für ihn kennt keine Grenze: was er von seinem Helden auch vernimmt und vorbringt, Gutes wie Schlechtes, Alles und Jedes dient ihm dazu denselben zu verherrlichen! Glücklicherweise jedoch hat er eine Reihe von Urkunden, die sonst schwerlich je das Tageslicht erblickt hätten, ihrem ganzen Umfange nach in seine Erzählung mit aufgenommen; mit diesen und der mündlichen Ueberlieferung, die — wenn auch nur bedingter Weise — stets historischen Werth besitzt, hat er in der That der wissenschaftlichen Forschung keinen geringen Dienst geleistet; sonst ist seine kritiklose Arbeit mehr dazu angethan, irre zu leiten als aufzuklären. Dass sie wesentlich mit auf die Denkwürdigkeiten von St Helena gebaut ist und diese im guten Glauben für historische Wahrheit nimmt, ist nach dem Gesagten fast selbstverständlich. Im Uebrigen führt sie nur bis zu Napoleon's Vertreibung von Corsica (im Juni 1793). Nasica selbst hat sie nicht veröffentlicht. Sie erschien erst nach seinem Tode, im Jahre 1851, da sie sein Pflegesohn herausgab, unter dem Titel: ‚Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon Ier jusqu' à l'age de 23 ans', und dem Prinz-Präsidenten Louis Napoleon widmete. Schon Dieses besagt über die Tendenz des Buches genug. Es fand dasselbe in Frankreich eine ungeheure Verbreitung dadurch, dass es vom kaiserlichen Ministerium als Schulbuch genehmigt wurde. Vor dem Erscheinen desselben (im Jahre 1840) hatte der Franzose Coston einen ähnlichen Versuch gemacht, nur dass er sein Ziel etwas weiter steckte (bis über den 13. Vendémiaire hinaus), und nicht auf Corsica, sondern in den Städten, wo Napoleon als Lieutenant in Garnison gelegen hatte, also namentlich Valence und Auxonne, sowie in den Familien, mit denen er damals verkehrt hatte, die Ueberlieferung und einzelne Urkunden zu sammeln unternahm. Er fühlte sich hierzu berufen, weil er selbst aus der Gegend gebürtig war und als Militär Gelegen-

heit gehabt hatte, mit Offizieren zu verkehren aus dem Heere, welches mit Napoleon in Aegypten gewesen war. Auch Coston geht auf in blindes Anstaunen seines Helden, auch ihm gelten die Auslassungen des Kaisers auf St Helena wie die sichersten Ergebnisse der Forschung; dabei fehlt ihm die Erzählungsgabe, die man Nasica nicht absprechen kann, gänzlich. Allein diese Mängel haben, wie die Sachen einmal liegen, keine geringen Vorzüge im Gefolge: seine pietätvolle Geduld lässt ihm auch den geringsten Umstand, den er erkundschaftet, als wichtig erscheinen und das Misstrauen in seine eigenen Kräfte als Forscher und Darsteller veranlasst ihn, noch mehr und gewissenhafter als Nasica die Urkunden selbst mitzutheilen, so dass der ganze zweite Band seines Buches und ein guter Theil des ersten aus Belegen besteht. Wohl erfahren wir zunächst, in welcher Stube der Stadt Napoleon gewohnt, bei welchem Restaurateur und was er gegessen, mit welcher jungen Dame er getanzt hat, und dieses Alles in wirrem, kritiklosem Durcheinander; allein es läuft auch Wichtigeres mit unter, namentlich hat er sich bemüht, die Stellung des jungen Napoleon im Heere genau zu erforschen. Die Bausteine, die er auf diese Weise dem wissenschaftlichen Forscher zuführt, sind sehr schätzenswerth und es ist zu bedauern, dass sein Buch nur schwer aufzutreiben ist. Der volle Titel desselben lautet: ‚Biographie des premières années de Napoléon Bonaparte, c'est-à-dire depuis sa naissance jusqu' à l'époque de son commandement en chef de l'armée d'Italie.'

Endlich hat Libri unter der Ueberschrift ‚Souvenirs de la jeunesse de Napoléon' (1842 zuerst in der Revue des deux Mondes, später auch in einem Separatabdruck erschienen), einen sehr dankenswerthen Beitrag geliefert, leider aber dennoch im Verhältniss zu dem Material, welches er in Händen gehabt hat, blutwenig. Libri hat nämlich, wie er mittheilt, eine ganze Kiste von Papieren Napoleon's aus seiner Jugendzeit,

zumal aus der corsischen Periode, durchmustern dürfen, die der Kaiser selbst seinen Angehörigen zur Aufbewahrung gegeben hätte. Er giebt aber daraus nur wenige Fragmente und kurze Notizen. Auch er ist Panegyriker, allein er ist der Erste, welcher mit vollem Nachdruck darauf hingewiesen hat, wie der junge Corse lange Zeit hindurch von glühendem Hass gegen die Franzosen erfüllt war und auf Nichts eifriger sann, als sein Vaterland, das sie mit List und Gewalt überwältigt und entnervt hatten, von ihrem Joche zu befreien; wobei ihm der damals von ganz Europa bewunderte und von seinem Volke vergötterte Freiheitsheld Paoli als Ideal vorschwebte.

Damit hat Lévi den Punkt getroffen, auf den es für das Verständniss von Napoleon's Charakterentwicklung und Lebenslauf in erster Linie ankömmt: seine ganze Grösse und sein Verhängniss beruhen darauf, dass er das Schicksal seines Volkes wie das seinige empfand und in jugendlicher Begeisterung als das seinige auch festhalten wollte. Dadurch erhob er sich hoch über das alltägliche Menschengewirre und wurde zum Helden, der von der Vergangenheit ergriffen, den Blick auf die fernste Zukunft gerichtet, die Gegenwart beherrscht. Er begab sich gleichsam in den Dienst der Geschichte, der Vorsehung. Angesichts des erhabenen Ziels, das er sich setzte, erstarkte jene stählerne Willenskraft, der sich mit der Zeit ein halber Welttheil beugen sollte. Gerade an seiner so scharf ausgeprägten, elementaren Persönlichkeit erkennt man am deutlichsten, wie der Vorstellungskreis, der den Einzelnen zur Zeit seines Wachsthums beherrscht, auf die ganze Richtung seines Wesens entscheidend einwirkt. In dem jungen Napoleon hatte sich das Corsenthum, wie es von den Franzosen in Fesseln geschlagen und beleidigt worden war, gleichsam personificirt. Das haben die meisten französischen Geschichtsschreiber nicht sehen können oder auch

nicht sehen wollen. Noch weniger vermochten sie, die Folgerungen daraus zu ziehen. Ihrer Erkenntniss trat ihr nationales Bewusstsein in den Weg. Denn die Geschichtsschreibung folgt zunächst und zumeist einem nationalen Impulse und dient nicht nur der nationalen Sache, sondern leider nur zu oft auch nationalen Vorurtheilen. Napoleon aber war von den Franzosen als Nationalheld anerkannt und Corsica sollte für ein legitimes Kind der französischen Völkerfamilie gelten. Dieses hat nicht wenig dazu beigetragen, dass die Denkwürdigkeiten von St Helena nach dieser Richtung hin das Feld behaupten konnten, dass die Anfänge von Napoleon's Laufbahn einer zu geringen Aufmerksamkeit gewürdigt und daher auch wenig verstanden worden sind.

Auch die Arbeiten von Nasica, Coston und Libri, denen jeder tiefere historische Sinn abgeht, haben die bezeichnete Lücke nicht auszufüllen vermocht.

Die Aufgabe, welche der französischen Geschichtsschreibung fast unüberwindliche Schwierigkeiten bietet, schien der corsischen naturgemäss zuzufallen. Das ist jedoch nur mit Einschränkung der Fall. Die nationale Entwicklung Corsica's gipfelt in dem 40jährigen Freiheitskampfe gegen Genua und Frankreich, welcher mit der Bewältigung der Insel im Jahre 1769 endigte. Mit der nationalen Selbständigkeit der Corsen war es seitdem vorüber; ihr trotziger Stolz war gebrochen, so dass selbst die grosse europäische Revolution, die 20 Jahre darauf die nationalen Hoffnungen noch einmal verjüngen und verwirklichen zu sollen schien, nur zu einer neuen Katastrophe führte. Die weitaus hervorragendste Persönlichkeit während dieser Glanzperiode der corsischen Geschichte und ihres tragischen Ausgangs war aber Pasquale Paoli; auf ihn, als auf den ruhmreichsten und letzten Vertreter des nationalen Gedankens, blieben die Blicke seiner Landsleute und der corsischen Geschichtsschreiber in erster Linie gerichtet;

Napoleon's wurde nur beiläufig gedacht. Hierzu kommt, dass die Bearbeiter der corsischen Geschichte für die Zeit nach 1789 erst nach dem napoleonischen Kaiserreich an die Arbeit gingen und durchweg zu Denen gehören, welche das Aufgehen Corsica's in Frankreich befürworten; sie neigen sämmtlich dahin, beide grosse Corsen in gleichem Maasse zu verherrlichen: Paoli, den unermüdlichen Verfechter der nationalen Selbständigkeit, und Napoleon, den gründlichsten Zerstörer derselben! Das aber ist nur möglich auf Kosten des Ersteren und wenn Napoleon's Abfall von Paoli und Festhalten an Frankreich ihm zum Verdienst angerechnet wird. Der Gesichtspunkt und die Auffassungsweise, wie sie dabei festgehalten werden, sind genau, wie sie Napoleon selbst auf St Helena vorschrieb. Hierfür bietet bereits Nasica ein schlagendes Beispiel; und selbst Renucci, mit seiner Storia di Corsica (Bastia 1833), sowie Arrhigi mit seiner Histoire de Pascal Paoli (Paris 1843), beides sonst in vieler Hinsicht sehr schätzbare Leistungen, machen hiervon keine Ausnahme.

Trotzdem sind es diese corsischen Geschichtsschreiber, welche für die erste Periode von Napoleon's politischer Laufbahn die reichste Ausbeute liefern; einfach desshalb, weil eben Corsica nicht nur das erste Object, sondern auch der Schauplatz seiner politischen Bethätigung gewesen ist, und sie daher schon bloss dadurch, dass sie die Geschichte der Insel zur Darstellung bringen, das erforderliche Material beiführen. Was von Corsica im Allgemeinen, das gilt von Paoli im Besondern. An ihm hat sich Napoleon entwickelt. Die Urkunden zu seiner Geschichte sind daher zugleich Urkunden zu derjenigen Napoleon's. Leider ist aber auch hier das Schicksal dem Historiker wenig günstig gewesen. Nach den von Paoli selbst hinterlassenen Papieren ist bisher vergeblich gesucht worden. Welchen Werth dieselben für die Geschichte von Napoleon haben würden, ersieht man aus den wenigen

Stücken, die Mortimer-Ternaux neuerdings durch die Familie von Paoli's Neffen erlangt und in seiner Geschichte der Schreckenszeit veröffentlicht hat. Um so unentbehrlicher ist die reiche Sammlung von Urkunden, die Tommaseo 1846 in dem XI. Bande des Archivio Storico Italiano zum Abdruck gebracht hat. Es sind hauptsächlich Briefe, Manifeste, Regierungsmaassregeln von Paoli, allein auch eine Reihe an ihn gerichteter Briefe und diplomatischer Aktenstücke. Erst auf Grund dieser Sammlung ist eine auf unmittelbare Kunde gegründete Darstellung von Paoli möglich geworden. Alfred v. Reumont hat seitdem im 2. Bande seiner „Beiträge zur italienischen Geschichte", in einer „Paoli und Korsika" überschriebenen Abhandlung, eine Skizze gegeben. Eine umfassende Biographie versuchte K. L. Klose (Leben Paskal Paoli's, Oberhauptes der Korsen, 1853). Endlich sei an dieser Stelle, wie billig, auch Gregorovius und sein „Corsica" dankbar erwähnt. Das Buch ist das Ergebniss eines längeren Aufenthaltes auf der Insel im Jahre 1853. Es bietet demgemäss nicht nur Forschungen, sondern Erlebnisse: den frischen, vollen Eindruck der merkwürdigen Insel und seines Völkchens, wie Gregorovius dasselbe in Leben und Dichtung, Gegenwart und Vergangenheit liebevoll und tief erfasste. Das giebt seinem Buche dauernden Werth. In Bezug auf Napoleon jedoch entlehnte er, wie er selbst angiebt, das Meiste dem kritiklosen Nasica.

Wenn solcherweise die corsische Geschichtsschreibung bisher für eine wissenschaftliche Erforschung und Darstellung der in Frage stehenden Periode der Geschichte Napoleon's weniger geleistet hat, als man von ihr wohl hätte erwarten können, so hat sie doch in sehr wesentlichen Punkten vorgearbeitet und einen reichen Stoff angesammelt, der über das von den französischen Schriftwerken Gebotene hinaus führt. Freilich gilt dieses der Hauptsache nach nur für die Jahre

1789—1793, während welcher Napoleon auf der Insel selbst thätig gewesen ist; für die Zeit vordem und die zwei nachfolgenden Jahre sind wir naturgemäss fast ausschliesslich auf französische Quellen angewiesen. Am Besten sind wir versorgt mit denen, die uns die eigentliche Jugendgeschichte Napoleon's erschliessen, bis zu seiner Ernennung zum Offizier (im September 1785), für welche auch die Denkwürdigkeiten oder vielmehr Plaudereien von St Helena selbst manchen annehmbaren Beitrag liefern. Zu diesen kommen die Mittheilungen zwei seiner Schulkameraden aus Brienne. Von ihnen hat der eine seine Erinnerungen bereits im Jahre 1797 von London aus veröffentlicht (siehe den Titel etc. in der Anmerkung auf S. 87). Seinen Namen hat er verschwiegen. Mir haben nur die französische Uebersetzung des interessanten Schriftchens und deren deutsche Uebertragung vorgelegen, doch hat ein dienstbeflissener Freund (Herr Benj. Buisson) die erstere mit einem Original im British Museum für mich verglichen. Die Abweichungen sind weit geringfügiger, als sie die Vorrede des Uebersetzers selbst vermuthen lässt; sie beschränken sich auf einige rühmende Phrasen, mit denen der Franzose dem in Frankreich damals bereits fast allmächtigen Helden huldigen zu müssen gemeint hat. Der zweite Schulkamerad ist Bourrienne, dessen Denkwürdigkeiten, namentlich für die Zeit bis zum 13. Vendémiaire nicht nur wegen der in denselben aufgenommenen Aktenstücke sehr werthvoll sind. Hierzu kommen die kurzen Aufzeichnungen und Aussprüche einzelner Lehrer. Gleich die folgenden Jahre, bis 1789, lassen sich bereits weit schwieriger genau erforschen. Doch haben hier Nasica, Coston und Libri mehr Material zugetragen, als bisher verarbeitet worden ist. Ich habe Napoleon's Denken und Trachten während dieser Zeit in einem Capitel, ‚Studienzeit' überschrieben, zusammen zu fassen versucht, und mich bestrebt, die Ein-

wirkung der zeitgenössischen Schriftsteller und Ideen auf den jungen Bonaparte möglichst klarzulegen. Für die ganze Periode bis zum 13. Vendémiaire, die ich im Unterschied von der engeren (die bis in den Sommer 1793 reicht) die weitere corsische Periode heissen möchte, kommen dann noch die Mémoiren von Lucian und Joseph Bonaparte hinzu, die beide in ihrer Weise unschätzbar sind, besonders daher, weil ihre Verfasser [1]) so gut wie ihr Bruder und Meister von der Tragweite historischer Forschung und Kritik eine sehr geringe Vorstellung gehabt zu haben scheinen: sonst hätten sie gewiss noch mehr verschwiegen. Auch so sind sie in ihren Mittheilungen sehr karg geblieben; namentlich ist zu bedauern, dass von ihren eigenen Schreiben und Berichten an Napoleon aus dieser Zeit gar keine und auch von denjenigen Napoleon's an sie nur ganz vereinzelte bekannt gegeben worden sind; selbst die verhältnissmässig so zahlreichen Briefe an Joseph aus dem Sommer 1795 dürften nicht vollzählig sein; an ihnen erkennt man übrigens deutlich, wie — trotz ihrer Zahl — erst die ergänzenden Schreiben Joseph's das volle Verständniss geben würden.

Aus der engeren corsischen Periode liegen leider gar keine Denkwürdigkeiten Anderer vor; und doch ist es kaum denkbar, dass namentlich Pozzo di Borgo und Salicetti, welche die allerwichtigsten Aufschlüsse geben konnten, keine Aufzeichnungen oder wenigstens Briefsammlungen hinterlassen haben sollten. Für die Zeit von der Belagerung Toulon's bis in den Sommer 1795 besitzen wir dagegen wenigstens noch die Mémoiren von Marmont, des Herzogs von Ragusa, jenes ritterlichen Waffengefährten Napoleon's, der als junger Lieutenant bereits dem Glückstern desselben vertrauend mit ihm

1) Die ‚Mémoires du Roi Joseph' hat der Herausgeber zum grössten Theil auch verfasst, allein die Zeit bis zum 13. Vendémiaire ist von Joseph selbst dargestellt.

nach Kriegsruhm zu jagen unternahm. Dieselben spiegeln den kecken soldatischen Uebermuth des Verfassers lebendig wieder und sind durch die frische, geistvolle Art der Darstellung unterhaltend genug, sie geben auch manchen werthvollen Aufschluss, doch lag dem alten Marschall die in Frage stehende Zeit zu weit zurück, als dass ihn seine Erinnerung nicht öfter im Stiche gelassen und er sich nicht mit einer kurzen Zusammenfassung der Ereignisse begnügt haben sollte; überdiess ist sein Gesichtspunkt doch immer vorwiegend ein militärischer. Der zweite Waffengefährte und Jünger Napoleon's seit Toulon: Jounot, Herzog von Abrantes, der bekanntlich vor seinem frühzeitigen Tode in Wahnsinn verfiel, hat selbst keine Mémoiren hinterlassen, doch hat seine Wittwe, deren Mutter aus der griechischen Colonie in Ajaccio stammte, die ihrigen wesentlich im Hinblick auf Napoleon verfasst und gewiss Vieles von ihrer Mutter und Jounot Erzählte als eigene Erlebnisse hinein gewoben. Sie hätte in ihrer Lage gerade unsern Zwecken wesentliche Dienste erweisen können, allein sie selbst war noch 1795 ein Kind und ist in ihrer eitlen, auf pikante Anecdoten gerichteten Schwatzhaftigkeit so unzuverlässig, dass man bestimmte Thatsachen von ihr kaum entlehnen darf. Doch bietet auch sie immerhin einige Anhaltspunkte.

Soviel über die vorhandene Literatur und die Beschaffenheit der Quellen. Es ist nur eine Skizze, ein gedrängter Ueberblick, der das im Buche selbst und in den Anmerkungen Gebotene nach dieser Richtung hin ergänzen und die Aufgabe, wie ich sie mir gestellt habe, klarlegen sollte. Nur das Wesentlichste hat Erwähnung gefunden [1]).

1) Die erst nach dem Tode des Verfassers, 1876, zur Veröffentlichung gelangte Geschichte Napoleon's von Henri Beyle, dem bekannten Romanschreiber, ist nur ein Fragment. Sie enthält zwar einzelne geistreiche Bemerkungen, ist aber sonst kaum mehr als ein Auszug aus den Denkwürdigkeiten von St Helena.

Neues archivalisches oder handschriftliches Material ist mir leider nicht zugänglich gewesen; deswegen habe ich aber doch so viel als irgend möglich aus Urkunden und unmittelbarer Ueberlieferung geschöpft. Auch den Hauptereignissen der Revolutionszeit liegen natürlich selbständige Studien zu Grunde.

Nicht immer kommt es darauf an, neues Material zu finden, die Wissenschaft wird häufig noch mehr gefördert durch die Sichtung und Verarbeitung des vorhandenen. In dieser Beziehung verstattete die bisherige Literatur über die ersten Perioden der Geschichte Napoleon's eine reiche Ernte. Habe ich durch meine Arbeit nur künftigen Forschern die Wege geebnet und fruchtbarere Gesichtspunkte, als die bisher geläufigen, zur Geltung gebracht, so wird auch das Auffinden von neuem Material wesentlich erleichtert sein. In keinem Falle war die aufgewendete Mühe eine vergebliche.

Im Uebrigen habe ich die Unzulänglichkeit des vorliegenden Materials nur zu sehr empfunden. Ich glaubte erst, Angesichts desselben von einer Darstellung ganz absehen und mich auf eine kritische Abhandlung beschränken zu müssen. Indessen die Kunst der Darstellung gehört so sehr zur historischen Methode, sie verkürzt das Verfahren und erleichtert das Verständniss in so hohem Grade, dass ich es lieber — als auf eine solche ganz zu verzichten — es auf eine mangelhafte habe ankommen lassen. Es fehlt derselben weder an Lücken, noch an Ungleichheiten. Wo Vermuthungen aushelfen mussten, habe ich diese nicht verborgen, sondern hervorgehoben. Polemik habe ich nach Kräften vermieden, indem ich es für wichtiger hielt, meine eigene Auffassung zu begründen, als die Fehler Anderer aufzudecken. Die Objectivität hoffe ich dadurch gewahrt zu haben, dass ich darauf ausgegangen bin, Personen und Ereignisse vor Allem zu erklären, d. h. aus ihren Ursachen abzuleiten und so in den

wissenschaftlichen Gesichtspunkt zu rücken. Sollte ich durch die Ergebnisse meiner Forschung nationalen Empfindungen zu nahe getreten sein, so thut es mir von Herzen leid: es lag gewiss nicht in meiner Absicht. Was ich suchte, war die Wirklichkeit, die genaue Kunde von dem Geschehenen und seinen Folgen. Durch nationale Schranken und Vorurtheile darf sich der Historiker am wenigsten beengen lassen; gehört es doch wesentlich mit zu seiner Aufgabe, dieselben zu durchbrechen! Nur insofern er der Erkenntniss als solcher dient, darf er auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben; indem er dieselbe fördert, steht er im Dienste nicht nur seines Volkes, sondern aller Völker, der Menschheit. Im Uebrigen dürften gerade aus der vorliegenden Arbeit Berechtigung und Tragweite der Nationalität bei der politischen Gestaltung der Völker hervorleuchten.

Erfurt, im August 1877.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Vorrede	
Zur Geschichte Corsica's	1
Pasquale Paoli	21
Eroberung Corsica's durch die Franzosen	47
Napoleon's Familie, Kindheit und Schulzeit	78
Napoleon's Studienzeit	95
Napoleon eilt, die Revolution nach Corsica zu verpflanzen	113
Paoli's Heimkehr	137
Die Wahlversammlung zu Orezza und der Club zu Ajaccio	144
Das Sendschreiben an Buttafuoco	158
Napoleon's Aufenthalt in Süd-Frankreich und abermalige Beurlaubung	173
Napoleon als Bataillonschef der besoldeten Nationalgarde auf Corsica	181
Napoleon's Aufenthalt in Paris im Sommer 1792	202
Der Kriegszug gegen Sardinien	214
Der Kampf gegen Paoli und Napoleon's Flucht	242
Der Bürgerkrieg	269
Toulon	277
Napoleon und Robespierre	286
Paoli's Lossagung von Frankreich und Napoleon's Versuch, Corsica wieder zu erobern	298
Napoleon's Aufenthalt in Paris im Sommer 1795	309
Der 13. Vendémiaire	327
Berichtigungen	340

Zur Geschichte Corsica's.

In demselben Maasse als sich die Cultur vom Osten her über das westliche Becken des mittelländischen Meeres verbreitete, wuchs auch die Bedeutung der Insel Corsica, deren centrale Lage sie schon sehr frühzeitig für die umwohnenden und vorüberziehenden Völker zu einem wahren Zankapfel machte. Phönizier, Griechen, Carthager, Römer, Vandalen, Gothen, Saracenen, Franken, Spanier, Franzosen und Italiener haben nach und mit einander um den Besitz der Insel blutige Kämpfe geführt, bis schliesslich die Genuesen sich derselben dauernd bemächtigten. Wie das Letztere geschah und was daraus für Folgen erwuchsen, ist für die Zeit, welche uns näher beschäftigen soll, zu wichtig, als dass wir nicht einleitend dabei verweilen müssten. Schon ein ganz kurz gedrängter Ueberblick wird zu richtiger Würdigung der folgenden Ereignisse beitragen und späterer Weitläufigkeit vorbeugen [1]).

Im Jahre 1077 beredete die Geistlichkeit die Corsen, welche sich vor den Wirren eines endlosen Bürgerkrieges nicht

1) Vrgl. insbesondere: ‚Istoria di Corsica dell' Arcid. A. P. Filippini', herausgegeben von Gregorij, mit einem Anhang von Urkunden, Einleitung und Anmerkungen (Pisa 1827) und ‚Istoria del Regno di Corsica' von Cambiagi (1770). Von neueren Darstellungen: Jacobi, ‚Histoire de la Corse' (1835) und Robiquet, ‚Recherches sur la Corse' (1840).

zu retten wussten, die Souveränität über die Insel dem Papste zu übertragen. Dieser seinerseits gab die Insel alsbald gegen einen entsprechenden jährlichen Tribut den Pisanern zu Lehen. Die Folge davon war, dass der Kampf zwischen Pisa und Genua auch auf Corsica hinüber spielte. Trotzdem die Herrschaft der Pisaner eine glückliche war und keine andere den Wohlstand auf der Insel mehr gefördert hat, gab es genug Unzufriedene, welche zu den Genuesen einen Rückhalt suchten und fanden. Der Papst selbst, welcher zwischen den Nebenbuhlern vermitteln wollte, schürte, indem er die Investitur der Bischöfe auf der Insel zur Hälfte den Pisanern, zur Hälfte den Genuesen anwies, den Wettstreit Beider nur noch mehr an. Die Genuesen erlangten dadurch für die Bethätigung ihres Einflusses auf Corsica einen rechtlichen Rückhalt. Im Jahre 1195 gelang es ihnen, sich Bonifacio's, eines an der Südspitze der Insel gelegenen Hafens, welcher die schmale Meerenge zwischen Corsica und Sardinien beherrscht, zu bemächtigen. Sie sicherten sich die Stadt namentlich auch dadurch, dass sie ihr die grössten Freiheiten verbürgten. Nachdem ein Jahrhundert später, am 6. August 1284, die Pisaner von ihnen in einer entscheidenden Seeschlacht aufs Haupt geschlagen worden waren, begann das Ansehen der Letzteren auf Corsica schnell zu sinken. Wahrscheinlich hätten sie bereits jetzt die Insel ganz aufgeben müssen, wenn nicht der Papst Bonifacius VIII. im Jahre 1296, dieselbe dem Könige von Aragon zu Lehen gegeben hätte. Dieses bewirkte, dass sich die Pisaner mit den Genuesen vertrugen; zugleich gelang es ihnen, durch eine Geldzahlung den König von Aragon von der Besitzergreifung der Insel abzuhalten (1309). Sie erkauften sich aber nur eine kurze Frist. Im Jahre 1325 verkaufte sie Peter von Aragon von Sardinien und brach damit auch ihre Herrschaft auf Corsica. Der corsische Häuptling Arrighi, welcher im Einverständniss mit ihnen die Insel be-

herrschte, gerieth in genuesische Gefangenschaft und am 12. August 1347 wurde die Souverainität über die Insel in einer feierlichen Nationalversammlung und unter Wahrung der Volksrechte von den Corsen den Genuesen übertragen.

Die hierauf folgende Besitzergreifung der Insel durch die Genuesen war nur eine vertragsmässige, keine thatsächliche. Die von Bürgerzwist heimgesuchte Republik, welche alle ihre Kräfte nöthig hatte, um auf dem Festlande die Nachbarn von sich abzuwehren, konnte sich um Corsica wenig bekümmern. Schon 1361 erstand daher in Arrigo de la Rocca ein einheimischer Häuptling, welcher sich zum Herrscher aufschwang und von den Spaniern so wirksam unterstützt wurde, dass sich die Genuesen geschlagen gaben. Eine genuesische Handelsgesellschaft, die Maona genannt, erbot sich zwar, die Insel gegen ein entsprechendes Privileg erobern zu wollen, allein sie vermochte es nicht. Erst nach dem Tode des Arrigo de la Rocca, als sich sein Sohn den Genuesen geneigt erwies, kamen sie, wenigstens in einem Theil der Insel, wieder zu Macht und Ansehen. Dieses dauerte aber nur so lange, bis sich unter den hervorragendsten Familien abermals ein unternehmender und fähiger Kopf fand. Diesmal war es der heldenmüthige Vincentello d'Istria, der als sechzehnjähriger Jüngling nach Spanien gegangen war und sich im Waffendienst so sehr hervorthat, dass ihm König Alfons von Aragon mehrere Schiffe anvertraute, mit welchen er die Genuesen bekriegen sollte. Er landete glücklich auf Corsica, berief eine Nationalversammlung und liess sich von derselben zum Grafen der Insel ausrufen. Er selbst huldigte dem Könige von Aragon. Wohl gelang es den Genuesen, nachdem sie das französische Joch von sich abgewälzt hatten, von Neuem vorzudringen; die Mehrheit der Corsen schaarten sich um den Statthalter der Republik und Vincentello musste sich auf die festen Plätze der Westküste zurückziehen; allein er eilte nach

Spanien hinüber und erhielt von dort aus eine Truppenmacht, welche ihn im Jahre 1419 abermals zum Herrn der Insel machte. König Alfons kam hierauf selbst nach Corsica, wo ihn Vincentello als Souverain empfing. Sämmtliche Küstenplätze, bis auf das uneinnehmbare Bonifacio, welches mit unerschütterlicher Treue zu Genua stand, unterlagen seinen Waffen. Er selbst segelte wieder ab, um das ihm zugefallene Königreich beider Sicilien zu übernehmen. Vincentello blieb als sein Stellvertreter zurück. Als auch dieser die Insel verliess, um seinen König in Neapel zu begrüssen, brach sofort ein Aufstand aus. Vincentello selbst gerieth auf dem Meere in genuesische Gefangenschaft und wurde als Rebell hingerichtet. König Alfons ernannte zwar einen neuen Grafen, die Corsen aber wollten denselben als solchen nicht anerkennen, sondern wählten einen Enkel des Arrigo de la Rocca. Bei Gelegenheit des hieraus erwachsenen Zwistes fasste Genua, oder vielmehr die Dogenfamilie Campo-Fregoso, auf der Insel wieder fester Fuss. Der blutigen Anarchie ward dadurch nicht gesteuert. Erst als ein Genuese (Nicolas V) den päpstlichen Thron bestieg, erlangte die Republik wieder ein entscheidendes Uebergewicht. Ein grosser Theil des Adels huldigte aber nach wie vor den Spaniern. Angesichts dieser Verwirrung beschloss eine Nationalversammlung, die Herrschaft über die Insel der genuesischen Compagnie St Georg anzubieten (1453). Der Senat der Republik erklärte sich damit einverstanden. Es begann hierauf ein strengeres Regiment auf der Insel, welches der spanischen Herrschaft ein Ende bereitete. Viele der angesehensten Corsen flüchteten aber ins Ausland.

Als im Jahre 1464 der Herzog von Mailand, Franz Sforza, Genua unterjochte, musste ihm auch Corsica huldigen. Als Ludwig XII von Frankreich in Genua gebot, überliess er die Insel der Compagnie St Georg, welche jedoch gegen die Adels-

familien schweren Stand hatte. Erst als der ruhmwürdige Andreas Doria dem Bürgerkriege in Genua ein Ende bereitete, kamen auch in die Verwaltung Corsicas mehr Energie und Ordnung, namentlich wurden gegen die Piraten wirksame Maassregeln getroffen. Allein Ruhe und Wohlfahrt ward auch jetzt den Corsen keineswegs zu Theil.

Es war die Zeit des grossen europäischen Krieges gegen die spanisch-habsburgische Weltherrschaft. Genua hielt in demselben zum Kaiser. Eine französisch-türkische Flotte, welche sich im Mittelmeer gesammelt hatte, bedrohte die Stadt. Corsica war unter solchen Umständen eine strategisch ungemein wichtige Position, welche auf der Grenzscheide zwischen Spanien und Italien gelegen die umliegenden Küsten beherrschte und in mehreren befestigten Häfen der Flotte eine vortreffliche Basis zum Angriff und sichere Zufluchtsstätten in der Noth gewährte. Diese Constellation der europäischen Politik benutzte ein Corse, um sein Vaterland der genuesischen Herrschaft zu entziehen.

Sampiero, so hiess derselbe, hatte zuerst in den Reihen der Schwarzen im Bürgerkriege zu Florenz mitgekämpft und war dann in französische Dienste getreten, wo er als Oberst eines corsischen Regimentes sich grossen Waffenruhm erwarb und dafür bei Hofe volle Anerkennung und seltene Auszeichnung erhielt. Als er hierauf nach Corsica kam, um die reiche Erbin Vannina Ornano heimzuführen, erregte seine Anwesenheit bei der Compagnie St Georg Argwohn; man fürchtete, es könne ihm die Organisation eines Aufstandes gelingen und setzte ihn gefangen. Der König von Frankreich bewirkte zwar seine Freilassung, allein Sampiero war der Letzte, eine erlittene Unbill zu vergessen: er schwor unerbittliche Rache und ewigen Hass gegen Genua. Auf seinen Antrieb beschloss die erwähnte französisch-türkische Flotte, welche vor Elba lag, eine Landung auf Corsica. Geschickte Unterhandlungen

und die Vertheilung der von den Genuesen eingezogenen Lehen, dazu der Name Sampiero's genügten, in einer nationalen Partei einen Rückhalt zu gewinnen und bald waren die Genuesen von der Insel fast gänzlich vertrieben. Sampiero und seine Landsleute huldigten dem Könige von Frankreich. Durch diese Wendung der Dinge fühlte sich auch der Kaiser in seinen Interessen schwer geschädigt. Er versprach den Genuesen seine Unterstützung. Andreas Doria selbst landete hierauf an der Spitze eines mächtigen, aus Italienern, Deutschen und Spaniern zusammengesetzten Heeres. Viele Corsen schlugen sich zu ihm. Der Kampf aber wurde dadurch für die Insel nur um so verhängnissvoller. Mehrere Jahre wüthete ein fürchterlicher Krieg. Doch erlangten die Franzosen und Sampiero schliesslich die Oberhand. Die Genuesen nämlich mussten ihre Hauptmacht gegen die Türken wenden und der Kaiser schloss mit Frankreich einen fünfjährigen Waffenstillstand. Die Souverainität über die Insel wurde von einer Nationalversammlung dem Könige von Frankreich angeboten, Corsica der französischen Krone einverleibt.

Die französische Herrschaft war aber von kurzer Dauer. Die Genuesen gaben ihre Ansprüche nicht auf und im allgemeinen Frieden zu Chateau-Cambresis (1559) wurde ihnen, vornehmlich durch die Verwendung König Philipps II von Spanien, die Insel wieder überwiesen. Am 7. November 1559 segelten die Franzosen wieder ab.

Sampiero und seine Anhänger sahen sich verlassen. Ihre Güter wurden eingezogen und das Volk sollte durch eine Kriegssteuer die Compagnie St Georg für die erlittenen Verluste entschädigen. Obgleich die Compagnie von ihren Forderungen abliess und alles aufbot, um das Volk wieder zu beruhigen, blieb doch der Hass gegen sie lebendig und der verwegene Sampiero war mehr als je entschlossen, alles daran zu setzen, um die Genuesen von der Insel zu vertreiben.

Er wandte sich an den französischen Hof, an den König von Navarra, an die italienischen Staaten, namentlich an die Medici, welche den Spaniern grollten, nach Tunis, nach Constantinopel. Ueberall wurde er mit Auszeichnung und Bewunderung empfangen, allein eine wirkliche Unterstützung konnte er nicht erlangen. Da unternahm er den Kampf auf eigene Hand. Er landete auf Corsica mit einer ganz kleinen Schaar, allein bald umgab ihn ein mächtiger Anhang. Trotzdem die Spanier den Genuesen Hülfe leisteten, hatten diese schweren Stand. Indess selbst Solche, welche in Sampiero den Vater des Vaterlandes begrüssten, zogen schliesslich die genuesische Herrschaft einem wahrscheinlich endlosen Bürgerkriege vor[1]). Er hatte seine gefährlichsten Feinde unter seinen eigenen Landsleuten. Eine Verschwörung machte zum Jubel der Genuesen seinem Leben ein Ende. Die Verschworenen lockten ihn in einen Hinterhalt und sein eigener Waffenträger streckte ihn meuchlings nieder.

In Sampiero starb jener Corse, welcher bis auf den heutigen Tag für den urwüchsigsten und vollgültigsten Ausdruck der corsischen Individualität gilt. Als die Genuesen sein Weib verleitet hatten, mit ihrem Kinde nach Genua zu kommen und dadurch ihren Gatten von seinem Vorhaben abzubringen, musste sie von seiner eigenen Hand den Tod erleiden; so forderten es seine Ehre und das heilige Gefühl der Rache. „Sampiero war", so schildert ihn Gregorovius[2]), „von hoher Gestalt, von finsterm und kriegerischem Ansehn, von stolzem Wesen, dunkelbärtig, von schwarzen und krausen Haaren. Sein Blick war durchdringend, seine Rede kurz, fest und gewaltig. Obwol ein Sohn der Natur und ohne Erziehung, besass er doch einen feinen Verstand und ein vortreffliches Ur-

1) Vergl. Jacobi I, 382.

2) Corsica, I, 49/50. Stuttgart u. Tübingen 1854.

theil.... Er lebte schlicht wie ein Hirte, trug den wollenen Kittel seines Landes und schlief auf nackter Erde. Er hatte mit den am meisten schwelgerischen Höfen der Welt verkehrt, mit dem von Florenz und dem von Versailles, doch hatte er nichts von der Falschheit ihrer Grundsätze und der Verderbniss ihrer Sitten gelernt. Der rauhe Mann konnte sein Weib ermorden, weil sie sich und ihr Kind dem Landesfeinde verrathen hatte, aber er wusste nichts von jenen Verbrechen, welche die Natur verkehren und ihre Schändung zu einer verfeinerten Lebensphilosophie stempeln. Er war einfach, rauh und gross, vernichtend jäh und schrecklich, ein Mann aus einem Gusse und von dem gewaltigsten Gepräge ursprünglicher Natur." In ihm kam nicht nur der Charakter, sondern auch das Schicksal des corsischen Volkes zum Ausdruck. Sein Sohn Alfons wurde von den Corsen zu seinem Nachfolger auserkoren, allein er traf (1568) mit den Genuesen ein friedliches Abkommen und starb als französischer Marschall.

Erst von dieser Zeit ab, nachdem auch Sampiero erlegen war, datirt streng genommen die genuesische Herrschaft auf Corsica. Sie begann unter den glücklichsten Auspicien und war Anfangs so mild und gerecht, dass sogar ihre Gegner es anerkennen müssen[1]). Ihre Aufgabe war aber eine so schwierige, dass auch die besten Kräfte kaum hinreichen mochten, sie zu bewältigen. Das Volk war verwildert, ohne Wohlstand, ohne Bildung, ohne Treue, durch die allseitige Bewerbung um seine Gunst zugleich verwöhnt und enttäuscht, ebenso stolz als träge, zum Theil längst gegen die Genuesen aufgehetzt und von diesen daher zugleich gefürchtet und bedroht. Das Land war weit und breit verwüstet und verödet. Dörfer und Städte lagen in Asche; Hungersnoth und verheerende

1) Vergl. Jacobi II. S.

Epidemien forderten jährlich zahllose Opfer; Piraten plünderten die Küsten und vertrieben oder raubten die hülflosen Bewohner derselben.

Zur allgemeinen Verwirrung und zum schreienden Nothstand kamen die geographische Zerklüftung der Insel und die damit eng verknüpften Staatsformen und politischen Neigungen. Die Insel wird nämlich von Norden nach Süden durch einen bis zu 9000′ ansteigenden Gebirgszug in zwei ungleiche Hälften getheilt: in die östliche, dem italienischen Festlande zugekehrte, welche ungefähr zwei Drittel des ganzen Flächenraumes umfasst und sowohl der Bodenbeschaffenheit als der Dichtigkeit der Bevölkerung nach weitaus die bedeutendere ist, und in die westliche Hälfte, wo das Gebirge viel näher an die Küste heranrückt und wo daher neben den vereinzelten Städten die vollkommenste Bergwildniss herrscht. Dieser geographischen Scheidung entsprechend trennte sich seit undenklichen Zeiten das Volk diesseits der Berge, d. h. die ganze Ostküste und das Innere, von dem Volke jenseits der Berge. Diesseits der Berge war es bereits um das Jahr 1000 gelungen eine demokratische Verfassungsform einzurichten, welche auf die Wahl der Beamten durch das Volk gegründet, die einzelnen Gemeinden zugleich zur Selbstverwaltung antrieb und mit einander verbündete. Diese Einrichtung war eine so ursprüngliche und zweckentsprechende, dass sie sich aus dem wirren Getümmel der Waffen und Parteiungen immer wieder mehr oder minder unversehrt gerettet hatte; so weit sie reichte, hiess das Land terre di commune. Hier versammelten sich jene Volksversammlungen oder Consulten, welche über die Souverainität der Insel zu bestimmen pflegten. Es war der Kern der Nation. Im übrigen Theil der Insel herrschten noch lange die Lehensherren fast unumschränkt. Dieser Gegensatz hatte zu den Wirren nicht wenig beigetragen. Derselbe war um so fühlbarer und gehässiger,

weil die Bewohner der terre di commune, wenn sie ihre Zuflucht zum Auslande nahmen, sich zunächst an die Italiener wandten, auf welche sie der geographischen Lage nach angewiesen waren und mit welchen sie von jeher im regsten Wechselverkehr gestanden hatten: die Bewohner der Westküste dagegen mehr zu Spanien und Frankreich hielten. Sogar auf der kleinen Insel bildete solcherweise das Gebirge in politischer Beziehung eine wesentlichere Grenzscheide, als selbst das Meer.

Die Verfassungsform der terre di commune gipfelte in einem Rathe von zwölf Mitgliedern, welchem jenseits der Berge, seitdem sich auch dort die Selbstverwaltung mehr ausgebildet hatte, ein Rath von sechs Mitgliedern entsprach; beide Räthe gingen aus Volkswahlen hervor und bildeten zusammen die höchste nationale Behörde. Im genuesischen Senate selbst wurde die corsische Nation durch einen ständigen Sprecher vertreten, und zur obersten Controle über die Beamten war ein Syndicatsgericht vorhanden, welches zugleich aus Corsen und Genuesen zusammengesetzt sein sollte. Die Republik liess es dabei bewenden, allein die natürlichen Vertreter der Nation verloren gegenüber der genuesischen Verwaltung mit der Zeit so sehr an Ansehen, dass sie gegen das, was sie ursprünglich gewesen waren, zu einem Schatten wurden. Es erwies sich, dass die Genuesen ihre eigenen Interessen mit denen der Inselbewohner nicht zu vereinbaren verstanden. Sie vermochten ihre Herrschaft daher bald nur noch durch Gewalt und List aufrecht zu halten und gewöhnten sich daran, die Insel als eine Pfründe zu betrachten, als ein unterthäniges Land, welches sie mit seinen Erzeugnissen bereichern sollte und dessen Bevölkerung keine weiteren Rechte besass, als welche ihr die Republik einzuräumen für gut befand. Diese Anschauungsweise hing mit den elenden Volksverhältnissen und dem Absolutismus der Regierungen, wie sie

sich auf dem europäischen Festlande aus dem Feudalsystem heraus durchgehends entwickelt hatten, zusammen. Die ligurische Republik selbst war im Verlaufe des 17ten Jahrhunderts zu einer unleidlichen Oligarchie ausgeartet, deren Schwächen und Willkür auf Corsica doppelt fühlbar waren. Die Corsen wurden aus allen wichtigeren oder einträglicheren Aemtern ausgeschlossen, keiner von ihnen durfte auch nur Officier werden; der Handel musste auf genuesischen Schiffen und über Genua betrieben werden; für eine Belebung der Industrie wurde so wenig gesorgt, wie für Bildungsanstalten; die Justiz war bestechlich, kostspielig und willkürlich. Von den beiden Statthaltern zu Bastia und Ajaccio an, deren Hofstaat mit der Armuth der Bevölkerung peinlich contrastirte, bis zum geringsten genuesischen Beamten, bis zum einzelnen Soldaten herab, war Allen der Aufenthalt auf der Insel nur in sofern willkommen, als sie sich auf Kosten des unterjochten Volkes bereichern konnten. Die Strebsameren und besseren Köpfe eilten unter solchen Umständen in die Fremde. Mit ihnen gingen für Land und Volk die schöpferischsten Kräfte verloren. Ein beträchtlicher Theil der männlichen Bevölkerung liess sich überdies für den Kriegsdienst werben. Die corsischen Regimenter bildeten in den italienischen Staaten, in Frankreich und Spanien nicht den schlechtesten Theil der Heere. Zu diesem Abgang an Arbeitskräften kam eine Unzahl von Mönchsklöstern, deren Entstehung die Genuesen begünstigten. Weitaus das schlimmste Uebel war aber jene verhängnissvolle Blutrache, welche einen ewigen Kriegszustand zur Folge hatte. Sie galt für heilig und eine Sippe verfolgte die andere durch viele Geschlechter hindurch. Der geringste Anlass konnte viele Familien, die zu gegenseitigem Schutz in Bündnisse zusammentraten, ganze Districte in die Waffen bringen. Solche mit Blut besiegelte Parteiungen verdrängten alle übrigen Interessen und boten dem gemeinsamen Feinde

die beste Handhabe, seine Ueberlegenheit geltend zu machen. Die Genuesen suchten dem Verhängniss so wenig zu steuern, dass sie das Tragen von Feuerwaffen gegen eine Abgabe ruhig verstatteten. So galten denn die Corsen, namentlich im Innern der Insel, denn die Städter an der Küste wurden begünstigt, den Genuesen für ebenso verworfen als schlechterdings culturunfähig. Sie waren es zufrieden, wenn dieselben sich selbst aufrieben. Die Verwahrlosten lebten demgemäss in einsamer Bergwildniss und dichten Waldungen als arme Hirten und wilde Jäger, nicht selten als verwegene Briganten, in Ingrimm und Elend. Zu spät sollten die hochmüthigen Oligarchen erfahren, wie die von ihnen Geknechteten und Missachteten mit ihrer Wildheit ihre Ursprünglichkeit bewahrten und wie in ihnen eine Kraft lebte, welche das entwürdigende Joch noch einmal abschütteln sollte.

Zu Ende der zwanziger Jahre des 18ten Jahrhunderts brach dem bis zur Verzweiflung gemarterten Volke die letzte Geduld, es erwachte aus seiner langen Lethargie, verweigerte die Abgaben und griff zu den Waffen. Ueberallhin ertönte die Seemuschel, welche zum Freiheitskampfe aufrief. Gleich die ersten Zusammenrottungen bereiteten den Genuesen solche Verlegenheit, dass sie es mit Nachgiebigkeit und Versprechungen versuchten. Da sich jedoch die letzteren als trügerische erwiesen, kam es zu immer giftigerem Zwiespalt und bald drohte ein Kampf, dessen Tragweite nicht mehr abzusehen war. Die wohlhabenderen Familien hielten sich nicht länger abseits, sondern begannen sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Am 11. September 1730 versammelte sich wie in früheren Jahrhunderten eine Nationalversammlung, welche Colonna Ceccaldi und Giafferi, zwei Patrioten von Bildung und militärischer Befähigung, die auch dem Feinde Achtung einflössen mussten, zu Häuptlingen der Nation ausrief. Unter ihrer Leitung trat dann am 9. Februar 1731 zu

Corte eine Consulta zusammen, welche ein neues Verwaltungssystem einrichtete und die erforderlichen Magistrate ernannte. Die Souverainität wurde solcherweise den Genuesen bereits streitig gemacht. Zugleich wurde eine nationale Miliz organisirt. Diese Maassregeln der Aufständischen waren so durchgreifende und von solchem Erfolge begleitet, dass die Genuesen sich bald auf die festen Küstenplätze zurückzogen und sich auf die Defensive beschränkten. Sie mochten hoffen, dass die Aufständischen, denen es fast gänzlich an Munition fehlte, wenn sie nur von der Aussenwelt abgeschnitten blieben, bald in sich zerfallen und ermatten würden. Allein die Sperre war keine vollständige und schon mischten sich fremde Mächte in den Kampf. Unter Anderm landete ein Schiff mit einer Ladung Kriegsbedarf, welche die Engländer, angeblich Privatleute, den Aufständischen kostenfrei überliessen. In ihrer wachsenden Besorgniss wandten sich die Genuesen mit einem Hülfegesuch an den Kaiser Karl VI. Sie erhielten von demselben 8000 Mann deutscher Soldtruppen. Vor dieser Truppenmacht mussten die Corsen zurückweichen. Sie kämpften aber um jeden Fussbreit Landes und lockten den Feind schliesslich in eine so gefährliche Stellung, dass er eine entscheidende Niederlage erlitt. Die ganze Hauptheeresabtheilung musste die Waffen strecken. Giafferi, dem der Ruhm dieses überraschenden Sieges gebührte, erwies sich bei der Ausbeutung desselben als ein kluger Politiker: er entliess nämlich den gefangenen kaiserlichen General, unter der Bedingung, dass derselbe dem Kaiser die Beschwerden und Forderungen der Corsen überbringe und ihn um seine Vermittlung angehe. Noch einmal rafften die Genuesen ihre ganze Kraft zusammen und zogen aus Mailand frische Soldtruppen heran. Allein sie erlitten trotzdem Schlappe auf Schlappe und sogar eine zweite, kaum weniger beschämende Niederlage als die erste. Die im Auslande verstreuten Corsen kehrten

[illegible] wenn [illegible] die Waffen zu [illegible] oder be-[illegible] die einzelnen [illegible] Ein[illegible] nahm [illegible] die ungesammte Kraft [illegible] glänzend als [illegible] den Waffen. Die Vermittlung drohte eine [illegible] zu werden. [illegible] Frieden. Die [illegible] mit den Auf-ständischen [illegible] in welchen sie ihnen [illegible] allgemeine Amnestie, eine [illegible] Ausgaben der [illegible] grösseren [illegible] Bestätigung der [illegible] einen Ausschuss [illegible] Einheimischen zur [illegible] vor Gericht [illegible]. Dafür wurde die Bevölke-rung der [illegible] entwaffnet.

Dieser Friedensschluss war jedoch ein erzwungener und von kurzer Dauer. Wie wenig die [illegible] geneigt waren, [illegible] anzuerkennen, bewiesen sie, indem sie die ersten [illegible] Häuptlinge, [illegible] und [illegible] den [illegible] Raimondi, welche während des Krieges den Vermittler gemacht hatte, gefangen setzten. Der Kaiser befreite dieselben zwar durch seine Verwendung, allein der Eindruck der Gewaltthat blieb lebendig und [illegible] Hass und unauslöschbares Misstrauen brachten es bald wieder zum offenen Bruch. Schon im Januar 17[illegible] versammelte sich zu [illegible] eine cantonale Consulta, auf welcher beschlossen wurde, sich von Genua loszusagen. Die genuesischen Truppen, welche diesen par-

1) Der Vertrag ist abgedruckt im Codice diplomatico d'Italia t. VI, p. [illegible] und bei Cambiagi III, [illegible].

tiellen Aufstand schnell niederwerfen sollten, wurden geschlagen und ihrer Waffen beraubt, und bald war die ganze Insel wieder in Aufruhr. Giafferi, welcher nach seiner Freilassung verbannt worden war, hielt, wie es scheint, von Livorno aus die Zügel der Bewegung in der Hand. Er kam jetzt zurück und ward zum alleinigen Haupt der Civil- und Militärverwaltung der Nation erwählt. Er selbst erbat sich jedoch in Hyacinth Paoli einen Amtsgenossen. In den Händen dieser beiden Generale lag das Schicksal der Insel. Sie wagten aber noch nicht, sich auf ihre eigenen Kräfte zu verlassen, sondern beschlossen, die Souverainität über die Insel dem Könige von Spanien, der immer noch den Titel eines Königs von Corsica führte, anzubieten. Als dieser das Anerbieten ablehnte, stellten sich die Aufständischen unter den alleinigen Schutz der heiligen Jungfrau und sannen darauf, sich eine selbständige Verfassung zu geben[1]). Selbst der kirchliche Bann, welchen der Bischof von Aleria über sie aussprach, schreckte sie nicht ab. Sie antworteten vielmehr dem Bischof, indem sie dessen Haus verwüsteten. Die Genuesen zogen auch jetzt im Waffengange beständig den Kürzeren, allein den Corsen fehlte es auch wieder bedenklich an Kriegsbedarf. Nur selten gelang es einem oder dem anderen ihrer Schiffe, unbemerkt von dem italienischen Festlande herüber zu kommen. In dieser Noth kamen abermals zwei Schiffsladungen mit Kriegsbedarf, welche ihnen die Engländer schickten. Darüber war auf der Insel grosser Jubel und die Zuversicht der Nationalen (denn so glauben wir die Aufständischen fortan am richtigsten zu bezeichnen) ging so weit, dass sie mit den Genuesen nicht eher wieder eine Uebereinkunft schliessen wollten, bevor diese ihnen nicht eine durchaus selbständige Verwaltung eingeräumt haben würden.

---

1) S. das Aktenstück bei Cambiagi III, 71 f.

So ungefähr standen die Angelegenheiten, als am 12. März 1736 sich — für das Volk ganz unerwartet — zwei Schiffe der Küste näherten und ein König ans Land stieg. Es war dies der abentheuerliche westphälische Baron Theodor von Neuhof, ein Glücksritter, der sich an den verschiedenen Höfen, namentlich zu Versailles und Madrid, herumgetrieben hatte und darauf ausging, eine Rolle zu spielen. Er hatte dazu nicht nur die mannigfachsten Verbindungen angeknüpft, sondern auch werthvolle Kenntnisse erworben, besonders in der Staatsökonomie. Der berühmte Law hatte in ihm einen eifrigen Anhänger. Die corsische Verwicklung, welche die Aufmerksamkeit Europa's auf sich zu lenken begann, lockte ihn heran. Seine Geschäftigkeit und sein Ehrgeiz fanden hier erwünschten Spielraum und die geheimen englischen und corsischen Agenten in ihm einen sehr brauchbaren Hülfsgenossen. Er liess sich Empfehlungsschreiben geben und eilte nach Tunis, wo er nach Wunsch ausgerüstet wurde. So landete er auf Corsica mit beträchtlicher Baarschaft und reicher Ladung von Kriegsgeräthen. Giafferi und Hyacinth Paoli wussten von seinem Vorhaben und waren mit ihm im Einverständniss; sie sorgten dafür, dass er in aller Form zum Könige der Insel ausgerufen wurde. Die Verfassung, die er bei seiner Krönung beschwören musste, verbürgte dem Volke einen wesentlichen Antheil an der Regierung und befreite es von den drückendsten Feudallasten. Er hielt dieselbe auch ein und alle seine Anordnungen, die er im Verein mit seinen Räthen traf, zeugten zugleich für seinen erfinderischen Geist und den Ernst, mit welchem er der übernommenen Aufgabe oblag. Die Adligen und Angesehensten unter den Corsen gewann er durch Verleihung von Titeln und Ueberweisung von Gütern [1]). Andrerseits unternahm er eine Vertheilung der

1) Dieser Umstand wird sonst nicht erwähnt. Vgl. aber die für

Abgaben im Verhältniss zu den Einnahmen und gab Handel, Jagd und Fischerei frei. Sein Hauptaugenmerk blieb aber, wie es der Lage entsprach, auf das Heer gerichtet, welches er gehörig auszurüsten und zu discipliniren versuchte. Er selbst soll als Anführer desselben keinen geringen persönlichen Muth gezeigt haben. Allein die Vertreibung der Genuesen von der Insel wollte ihm nicht gelingen; er hatte den Widerstand der Küstenplätze, deren Einwohner treu zur Republik hielten, unterschätzt. An der Belagerung von Bastia brach er seine Kräfte vergeblich. Der Winter erschien und es begann bereits wieder bedenklich an Kriegsgeräthen und Mundvorrath zu fehlen. Da setzte Theodor eine Regentschaft ein und machte sich selbst auf, die versprochene Hülfleistung der auswärtigen Mächte womöglich herbeizuschaffen. Dass er nicht einfach die Flucht ergriffen hatte, bezeugten bald reiche Waffensendungen, welche namentlich auf holländischen Schiffen anlangten und welche mit Oel, Wachs, Honig, Wolle, Korallen und anderen Erzeugnissen der Insel leicht bezahlt wurden. Die Corsen schworen ihm wiederholt Treue.

Indess die Genuesen wandten sich in ihrer Hülflosigkeit an den Hof in Versailles, wo man das Bündniss der Corsen mit einer andern Macht sehr befürchtete. Es kam zu einem Vertrage, in welchem Frankreich, die Rolle eines Vermittlers übernehmend, sich anheischig machte, der Republik die Insel wieder zu untergeben. Die Bestürzung der Nationalen war gross, allein da die Franzosen nur 3000 Mann landeten und

---

die Jahre 1737—1741 beachtenswerthe Chronik, Tommaseo im Archivio Storico Italiano T. XI zum Abdruck gebracht hat. In einem Rundschreiben, welches die Verdienste Theodor's aufzählt, heisst es u. A.: „Egli ha fatto restituire alle antiche famiglie côrse quel che loro avea spettato; e lo soprappiù l'ha diviso tra i nuovi conti e marchesi che dal numero dei Nazionali ha creati."

König Theodor nicht nur mit Waffensendungen fortfuhr, sondern auch seine baldige Wiederkunft verkündete, so liessen sie ihre Hoffnungen noch nicht fallen, sondern beschlossen, treu zu ihrem erwählten Könige zu stehen. Dieser erschien wirklich mit drei holländischen Kriegsschiffen. Allein man trachtete so hartnäckig nach seinem Leben und die Angeseheneren unter den Corsen zeigten so wenig Entgegenkommen, dass er bald wieder davonging. Die Genuesen setzten einen hohen Preis auf seinen Kopf und die Franzosen erklärten Jeden, der ihm huldige, für einen Rebellen.

Die Regentschaft nämlich hatte mit den Franzosen Verhandlungen angeknüpft. Es schien sogar, als würde eine Vereinbarung zu Stande kommen. Selbst nachdem die Franzosen die Unterwerfung der Corsen unter Genua als Grundlage derselben forderten, wurden die Verhandlungen nicht abgebrochen. Viele unter den Nationalen wünschten die Insel unter französischen Schutz zu stellen. Ueberhaupt begannen seit der Einmischung der Franzosen die Meinungen so zu schwanken und auseinander zu gehen, dass im Lager der Nationalen mit der Eintracht auch das Ansehen der Führer und die nothdürftigste Ordnung zu schwinden begannen. Am meisten aufgebracht waren die Corsen darüber, dass die Franzosen auf ihre Entwaffnung bestanden. Als diese mit Gewalt durchgesetzt werden sollte, kam es zwischen den Nationalen und den französischen Truppen zum Kampfe. Die letzteren mussten zurückweichen. Dadurch fühlte sich Ludwig XV in seiner Ehre getroffen und entsandte schleunigst eine so ansehnliche Truppenmacht, dass die Nationalen den Widerstand bald aufgaben. Sie mussten die Souverainität der Republik wieder anerkennen und ihre Waffen ausliefern; dafür verbürgten ihnen die Franzosen ausgedehnte nationale Rechte. Die Hervorragendsten unter den Führern wanderten aus. Hyacinth Paoli ging mit seinem 14jährigen Sohne Pasquale nach Neapel.

Der allgemeine europäische Krieg, wie er 1740 nach dem Tode Kaiser Karls VI um den Besitz des habsburgischen Erbes entbrannte, brachte neue, unabsehbare Verwicklungen. Die Franzosen brauchten ihre Streitkräfte auf dem Festlande und die Genuesen vermochten — so sehr sie sich der Milde und Nachsicht bestrebten — nicht, einem neuen Aufstande vorzubeugen, zu dessen Bewältigung ihre Kräfte niemals weniger hinreichten. Im Jahre 1743 erschien sogar König Theodor wieder, diessmal besonders auf die Engländer gestützt, deren Mittelmeer-Flotte ihn auf der Insel landete. Seine Anwesenheit war aber eine ganz kurze und fruchtlose. Er warf den Corsen Wankelmuth, Verrath und Bestechlichkeit vor und diese hatten zu ihm kein Vertrauen mehr. Er begab sich daher bald bitter enttäuscht nach London, wo er, da er seine zahlreichen Gläubiger nicht zu befriedigen vermochte, bis kurz vor seinem Tode (1756) im Schuldthurm eingesperrt blieb[1]).

Die Nationalen wählten nach seinem Abgange Joh. Peter Gaffori und Alerius Matra zu ihren Führern, und waren wie nur je entschlossen, der genuesischen Herrschaft auf der Insel ein Ende zu bereiten. Die Gelegenheit konnte keine günstigere sein. Die ligurische Republik war auch auf dem Festlande ihrem Untergange nahe. Sie wurde nämlich von ihrem mächtigen Nachbarn, dem Könige von Sardinien, dessen Ansprüche von Maria Theresia und den Engländern unterstützt wurden, in ihren Besitzungen bedroht und suchte Zuflucht in einem Bündniss mit den bourbonischen Höfen, d. h. mit Frankreich, Spanien und Neapel, welche schon damals ihre Familienbeziehungen zu einem politischen System auszubilden begannen[2]). Die Folge davon war, dass von Wien aus Genua nur

1) Vrgl. Boswell, State of Corsica. Der Minister Walpole befreite ihn endlich.

2) Vrgl. Koch et Schoell, Histoire abrégée des traités de

noch als ein kaiserliches Lehen betrachtet wurde[1]). Die Corsen erhielten von Maria Theresia ein huldvolles Handschreiben, in welchem sie die Gerechtigkeit ihrer Sache anerkannte und ihnen mit Hülfe ihrer Bundesgenossen jeden möglichen Beistand versprach[2]. Die Genuesen dagegen wurden von ihr wie Rebellen behandelt[3]. Ein österreichischer General besetzte die Stadt. Indess die Karten wendeten sich wieder. Als es endlich 1748 in Aachen zu einem allgemeinen Friedensschluss kam, trat im Wesentlichen Alles in den Stand, wie vor dem Kriege. Corsica blieb demnach bei Genua. All der Heldenmuth der Nationalen, die wirksame Hülfe piemontesischer Regimenter und der englischen Flotte, welche die Nationalen sogar zur Besitznahme von San Fiorenzo und Bastia verholfen hatte, — die überraschendsten Erfolge waren vergeblich gewesen: ein unheilvoller Zwist zwischen den Führern hatte die Engländer von ihnen abgewendet und die Franzosen, welche im Verein mit den Spaniern den Genuesen zu Hülfe geeilt waren, gaben den Ausschlag. Unter ihrem gebieterischen Einflusse wurde am 10. Januar 1752 mit Genua abermals ein Vergleich abgeschlossen.

So günstig verhältnissmässig dieser Vergleich für die Nationalen war, sie fühlten sich durch denselben doch schwer beeinträchtigt und hatten nur gezwungen beigestimmt. Das Gleiche galt von den Genuesen. Der Friede dauerte daher nicht länger als die Anwesenheit der Franzosen. Als diese abzogen und die festen Plätze, auch diejenigen, welche ihnen die Nationalen nicht ohne Vorbehalt eingeräumt hatten, den Genuesen überliessen, brach der Kampf sofort wieder los.

---

paix etc. T. II. Insbesondere den Vertrag von Aranjuez vom 7. Mai 1745.

1) Ebendas. p. 396, Anmerkung, wo Haeberlins ‚Nachricht von der Republik Genua' gedacht wird.

2) Abgedr. im Arch. stor. Ital. XI, p. CXCVII.

3) Koch et Schoell II, 396.

Die Nationalen erwählten zu ihrem alleinigen Häuptling jenen Gaffori, der sie schon oft zum Siege geführt und dessen Vaterlandsliebe sich in den schwierigsten Krisen niemals verleugnet hatte. Unter seiner Führung trieben sie die Genuesen bald wieder in die Küstenplätze zurück. Diese sannen in ihrer Ohnmacht darauf, wie sie Gaffori aus dem Wege räumen könnten. Der Neid und der Hader der Corsen kam ihnen dabei zu Hülfe. Gaffori's eigener Bruder trat der Verschwörung gegen ihn bei und am 3. October 1753 war der geliebte Held seines Volkes eine Leiche.

Diese verruchte Mordthat gab den Nationalen nur noch giftigeren Hass gegen Genua ein und steigerte ihre Kampfeswuth; sie dürsteten zugleich nach Freiheit und nach Rache. Allein die Verwirrung, die hierauf erfolgte, war keine geringe. Die Regentschaft vermochte derselben nicht abzuhelfen. Familienzwist und Anarchie griffen immer weiter um sich. Es fehlte an einem Oberhaupte. Da richteten sich die Blicke nach Neapel auf den jungen Pasquale Paoli.

Pasquale Paoli.

Der junge Verbannte hatte in Neapel eine ungemein sorgfältige Erziehung erhalten, welche ihn ebenso sehr zum Civil- wie zum Militärdienste befähigte. Der berühmte Genovesi, welcher sich im Gebiete der Rechtskunde, der Philosophie und der Volkswirthschaft, zugleich als Schriftsteller und als Redner auszeichnete, war sein Lehrer gewesen und hatte schon frühzeitig grosse Stücke auf ihn gehalten. Einen sehr wesentlichen Einfluss auf seine Erziehung übte auch der Vater selbst. Dieser war ein Kind des Volkes und seinem ursprünglichen Berufe nach Arzt. Während seiner Oberhauptschaft im Kriege gegen die Genuesen hatte er sich nicht weniger im Rathe durch Einsicht und Beredsamkeit, als im Felde

durch militarisches Geschick hervorgethan. Dabei war er eine sinnige, auf das Geistige gerichtete Natur und ein geschätzter Dichter. In Neapel war er Oberst des dortigen corsischen Regimentes geworden. An seinem Beispiele lernte der Sohn sich bilden und beherrschen, das Ungemach mit heiterer Würde ertragen, den Schmerz nicht durch Hass zu vergiften, achtunggebietend zu befehlen, vor allem die Kunst — zu warten, alle Gedanken auf Ein Ziel zu richten und doch stets der Zeit Rechnung zu tragen. Hierauf wurde, nach dem eigenen Bekenntniss Pasquale's, bei seiner Erziehung der Hauptnachdruck gelegt [1]).

Er war als Offizier in neapolitanische Dienste getreten und hatte als solcher die Briganten in Calabrien und Sicilien zu bekämpfen, so dass er sich besonders im Bergkriege zu üben Gelegenheit hatte. Er fühlte sich als Italiener und hing an Neapel, wie an einer zweiten Heimath; zur Zeit der Uebersiedelung war er aber doch alt genug gewesen, um die im Vaterlande erhaltenen Eindrücke nicht wieder zu verlieren, und hätte kein Corse und nicht der Sohn seines Vaters sein müssen, wenn er dem Schicksal der Heimathinsel gleichgültig hätte zuschauen können.

Sein fast zehn Jahre älterer Bruder, Clemens, war dort geblieben und genoss als Mitglied der Regentschaft und als Truppenführer kein geringes Ansehen. Clemens war aber eine seltene Natur, welche mit fanatischer Gottesfurcht den unerschütterlichsten Heldenmuth vereinigte. Er übte an sich eine wahrhaft mönchische Askese und scheint keinen andern Ehrgeiz gekannt zu haben, als für seinen Glauben und das Vaterland zu leben und zu sterben. Indem er seinen Rosenkranz abbetete, nahm er den Feind aufs Korn; sein Ungestüm

1) Vrgl. Tommaseo, Lettere di Pasquale de' Paoli. Proemio. p. XII, § IV.

riss in der Schlacht Alles mit fort; mit schaudernder Bewunderung nannten ihn seine eigenen Landsleute den „Schrecklichen“. Ueber Andere zu herrschen, darnach trachtete er nicht. Er selbst beförderte daher die Erhebung seines jüngeren Bruders, dem er treu geblieben ist bis an seinen Tod. Ihre Sache war ein und dieselbe[1]).

Das hohe Ansehen von Pasquale's Vater, der Einfluss seines Bruders, der Umstand, dass er an den letzten Parteikämpfen keinen Antheil hatte, sein ebenso anspruchloses als einnehmendes und würdevolles Wesen — entschieden die Wahl. Der 29jährige Paoli wurde der Auserkorene seines Volkes. Die Regentschaft rief ihn herbei, am 29. April 1755 landete er auf der Insel, am 13. Juli wurde er von einer nationalen Consulta zum alleinigen Oberhaupt oder General der Nation, zum Regenten des Königreichs (anders nannten auch die Nationalen die Insel nicht) feierlich ausgerufen. Trotzdem ihm ein hoher Rath beigeordnet wurde und die Volksversammlung sich ihrer souverainen Macht nicht begab, so war es doch eine Dictatur. Die Patrioten aber hatten sich in ihrer Wahl nicht geirrt: je unbeschränkter Paoli's Gewalt war, desto gewissenhafter nur blieb er darauf bedacht, dieselbe ausschliesslich zum allgemeinen Besten zu bethätigen. „Er ging,“ bemerkt Tommaseo ebenso sinnig als treffend, „mit bescheidener aber fester Hoffnung ans Werk und begann sein Vaterland sofort mit strenger Liebe zu behandeln.“

Ein selbständiges und dauerndes Gemeinwesen war zugleich die Bedingung aller weiteren Erfolge und der einzige

---

1) Clemens † 1793. Eine treffende Charakteristik desselben aus eigener Anschauung giebt Boswell. Tommaseo hat im Arch. stor. Ital. t. XI, 462 f. die interessante Leichenrede, die auf ihn gehalten wurde, abgedruckt. „Benedictus Dominus meus, qui docet manus meas ad prœlium, et digitos meos ad bellum. Psalm. 143 (3).“ So lautet das charakteristische Motto derselben,

[illegible] Ausbildung der Ver-
[illegible] Als weiser Gesetz-
[illegible] und den Zuständen
[illegible] das Bestehende an.
[illegible] durch Einrichtun-
[illegible] des Ganzen
[illegible]

[illegible] — worauf
[illegible] auf das Glück-
[illegible] wie jeder
[illegible] das Gesetz nicht
[illegible] Schandsäule.
[illegible] daran ge-
[illegible] dem Gesetze
[illegible] hierzu bot
[illegible] wenig kost-
[illegible] Paoli mit
[illegible] unnach-
[illegible] Gemeinwesens,
[illegible] für den
[illegible] Tüchtigkeit des
[illegible] Strafen Ver-
[illegible] vorgebeugt,
[illegible] und
[illegible] die
[illegible] nächste In-
[illegible] Gerichtshof
[illegible] welche
[illegible] beständig
[illegible] mit
[illegible]

[illegible] kommen.
[illegible] Waldungen

oder in den Landestheilen, welche der nationalen Regierung noch nicht untergeordnet waren, die sichersten Zufluchtsstätten fanden. Sie waren überdies von altersher auf der Insel so eingebürgert, dass sie mit ihren Angehörigen beständig in Verbindung blieben und selten verrathen wurden. Hierzu kamen die Familienbündnisse, die sich mit den Interessen des Gemeinwesens wenig vertrugen. Dieselben mussten von den Behörden berücksichtigt werden und machten Geisseln oft unentbehrlich, denn Einer stand für den Anderen. Die Familienhäupter wurden ihrem Ansehen entsprechend behandelt. War doch ihr Beispiel für ihre Angehörigen maassgebend und ihr Befehl oft wirksamer als das Gesetz.

Sollte sich das Volk mit den Einrichtungen des Staates zufrieden geben und für dieselben einstehen, so musste es dieselben womöglich übersehen können und an denselben einen selbständigen Antheil haben. Mit Ausnahme der niedrigeren Verwaltungsbeamten und der Offiziere, welche der General ernannte, gingen daher die übrigen Beamten sämmtlich aus Volkswahlen hervor. Der Wahl würdiger Persönlichkeiten wurde durch jährliche Neuwahlen und strenge gegenseitige Controle möglichst vorgesehen, in einzelnen Fällen hatten die höheren Behörden das Recht des Vorschlags oder der Bestätigung. Nicht die Masse, sondern die Intelligenz, keine Kaste, sondern das Interesse Aller sollte herrschen. Alle staatlichen Verrichtungen sollten klar vor Augen liegen [1]).

---

1) „Il faut, disait Paoli, que notre administration ressemble à une maison de cristal où chacun puisse voir ce qui s'y passe. Toute obscurité mystérieuse favorise l'arbitraire du pouvoir et entretien la méfiance du peuple. Avec le système que nous suivons, il faudra bien que le mérite se fasse jour; car il est presque impossible que l'intrigue résiste à l'action épurative de nos élections multiples, générales, fréquentes." Jacobi II, 275. Detti memoravoli del general Paoli, Ms. part.

Die Gemeinden hatten ihre selbstgewählten Vorsteher und Verwalter, desgleichen die Provinzen, deren die Insel neun umfasste, ihren Magistrat. Die oberste Leitung stand bei dem General und dem Staatsrathe, welcher, entsprechend der Anzahl der Provinzen, aus neun Mitgliedern bestand und von der nationalen Consulta jährlich neugewählt wurde. Die höchsten Befehle ergingen zugleich im Namen des Generals und des Staatsrathes. Die oberste Controle aber übte das Syndicatsgericht, dessen Mitglieder ebenfalls von der nationalen Consulta eingesetzt wurden; ein Theil derselben unternahm als s. g. Giunta öfters Rundreisen in die Provinzen. Die Beamten, auch die Richter, mussten dann genaue Rechenschaft geben und das Volk wurde aufgefordert, seine Klagen vorzubringen. Die nationale Consulta, die sonst nur bei ausserordentlichen Anlässen und ohne Ordnung zusammengetreten war, wurde jährlich zu Pfingsten einberufen und erhielt allmählich eine festere Gestaltung. In ihr ruhte die Souverainität: sie entschied über Verfassungsänderungen, über Steuern und Auflagen, über Heer und Finanzen, über Krieg und Frieden; durch ihre Zustimmung erlangten die Vorschläge der Regierung Gesetzeskraft; sie wählte den General, den Staatsrath, das Syndicatsgericht; in ihrem Auftrage — als dem unmittelbarsten Ausdrucke des souverainen Volkswillens — handelte die Vollziehungsgewalt, welche sich für die wichtigeren Angelegenheiten soweit möglich im Voraus instruiren liess und ihr über ihr Thun Rechenschaft schuldig war; aus ihrer Mitte endlich konnten auch Gesetzesvorschläge hervorgehen, allein diesen gegenüber hatte Paoli, nicht ohne Widerstand, der Vollziehungsgewalt ein aufschiebendes Veto vorbehalten.

Diesem nationalen und im Wesentlichen demokratischen Gemeinwesen widerstrebten die beiden mächtigen aus dem Mittelalter überkommenen Körperschaften des Lehensadels und

der römischen Hierarchie, mit welchen der junge, auf neuer Grundlage errichtete Staat sich erst abfinden musste. Dieses war um so dringlicher, als die Genuesen in jenen Körperschaften natürliche Bundesgenossen hatten.

Die adligen Grundbesitzer — soweit sie nicht aus Privatinteresse zu den Oligarchen in Genua hielten — sahen glücklicherweise ein, dass die Bauern, welche im Freiheitskampfe das Beste thaten und im Verlaufe desselben von den Feudallasten befreit worden waren, sich in das frühere knechtische Verhältniss gutwillig nicht wieder fügen würden. Sie gaben sich daher damit zufrieden, dass ihnen die Gerichtsbarkeit über die Bauern auf ihrem Grund und Boden gelassen wurde und sie statt den Provinzialbehörden dem Syndicatsgerichte untergeordnet wurden [1]).

Weit schwieriger fiel die Auseinandersetzung mit der römischen Hierarchie [2]). Die Genuesen nämlich hatten ihre Herrschaft auch auf die Geistlichkeit gestützt, nicht auf die niedrigen Chargen und die zahllosen Mönche, sondern auf die Häupter derselben, auf die fünf Bischöfe und die Ordensgenerale, denen die ihnen hierarchisch Untergeordneten blindlings gehorchen mussten. Diese Häupter durften nicht nur keine Corsen sein, sondern lebten meist in den Küstenplätzen oder gar in Genua selbst, wo sie ihre Zehnten und die Einkünfte ihrer Pfründen in Musse verzehren konnten. Die Herrschaft der Genuesen war die sicherste Bürgschaft für ihre eigene. Demgemäss handelten sie. In ihnen bekämpften also die Nationalen ihre erklärten Feinde und zwar mit um so grösserer Erbitterung, als sie vermöge ihres religiösen Einflusses auf das fanatisch gläubige Volk besonders gefährlich waren. Ihre Zehnten wurden eingezogen, ihre Pfründen zur

1) Vrgl. Boswell.

2) Auch diese Verhältnisse giebt Boswell zum Theil sehr anschaulich und urkundlich.

Staatskammer geschlagen, den Geistlichen jeder Verkehr mit ihnen strengstens untersagt. Diese entschlossenen Maassregeln waren möglich, weil die unterdrückten Geistlichen, die wie das übrige Volk ohne Bildung geblieben und von allen höheren Würden ausgeschlossen worden waren, weitaus der Mehrzahl nach treu zu den Nationalen hielten und im Kampfe für Freiheit und Vaterland nicht zurückblieben. Ihr Gebet gab demselben in der Vorstellung des Volkes die heiligste Weihe. Wäre es bloss darauf angekommen, die religiösen Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen und die erforderliche Anzahl Geistliche zu unterhalten: die nationale Regierung hätte dafür ebenso leicht als gern gesorgt, ihr fehlten dazu weder die Mittel noch der gute Wille. Allein hier handelte es sich nicht um die Religion und ihre Befriedigung, sondern um die Kirche und ihre Schätze, nicht um die Corsen und ihre Insel, sondern um den Papst und seine Weltherrschaft. Die nationale Regierung hatte es hier mit den Forderungen einer zugleich inländischen und auswärtigen Macht zu thun. So lange sie diesen nicht willfahrte, so lange hatte Genua in Rom einen mächtigen Bundesgenossen, der corsische Nationalstaat aber einen Feind, der ihm von Innen und von Aussen gleich gefährlich beikommen konnte.

Paoli wusste die römische Macht zu wohl zu schätzen, als dass er nicht alles aufgeboten hätte, sie zu versöhnen. Schloss doch ein Abkommen mit ihr zugleich eine Sanction des Aufstandes und eine Anerkennung der corsischen Nation in sich! Er sparte daher weder Vorstellungen noch Bitten und war zu den grössten Opfern bereit. Alles, was er verlangte, war, dass jene Bischöfe und Ordensgenerale, die als schlechte Hirten ihre Heerden verlassen hatten und nicht zurückkehren wollten, durch andere ersetzt würden. Jede Beeinträchtigung der Kirche lag ihm durchaus fern. Im Vatican erwog man lange, was zu thun sei. Der Schaden, wel-

chen die Kirche in Folge des nun dreissig Jahre dauernden Krieges, dessen Ende gar nicht abzusehen war, bereits erlitten hatte, war ein sehr empfindlicher und durch nichts zu ersetzen, und so treue Anhänger, wie es die Corsen im Grunde waren, noch länger durch eine unversöhnliche Haltung zu erbittern, konnte, namentlich wenn die Unabhängigkeit der Insel von Europa anerkannt wurde, bevor eine Aussöhnung erfolgte, bedenkliche Folgen haben. Dabei lag die Ohnmacht Genua's zu klar am Tage, als dass man dessen Unwillen sonderlich zu fürchten hatte. Endlich war der Fall nicht ausgeschlossen, dass es trotz der beiden auf den Tod verfeindeten Parteien, durch ein geschicktes Manœuvriren gelingen werde, die päpstlichen Interessen von allen übrigen auszusondern. Die Gelegenheit hierzu war ungemein günstig, und so beschloss man denn im Vatican einen apostolischen Visitator nach Corsica zu entsenden.

Der Jubel der Nationalen, welche mit dem Bevollmächtigten des Papstes seinen Schutz zu empfangen wähnten, war gross. Um so heftiger war natürlich der Unwille in Genua, wo man die Absendung des päpstlichen Visitators als einen unverträglichen Eingriff in die Souverainitätsrechte über Corsica betrachtete. Man mochte fürchten, dass der Papst mit den Aufständischen in einem engeren Einvernehmen stehe und seine einstigen Souverainitätsrechte geltend machen wolle. Die Republik protestirte daher auf das energischste und wandte sich um Unterstützung an die befreundeten Höfe. Als man im Vatican auf die Ausführung des gefassten Beschlusses trotzdem bestand, kreuzten genuesische Schiffe, um den Visitator auf seiner Ueberfahrt abzufangen. Als auch dieses nicht gelang und der vergeblich Verfolgte auf Corsica mit Demonstration empfangen wurde, erliess Genua eine Verordnung, in welcher der Gehorsam gegen den apostolischen Visitator strengstens untersagt und auf die Gefangennahme des-

selben ein hoher Preis ausgesetzt wurde. Diese Verordnung bot Paoli einen guten Anlass, das Zerwürfniss zwischen Genua und dem Vatican möglichst unheilbar zu machen[1]). Es sei dieselbe, so verkündete er, eine unerhörte Beleidigung seiner Heiligkeit, welche den Frieden im Staate und die Sitten gleichsehr gefährde. Er liess das Schriftstück zu Corte auf dem Richtplatze von Henkershand verbrennen[2]).

Der Jubel und die Hoffnungen der Nationalen sollten aber bald genug herabgestimmt werden. Schon das Antwortschreiben des Papstes auf den genuesischen Protest war ihnen zu nachsichtig. Dass man in Rom nicht gesonnen war mit Genua zu brechen, bewies man aber nicht nur durch Worte. Die Republik drohte, einzelne Mönchsorden zu vertreiben und die Folge davon war, dass der Papst jene Ordensgenerale, welche die Nationalen abgesetzt wissen wollten in ihrer Stellung beliess. Auch die fünf Bischöfe erhielten keine Nachfolger. Dabei bezog der apostolische Visitator deren Einnahmen. Damit nicht genug: die Geistlichkeit sollte der staatlichen Gerichtsbarkeit gänzlich entzogen werden. Alle Vorstellungen dagegen blieben erfolglos, und als Paoli in einem Ausschreiben die Hoffnung aussprach, dass die von ihm nach Rom gesendeten Kleriker daselbst Gehör finden und die freiwilligen Beiträge der Geistlichkeit zur Nationalkasse den Zehnten gleichkommen würden, brach, wie er sich ausdrückt die Hölle los. Und doch hatte der apostolische Visitator selbst, dem Paoli mit gewohnter Vorsicht das Schreiben gezeigt hatte, noch bevor dasselbe im Druck erschien, gegen dasselbe nichts einzuwenden gehabt[3]). Vergeblich berief sich

1) „La memoria de' Genovesi ci serve molto: quella del papa fa troppo grazia a' Genovesi, e meriterebbe che coi fatti si smentisse." So schrieb er an Rivarola, den 23. Juni 1760.

2) Vrgl. Boswell.

3) Vrgl. Paoli's Brief an Rivarola, v. 14. Nov. Die Jahres-

Paoli auf den verzweiflungsvollen Nothstand, vergeblich schärfte er den Behörden die grösste Rücksichtnahme gegen alle Geistlichen ein, vergeblich lieh er den geistlichen Corporationen den weltlichen Arm — der Stellvertreter Christi blieb gegen die beredtesten Vorstellungen taub und setzte auch der aufrichtigsten und eifrigsten Ergebenheit, von welcher die Corsen und ihre Regierung fortwährend die augenfälligsten Beweise gaben, mit systematischem Starrsinn sein übliches non possumus entgegen.

So schweren Stand Paoli unter solchen Umständen der römischen Hierarchie gegenüber hatte, so wich er doch nicht weiter zurück, als es das dringendste Staatsinteresse und seine Würde verstatteten. „Rom", so schrieb er an Rivarola, als man von dort aus die Freilassung dreier Priester verlangte, welche sich gegen das Gesetz vergangen hatten, „Rom will doch nicht etwa, dass die Geistlichen nach ihrem Gutdünken und ungestraft das nationale System untergraben dürfen? Es giebt im vorliegenden Falle keine Obrigkeit als die nationale, welche derartige Vergehen bestrafen kann und die Regierung hätte und würde noch gegen ihr eigenes Gewissen und ihre Ehre verstossen, wenn sie das Schwert, welches ihr Gott als sein Stellvertreter anvertraut hat, damit sie die Vergehen jedweder in ihrem Bereiche befindlichen Person bestrafe, nutzlos in der Hand halten wollte [1])."

Wie Paoli im Uebrigen über religiöse Toleranz und die Tragweite der staatlichen Obrigkeit dachte, ersieht man aus seinem Verhalten den Juden gegenüber, welche er zur Ansiedlung auf Corsica aufforderte. Sie sollten ihren Satzungen gemäss leben, ohne dass die Bürgerrechte ihnen deswegen

---

zahl fehlt, doch setzt Tommaseo den Brief mit Recht in das Jahr 1760.

1) Ebendas.

vorenthalten würden [1]). „Die Freiheit", antwortete er, die Frage wegen Zulassung derselben zu den Wahlen auf worfen wurde, „kennt kein Glaubensbekenntniss, überlas wir derartige Unterscheidungen dem Inquisitionsamte [2])." D wegen war er selbst doch ein aufrichtiger Katholik, er sch nur streng die geistliche Macht von der weltlichen.

Dass die Staatseinkünfte sehr dürftige waren und Regierung die Bevölkerung durch keine übermässigen Abgal verstimmen durfte, bedarf keiner weiteren Ausführung. I Zerwürfniss mit Rom war nicht wenig dadurch bedingt. I strenges Sparsystem war daher unvermeidlich. Die Reg rung selbst enthielt sich jeglichen Aufwandes und die Geha der Beamten waren auf das Niedrigste bemessen. Vor all liess Paoli auch in den Finanzen kein Geheimniss walten; Beamten mussten genau Buch führen und die nationale C sulta erhielt gewissenhafte Rechenschaftsberichte. Mit Einsicht in den Nothstand wurde am wirksamsten zur A hülfe angespornt und zugleich der Habsucht und der V schwendung vorgebeugt. Erst im Jahre 1764 wurde wied wie schon zur Zeit König Theodor's, eine nationale Mü geprägt. Die zur Anwendung kommenden Maasse und G wichte sollten im ganzen Reiche möglichst dieselben sein.

Einen ungemeinen Aufschwung, nicht nur in materiel Hinsicht, erhielt die nationale Sache durch das Gedeihen Handels, der vollständig freigegeben war und durch die E faltung einer nicht unbeträchtlichen Flotte jährlich an I deutung und Sicherheit gewann. Trotzdem die Genuesen festen Küstenplätze innehatten, vermochten sie doch nic den Verkehr mit dem italienischen Festlande zu verhinde

1) „Se gli Ebrei volessero stabilirsi fra noi, egli accorderel uno stabilmento di naturalizzazzione e privilegj di governarsi co proprii leggi." Paoli an Rivarola, 26. Juni 1760.

2) Jacobi II, 246 Detti memoravoli del general Paoli.

Von hier aber bezogen die Nationalen Waffen, Munition und Salz, an welchen nothwendigsten Bedürfnissen sie oft gefährlich Mangel litten, von hier aus unterhielten sie ihre Verbindungen mit dem übrigen Europa. Selbst Kanonenböte wurden ausgerüstet, welche bei dem Einbringen von Prisen vortreffliche Dienste leisteten. Mit ihrer Hülfe suchte Paoli sich der Küstenplätze zu bemächtigen. Im Hafen von San Fiorenzo bestanden die Nationalen gegen die Genuesen sogar ein kleines Seetreffen. Die Hafenstadt Isola Rossa wurde von Paoli erst gegründet. Er bemühte sich auch um die Anerkennung der nationalen Flagge Seitens der auswärtigen Mächte und sah streng darauf, dass die hergebrachte Seeordnung eingehalten und den Gestrandeten menschliche Hülfe zu Theil wurde.

Weit langsamer als im Handel waren die Fortschritte in der Industrie und der Landwirthschaft, welche beide tief darniederlagen. Dieses verursachte nicht die Beschaffenheit der Insel selbst, die an Erzen, an Schiffbauholz, an jederart Erzeugnissen des Bodens sehr reich ist und in Folge ihrer hohen Gebirge auf ungemein kleinem Raume fast alle Klimate vereinigt; es fehlten aber Fleiss und Geschick. Die Männer in ihrem kriegerischen Stolze und ihrer hergebrachten Trägheit verpönten jede andere Arbeit als die Bekämpfung des Feindes, die Jagd oder die Schifffahrt. Statt ihrer mussten die Frauen im Haushalt und auf dem Felde herhalten. Diese Arbeitsscheu ging so weit, dass jährlich 800—1000 Sarden oder Lucceser als Handwerker und Tagelöhner herbeikamen. Doch war auch hierin seit dem Regierungsantritt Paoli's eine Besserung eingetreten. Es fehlte nicht an Verordnungen und Einrichtungen, welche für die Folgezeit viel versprachen. Vorläufig hatte es Paoli wenigstens dahin gebracht, dass die Waffen auf der Insel selbst angefertigt wurden, nur die Kanonen und die Kugeln mussten noch aus dem

Auslande bezogen werden. Auch eine Pulvermühle war im Gange[1]).

Mit der Ausbildung des Gemeinwesens ging überhaupt die Kriegsführung beständig Hand in Hand. Der Kampf gegen Genua war dabei weniger eine Hemmung als ein Hebel: in ihm hatten sich die Corsen erst fühlen gelernt, er hielt ihre Kräfte in Spannung, einigte sie und machte sie zu Opfern willig, mit ihm drohte die nationale Begeisterung zu erlöschen. Ueberdies hatten ja die Genuesen längst gezeigt, wie wenig sie aus eigener Kraft vermochten. Um so verhängnissvoller war der Zwiespalt zwischen den Corsen selbst und der nie enden wollende Bürgerkrieg. Die glänzendsten Erfolge der Nationalen reichten nicht hin, die Bewohner der Küstenstädte von den Genuesen abtrünnig zu machen. Sie hatten zu viel zu verlieren, ungleich mehr als die arme Bevölkerung, mit welcher sie obendrein, wie es der Abstand in der Cultur, der regere Verkehr mit dem Festlande, der Reichthum und die Privilegien mit sich brachten, von altersher auf gespanntem Fusse standen. Erst als ihnen die Zufuhr aus dem Inlande abgeschnitten wurde, erkannten sie, wie innig ihre Interessen mit denen der übrigen Insel verwachsen waren. Die genuesische Militärmacht und eine die Stadt beherrschende Festung hielten sie jedoch auch dann noch, als sie ihre Gesinnung änderten, gewaltsam nieder. Am liebsten wären sie ganz aus dem Spiele geblieben, wenn sie nur vom Kriege verschont wurden. Anders verhielt es sich mit jenen Familien und einzelnen Herrschsüchtigen, welche, mit der neuen Ordnung nicht zufrieden, kein Mittel scheuten, dieselbe umzustürzen. Paoli fehlte es nicht an Neidern, die in ihm nur einen Neben-

---

1) Vrgl. namentlich Boswell, welcher auf die landwirthschaftlichen und industriellen Verhältnisse besonders Acht gegeben hat.

buhler sahen und der nationalen Sache nur in soweit huldigten, als ihr Ergeiz dabei seine Rechnung fand.

Emmanuel Matra, ein Anverwandter des ehemaligen Häuptlings, fand sich durch die Erhebung Paoli's in seinen kühnen Hoffnungen getäuscht. Nicht nur, dass er ihm seine Stimme versagte, er berief in dem Districte, wo er zu Hause war und einen überwiegenden Anhang besass, eine Volksversammlung, welche in ihm den einzigen rechtmässigen General begrüsste. Vergeblich bot ihm Paoli an, sich mit ihm dem Schiedsgericht einer neuen nationalen Consulta zu unterziehen: die Waffen sollten entscheiden. Als diese gegen ihn entschieden, wandte er sich nach Genua[1]), wo er mit offenen Armen empfangen und frisch ausgerüstet wurde. Als Paoli ihm hierauf entgegen zog, gerieth er selbst in die grösste Gefahr. Matra nämlich schnitt ihn mit einer ganz geringen Truppenzahl ab und belagerte ihn mit mehr als zehnfach überlegener Macht in einem Kloster. Die Seinigen kamen nur eben zeitig, um ihn zu befreien. Matra blieb im Treffen. Es wird derselbe als ein Corse von nationalem Gepräge und ausserordentlicher, namentlich auch kriegerischer Begabung geschildert. Als Paoli von seinem Tode erfuhr, traten ihm Thränen in die Augen: „dass ein Mann von diesem Schlage", klagte er, „statt als Held unter dem vaterländischen Banner, als ein Verbrecher in den Reihen der Feinde gefallen ist!"[2]) Er liess ihn dem Ansehen der Familie entsprechend bestatten und

---

1) Dass er nicht bereits vordem mit den Genuesen im Einverständniss war, bezeugt G. Arena, „Delle cose di Corsica dal 1730—1768", Arch. Stor. Ital. XI, 259 „Non era egli allora (als er den Kampf begann) da' Genovesi indotto a ciò fare, come qualcheduno credeva: voleva soltanto essere scelto generale egli pure."

2) Jacobi II, 234. Detti memorabili del general Paoli, Ms. part.

verkündete für seine Anhänger eine allgemeine Amnestie (1756)[1]).

Diese grossmüthige und zugleich politische Handlungsweise verhinderte nicht, dass wenige Jahre später erst ein Vetter des Gefallenen und schliesslich der ehemalige Häuptling selbst, den bereits 1748 eine nationale Consulta für einen Verräther erklärt hatte[2]), und der, nachdem er viele Jahre an der Spitze des corsischen Regimentes in Turin gestanden hatte, als genuesischer Marschall auftrat, den Bürgerkrieg wieder aufnahmen. Trotz reicher Geldmittel, einer ansehnlichen Truppenmacht und den hochtönendsten Verheissungen wurde jedoch auch der Letztere, wie seine Vorgänger, gänzlich aus dem Felde geschlagen. Ein ähnliches Schicksal erfuhr schon früher ein Grimaldi.

So siegten fortwährend die Waffen der Nationalen. Seitdem sie eine Flotte und Geschütze hatten, wurden nicht nur einzelne Thürme an der Küste, wie sie einst gegen die Seeräuber errichtet worden waren, eingenommen — Bastia selbst wurde in aller Form belagert. Im Jahre 1765 gelang es sogar, die wegen der Verbindung mit Livorno ungemein wichtige kleine Insel Capraja zu erobern. Diese Erfolge waren um so bewunderungswürdiger, als die nationalen Truppen aus wenig disciplinirten Milizen bestanden. Jeder Corse war aber ein geborener Krieger. Wie sie vor dreihundert Jahren Petrus Cyrnaeus geschildert hatte[3]), so erkennt man sie wieder: „Den höchsten Ruhm sucht der Mann in den Waffen. Die Sieger verlangen nur nach der Ehre... Sie sind gesund; gegen Mühsal, Hunger, Kälte und Wachen abgehärtet; ohne Todesfurcht; in allem ungemein mässig;“ . . nicht weniger ver-

1) Ebendas.

2) Ebendas. II, 211. Acte de la consulte, séance du 20. novembre 1748.

3) Muratori, Rerum Italic. Script. XXIV, 424/25.

schlagen als verwegen, hätte er hinzusetzen können [1]). Der Heldenmuth war zur Nationaltugend geworden. Vortrefflich verstand es Paoli, diese kostbaren Eigenschaften zu pflegen und zu nutzen. Er selbst hatte sich an den Beispielen der alten Griechen und Römer gebildet und war für alles Heroische und Edelmüthige ungemein empfänglich. Sein Lob hatte für die Besten hohen Werth; mit tiefer Menschenkenntniss und heisser Liebe gab er der einzelnen That dauernde Weihe. Die Namen aller Derjenigen, welche seit 1729 im Kampfe gegen Genua gefallen waren, liess er als so viele Märtyrer der Freiheit aufzeichnen. Ihren Angehörigen sollte dadurch Trost und Vortheil werden, dem ganzen Volke ein Antrieb zur Nacheiferung.

Bei Anbruch des Jahres 1764 war — mit Ausnahme der Küstenplätze — das ganze Reich der nationalen Regierung glücklich unterworfen, auch die starre Gebirgsgrenze war überstiegen und das Land jenseits der Berge wie das diesseitige organisirt worden [2]). Ajaccio selbst wäre durch einen Handstreich fast in die Hände der Nationalen gefallen. Paoli war mit einer Truppenabtheilung bis dicht an die Stadt herangerückt, das davorliegende Kapuzinerkloster und die Thore der Vorstadt waren bereits gewonnen, der verwegene Anführer des Anschlags eben im Begriff, von dem Castell Besitz zu ergreifen — als die Besatzung alarmirt wurde und der ganze

1) Er sagt übrigens: „. . . rarò cum hostibus et inimicis pacem faciunt, nisi priùs edita ultione, quam si vi et aperte nequeunt patrare, eam insidiis, dolis et omni genere fraudis edunt."

2) Paoli an Rivarola. Corte, 2 Dec. 1763. — „Jer sera sono ritornato dal di là da' monti, ed ho lasciate quelle provincie quiete, e regolate nella istessa forma di Governo con cui si regolano queste del di quà da monti. Tutto il regno, grazie al Signore, è nella maggiore armonia e dipendenza dal supremo Governo."

Plan in sich zusammenfiel. Paoli hätte es auf einen Kampf ankommen lassen können, allein es sollte kein Blut unnütz fliessen [1]). Dass auch die Küstenplätze früher oder später — wenn nur sonst der nationale Staat einige Festigkeit erlangte — fallen würden, wurde täglich wahrscheinlicher.

Mit freudiger und stolzer Zuversicht versammelte sich daher die Consulta des Jahres 1764, um die Verfassung, wie sie sich allmählich ausgebildet hatte, in eine einheitlichere und festere Form zu bringen [2]). Fortan durften die Anforderungen an die Beamten sowohl wie an die Bürger strengere werden. Es sollte weniger Nachsicht herrschen und alles einen geregelteren Gang nehmen. Corte wurde zur ständigen Residenz der Regierung erhoben. Die im Mittelpunkte der Insel gelegene Stadt schien hierzu vorzüglich geeignet: sie bildete den natürlichen Knotenpunkt für den Verkehr und war dabei möglichst ausserhalb des Bereiches der Feinde, dazu besass sie ein auf jäher Felsspitze gebautes Castell. Gleichsam als Schlussstein zum nationalen Bau wurde jetzt in Corte auch eine Universität errichtet. Es war diess ein alter Wunsch der Corsen, dessen Erfüllung bereits König Theodor bei seiner Thronbesteigung hatte versprechen müssen. Die Maassregel war von der grössten politischen Tragweite. Nicht nur dass die Jugend nicht länger auf die italienischen und andere auswärtige Hochschulen angewiesen war, vor allem blieben die besten geistigen Kräfte im Lande, wo sie im Verein mit einander die Ausbildung nationaler Schulmänner und Beamten übernehmen konnten. Gegen die Befriedigung dieser nächsten Bedürfnisse des Gemeinwesens, welche geradezu eine Lebens-

1) Paoli selbst schildert das Unternehmen in einem Briefe an Rivarola, dat. Peri, 22. Oct. 63. „Avrebbero potuto entrare nel Borgo; ma gli Ajacciotti non si meritano da noi violenza."

2) Vrgl. die bezügl. Beschlüsse im Schlussprotokoll. Arch. Stor. Ital. XI, 51 f.

bedingung für dasselbe ausmachten, trat natürlich die wissenschaftliche Leistung vorläufig in den Hintergrund.

Wie misslich es im Innern der Insel mit den Bildungsmitteln beschaffen war, bezeugt schon der Umstand, dass Paoli die erste Druckerpresse aus Italien erst verschreiben musste. Auch sie diente ihm vorzugsweise als Waffe gegen Genua[1]); nicht nur dadurch, dass sie die Regierungsgeschäfte erleichterte: aus ihr gingen viele jener beredten Manifeste hervor, welche die öffentliche Meinung in Europa für die nationale Angelegenheit gewinnen sollten. Von Zeit zu Zeit, sobald es etwas Erfreuliches vom Kriegsschauplatze zu melden gab, erschien auch ein Zeitungsblatt. Ueberhaupt ist es ein bezeichnender Zug von Paoli's Wesen und Regierungsart, dass er beständig auch mit geistigen Grössen rechnete. In ihm war die Macht des Gedankens zu rege, als dass er den hohen Werth der Intelligenz nicht zu schätzen gewusst hätte. Um das Schulwesen war er ganz besonders bemüht; in der Bildung des Volkes erkannte er frühzeitig, und mit den Jahren immer mehr, die sicherste Bürgschaft für dessen Freiheit und Wohlfahrt und daher die erste Sorge einer aufgeklärten Regierung. In seinem Testamente setzte er eine Summe aus für die Errichtung einer Normalschule in seinem Heimathsbezirk Rostino und für den Unterhalt von drei Lehrstühlen an der Universität zu Corte, der er das Zeugniss geben konnte, dass sie — obgleich sie kaum vier Jahr bestanden hat — der nationalen Sache grosse Dienste geleistet habe[2]).

---

1) „Ed oh che guerra fa a' Genovesi la stampa!" Paoli an Rivarola, 6 Dec. 59.

2) Vergl. sein Schreiben an den Präfecten Pietri, v. 25. März 1805. Archiv. stor. Ital. XI, 585. Seine Hoffnung, dass die längst eingegangene Universität wieder errichtet werden würde, ging nicht in Erfüllung. „Napoleone", bemerkt Tom-

Trotzdem der junge Nationalstaat einen mehr als dreissigjährigen Freiheitskampf und in seinen Grundfesten eine uralte historische Ueberlieferung zur Voraussetzung hatte, war er doch so sehr das Werk Paoli's, dass er Angesichts der vielen inneren und äusseren Gefahren und seiner Unfertigkeit noch immer mit seinem Schöpfer zu stehen und zu fallen drohte. Ueberhaupt ist Paoli's Persönlichkeit mit dem damaligen corsischen Volksbewusstsein in seinem Streben nach Selbständigkeit und Vervollkommnung so innig verwachsen, dass sie von der nationalen Sache als solche gar nicht zu trennen ist. Eine nähere Charakterisirung derselben erscheint auch deswegen geboten, weil die Meinung, welche man von Paoli fasst, auf das Verständniss und die Beurtheilung der folgenden Ereignisse — bis weit in den Lebenslauf Napoleon Bonaparte's hinein — nothwendig einwirken muss.

Seine Herrschaft auf Corsica war, trotz der bestehenden Verfassung, eine fast unbeschränkte; nicht weil er die bestehenden Gesetze nicht einhielt, vielmehr eben weil er dieselben so streng beachtete und weil er längst alle Herzen gewonnen hatte. Das Vertrauen, welches die Corsen ihm entgegenbrachten — nicht knechtische Furcht — machte ihn zum Schiedsrichter über ihr Schicksal. Er war zugleich ihr Stolz und ihr Hort. In ihm fühlte sich jeder Einzelne gehoben und gestärkt. Es war eine an Vergötterung grenzende Verehrung [1]), die um so tiefer wurzelte und dauerhafter war, als sie sich nicht auf einzelne, die Phantasie berauschende

masco mit gerechter Entrüstung, „lascio morire il Paoli senza dargli questo consolazione, senza adempire questo debito sacro."

1) „Die Liebe seiner Landsleute zu ihm", bemerkt u. A. Boswell, „ist so gross, dass die Macht dieses Generals, ob sie gleich an sich eingeschränkt ist, doch keine Grenzen hat. Es ist schon ein Hochverrath, wenn man wider ihn redet, oder ihn verläumdet."

Glanzthaten gründete oder von einem blinden Glauben eingegeben war. Sie war die Frucht jener rastlosen, ebenso beharrlichen als glücklichen Bemühung um die Volkswohlfahrt, von der Paoli täglich und stündlich die augenfälligsten Beweise gab, und entsprach der Reinheit seiner Gesinnung und dem Werthe seines Verdienstes. So innig hatte er seine Interessen mit denen seines Volkes und zugleich der gesammten Menschheit identificirt, dass die Besten in ihm zugleich das Vaterland und die Tugend liebten und ihre heiligsten Empfindungen in der Anhänglichkeit an ihn Befriedigung fanden. Sein Beispiel leuchtete Allen vor und sein blosses Zureden bewirkte oft Wunder. Nichts entging ihm und überall schaffte er Rath. Gleichviel ob es eine Verwaltungs- oder Regierungsmaassregel, einen Urtheilsspruch oder einen Feldzugsplan galt, — in allen wichtigeren Fällen gab er wie die Anregung so den Ausschlag. Das Land war nicht so gross und das Volk nicht so zahlreich, dass er nicht allenthalben persönlich unmittelbar eingreifen konnte.

Wie Er verstand aber kein Anderer die Corsen zu nehmen. Er kannte ihre Schwächen so gut wie ihre Stärke. Vor seinem forschenden Blicke und seinem unbestechlichen Urtheile konnte sich nicht leicht Einer verbergen. Er war aber bei aller Gerechtigkeit und Festigkeit voller Milde und Nachsicht und liebte seine Landsleute wie ein Vater seine Kinder. Er kannte Alle und wusste Jeden zu nehmen, begegnete auch dem Geringsten mit Achtung, war beständig zugänglich und konnte sich unter das Volk mischen, ohne an Würde zu verlieren. Edle Gesinnungen weckte er, indem er sie voraussetzte. Er tadelte weniger als er zurechtwies und verstand seine Leute nicht nur zu wählen, sondern zu erziehen. Seinen Befehlen wurde ebenso sicher als freudig gehorcht. Sorgfältig vermied er es, seine Vollmachten zu überschreiten. Indem er im Auftrage des Volkes handelte und

demselben die Rechenschaft nicht schuldig blieb, überhob er sich einem Uebermaass von Verantwortlichkeit und sicherte mit den Rechten des Volkes seine eigenen. So gebot es echte Staatsweisheit, so zugleich sein eigenstes Pflichtgefühl.

Zu seinen grössten Herrschergaben gehörte unstreitig der hohe Adel seiner Seele. Wahrheit und Humanität waren seine Leitsterne. Im seltensten Grade besass er die Macht und den Muth der Ueberzeugung. Seine Wege waren daher grad und offen. Dieses hinderte nicht, dass er Verschlagenheit Verschlagenheit entgegensetzte, denn er war klug und ungemein umsichtig; jedoch keineswegs misstrauisch, eher das Gegentheil; seine Zuversicht in die Menschen hat ihn nicht selten irregeführt und in Gefahr gebracht; noch öfter freilich mag sie die grössten Gefahren im Keime erstickt oder im Sturme genommen haben. Gegen Verdächtigungen hielt er sein Ohr sorgfältig verschlossen und sein Grossmuth hatte jede erlittene Unbill, namentlich auch Untreue, fast zu bald vergessen; dafür zeugt sein ganzes Leben, welchem noch so viele Wechselfälle bevorstanden. Wie hätte er ohne diese Eigenschaften jener Friedensstifter sein können, welcher selbst die Corsen ihren Hass und ihre Zwiste vergessen lehrte?

Auch im Kriegswesen war er, wie schon angedeutet, der leitende Kopf; seine Anordnungen waren durchaus selbständig und ebenso umsichtig als kühn. Allein er war weniger ein tüchtiger Soldat oder Truppenführer als oberster Feldherr und Organisator. Es fehlte ihm die Kampfeslust; auf dem Schlachtfelde, im blutigen Getümmel, wo sich sein Bruder so hervorthat, war er nicht am Platze; es ist ihm daher mit einem Anschein von Berechtigung der militärische Muth geradezu abgesprochen worden. Er war in der That mehr Gesetzgeber als Krieger und suchte seinen Ruhm am wenigsten in den Waffen [1]). Hierdurch wie überhaupt durch das Maass-

1) „La gloire", bemerkt Voltaire treffend, „n'était pas

volle seines Wesens und Wirkens unterscheidet er sich auffällig von dem sonstigen corsischen Nationalcharakter. Er scheute keine Verwicklung, auch den Krieg gewiss nicht, allein er verstand es langsam und ständig zu schaffen und wirkte für den Frieden.

Dem inneren Gehalte des ausgezeichneten Mannes entsprach seine äussere Erscheinung: sie war ebenso einnehmend als achtunggebietend, mit dem heiligsten Ernste paarte sich die anmuthigste Leutseligkeit. Er sprach wenig aber beredt, nicht sowohl glänzend als überzeugend. Ein tiefes, empfindsames Gemüth und die feurige, südländische Phantasie wurden durch die klarste Einsicht und eine stählerne Willenskraft bemeistert, so dass er sich selbst durchaus beherrschte. Seine Lebensweise war anspruchslos, mässig und geschäftig. So lange er den Staat nicht Ausländern gegenüber zu vertreten hatte, ging er gern in der gewöhnlichen Nationaltracht. Er selbst ist unverheirathet geblieben und sein Bruder Clemens hat nur eine Tochter, keinen Sohn gehabt; alle Familieninteressen lagen ihm daher fern [1]). Er war durchaus frei und lebte ganz seinem Herrscherberufe, dem er auch das eheliche Glück zum Opfer gebracht zu haben scheint.

Paoli stand aber nicht nur im Dienste seines Volkes, er wirkte zugleich im Dienste einer höheren Cultur, wie sie ihm durch seine Erziehung und seine geniale Begabung zu

---

chez lui celle de combattre; il était plus législateur que guerrier; son courage était dans l'esprit; il dirigeait toutes les opérations militaires. Précis du Siècle de Louis XV. Chap. XL. De la Corse.

1) Als es die Verheirathung seiner Nichte galt, schrieb er unterm 11. Juli 1761 an Rivarola: „Muzio ha voluto maritar mia nipote con Barbaggi. Un pensiero di meno a mio fratello. Jo certamente poco ci pensava, essendo troppo occupato nelle mie pubbliche incombenze, e da sei anni esente dalle cure domestiche."

Theil geworden war, und die er einem noch rohen, aber edel gearteten Volke eingeben wollte. Hierin erkannte er seine Sendung, hierin besteht seine historische Grösse.

Soweit die Aufklärung des 18. Jahrhunderts reichte, so weit reichten längst schon die Theilnahme und Bewunderung für die Corsen in ihrem Freiheitskampfe. Schon 1739 hatte Friedrich der Grosse, da er noch Kronprinz war, in seinem Antimacchiavel (eine Schrift, welche zu den wirksamsten Weckrufen der nachfolgenden Revolutionsepoche gehört) ausgerufen[1]): „an ihrem Beispiele sieht man, welchen Muth, welche Tugendhaftigkeit den Menschen die Liebe zur Freiheit eingiebt, und wie es gefährlich und ungerecht ist, dieselbe zu unterdrücken." Als der gefeierte Heldenkönig und erste Schutzherr der Aufklärung übersandte er an Paoli einen Degen mit der Aufschrift: „Libertas, Patria." Montesquieu hatte (1748) der Insel in seinem epochemachenden Werke „l'Esprit des loix" gedacht[2]), indem er darauf hinwies, wie oft Völker sonst um ein Vorrecht einkämen, und wie dagegen Genua (1738) den Corsen mit Mühe ein Recht eingeräumt habe, welches allen Völkern zukomme.

Dass diese öffentliche Theilnahme mit der Zeit nicht nachliess, sondern noch zunahm, hing mit der Steigerung der Lust an Reformen und der Begeisterung für Freiheit und Humanität zusammen, war aber im Uebrigen unzweifelhaft das Verdienst Paoli's, welcher die kühnsten Träume der zeitgenössischen Schriftsteller verwirklichen zu wollen schien. Man wähnte das als unerreichbares Vorbild angestaunte Gemeinwesen des alten Griechenland auf Corsica wieder erstanden. „Die Corsen", ruft Boswell begeistert, „sind noch glücklicher als es einst die Spartaner waren: sie sind nicht nur Bürger, sondern auch Menschen." Das aber verdankten sie, nach

1) Werke. Edit. Preuss. Bd. 8. St. IV, Cap. XX, p. 146.

2) X, Ch. 7 u. 8.

ihm, vornehmlich Paoli und seiner Regierungsart; „in ihm sah man", auch nach Voltaire, „den Gesetzgeber und den Ruhm seines Volkes." Die Bewunderung desselben war bei Denen, die mit den Genuesen in den Nationalen nur Rebellen sahen, deren Auflehnung gegen ihren rechtmässigen Souverain durch ihre Hartnäckigkeit nur noch sträflicher wurde, und die in der Geschichte der Insel das unwiderlegbarste Zeugniss für die Unbeständigkeit, Rachsucht und Rohheit des Volkes zu besitzen meinten, womöglich noch grösser. „Dieser verdienstvolle Mann", heisst es z. B. in einer gegen Boswell's Ausführungen gerichteten deutschen Schrift[1]), „hat seinem ehedem allezeit verachteten Volke ein solches Ansehen, und seiner Sache ein solches Gewicht durch seine erhabene Denkungsart und seinen gesetzgeberischen, unermüdeten Geist zu geben gewusst, dass sich beinahe ganz Europa über den Ursprung dieser Streitigkeiten hat einschläfern lassen, das Unrechtmässige über dem Grossen vergessen, und nur auf dieses gesehen und es bewundert hat." So ausserordentlich schien die Kraft zu sein, welche zur Bewältigung einer solchen Aufgabe erforderlich war, dass der berühmte Lausanner Arzt Tissot nicht anstand, Paoli vom medicinischen Standpunkte aus einem Caesar, Mahomet oder Cromwell anzureihen, welche Männer — vielleicht noch grösser als die ausgezeichnetsten Schriftsteller — von der Natur unzweifelhaft mehr als menschliche Kräfte empfangen hätten[2]).

Da J. J. Rousseau als ein gottgesandter Prophet für Völker- und Menschenrecht auftrat, konnte er Corsica nicht

1) Freimüthige Briefe über die von der Krone Frankreich gemachte Eroberung der Insel Corsica; denen in H. Boswell's Beschreibung von Corsica aufgestellten Grundsätzen entgegen gesetzt. Von F. X. C. Frankfurt und Leipzig 1770. p. 105.

2) Traité de la santé des gens de lettres. 1768. An diese Stelle knüpfte 1787 Napoleon an, als er Tissot brieflich consultirte. S. Napoleon's Brief bei Coston, „Biographie des premières années de Nap. Bonaparte." II, 80, f. Stück XXVII.

übergehen. In seinem „Contrat social“ stand zu lesen[1]): „Es giebt in Europa noch ein Land, welches der Gesetzgebung fähig ist, dieses ist die Insel Corsica. Der Muth und die Standhaftigkeit, mit welchen dieses wackere Volk seine Freiheit wieder zu erlangen und zu vertheidigen gewusst hat, verdienten wohl, dass es irgend ein Weiser lehrte, wie es sich dieselbe sichern könne. Mir ahnt gewissermaassen, dass diese kleine Insel Europa eines Tages in Erstaunen setzen wird.“ Diese Aeusserung veranlasste den Grafen Matteo Buttafuoco, sich an Rousseau zu wenden und ihn zu bitten, selbst dieser Weise zu sein. Paoli wünschte, Rousseau's Rath zu hören und war stolz darauf, dem wegen seiner Schriften Verfolgten eine Zufluchtsstätte bieten zu können. Man hoffte, derselbe werde die Geschichte Corsica's schreiben, zu der Buttafuoco's Vater die Materialien gesammelt hatte. Der Stoff war ungemein packend und musste von Rousseau bearbeitet eine unberechenbare Wirkung thun. Dazu kam es jedoch nicht. Rousseau flüchtete bekanntlich nach England[2]).

Solcherweise waren zur Zeit in ganz Europa die Blicke auf Corsica und Pasquale Paoli gerichtet. Ein Anderes aber war die öffentliche Meinung, ein Anderes die Anschauungsweise der einzelnen Regierungen. Hier entschieden nicht die Theilnahme und Bewunderung für das heldenmüthige Völkchen und seinen genialen Gesetzgeber, sondern das Staatsinteresse und die Berechnung der äusseren Machtverhältnisse. Nicht nur die Wohlfahrt, auch der Besitz der Insel stand in Frage.

---

1) Livre II, ch. X. Am Schluss. Erschien zuerst 1762. Vergl. auch die Confessions.

2) Boswell bespricht die Angelegenheit sehr ausführlich. Er selbst kam von Rousseau empfohlen nach Corsica. Siehe die einschlagenden Briefe bei ihm und bei Tommaseo, Arch. stor. Ital. XI.

Eroberung Corsica's durch die Franzosen.

Dass die genuesische Republik zur Behauptung ihrer Herrschaft auf Corsica keine hinreichenden Kräfte besass, war längst offenbar. Hätten die Nationalen es mit ihr allein zu thun gehabt, so wäre daher der Kampf wahrscheinlich bereits zum Austrag gekommen. Beide Parteien hatten Ursache, fremde Einmischung zu fürchten; diese war aber bei dem Interesse der europäischen Mächte an dem Besitze der Insel gar nicht zu vermeiden.

Die grosse Verwicklung des 7jährigen Krieges von 1756—63 versuchten die Genuesen und die Nationalen in gleichem Maasse für sich auszubeuten. Der Vortheil blieb dabei aber entschieden auf Seiten der Ersteren. Denn während Paoli vornehmlich auf England und Preussen rechnen musste, welche zum mittelländischen Meere nicht wohl hinzukonnten und ihre Streitkräfte in weit entlegenen Gegenden concentriren mussten, so dass er fast ausschliesslich auf Sardinien angewiesen war, kam den Genuesen das grosse 1756 geschlossene Familienbündniss zwischen den Bourbonen und den Habsburgern zu Gute. Oesterreich, zu dem auch Mailand und Toscana gehörten, Neapel, Spanien, Frankreich — das ganze südwestliche Europa bot den Genuesen den sichersten Rückhalt. Drei Jahre lang (von 1756—59) hielten die Franzosen abermals San Fiorenzo, Calvi und Ajaccio besetzt. Erst als dieselben wieder absegelten, sah man, was die Nationalen vermochten. Es folgte Sieg auf Sieg und ihre Zuversicht ging bald soweit, dass sie auf einem feierlichen Nationaltage zu Casinca, im Jahre 1761, wo über tausend Stimmführende versammelt waren[1]), einstimmig schworen: einer Ueber-

1) Vergl. den Brief von Paoli's Secretair an Rivarola vom 13. Mai 1761.

einkunft mit den Genuesen niemals das Ohr leihen zu wollen, bevor diese nicht die nationale Regierung anerkannt und ihr die wenigen von ihnen noch besetzt gehaltenen Plätze übergeben haben würden. Dieser Beschluss wurde im folgenden Jahre und seitdem öfter wiederholt; es war derselbe, wie sich Paoli ausdrückt, bei den Nationalen zu einem Religionssatze geworden[1]).

Auf diese Grundlage aber wollten die Genuesen unter keiner Bedingung pactiren. Sie rechneten und drohten mit der abermaligen Landung der Franzosen oder Spanier. Paoli selbst war so voller Zuversicht in den endgültigen Erfolg seiner Sache, dass er an diese Eventualität lange nicht zu glauben vermochte. Er meinte, es sei eine leere Drohung. Noch am 15. September 1764, als die Franzosen täglich erwartet wurden, schrieb er seiner vertrauten Freundin, der Nonne Maria Domenica Rivarola: „Ich glaube nicht, dass ihre (der Franzosen) Ankunft so nahe bevorsteht und noch viel weniger glaube ich, dass sie — wie man ausposaunt — kommen können, um zwischen uns und den Genuesen einen freundschaftlichen Vergleich zu schliessen. Darüber kann nicht verhandelt werden, das kann nicht geschehen ohne eine vernichtende Macht: das aber wäre ungerecht und unmenschlich...“ Er vergass, dass er zwei Tage zuvor geschrieben hatte: „Das Recht sagt: sie kommen nicht, allein die Macht vermag oft mehr als das Recht.“ Im December liefen die französischen Kriegsschiffe in den Golf von San Fiorenzo ein und retteten den Genuesen diesen wichtigen Küstenplatz, dessen Uebergabe die Nationalen stündlich erwartet hatten.

Schon am 7. August 1764 war zu Compiègne zwischen Frankreich und der Republik ein Vertrag geschlossen wor-

1) Am 6. December 1766 schreibt er an Rivarola: „la osservanza (des Beschlusses des Tages von Casinca) fer giurata da tutti, ed è divenuta un punto di religione fra noi.“

den, laut welchem die Franzosen Bastia, Ajaccio, Calvi, Algajola und San Fiorenzo vier Jahre lang besetzt halten sollten. Sie kamen angeblich als Vermittler und in der Absicht, den Genuesen die Insel wieder zu unterwerfen [1]).

Paoli hatte für alle Fälle seine Vorkehrungen getroffen, allein er vermied es doch sorgfältig, mit den Franzosen zu brechen. Choiseul, der leitende Minister in Versailles, der bei dieser Gelegenheit seine ganze diplomatische Kunst und List aufbot, liess ihn durch einen Abgesandten beruhigen und theilte ihm den vollen Inhalt des Vertrages mit Genua nicht eher mit, als bis der Befehlshaber der französischen Truppen, der Graf Marbœuf, die festen Plätze alle inne hatte. Eher hatte er die Vorschläge Paoli's gar nicht in Erwägung ziehen wollen [2]). Erst nachdem Choiseul festen Fuss gefasst hatte und die Nationalen nicht mehr sonderlich fürchten zu müssen glaubte, begannen die Verhandlungen. Der Beschluss des Tages von Casinca, erklärte Choiseul, werde als Grundlage eines Vergleichs angenommen, der König wolle „die Sicherheit und die Freiheit der corsischen Nation" verbürgen, er sei sogar bereit, ihren Finanzen aufzuhelfen, — allein er verlange, dass diese ihrerseits den zweiten Theil des Beschlusses von Casinca einhalte und demgemäss „den Genuesen alles einräume, was nach ihnen (den Genuesen?) der Ruhm und die Interessen ihrer Republik erheischten." Dass der erste und wichtigste Theil des Beschlusses nicht wiederholt wurde und dass der zweite Theil in der französischen Ueber-

1) Der §. 13 lautete: „La sérénissime republique pourra faire publier en Corse tous les édits qu'elle croira propres à faire rentrer les peuples sous son obéissance, ce qui est le but que le roi très chrétien se propose." Abgedruckt bei Jacobi, „Hist. de Corse." Auch bei Martens.

2) Vrgl. das erste Schreiben Choiseul's an Paoli, dat. Marly, 12. Febr. 65. Arch. stor. Ital. XI, 99/100.

tragung derart entstellt war, dass er den ersten Theil geradezu aufhob [1]), scheint Paoli nicht beachtet zu haben. Er war über das unerwartete Zugeständniss hoch erfreut und wünschte nur, dass sich Choiseul in Betreff Bonifacio's, welches die Genuesen besetzt halten sollten, deutlicher erkläre: ganz behalten dürften die Genuesen Bonifacio nicht, denn der Beschluss von Casinca nehme keinen einzigen Platz aus.

Nachdem die Unabhängigkeit der Nation von Frankreich anerkannt schien, war Paoli den Franzosen gegenüber zum grössten Entgegenkommen bereit. Er wollte ihnen jeden Vorwand zum Missmuth oder zum weiteren Einschreiten gegen die Nationalen nehmen und sie solcherweise an ihr gegebenes Wort möglichst fest binden; er durfte auch hoffen, dass sie es schliesslich vorziehen würden, statt mit den Genuesen, sich mit ihm zu verständigen; konnte er ihnen doch mindestens ebenso grosse oder noch grössere Vortheile bieten! Auf seine eigene Verantwortung verstattete er ihnen, sich ausserhalb der besetzten Plätze zu verproviantiren und stellte zwischen ihnen und den Nationalen ein solches Einvernehmen her, dass keinerlei Reibungen vorkamen. Die Besonnenheit seines Benehmens ist um so anerkennungswerther, als die Franzosen alles aufboten, sein Ansehen bei den Corsen mög-

1) Der zweite Theil des Beschlusses lautete in seiner originalen Fassung: „quali preliminari accordati ed eseguiti, la Nazione Côrsa ed il suo governo adotterà le misure più proprie e decenti, e farà spiccare la natural sua equità e moderazione per indennizzare il decoro e gl' interessi della Repubblica di Ginova." Vrgl. Arch. stor. Ital. XI, 20. Dafür setzte Choiseul: „la Nation Corse et son Gouvernement prendront toutes les mesures propres et convenables qui leur seront conseillées par leur équité et leur modération naturelle, pour accorder aux Gênois tout ce qu'ils croiront nécessaire à la gloire et aux interêts de leur Republique." Vrgl. Arch. stor. Ital. XI, 102.

lichst zu untergraben und ihn von der Nation zu trennen. Choiseul hatte dieses in seinem ersten Schreiben trocken herausgesagt: Se. Majestät, hiess es daselbst, werde die Absichten des Generals und der Nation genau zn unterscheiden wissen und im Nothfall, wenn Paoli die Wirren verewigen wolle, seine Maassregeln nach den Umständen richten. So wenig Achtung bezeugte Choiseul der Persönlichkeit Paoli's, dass er ihm für sich oder für seinen Bruder die Inhaberschaft des königlich corsischen Regimentes als Lockspeise vorhielt. „Nur dann", erwiederte Paoli, „kann ich mir schmeicheln, die wahre Achtung des Königs einigermaassen zu verdienen, wenn ich lebhaft wünsche, die Freiheit und die Ruhe meiner Nation unter dem hohen Schutze seiner Majestät zu sichern". Auf das Sorgfältigste vermieden die Franzosen eine unzweideutige Anerkennung des Generals als gesetzliches Oberhaupt der Nation. Marbœuf, dessen persönliche Billigkeit und Liebenswürdigkeit Paoli schon früher kennen gelernt hatte und die er auch jetzt rühmen musste, besprach sich mit ihm, allein er wich jeder Etikette aus [1]). Um so mehr musste Paoli darauf bedacht sein, die Würde der Nation zu wahren und vorzukehren. Er scheute nicht länger einen gewissen Aufwand. Zwei noch vorhandene kostbare Sessel — die Lehne des einen schmückte eine Krone — stammen wie es scheint aus dieser Zeit und haben in Ermangelung eines Besseren den Gegnern und Schmähern Paoli's als Beweis dafür gedient, dass er nach der Königskrone gestrebt habe [2]).

1) Vrgl. Germanes, Hist. des révolutions de Corse. III, 23/24. „Fidèle à remplir les vues de la Cour, il ne manquait pas aux intentions de la République: ami des Gênois, il l'était aumoins autant des Corses . . . Le Comte de Marbœuf eut avec Paoli plusieurs entrevues, qu' ils feignaient de regarder comme l'effet du hazard, pour éviter un cérémonial incommode."

2) Vrgl. Pommereul, Hist. de l'isle de Corse. II, 104 f. Dsgl. Germanes, III, 25 f.

Wie wenig diese Vermuthung begründet ist, bezeugt Paoli's ganzes Leben und dass er es nicht ungeschickter hätte anfangen können, ist die Meinung seiner Schmäher selbst [1]). Diese erzählen übrigens, dass er sich ein einziges Mal auf einen dieser Sessel gesetzt habe und das zwar in einer feierlichen Versammlung, wo über den Vergleich mit Genua unter Vermittlung Frankreichs verhandelt wurde, und dieses einzige Mal sei es auch nicht der Sessel mit der Krone gewesen [2]). Diesen fand er so auffällig — beide waren aus Italien gekommen — dass er ihn sofort verschwinden liess, den einfachen (?), zu welchem noch neun ganz ähnliche für die Staatsräthe gehörten [3]), stellte er angeblich in sein Schlafgemach. „Er setzte sich nie darauf", bemerkt Pommereul, „es sei, pflegte er zu sagen, der Thron der Freiheit." Es handelte sich hier offenbar nur um eine mehr ins Auge fallende, auf das Ausland berechnete Vertretung der missachteten Nation. Aus demselben Grunde mussten die Beamten ihre grobe Nationaltracht gegen eine schwarze Kleidung vertauschen und auch die Abgeordneten, wenn sie sich versammelten, hielten mehr als bisher auf ihr Aeusseres. Paoli selbst trug meist eine schlichte Uniform von grünem Tuch mit Goldrand. Er gefiel sich in republikanischer Einfachheit und wünschte die althergebrachte des Landes möglichst erhalten zu sehen. Das erzählt auch der nämliche Germanes, welcher den Sesseln eine so lächerliche Wichtigkeit beilegt. Es scheint, dass die Franzosen diesen Vorfall gegenwärtig mit dazu benutzten, um Paoli zu discreditiren. Jedenfalls ist ihnen dieses später — wie wir noch sehen werden — gelungen. Nur insofern ist der Vorfall überhaupt beachtenswerth.

Eine Zeitlang ruhten die Verhandlungen mit Versailles.

1) Vrgl. Germanes. III, 27.

2) Wenigstens nach Germanes. III, 26.

3) Pommereul. II, 103 f.

Es lag in Choiseul's Interesse zu temporisiren. Im Jahre 1767 stellte er Paoli auf eine harte Probe. Die Genuesen nämlich hatten 4000 aus Spanien vertriebenen Jesuiten auf Corsica eine Zufluchtsstätte gewährt. In Versailles war man hierüber so unwillig, dass die Besatzungen aus den Küstenplätzen (darunter Ajaccio), in welchen die Jesuiten untergebracht wurden, abzogen. Paoli ergriff diese Gelegenheit, um sich der Plätze zu bemächtigen. Als jedoch Choiseul hiergegen Einspruch erhob und — für den Fall, dass die Nationalen die Neutralität der verlassenen Plätze während der Dauer des Vertrages von Compiègne nicht beachten würden — mit einer starken Truppensendung und Gewalt drohte, willfahrte Paoli seinem Verlangen.

Choiseul hörte nicht auf, zu behaupten, dass die corsische Nation in Frankreich ihren einzigen und sichersten Halt habe. Paoli seinerseits wies diese gewaltsam aufgedrängte Schutzherrschaft nicht unbedingt zurück. Er hoffte um so mehr auf eine Verständigung, als er wusste, dass Genua schon länger damit umging, die Insel gegen die Reichslehen, welche die ligurische Hauptstadt umgaben, an den zweiten Sohn des Kaisers abzutreten[1]). Allmählich kam er jedoch von dieser Täuschung zurück und gelangte zur Ueberzeugung, dass die Franzosen nur auf neue Vorwände sannen, um ihre Anwesenheit auf der Insel ins Unbestimmte zu verlängern. Er fürchtete, dass die europäischen Mächte sich daran gewöhnen möchten, sie in dieser vortheilhaften Stellung zu sehen und dass sie sich also darin behaupten würden. Dieses wollte er unter keiner Bedingung dulden. Er

1) Paoli schreibt unterm 10. Dec. 63 von Sartene aus an den Staatsrath: „Per strato ho avuti sicuri riscontri che i Genovesi continuano il trattato di cedere la Corsica al secondogenito dell' imperatore, per averne in contracambio la Lunigiana con i feudi imperiali in essa contenuti." Arch. stor. It. XI, 197.

rüstete daher zum Kriege[1]) und begann die politische Lage Europa's in Erwägung zu ziehen. Auf eine wirksame Unterstützung konnte er jedoch wenig hoffen. Waren doch beim letzten allgemeinen Friedensschlusse (1763) seine Vorstellungen völlig unberücksichtigt geblieben! Obgleich die Engländer mit einer Flotte vor Genua kreuzten und die Franzosen wegen ihres Treibens auf Corsica beobachteten, wollten sie ihm keinerlei bestimmte Zusage geben, und in Turin konnte man gegen Frankreich nichts wagen. Paoli war daher entschlossen, sich im Nothfall an die Türken zu wenden und knüpfte rechtzeitig Beziehungen mit Algerien und Tunis an[2]).

Schon Ende 1767 begann Choiseul die Maske fallen zu lassen, indem er für Frankreich zwei feste Plätze verlangte. Als Paoli erwiederte, dass er sich über diese unerwartete Forderung nicht ohne neue Vollmacht äussern könne, meinte Choiseul: es sei nicht natürlich, wenn er glaube, dass sich der König in die corsischen Angelegenheiten mischen wolle, ohne Vortheil daraus zu ziehen[3]). Paoli hätte die Bitte kurz wiederholen können, mit welcher er die Verhandlung begonnen hatte, nämlich dass die Franzosen baldmöglichst abziehen und die Corsen ihrem Schicksal ruhig überlassen möchten. Allein es galt das Wohl des seiner Leitung anvertrauten Staates; so lange die geringste Möglichkeit eines friedlichen Abkommens vorhanden war, durfte er sie nicht von der Hand weisen. Er ordnete daher — wie es Choiseul längst gewünscht

1) Vrgl. Paoli's Brief an Rivarola vom 6. Dec. 66.

2) Paoli an Rivarola, 6. Dec. 66. ...„Avrebbe caro...: (?) se ottenessi la pace d'Algeri o di Tunisi, o che lo procurassi almeno? Se i Francesi restano in Corsica ausiliarj de' Genovesi, non avendo assistenza, noi non possiamo disprezzare quella de' Turchi."

3) „Il n'est point naturel que vous pensiez que S. M. se mêlera des affaires des Corses sans en tirer un avantage." Depesche v. 28. Oct. 67. Arch. stor. It. XI, 120.

hatte[1]) — den Grafen Matteo Buttafuoco, welcher als Offizier in französischen Diensten stand, mit ausgedehnten Vollmachten nach Versailles ab.

Von der Unabhängigkeit der Insel und einer selbständigen nationalen Regierung ging Paoli auch jetzt nicht ab. „Wir können", so äusserte er sich im Jahre 1766 gegen den Engländer Boswell, „fremde Mächte zu unsern Freunden haben; allein sie müssen (amici fuori di casa) Freunde ausser dem Hause bleiben. Wir können ein Bündniss eingehen, aber wir wollen uns nicht der Herrschaft der grössten Nation in Europa unterwerfen. Diese Leute (seine geliebten Corsen nämlich, von denen er nach Boswell nicht reden konnte, ohne dass sich sein ganzes Herz dabei erweiterte), welche so viel für die Freiheit gethan haben, werden sich lieber in Stücke hauen lassen, als zugeben, dass Corsica von dem Gebiete eines andern Landes verschlungen werde. Vor einigen Jahren, da man ein falsches Gerücht ausgestreut hatte, dass ich Willens wäre, Corsica dem Kaiser zu überliefern, kam ein Corse zu mir und redete mich mit grosser Bestürzung an: ‚Was! Soll das Blut so vieler Helden, die ihr Leben für die Freiheit von Corsica aufgeopfert haben, bloss dazu dienen, um den Purpur eines fremden Fürsten zu färben!'" So konnte denn von einer Unterwerfung unter Frankreich nicht die Rede sein. Dagegen sann Paoli ernstlich darauf, wie das Interesse beider Länder mit einander zu vereinbaren sei. Zur Abfindung mit Genua erklärte er sich bereit, der Republik den Königstitel zu lassen, es sollte sogar das jedesmalige Oberhaupt der Corsen bei seiner Wahl ihr huldigen und ein jährlicher Tribut gezahlt werden; ausserdem stellte er ein ewiges Bündniss in Aussicht. Um sich Frankreich

1) Schon am 21. Mai 65 schreibt er: „J'estime beaucoup M. de Buttafuoco, et le roi compte lui donner la place de Colonel au commandement du régiment royal Corse."

willfährig zu erzeigen, war er bereit, dem bourbonisch-habsburgischen Familienvertrage beizutreten [1]). Mehr aber durfte nicht verlangt werden. Er hoffte mit diesen Vorschlägen durchzudringen, denn er war überzeugt, dass sie dem wahren Interesse aller Betheiligten wirklich entsprachen. Dass Genua die Insel nicht länger behaupten könne, war für ihn ausgemacht, auch dass die anderen Mächte Frankreich den Besitz derselben nicht gönnen würden, schien ausser Zweifel; weshalb sollten sich daher nicht Beide mit dem Gebotenen zufrieden geben?

Es handelte sich jedoch für Frankreich um einen so weit aussehenden Plan, dass diese Voraussetzungen nicht zutrafen. Mit der Gewinnung Corsica's wollte Choiseul nicht nur die Südküste Frankreichs schützen und Italien bedrohen, sondern die Herrschaft auf dem mittelländischen Meer erringen: Corsica war für die Franzosen die erste Etappe nach dem Orient. Hier galt es, den Engländern, welche Gibraltar und Mahon (auf Minorca) bereits inne hatten, den Rang abzulaufen. Dieses war um so wichtiger, als die entlegenen Colonien in Amerika zum Theil schon verloren waren [2]) und im Osten die russische Macht unter dem Herrschergenie Catharina's II bereits bedrohliche Dimensionen anzunehmen begann. Der Augenblick zur Eroberung der Insel konnte überdiess nicht günstiger sein. Der englischen Regierung waren durch eine stürmische Opposition im Inlande und die Gährung in den nord-

---

1) Vrgl. die Antwort auf das französ. Ultimatum v. 3. Juni 1767. Arch. stor. Ital. X, 114 f. Desgl. Paoli's Brief an Rivarola v. 13. Mai 67. Ebendas. p. 95. Endlich Paoli's ostensibles Schreiben an Buttafuoco v. 5. Febr. 68.

2) „La Corse", meinte Pommereul u. A., „est de toute manière plus essentielle à la France que ne l'était et ne l'aurait été le Canade." Hist. de l'Isle de Corse, II, 126. Nouv. édit. Berne 1795.

amerikanischen Colonien die Hände gebunden, und Oesterreich, welchem besonders seiner italienischen Länder wegen die Besitznahme Corsica's durch die Franzosen unmöglich genehm sein konnte, bedurfte des Familienbündnisses zu sehr, als dass es dasselbe aufs Spiel gesetzt hätte. Die bourbonischen Höfe, namentlich Spanien und Neapel, hatten aber mit Frankreich die gleichen Interessen. Der König von Sardinien, der zunächst bedroht wurde, war förmlich umzingelt und demgemäss machtlos.

Choiseul war daher entschlossen, das kühne Unternehmen zu wagen. Seine Antwort auf die Denkschrift, welche ihm Buttafuoco überreichte, lief darauf hinaus, dass der Preis der Lostrennung Corsica's von Genua und die Anerkennung der nationalen Regierung kein geringerer sein könne: als die Abtretung des Capocorso, d. h. der Landzunge, in welche die Insel im Norden ausläuft, und der beiden an ihrer Wurzel gelegenen wichtigen Hafenstädte San Fiorenzo und Bastia an Frankreich. Hiervon werde der König niemals abgehen [1]) und wenn ihm die Corsen das Verlangte nicht zugestehen wollten, so werde er es von Genua zu erhalten wissen.

Hierauf waren Paoli und die Seinigen nicht gefasst gewesen. Es war wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Eher, lautete die Antwort, hätte man die vollständige Souverainität über die Insel verlangen können [2])! Die Eroberung

---

1) „Cet article est une condition sine qua non, de laquelle le roi m'a paru déterminé de ne pas revenir. S. M. est déjà fatiguée de garder des places pour d'autres puissances; etc." (!) Vrgl. das Schreiben Choiseul's an Buttafuoco v. 6. Oct. 67. Arch. stor. Ital. X, 121 f. Die Jahreszahl des Schreibens ist verdruckt, statt 1767 steht 1768.

2) „Sarebbe stato men doloroso per questi popoli, che si fosse richiesta l'intera sovranità di tutto il Regno, che lo smembramento di una parte di esso, tanto essenziale, e che per le

des Capocorso war einer jener Erfolge, auf welche Paoli mit Recht stolz war, und die Bevölkerung, welche solcherweise dem Nationalstaat geopfert werden sollte, war gerade diejenige, welche für die nationale Sache am meisten gelitten hatte. Jede Vereinbarung schien daher fortan unmöglich. Die Genuesen selbst, meinte Paoli, würden, als sie neuerdings heimlich mit ihm zu verhandeln unternahmen und er sie abwies, weniger verlangt haben. „Wie in allerwelt", schreibt er an Buttafuoco, „kommt Frankreich dazu (nachdem es unsere Vorschläge und unser Benehmen soweit gebilligt und die Beschlüsse des Tages von Casinca zum Ausgangspunkt genommen hatte) jetzt für sich selbst zu verhandeln? Es maasst sich die Rechte der Genuesen auf Corsica an und fordert mehr, als es je für diese verlangt hätte ... Gelingt es Ihnen nicht, das französische Cabinet von diesen Forderungen abzubringen, so ist in demselben eine grosse Sinnesänderung vor sich gegangen und es liegt offenbar ein politischer Plan vor, welcher die Schuld eines solchen Ausgangs der Verhandlung auf diese Nation wälzen soll, nur um einen Vorwand zu haben für deren Unterwerfung. Ist dieses der Fall, so wäre ihre Sendung bald zu Ende und wir müssen uns — ohne dass wir uns etwas vorzuwerfen hätten — der Vorsehung anheimgeben."

Es war der Fall. Als Antwort auf eine neue Denkschrift erhielt Buttafuoco seine Pässe[1]). Wenige Tage später, am 15. Mai 1768, wurde zu Versailles mit der ligurischen Re-

---

inevitabili conseguenze si tirerebbe dietro la tota ruino di tutto il restante del paese." Vrgl. Paoli's ostensibles Schreiben an Buttafuoco. Arch. stor. It. X, 123 f. Das Schreiben ist ohne Datum, ist aber abgeschickt worden zugleich mit einem vertraulichen v. 5. Febr. 68.

1) Vrgl. Choiseul's Schreiben an ihn v. 2. Mai 1768. Arch. st. It. X, 129/30.

publik ein neuer Vertrag geschlossen. Darnach sollten jetzt die französischen Truppen so viele Plätze auf der Insel besetzen, als sie nöthig haben könnten, die Corsen an einer Schädigung der treuen Unterthanen Genua's zu verhindern. In diesen Plätzen sollte der König von Frankreich als Souverain gebieten. Diese seine Souverainität sollte eine unbeschränkte sein, allein nur als ein Pfand gelten [1]) für die gehabten Ausgaben. Die Souverainität über die ganze Insel blieb den Genuesen vorbehalten, doch sollte der König dieselbe nach Unterwerfung der Aufständischen bis auf Weiteres ausüben. Die Republik selbst verzichtete auf die Bekämpfung der Corsen, dafür versprach aber der König, diese nach der Strenge des Kriegsgesetzes zu behandeln [2]). Die von der nationalen Regierung in Beschlag genommenen Güter von Genuesen oder genuesisch Gesinnten sollten diesen wieder erstattet werden. Mit anderen Worten: der König von Frankreich übernahm es, die nationale Regierung zu stürzen, wofür er nicht unbedingt in den rechtlichen, wohl aber vollkommen in den thatsächlichen Besitz der Insel gelangen sollte. „Nach diesem Vertrage", bemerkt u. A. Voltaire, „ward das Königreich Corsica dem Könige von Frankreich nicht unbedingt übergeben, allein es wurde angenommen, dass es ihm gehöre [3]), mit dem Vorbehalt, dass die Republik in ihre Souverainitätsrechte wieder eintreten könne, wenn sie zuvor dem Könige seine Unkosten wieder erstattet hätte. Das hiess in

---

1) § 3. „La souveraineté . . . sera absolue, quoiqu'elle ne puisse être envisagée que comme caution."

2) § 7. . . „le roi promet de traiter selon la rigueur des lois de la guerre tous les Corses qui causeront aux sujets de la république quelque préjudice, soit par eau ou par terre."

3) „mais il était censé lui appartenir" . . . Précis du Siècle de Louis XV, Chap. XL. De la Corse.

der That, Corsica auf immer abtreten, denn es war nicht wahrscheinlich, dass die Genuesen das Königreich würden zurückkaufen können." Beide Theile hätten nach Voltaire, der als Franzose auf den Erwerb der Insel stolz ist und Choiseul bei dieser Gelegenheit den edelmüthigsten Mann in Europa nennt[1]), ihren Vortheil dabei gefunden. „Es blieb nur das Eine noch zu wissen übrig", so schliesst er seine bezüglichen Erwägungen, „ob die Menschen das Recht haben, andere Menschen zu verkaufen: indess das ist eine Frage, welche man noch in keinem Vertrage untersuchte."

Die Souverainitätsfrage war im vorliegenden Falle eine ebenso verwickelte als wichtige. Choiseul freilich löste sie auf eine sehr einfache Weise, indem er den Truppen, welche nach Corsica gingen, ein königliches Manifest mitgab, welches damit anhub, dass die Republik die Souverainitätsrechte über die Insel dem Könige von Frankreich freiwillig in die Hand gegeben hätte[2]); der König habe dieselben gern übernommen, denn er wolle sie nur zum Besten des corsischen Volkes, seiner neuen Unterthanen, ausüben. Er wolle über seine lieben corsischen Völker mit eben demjenigen väterlichen Herzen wachen, wie über seine übrigen Unterthanen und nur hoffen, dass sie ihn nicht nöthigen würden, sie als Rebellen zu behandeln.

Diesem Manifest setzte die nationale Regierung eine

---

1) „Paoli savait que le cœur de ce ministre était audessus de sa naissance, que c'était l'homme le plus généreux de l'Europe, qu'il se conduisait avec une noblesse héroïque dans tous ses intérêts particuliers, et qu'il agirait avec la même grandeur d'ame dans les intérêts du roi son maître."

2) „La Serenissima Repubblica di Genova avendo trasmesso nelle nostri mani con una volontaria cessione i diritti di Sovranità che aveva sopra il Regno di Corsica." . . . Abgedr. bei Cambiagi, Istoria del Regno di Corsica, IV, 170/71.

Denkschrift an die europäischen Mächte entgegen. Schon früher hatte Paoli ausgeführt, dass die Republik selbst nicht mehr Souverainitätsrechte besitze, als etwa der Kaiser wegen seines Verhältnisses zu Toscana, in welches die einstmalige Republik Pisa aufgegangen war, oder der Papst, oder der König von Aragon, d. h. Spanien, oder Frankreich selbst, welche Mächte sämmtlich über die Insel einst geherrscht hätten. Jetzt argumentirte er folgendermaassen. Gesetzt: Genua hätte seine Rechte verkaufen können; so hätte dieses doch nimmer ohne vorhergegangene Zustimmung der Nation geschehen können; sei doch die Zustimmung des Volkes die sicherste Stütze aller Souverainität! Zwischen dem Volke und dem Fürsten müsse nothwendig ein Vertrag vorausgesetzt werden. Wenn demnach die Corsen verpflichtet gewesen wären, die Republik Genua als ihren Souverain anzuerkennen, Genua aber seine Rechte aufgegeben hätte, so folge daraus nothwendig: dass die Nation frei und unabhängig sei und gar keiner Macht unterthänig, also auch Frankreich nicht [1]).

Mag man Choiseul damit rechtfertigen wollen, dass er im Interesse seines Staates und seiner ministeriellen Pflicht gemäss zu handeln meinte, so bleibt doch sein Verfahren, besonders in sofern es die Person Paoli betrifft, ein ebenso heimtückisches, als schnödes und beleidigendes. Nicht genug mit jener an Schmähung grenzenden Missachtung, wie sie während der Verhandlungen selbst sich in seinen Depeschen documentirt, — an demselben Tage, an welchem er ihm meldet, dass auch diese neuen Truppensendungen nicht deswegen nach Corsica gingen, um der Nation zu nahe zu treten, schreibt er an Buttafuoco [2]): „Paoli wollte mich mit

1) Manifest v. 28. Aug. 68. Arch. st. It. XI, 146 f.
2) Versailles, d. 29. Mai 69. Arch. st. It. XI, 131.

seinem letzten Briefe (in welchem er nach der Ursache der neuen Truppensendungen fragte) nur in die Falle locken und durch Antworten binden. Er ist sehr schlau; doch muss er, wenn wir uns so plump fangen lassen sollen, noch schlauer werden [1])." Wie die Sachen lägen, sei es das Rathsamste, sich ruhig zu verhalten und in Allem und allenthalben den Antrieben Frankreichs zu folgen. Er zweifle daran, dass Paoli diesen Weg einschlagen werde und in diesem Falle beklage er ihn. Falls Buttafuoco wieder nach Versailles wolle, sei er der Willkommene.

Dass Choiseul so an den Bevollmächtigten und bisherigen Bewunderer Paoli's schreiben konnte, verräth denselben. In der That: Buttafuoco war von Choiseul vollständig gewonnen. Paoli — so schrieb er jetzt von Toulon aus an den Grafen Rivarola nach Turin, dem gemeinsamen Freunde von ihm und von Paoli, — habe sich in der ganzen Angelegenheit ungeschickt benommen. Es habe sich nicht darum gehandelt, die Unterthanen der Republik Genua zu werden, sondern diejenigen des Königs von Frankreich, unter den günstigsten Bedingungen, wie es den gegenwärtigen Zuständen entspräche und es die monarchische Regierungsform zulasse. Die corsische Freiheit erscheine schön und beneidenswerth nur dem Vorübergehenden oder aus der Ferne; ein vierjähriger Aufenthalt auf der Insel habe ihm die Augen darüber geöffnet. Das Haupt des demokratischen Staates wolle die Tugendhaftigkeit, oder richtiger die Tugenden; und im Lande seien nichts als Laster. Die Bestechlichkeit, die Verderbtheit, die Neigung zu Zwistigkeiten, zum Neide, zu Schandthaten allerart, nähmen täglich zu, man versuche die Edelleute, denen man nicht ans Leben könne, in ihrem Rufe zu schädigen, sie

1) „Il est bien fin; mais cependant il faut qu'il acquière encore quelque finesse pour que nous tombions aussi grossièrement dans les panneaux."

zu erniedrigen und der Verachtung preiszugeben. Dieses sei die Politik der zur Zeit Regierenden [1]). Er spreche als Corse und ausschliesslich im Interesse des Vaterlandes, dabei wünsche er aufrichtig die republikanische Staatsform, welche er aber unter den gegebenen äusseren und inneren Umständen für unhaltbar erachte. „Die Republik", so schliesst er sein heuchlerisches Schreiben, „wird sich nicht festigen; und nach dem Tode Paoli's wird die Wahl nur zwischen der Anarchie und Genua bleiben."

Buttafuoco hatte bisher für einen zu warmen Patrioten und aufrichtigen Anhänger der nationalen Partei gegolten und war eine zu einflussreiche Persönlichkeit geworden, als dass ihn Rivarola nicht einer eingehenden Antwort gewürdigt hätte [2]). Tausendmal hätte er geschworen, dass das Vaterland in Buttafuoco am französischen Hofe seinen Beschützer habe. Buttafuoco wisse sehr wohl, mit welchem Interesse er auf seiner Reise durch Toscana vor einem Jahre (als er nach Versailles ging) sich über das Vaterland und über Paoli geäussert habe. Es handele sich hier um einen Gegenstand, dem sie alle mit einander nicht nur das eigene Interesse, sondern die Existenz, das Leben selbst opfern müssten. Er wolle ihm daher seine Meinung offen sagen. Frankreichs Herrschaft biete unzweifelhaft viele Vortheile, doch darauf komme es wenig an, die Vortheile der Freiheit und Unabhängigkeit würden durch nichts aufgewogen. Dass diese für

---

1) „La venalità, la corruzione, prendono ogni giorno piede, assieme colla pendenza alle discordie, alle invidie, ed alle infamità di tutte le specie; e non pottendo insidiar la vita dei galantuomini, si tenta di perderli di reputazione, di avvilirli e ridurli in uno stato assai dispregevole. Questa è la regola politica di chi ci regge." Abgedr. im Arch. st. It. XI, 148/49.

2) Auch diese Antwort hat Tommaseo im Arch. st. It. abgedruckt.

Corsica zu erwarten seien, sobald sich Frankreich der Einmischung enthalte, wolle er ihm beweisen. Seine Einwendungen seien sämmtlich unhaltbar. Er nenne ihm die Republik, deren Bestand Anfangs sofort gesichert gewesen wäre! Die republikanische Regierungsform habe gewiss ihre unvermeidlichen Mängel, allein was seien diese gegen ein fremdes Joch? Die Freiheit sei in der That ein Schatten ohne Körper, darin habe er ganz Recht, denn sie finde ihren Ausdruck nicht in einem sichtbaren Fürsten, sondern in den Gesetzen. Buttafuoco's Urtheil werde hier durch seine Anhänglichkeit an den Fürsten, dem er diene (d. h. an den König von Frankreich), beeinflusst. „Zeigen Sie mir ein Land ohne Laster, alsdann werde ich Ihnen beistimmen, dass dieses allein frei zu sein verdient. Alle Republiken haben mit Lastern begonnen, und das mit unvergleichlich grösseren, als Sie diejenigen unseres Vaterlandes sich vorstellen. Genug wenn die Tugenden die Leiter einer Republik auszeichnen und sich wie ein Samenkorn dem Volke allmählich einpflanzen.“ Er könne überdies durch Thatsachen beweisen, dass es den Corsen an Tugenden, an erhabenen Tugenden, nicht fehle. Es gebe Beispiele, wie die römische Republik selbst keine aufweise. „Wer ein Volk loben will, wird Gründe finden, es zu thun; wer es unterjochen will, wird solche ebenfalls finden; alles hat seine zwei Seiten.“

Was die Klagen über das Verfahren mit den Edelleuten anbelange, so könne er nur erwiedern, dass jeder für seinen Ruf selbst Sorge zu tragen habe. Ob die zur Zeit Regierenden wirklich jene Politik befolgten, die Buttafuoco ihnen zuschreibe, wolle er dahingestellt sein lassen: die Regierenden würden bald durch Andere ersetzt. Ueber Paoli aber solle Buttafuoco schweigen. Er selbst habe ihm die Verehrung für diesen durch seine Lobspendungen mit eingegeben, und diese sei nur noch gewachsen, seitdem er gesehen habe, wie

er das Volk bis an den Rand der vollständigsten Freiheit gebracht habe, gegen welche nur das fürchterliche Verhängniss von Frankreichs Dazwischenkunft aufkommen könne. Buttafuoco, der in Frankreich erzogen und im Frieden aufgewachsen sei, könne die Zustände auf Corsica gar nicht beurtheilen, ein Aufenthalt von vier Jahren reiche dazu nicht hin; er wisse auch nicht, die Interessen seines Fürsten von denen des Vaterlandes zu trennen; vermöchte er dieses, so würde er mit ihm darin übereinstimmen, dass gerade in den gegebenen Umständen die republikanische Regierungsform für Corsica die allergeeignetste sei. Zwischen der Anarchie und Genua stehe nach dem Tode Paoli's die Demokratie in der Mitte. In ihr liege die Rettung. „Es unterdrücke ein Jeder in sich die besondere Herrschgier, und überlasse es dem freien Volke, sich Diejenigen, von denen es regiert sein will, ungehindert zu wählen: Sie sollen dann sehen, wer von uns Beiden Recht hat. Sie werden mir einwenden, dass dieses eine metaphysische Behauptung sei (essere questo un essere metafisico), welche sich nicht verwirklichen lasse; ich aber antworte Ihnen: Sie haben Recht, wenn Alle so dächten wie Sie, und keineswegs Recht, wenn man allgemein so denkt wie ich." Er für seine Person wolle lieber als Privatmann im freien Vaterlande leben, als bei dessen Unterjochung eine Hauptrolle spielen.

Nicht Alle antworteten dem Verräther Buttafuoco, welcher als Oberst an der Spitze des königl. corsischen Regimentes auf der Insel erschien, um seine Landsleute für Frankreich zu gewinnen, wie der wackere Rivarola. Die Uebermacht war eine zu gewaltige, um nicht einzuschüchtern, der materielle Vortheil bei einer gutwilligen Unterwerfung zu augenscheinlich, um nicht Viele zu bestechen. Dennoch konnte Paoli auch jetzt noch auf seine Landsleute rechnen. Die erforderlichen Gelder zum Widerstande wurden gewährt und

alle Männer vom 16ten bis zum 60ten Lebensjahre griffen zu den Waffen. Zu Corte herrschte die grösste Begeisterung; allein die Küstenplätze waren in den Händen der Franzosen und von diesen entweder gewonnen oder wehrlos gemacht. Vergeblich versuchte Paoli, die Verhandlungen wieder anzuknüpfen, — nicht einmal der Einblick in den Vertrag mit Genua wurde ihm gestattet[1]). Alles war darauf angelegt, ihn von der Nation zu trennen. Seine Unerschütterlichkeit trieb aber die Franzosen nur zur Eile an. Sie verlangten die Freigebung der Linie von San Fiorenzo nach Bastia, und drangen sofort gewaltsam vor, ohne erst eine Antwort oder den Ablauf des bestehenden Waffenstillstandes abzuwarten[2]) oder überhaupt nur der Nation, mit welcher sie doch unterhandelt und pactirt hatten, den Krieg zu erklären. Paoli hatte seine Maassregeln getroffen und eilte selbst sofort an den bedrohtesten Punkt. Es entspann sich ein blutiger Krieg. Die Franzosen vermochten nur langsam und mit empfindlichen Verlusten vorzudringen. Sie erlitten eine Niederlage, in welcher sie 600 Mann todt auf dem Platze liessen. Als der Winter hereinbrach, sahen sie sich wieder fast ausschliesslich auf die Küstenplätze angewiesen. Wollten sie bei der Eroberung der Insel beharren, so mussten sie einen zweiten Feldzug daransetzen.

Dieser erste Erfolg gab den Nationalen neue Zuversicht

1) Paoli an Ristori in Bastia. 4. Oct. 68. „Domando che mi mostri questo trattato. Si declina la risposta: forse vi sono condizioni egualmente onerose ed ingiuriose per noi."

2) Pommereul II, 112: „Marbœuf envoya sommer Paoli . . . et sans attendre sa réponse, marcha sur les Corses" . . . Ebendas. p. 256: „La trêve avec les Corses ne devait finir que le 4 Août: comme ils étaient en mesure de se défendre, on ne crût pas en la rompant avant ce terme, violer la foi des traités." Auch nach Cambiagi (IV, 168/69) bricht Marbœuf den Waffenstillstand, wenn auch erst nach Empfang von Paoli's Weigerung.

und konnte möglicherweise durch die Wirkung auf die öffentliche Meinung in Europa ein entscheidender werden. Namentlich hoffte Paoli auf England, wo in Bezug auf Corsica wenigstens die Volksstimme mit den Interessen der Regierung zusammen zu fallen schien. Doch konnte er keine bestimmte Zusage erlangen. In London wurde zwar für die Corsen eifrig gesprochen und Geld gesammelt, Paoli erhielt auch Waffen geliefert, — dieses genügte aber nicht. „Während zu Rom verhandelt wird", klagte er bitter, „fällt Saguut [1])." Auch in Wien und Turin wollte man sich nicht regen. Gegen die Barbaresken aber hatten sich die Franzosen bereits im Vertrage mit Genua vorgesehen [2]). In dieser Beziehung konnten sie auf Spanien und Neapel, wo deren Schiffe jetzt festgehalten wurden, rechnen. „Bei der Armuth des Reiches", meint daher Paoli am Schlusse eines bezüglichen Schreibens an Rivarola, der in Italien auf Wache stand, „hilft das Recht nichts [3])." Es blieb ihm nichts übrig, als abermals eine Verständigung mit Frankreich zu suchen.

Er wendete sich zur Vermittlung an seinen Landsmann Ristori in Bastia. Er habe, so schrieb er ihm, unter der Hand erfahren, dass der König von Frankreich für den Fall einer gutwilligen Unterwerfung von den Bestimmungen des mit Genua abgeschlossenen Vertrages absehen wolle. Er könne zwar nicht annehmen, dass Sc. Maj. auf die Einhaltung

1) „Gl' Inglesi vengono a vedere; ma dum Romae consulitur, Saguntum expugnatur. L' ultima fregata mi avesse almeno lasciata munizione, di cui sono affatto privo." Paoli an Rivarola, d. 8. Aug. 68.

2) § 8. „On ne permettra pas aux navires barbaresques l'entrée d'aucun port" etc.

3) „La Corte di Napoli si dichiara col fatto. Arresta i corsari, ed impudentemente loro finge delitti de' quali nemmen l' ombra esiste. — ‚Non val ragione in povertà di stato.'" 8. Aug. 68.

eines Vertrages so wenig gebe, allein es wäre doch möglich, dass dieses Gerücht maassgebenden Ortes veranlasst worden wäre. Es heisse auch, dass die Nation keine bessere Behandlung erwarten dürfe, so lange er (d. h. Paoli) an der Spitze derselben stände, denn das Ministerium sei gegen ihn aufgebracht. Er werde aber einem solchen Gerüchte, in welchem er nur einen kleinlichen Kunstgriff und eine niedrige Absicht sehe, keine Bedeutung beilegen. Er sei zu einem Waffenstillstande behufs Berufung einer freien Tagsatzung bereit; allein es scheine, dass die französischen Truppen um keinen Fussbreit zurückweichen wollten. „Die Franzosen", so schliesst er das Schreiben, „führen Krieg gegen ihr eigenes Interesse und gegen eine Nation, welche ihnen auf das achtungsvollste und aufrichtigste zugethan ist. Man sagt, dass ich andere Mächte zu gewinnen bestrebt sei. Man wird mir daraus kein Verbrechen machen. Könnte ich über den Donner gebieten, ich würde mich desselben zur Vertheidigung der Freiheit des Vaterlandes bedienen. Allein ich beharre fort und fort bei dem Wunsche, unsere Interessen mit den französischen zu vereinigen und die Insel unter dem Schutze Seiner Allerchristlichsten Majestät zu sichern; ich würde von meiner Aufrichtigkeit die Beweise nicht schuldig bleiben, wenn man nur mit weniger Grausamkeit verhandeln wollte[1]).

Alle Bemühungen, die Franzosen von ihren Plänen abzubringen, blieben jedoch erfolglos: die Hoffnung, dass Choiseul gestürzt werden möchte, ging nicht in Erfüllung. Auf ausländische Hülfe in nächster Zeit war ebenfalls nicht zu rechnen. So kam das Frühjahr 1769 heran. Paoli bot Alles

1) „Se fosse padrone del tuono me ne servirei per difendere la libertà della Patria. Ma persisto sempre nel desiderio di combinarla, ed assicurarla sotto la protezione di S. M. C.; e ne darei le prove di buona fede, se con minor durezza si volesse trattare." 4. Oct. 68.

auf, um den sinkenden Muth der Nationalen frisch zu beleben. Allein die Stimmung blieb eine gedrückte: es fehlte bedenklich an Kriegsgeräthschaften und viele der angesehensten Corsen, welche als Führer hätten dienen können, rief er vom Festlande vergeblich herbei. Er fühlte sich mit seinem Bruder in der so schwierigen Lage ganz vereinsamt[1]). Was sollte daraus werden, wenn ihnen ein Unfall begegnete oder sie einem der meuchlerischen Anschläge, denen sie beständig ausgesetzt waren[2]), erlagen? Diese Erwägungen lasteten Paoli schwer auf der Seele, deswegen blieb er aber doch fest entschlossen, seiner Pflicht bis zuletzt zu genügen und wenn auch sonst Alles verloren ginge, wenigstens die Ehre zu retten. Wenn nur noch ein Feldzug glücklich überstanden wurde, so konnte die Intervention der Mächte immer noch Rettung bringen!

Selbst diese bescheidene Hoffnung erwies sich jedoch bald als eine trügerische. Die Franzosen rückten mit solcher Macht ins Feld und ihr Führer, der Graf de Vaux, bewies ein solches Geschick, den Kampf zu vermeiden und die verzagende Bevölkerung vom Widerstande abzuhalten, dass Paoli's Pläne alle zu Schanden wurden. Der Engpass, welcher von Norden her den Zugang nach dem Innern der Insel bildete, wurde von den Franzosen durchschritten. Es galt nur noch den Uebergang über den Golofluss — und der Weg nach Corte stand ihnen offen[3]). Clemens Paoli war an der

1) Paoli an Rivarola, 26. Dec. 68. „Ci sacrificheremo (d. h. er und sein Bruder), ma soli non potremo difendere la Patria."

2) Vrgl. Paoli's Brief an Rivarola v. 6. Dec. 68. „Mai cessano insidiarmi la vità. . . . Ora vengo avvertito che in Nebbio macchiavano contro la vità di mio fratello. Che perfidi!" Desgl. v. 23. Dec. „Non lasciano mezzo intentato per farmi assassinare: cercano corrompere col danaro che gettano a mani aperte: promettono tutto" (d. h. die Franzosen).

3) Vrgl. über die strategische Wichtigkeit des Engpasses

Ponte nuove zur Stelle und kämpfte wie ein Löwe; er vermochte aber der Verwirrung nicht zu steuern. Die Corsen erlagen der Uebermacht, riefen Verrath und stoben auseinander. Es war ein blutiges Gemetzel.

Die nationale Sache hatte an diesem verhängnissvollen Tage ihren Todesstoss erhalten. Die erloschene Begeisterung war nicht wieder zu wecken. Wo die Franzosen erschienen, streckte die Bevölkerung die Waffen. Drohungen, Verheissungen und Geld bahnten ihnen alle Wege. Corte wurde fast ohne Gegenwehr eingenommen. Die beiden Paoli und einige wenige treue Führer, darunter vor allem Abatucci, der sich einst gegen Paoli aufgelehnt hatte und durch dessen Edelmuth gewonnen worden war, irrten mit einem kleinen Heereshaufen im Lande einher, ohne etwas ausrichten zu können. So verging der Monat Mai.

Paoli hatte sich schliesslich jenseits der Berge, in die Gegend von Ajaccio zurückgezogen. Hier wollte er sich noch einmal verschanzen, allein die Bevölkerung setzte sich in ihrer Angst dagegen. Da beschloss er, mit den letzten Getreuen die Insel zu verlassen. Am 12. Juni 1769 schiffte er sich zu Portovecchio mit ungefähr 300 Gefährten auf zwei englischen Schiffen nach Livorno ein.

Indem er solcherweise sein unglückliches Vaterland als ein Flüchtling verliess, hoffte er, das, was er mit dem Schwerte nicht hatte erkämpfen können, auf diplomatischem Wege mit Hülfe des Auslandes vielleicht noch zu erlangen. Dass keine einzige Macht Frankreich den Besitz von Corsica gönne, war seine feste Ueberzeugung. Die Selbständigkeit der von jeher so eifrig umworbenen Insel und die Verbürgung ihrer Neutralität schien die vielen widerstreitenden In-

und den Kampf in demselben insbesondere Tommaseo, welcher die einschlagenden Schriften dahin verglichen und kurz zusammengefasst hat. Arch. st. It. XI, CLXVII f. und CCI f.

teressen am besten mit einander zu versöhnen. Waren diese Erwägungen richtig, so war noch nichts unwiederbringlich verloren. Er selbst brauchte gewiss zur gelegenen Stunde nur zu landen, um die Nation wieder um sich zu schaaren.

Der Empfang, wie er Paoli auf dem Festlande zu Theil wurde, musste ihn in seinen Hoffnungen bestärken. Als er in Livorno an's Land stieg, jauchzte ihm die Bevölkerung entgegen, wie sie ihren eigenen, neuen Souverain nicht feierlicher hätte begrüssen können [1]). Der Grossherzog Leopold von Toscana, welcher sich bald als ein so geschickter Reformator seines Staates erweisen sollte, empfing ihn mit Wohlwollen und gewährte seinen Gefährten nicht nur eine Zufluchtsstätte, sondern sogar einige Unterstützung [2]). Bei dieser Entschliessung mochte sein eigenes Staatsinteresse mitsprechen, denn die Franzosen bedrohten von Corsica aus vor allem die toscanische Küste. Dieser Umstand musste auch in Wien verstimmen. Maria Theresia bezeugte daher ihr Interesse für die nationale Sache [3]) und wünschte, Paoli in österreichische Dienste zu nehmen. Hiergegen erhob sich jedoch ihr Sohn und Mitregent, Kaiser Joseph II, der eben damals Italien bereiste. Ob es ihm seine Umgebung eingab, seine Neigung für Frankreich oder nur der Unwille darüber, dass er aus politischen Erwägungen nicht nach Genua durfte, welches er durchaus zu sehen wünschte [4]), genug — er, der

1) So Cambiagi IV, 209, der sich damals selbst in Toscana aufhielt.

2) Ebendas. IV, 210.

3) Paoli an Rivarola, 17. April 69. „La lettera di Vienna dice qualche cosa." Und an seinen Bruder, 23. Sept. 69. „La risposta degli Olandesi e della corte di Vienna non dovrebbe essere a seconda del genio de' Francesi."

4) Vrgl. seine Briefe an Maria Theresia v. 22. u. 30. Mai und v. 15. Juni 1769. Im Letzteren, wo er auch auf Paoli zu sprechen kommt, heisst es: . . . „le courrier . . . est encore ar-

das Verfahren Choiseul's im vergangenen Jahre zwar geschickt, allein ungerecht gefunden und Paoli als dessen armes Opfer beklagt hatte [1]), entgegnete jetzt auf den Vorschlag seiner Mutter: Paoli sei kein Militär und besitze nicht einmal persönlichen Muth; es sei ein Rebellenhäuptling, der seinen Ruf dadurch erlangt habe, dass er seiner Nation mittels tausend Unwahrheiten Begeisterung und Fanatismus eingegeben habe, und noch mehr durch die Fahrlässigkeit seiner Gegner. Er seinerseits rathe daher sehr, nicht nur ihn nicht herbeizurufen, sondern ihn, wenn er von selbst komme, ausser Landes zu weisen [2]).

War dieses die Anschauungsweise des deutschen Reichsoberhauptes, so war es doch gewiss nicht diejenige der Mehrzahl im Reiche selbst. Auch in Deutschland gestaltete sich Paoli's Durchreise zu einem Triumphzuge. In Frankfurt a. M.

---

rivé à temps . . . je ne passerai donc plus par Gènes. J'avoue cependant que cela a l'air d'être fait exprès que de ne pas aller voir l'une des plus curieuses et belles villes de toute l'Italie." Arneth, M. Th. u. Jos. II, Correspondenz etc.

1) Ebendas. Brief v. 15. Sept. 1768, an Leopold. „Les affaires de Corse, quelque désagréables et injustes qu'en soit le procédé, il faut rendre la justice au duc de Choiseul qu'il a profité du bon moment, et indubitablement il s'en mettra en possession avant que le parlement s'assemblera en Angleterre, et sur une affaire déjà autant que terminée je ne crois pas qu'il prendra autre parti que l'indifférence. Pauvre Paoli en sera seul la victime.

2) Ebendas. an M. Theresia, Pavia d. 10. Juni 69. „Cet homme n'a aucune bonne partie militaire; il n'est pas même brave pour sa personne; c'est un chef de rebelles qui par l'enthousiasme qu'il a su inspirer à sa nation, en lui disant mille faussetés, mais bien plus encore par l'incurie de ceux qui avaient à faire contre lui, s'est acquis cette réputation. Je conseillerais très-fort à V. M. de le faire sortir de ses Etats s'il y venait, au lieu de l'y faire venir."

sah ihn u. A. auch der junge Goethe. „Er zog", so schildert dieser in spätem Rückblick auf sein Leben den Gefeierten, „Aller Herzen an sich; es war ein schöner, schlanker, blonder Mann voll Anmuth und Freundlichkeit [1])." Nicht weniger begeistert empfingen ihn die Holländer. Allenthalben musste er sich vor der drängenden Menge retten.

Wie er in London, dem Endziel seiner Reise, empfangen wurde, erfahren wir aus seinen Briefen an die zurückgebliebenen Schicksalsgenossen in Italien. Der König und die Königin erwiesen ihm die augenfälligste Huld und die Minister besuchten ihn. Zugleich bemächtigte sich seiner die Oppositionspartei, welche der Regierung zur Zeit ungemein zu schaffen machte. Er hatte alle Mühe, die stürmischen Ovationen, mit denen man ihn bedrohte, in Etwas zu mässigen und seine Sache, die beide Parteien fördern wollten, ihrem leidenschaftlichen Zwiste zu entziehen. Die Engländer sahen wohl ein, was Corsica im mittelländischen Meere für eine wichtige Position sei, und wollten sie am wenigsten in den Händen ihres gefährlichsten Widersachers wissen [2]); allein auf einen Bruch mit Frankreich und mit den bourbonischen Höfen konnten sie es deswegen nicht ankommen lassen. Paoli musste sich daher gedulden. Er erhielt unterdessen eine ansehnliche Pension ausgeworfen und konnte die Gefährten in Italien unterstützen.

Schon im März 1769, als die Entscheidung auf Corsica noch bevorstand, hatte der russische Gesandte mit Paoli anzuknüpfen und ihn im Widerstande gegen Frankreich zu ermuthigen versucht [3]). Choiseul nämlich trat vermittelst der Polen und Türken der drohenden Uebermacht Russlands ent-

1) Wahrheit und Dichtung. 17. Buch.

2) In den Junius-Briefen bildet die Nichtintervention bezüglich Corsica's eine Hauptanklage gegen das Ministerium.

3) Vgl. Paoli's Brief an Rivarola v. 21. März 1769.

gegen und eine russische Flotte war unterwegs, um die Türken auch von der Seeseite anzugreifen. Sie kam für Paoli aber zu spät; immerhin erwiederte Catharina auf sein Hülfegesuch von London aus, dass sie sich für ihn und seine Sache sehr interessire und thun wolle, was die Conjuncturen erlaubten [1]).

Dabei blieb es jedoch. Catharina's glänzende Siege über die Polen und Türken gefährdeten das ganze europäische Gleichgewicht, so dass selbst Friedrich der Grosse und Maria Theresia Bundesgenossen wurden. Andrerseits musste England, als es wirklich mit Frankreich, Spanien und Holland in Krieg gerieth, seine ganze Kraft nach den beiden Indien richten, insbesondere nach Nordamerika, wo sich die Colonien von dem Mutterlande losrissen. Das mittelländische Meer blieb in der Gewalt seiner Feinde.

Durch diese Weltereignisse wurde die Aufmerksamkeit der Cabinette und der öffentlichen Meinung von dem kleinen Corsica bald abgelenkt. Die Franzosen konnten von der Insel ganz ungestört Besitz nehmen. Im September 1770 trat zu Bastia, unter dem Vorsitze des Grafen Marbœuf, eine allgemeine Consulta zusammen, welche die neue Regierung regeln sollte. Die Republik Genua habe, erklärte Marbœuf in seiner Eröffnungsrede, dem Könige (1768) die vollständige und ewige Souverainität über die Insel angeboten und dieser habe sie, indem er die Herstellung des Friedens auf derselben stets erstrebt habe, angenommen [2]). Die Corsen, welche

1) Das Schreiben findet sich u. A. bei Tommaseo, Arch. st. It. XI, 186/87.

2) . . . „la Serenissima Repubblica di Genova abendo offerto al Re nel 1768. la cessione totale e perpetua della Sovranità della Corsica, Sua Mæstà intenta mai sempre a ricircare i mezzi di procurare la pace di quest' Isola, acconsenti di acceterla." Cambiagi, IV, 223 f., wo die Beschlüsse der Consulta urkundlich abgedruckt sind.

mit Recht eine militärische Regierungsweise und ihre Ausnahmestellung fürchteten, wünschten selbst, der französischen Krone lieber in aller Form einverleibt zu werden; allein dieses war zu sehr im Widerspruch mit dem mit Genua bestehenden Vertrage, als dass die Franzosen diesen letzten Schritt gewagt hätten [1]). Immerhin sollten die Corsen, nach der wiederholten Versicherung des Königs, wie die glücklichsten seiner übrigen Unterthanen behandelt werden. Die französische Verwaltung war in der That ernstlich bestrebt, Ruhe und Arbeit auf der Insel zu fördern; sie knüpfte dabei, so weit es ging, an die bestehenden Einrichtungen an; es blieb bei der Wahl der Gemeindevorsteher, bei der gleichmässigen Vertheilung der Abgaben auf alle Stände, sogar bei der jährlichen Einberufung der Volksvertretung, allein die schliessliche Entscheidung wurde doch vom Gouverneur oder von Versailles aus gefällt und der demokratischen Regierungsweise folgte eine aristokratisch-militärische, welche in ihrer monarchischen Zuspitzung einen solchen Grad von Absolutheit erreichte, dass die bisherige Selbstverwaltung darüber bald ganz verloren ging. Die Bevorzugung und Neubildung des Adels gehörte zu den allerersten Maassregeln [2]). Durch sie hoffte man, die angesehensten Familien zu gewinnen, welchen der Hochmuth der Oligarchen im stolzen Genua jede Gleichstellung mit den Adligen des Festlandes stets hartnäckig verweigert hatte, und die sich, wie wir aus Buttafuoco's Schreiben an Rivarola ersehen haben, mit dem demokratischen Regimente Paoli's noch keineswegs ausgesöhnt hatten. Ein Rath

1) Vergl. ebendas. p. 289: „Sulla domanda tendente a che la Corsica sia incorporata alla Corona, le EE. LL. i Commissarij del Re hanno rammemorato all' Assemblea le sicurezze, che le hanno dato a questo riguardo a nome di Sua Maesta in tempo dell' apertura della presente Consulta."

2) Vrgl. das bezügliche Dekret bei Gambiagi, IV, 212 f.

von zwölf Adligen sollte dem Gouverneur der Insel zur Seite stehen und auch die Provinzen hatten je einen Adligen zum Statthalter. Ihr Einfluss war daher bald ein überwiegender. Dazu kam, dass die einträglichsten und wichtigsten Aemter an Franzosen vergeben wurden. Die Förderung des Ackerbaues, der Industrie und des Handels vermochte diesen Missstand um so weniger aufzuwiegen, als es auch hier in erster Linie natürlich die Interessen Frankreichs und erst in zweiter diejenigen der corsischen Nation galt; es handelte sich immer darum, die mit so grossem Aufwand eroberte und festgehaltene Insel möglichst nutzbar zu machen. Der ganze Zuschnitt der königlichen Verwaltung war aber den ärmlichen Verhältnissen der Bevölkerung wenig angepasst. Die Franzosen begingen auch den Fehler, die Residenz der Regierung von Corte wieder an die Küste nach Bastia und Ajaccio zu verlegen, wodurch sie den von altersher so verhängnissvollen Abstand zwischen den Küstenplätzen und dem Inlande wieder verstärkten und sich die Herrschaft im Innern sehr erschwerten. Denselben Fehler hatten schon die Genuesen begangen. Die Kluft zwischen den Regierenden und den Regierten wurde jährlich nur immer grösser und die Nationalitäten waren gar nicht auszugleichen. Es herrschte daher ein starkes gegenseitiges Misstrauen. Als sich vollends die Parteigänger Paoli's wieder offen hervorwagten, griffen die Franzosen nothgedrungen zu Gewaltmaassregeln, welche sich durch den Missmuth, den sie hervorriefen, verewigten [1]).

Paoli selbst, in welchem sich die nationale Sache gleichsam verkörpert hatte, wurde von ihnen natürlich für einen Gewaltherrscher und einen Feind des Volkes ausgegeben; um so

1) Vrgl. Robiquet, „Recherches sur la Corse"; Arrighi, „Histoire de Pasqual Paoli ou la dernière guerre de l'indépendance (1755—1807)." Paris 1843. 2 vol. Renucci, „Storia di Corsica", Bastia 1834. 2 vol. Auch Tommaseo, Arch. st. It. t. XI.

leidenschaftlicher nur blieben ihm seine Landsleute zugethan. Auch im fernen Exil blieb er ihr Stolz und ihre Hoffnung. Seine Ueberzeugungen waren unerschütterlich. Diejenigen, welche die Franzosen herbeigewünscht hätten, meinte er, würden ihren Irrthum schliesslich einsehen und erkennen, wie ein dauernder Wohlstand ohne Freiheit nicht denkbar sei. Er vertraute daher der Zukunft; seine eigene Rolle hielt er aber für ausgespielt. „Wenn Sampiero", schrieb er mit edler Bescheidenheit einem Freunde, „in meiner Zeit gelebt hätte, würde mir die Befreiung des Landes leichter gefallen sein. Was wir für die Sicherung unserer Nationalität versuchten, das hätte er durchgeführt. Es bedurfte damals eines Mannes, der kühn und unternehmend genug war, dass er den Schrecken bis in die Comptoire von Genua warf. Frankreich hätte sich in den Kampf nicht gemischt, oder es würde doch einen schrecklicheren Gegner gefunden haben, als alle diejenigen waren, die ich ihm entgegenstellen konnte. Wie oft habe ich das nicht beklagt! Sicher, es ist nicht der Muth, nicht die heroische Beharrlichkeit, die den Corsen fehlen, sondern ein Führer, der die Kriegsoperationen erfahrenen Generalen gegenüber combiniren und leiten konnte. Wir hätten uns in dieses edle Werk getheilt; während ich an einem Gesetzbuche gearbeitet hätte, welches den Sitten und den Bedürfnissen der Insel entsprach, hätte sein gewaltiges Schwert es auf sich genommen, unser gemeinsames Werk zu beschützen."

Indem Paoli dieses schrieb, ahnte er nicht, wie gewaltig sein Beispiel und sein Werk, welches bereits zertrümmert schien, noch wirken könnten. Zu eben der Zeit, als er sein unterjochtes Vaterland verlassen hatte, kam in demselben wirklich ein zweiter Sampiero zur Welt. Auch die Gelegenheit zu einem Zusammenwirken Beider sollte nicht ausbleiben. Paoli's Laufbahn war keineswegs zu Ende. Es fragt sich nur, ob der Streitbare sich in das friedliche Werk des

Gesetzgebers wird theilen, ob er wie dieser seinen ganzen Ruhm in das Heil seines Volkes wird setzen wollen? Auf diese Fragen soll uns die Erforschung von dessen Eigenart und Schicksal noch Antwort geben, denn hier ist von keinem Anderen die Rede, als von Napoleon Bonaparte selber.

Napoleon's Familie, Kinderjahre und Schulzeit.

Der Name Bonaparte [1]) kommt schon in den ältesten auf Corsica ausgestellten Urkunden vor [2]). Als Ajaccio im Jahre 1492 verlegt und neu erbaut wurde, besassen die Bonaparte's ein Grundstück, welches von der Stadt angekauft wurde. Seitdem bekleideten daselbst mehrere von ihnen das Amt eines Stadtältesten. Die Familie war demnach auf der Insel längst eingebürgert [3]). Sie stammt ursprünglich, wie es scheint, aus Toscana, wo sie zu den Patriziern zählte und wo noch Blutsverwandte von ihr am Leben waren, mit denen der Vater Napoleon's und noch dieser selbst Beziehungen gepflogen haben [4]). Den letzten Sprössling einer Seitenlinie, die zu St Miniato über Florenz residirte, setzte (1780) den Vater Napoleon's, Karl

1) Bonaparte oder *Buonaparte*; beide Schreibweisen wechseln auch im Italienischen mit einander ab; doch schrieb sich Napoleon's Vater und er selbst bis um's Jahr 1796 *Buonaparte*.

2) Vergl. einen Kaufact bei Muratori, Antiquitates Italicae, II, 1067. Die Urkunde liegt in italienischer Sprache vor und hat einen „Misser Bonaparte" unter den Zeugen. Die Zeit der Ausstellung hat Muratori nicht ergründen können.

3) Vrgl. die Genealogie, wie sie Karl Bonaparte 1779 den französischen Behörden vorwies; abgedr. u. A. bei Coston, „Biographie des 1ères années de Napoleon Bonaparte." Paris 1840. T. II, 35 f.

4) S. hierfür vor allem die bezügliche Abhandlung A. v. Reumont's in den Beiträgen zur Ital. Gesch. Berlin 1855. Bd. IV, „Bonapartesche Erinnerungen in Toscana." Reumont giebt eine

Bonaparte, zu seinem Erben ein [1]). Diese Verbindung mit Toscana verlieh den corsischen Bonaparte's ein hohes adliges Ansehen, welches sie sich zu nutze zu machen suchten [2]). Von den ältern corsischen Geschichtsschreibern wird ihr Name niemals genannt; auch nicht während des letzten Freiheitskrieges. Als Bewohner einer der Küstenstädte waren sie mit dem Bergvolke ohne Fühlung und von dem Kriegsschauplatze fern geblieben. Erst als Paoli's einigende und civilisatorische Wirksamkeit den Gegensatz zwischen den Küstenstädtern und dem übrigen Volke so weit ausgeglichen hatte, dass sie sich als eine Nation zu fühlen begannen, wurden auch die Angesehensten zu Ajaccio für die nationale Sache allmählich gewonnen. Karl Bonaparte kam als Student an die Universität nach Corte. Paoli, welcher die Küstenstädte zu gewinnen so eifrig bestrebt war, soll dem begabten Jünglinge mit liebevoller Zuvorkommenheit begegnet sein und ihm, als er vom italienischen Festlande zurückkehrte, (er hatte nämlich auch zu Pisa und Rom studirt) nicht wieder haben ziehen lassen. Er soll ihn sogar zu seinem Secretair ernannt haben [3]). Er heirathete bereits

---

Stammtafel der Bonaparte, die er bis in das Jahr 922 zurückführt. Der älteste Stammsitz der Familie wäre Sarzana. Ein Zweig residirt seit seiner Verbannung aus Florenz zu St Miniato. Den allerletzten Spross dieser Linie besuchte Napoleon auf seinem ersten Feldzuge in Italien.

1) Ebendas.

2) Am 30. Nov. 69 erhielt Karl Bonaparte zu Pisa die jurist. Doctorwürde als ein „Nobile Patrizio Fiorentino, Sanminiateso e di Ajaccio." Reumont, IV, 385. 1788 promovirte daselbst auch Joseph Bonaparte, welcher überdies bittschriftlich um die Verleihung des toscanischen Hausordens einkam. Die Bittschrift findet sich bei Thibaudeau, Hist. genérale de Napoleon Ier, I, 7f. Nach Reumont (st. 386) fällt sie in das Jahr 1789.

3) Vergl. Jacobi, II, 270 f. und Nasica, „Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoleon Ier."

[illegible] Lætitia Ramolino, eine Cor- [illegible] Vermögen, aber von [illegible] nach Corte [illegible] Paoli's [illegible] ihm ein begeisterter [illegible] während der ersten nationa- [illegible] für den Kampf gegen die Fran- [illegible] später zugeschrieben wor- [illegible] über den damali- [illegible] Bonaparte's auf die nationale Bewegung, [illegible] Verhältniss zu Paoli Bezügliche [illegible] von den Schriftstellern, die [illegible] die Tendenz zu [illegible] Napoleon's [illegible] Begeisterung und Tugend- [illegible] lassen. Besser ver- [illegible] Karl Bonaparte zu einer [illegible] vor den Franzosen auf [illegible] zurückgezogen hatten. Nach Re-

---

1) [illegible] Dogen abstam- men. [illegible] sehr wenig wahrschein- lich, [illegible] von den Vergötterern Napoleon's [illegible] wäre. Auch Nasica schweigt über die Abkunft Lætitia's. [illegible] Karl Bonaparte darauf ankam, den Adel seiner Familie zu beweisen, nennt er die Frau kurzweg Lætitia Ramolino. „La famille de Charles Bonaparte“, heisst es bei Nasica p. [illegible] l'unique espoir, était vivement desiré qu'il fit un mariage opulent. Charles n'entra pas dans ces vues et ne consulta que son coeur.“ Nach Michelet (Origine des Bonaparte. 1872) stammt die Mutter Lætitia aus Sartene.

2) Diese Behauptung tritt zuerst auf bei Las Cases, Mémorial de St Hélène. Paris 1823. I. 141. Sie könnte demnach aus Napoleon's eigenem Munde stammen, das würde ihre Wahrheit aber noch nicht verbürgen. Bei Nasica (p. 19) wird dieselbe mit Nachdruck wiederholt. Das bezeugt aber nur, wie viel diese Behauptung für die Glorification Napoleon's Werth hat

nucci wäre er einer der Deputirten gewesen, die ihre Unterwerfung und Sicherstellung bei dem französischen Feldherrn in Corte vermittelten. Am 30. November 1769 promovirte er als Doctor der Rechte zu Pisa. Bald darauf wird er nach Ajaccio zurückgekehrt sein, wo er als Advocat eine Stelle suchte. Da er den Adel seiner Familie zwei Jahrhunderte weit zurückführen konnte, war er unter dem französischen Regiment, welches ein so ausgesprochen aristokratisches Gepräge annahm, bald geborgen. Er wurde Assessor am königlichen Gericht und zugleich Aufseher einer königlichen Baumschule. Er war vermögend und liebte den Aufwand bis zur Verschwendung. Sein Haus war eines der stattlichsten in Ajaccio, welche Stadt durch den lebhaften Verkehr mit Frankreich sich vor den übrigen der Insel durch elegantere Formen auszeichnete. Der Statthalter Marbœuf, welcher bald in Bastia, bald in Ajaccio residirte, verkehrte viel im Bonaparte'schen Hause.

Karl Bonaparte ward im Verlaufe der Jahre Vater von 13 Kindern, von denen jedoch nur 8 am Leben geblieben sind. Napoleon war unter diesen 8 Geschwistern das zweitälteste. Er war geboren am 15. August (?) 1769 [1]). Sein Bruder Joseph war $1^1/_2$ Jahr älter, Lucian 6 Jahre jünger als er, Ludwig und Hieronymus waren noch Kinder, als die drei älteren Brüder schon eine politische Rolle spielten. Die übrigen drei Geschwister waren: Elisa, geb. 1777 (die spätere Fürstin Bacciocchi) Pauline, geb. 1780 (die spätere Borghese) und Caroline (die Gemahlin Murat's). Zur engeren Familie gehörte noch ein alter (1715 geb.) Oheim des Vaters, Lucian Bonaparte, der nach dem frühzeitigen Tode Karl Bonaparte's

1) Vrgl. u. A. Thibaudeau, Hist. de N. Bonaparte I, 1 u. 18. Dass schon der Vater in Brienne d. 15. Aug. angegeben hat, schliesst nicht aus, dass die Geburt absichtlich in die Zeit nach der Eroberung der Insel verlegt wurde. Hierauf deutet Napoleon's Schreiben an Paoli vom 12. Juni 1789. S. p. 113.

(1785) das Haupt der Familie wurde. Er war Archidiako an der Kathedrale zu Ajaccio und verhältnissmässig sehr gütert. Vor allem verstand er, mit dem Gelde besser wirthschaften als sein verschwenderischer Neffe, dessen V mögensverhältnisse er nach seinem Tode ordnete. Beide sassen Schafheerden, Weingärten und Häuser, so dass es jungen Bonaparte's, namentlich nachdem sie auch den Gr oheim beerbt hatten, für ihre ersten politischen Umtriebe Geldmitteln nicht gemangelt zu haben scheint[1]). Endl ist noch Fesch, der Stiefbruder der Mutter Lætitia, der s tere Cardinal, zu nennen. Er war am 3. Januar 1763 ge ren, also 5 Jahre älter als Joseph, und wurde auf Regierun kosten im Seminar zu Aix erzogen[2]).

Karl Bonaparte war ein Lebemann und viel auf Reis die erste Erziehung der Kinder fiel daher fast ausschliessl der Mutter anheim. „Ihre Zärtlichkeit", erzählt Napol auf St Helena[3]), „war mit Strenge gepaart; sie strafte u belohnte zu rechter Zeit; das Gute, wie das Schlechte, Al

1) Vrgl. Napoleon's Aussagen auf St Helena, insbesond Montholon, „Récits" etc. I, 16/17. „Mon père mangeait son trimoine à Pise. Il imagina, pour fêter son admission com docteur en droit, de donner à ses camarades une fête qui coûta six mille livres, presque (?!) deux ans de son reve Heureusement que nous avions pour oncle un vieux chano fort riche pour notre pays. Il avait aumoins cinq mille liv de rente, et dont nous héritâmes."

2) Vrgl. Coston, I, 13, Anmerkung. Desgl. Biogr. U vers. v. Michaud.

3) Antommarchi, „Derniers moments de Napoléon." Pa 1825. I, 308/9. Selbstverständlich sind Napoleon's Aussag über seine Mutter nicht ohne grossen Vorbehalt aufzunehm Er macht dieselbe — theils aus kindlicher Ehrfurcht und A hänglichkeit, aus innerster Seelenverwandtschaft, theils aus nal liegenden Interessen — zu einem Ideal. Antommarchi selb der uns diese Aussagen übermittelt, ist voller Ergebenheit f Mme Lætitia.

brachte sie uns in Rechnung. Mein Vater, ein aufgeklärter Mann, der aber zu vergnügungssüchtig war, als dass er sich mit uns viel befasst hätte, versuchte bisweilen, unsere Vergehen zu entschuldigen. ‚Lass nur', wandte sie dann ein, ‚es ist das nicht Deine Sache, mir liegt es ob, über die Kinder zu wachen!'" Es sei eine ausserordentliche Frau gewesen: keine Mühsal, kein Schicksalswechsel hätte sie aus ihrer Fassung gebracht. In der That wurde sie von Paoli ausgezeichnet und Marbœuf war ein eifriger Verehrer von ihr.

Lætitia hatte Napoleon unter ihrem Herzen getragen, in dem Jahre, da sich das Schicksal des Vaterlandes entschieden hatte. Es war auch für sie eine stürmische, verhängnissvolle Zeit gewesen; als er zur Welt kam, waren die letzten Hoffnungen der Nationalen eben geschwunden. Das ihr in so bedeutungsvoller Stunde beschiedene eigenartige, überaus begabte Kind ward bevorzugt [1]). Die Mutter allein vermochte etwas über ihn. Er machte ihr aber viel zu schaffen. „Ich war", erzählt er selbst, „starrköpfig, eigensinnig, nichts imponirte mir, nichts brachte mich aus der Fassung. Ich war zanksüchtig (querelleur lutin): ich fürchtete Niemanden. Den Einen schlug ich, den Andern kratzte ich, Alle fürchteten mich. Mein Bruder Joseph war derjenige, mit dem ich meistens zu thun hatte. Er ward geschlagen, gebissen, gescholten; ich beklagte, dass er sich nicht schnell genug erholte [2])."

Mit 5—6 Jahren kam Napoleon in ein Mädchenpensionat. Die Knaben neckten ihn wegen seiner nachlässigen Fussbekleidung und weil er die kleine Giacominetta nie von der

1) Vergl. hierüber die tiefsinnigen Betrachtungen von Michelet, welche, obgleich mehr divinatorisch als auf historische Daten fussend, den Kern der Sache zu treffen scheinen. Hist. du XIXe Siècle. Directoire. Origine des Bonaparte. Paris 1872. I, 336 f.

2) Antommarchi, I, 388.

Hand liess. Sobald er sich auf der Strasse zeigte, rief Alles: *„Napoleone di mezza calzetta fa l'amore a Giacominetta.“* Stöcke, Ziegelsteine, was ihm unter die Hand kam, ergriff er und stürzte sich unter die Spötter. Die Menge schreckte ihn nicht ab: er zählte sie niemals [1]).

So erzählt Napoleon selbst am Ende seiner Laufbahn über seine Kinderjahre. Er gefiel sich darin, die Charakterzüge, die ihn später auszeichneten, bereits in seiner frühesten Kindheit vorgebildet zu sehen. Dieses psychologische Interesse konnte bei ihm zeitweise alle übrigen zurückdrängen und so haben wir hier wohl ein treues Abbild des kleinen Corsen erhalten. Es ist dieses um so werthvoller, als wir sonst über seine ersten Kinderjahre ohne alle zuverlässige Nachrichten sind.

Für die weitere Entwicklung des Knaben und seine ganze Laufbahn wurde das Verhältniss seines Vaters zu Frankreich entscheidend. Ende 1778 ging nämlich Karl Bonaparte als Abgesandter des corsischen Adels nach Versailles und nahm seine beiden ältesten Söhne, Joseph und Napoleon, mit. Sie reisten über Florenz, wo der Vater von dem Grossherzoge Leopold ein Empfehlungsschreiben an dessen Schwester, die Königin Marie Antoinette, erhielt. Den grössten Vortheil brachte ihm aber die Freundschaft Marbœuf's, dem er, nach Napoleon [2]), seinerseits dadurch einen Dienst geleistet hätte, dass er in Versailles ein Wort für ihn als Statthalter von Corsica einlegte. Ob dieses der einzige oder der wahre Grund von Marbœuf's Wohlwollen gegen ihn und seine Familie war, wird schwerlich je zu ermitteln sein und ist auch von keinem Belang, genug: ein Neffe Marbœuf's war Bischof von Autun, wo Joseph und bald darauf auch Lucian im Seminar untergebracht wurden [3]), und für Napoleon erlangte der Vater

1) Antommarchi, I, 151.
2) Las Cases, I, 142.
3) Vgl. Coston, I, 12 u. 15.

ein Unterkommen auf königliche Kosten auf der Militärschule zu Brienne, wo sich Marbœuf seiner in der Folge ganz besonders annahm [1]). Die Tochter Elisa brachte Karl Bonaparte später — ebenfalls auf königliche Kosten — im Ludwigsstift zu St Cyr, bei Versailles, unter. Dass ihm das Unterbringen der Kinder so glückte, beweist, wie sehr man in Versailles bestrebt war, die corsischen Adelsfamilien für Frankreich zu gewinnen. Die Eintreibung einer Erbschaft, die mittels eines Legates an die Jesuiten gekommen war, gelang ebenfalls, doch erst nach dem Tode Karl Bonaparte's, der sich lange vergeblich darum bemüht hatte [2]).

Napoleon's Eintritt in die Kadettenschule zu Brienne erfolgte am 23. April 1779. Er verblieb daselbst bis zum 17. October 1784. Ueber diese fünf Jahre seines Lebens sind wir verhältnissmässig sehr genau unterrichtet. Zwei seiner damaligen Schulkameraden haben über ihn schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen und er selbst hat auf St Helena mehrere ergänzende oder bestätigende Aussagen gethan. Endlich haben auch seine Lehrer (unter denen sich Pichegru befand) Einzelnes berichtet.

Es war der zehnjährige Corse eine so auffällige Erscheinung, dass er sich Allen bemerkbar machte. Er sprach Anfangs nur italienisch und behielt noch lange im Französischen einen fremdartigen Accent bei. Schon dieses musste ihn von seinen Kameraden trennen. Er schloss sich an Niemanden an und wurde wegen seiner Sonderbarkeiten viel geneckt. Am

---

1) Napoleon hat als Kaiser dem Sohne Marbœuf's seine Dankbarkeit dafür bezeugt. Vrgl. sein bezügl. Schreiben bei Coston, II, 71. „Mon intention est de vous donner . . . des preuves de l'intérêt que je vous porte pour . . . les services que j'ai reçus de monsieur votre père." Marboeuf † 1786.

2) Vrgl. eine bezügliche Denkschrift von ihm bei Nasica, p. 34 f.

empfindlichsten war er, wenn man ihn mit seinem Vaterlande aufzog, für welches er eine glühende Anhänglichkeit zeigte und welches ihn mit Stolz erfüllte. Eines Tages, erzählt einer seiner Lehrer[1]), umstanden ihn in der Schulstube am Ofen mehrere Kameraden, welche die Eroberung Corsica's besprachen und die Corsen dabei der Feigheit ziehen. Napoleon hörte ihnen mit dem ihm eigenen kalten Phlegma zu. Als sie endlich inne hielten, rief er mit ausgestrecktem Arm: wären wir Einer gegen Vier gewesen, allein es kamen zehn Franzosen auf einen Corsen! „Aber ihr hattet in Paoli doch einen tüchtigen General!" wandte ihm der dabeistehende Lehrer ein, „Ja, mein Herr", erwiederte der Kleine nicht ohne Bitterkeit, „und ich möchte demselben gleichen." Bourrienne erzählt eine ähnliche Episode, die sich am Mittagstisch ereignet hätte, als die Lehrer, die sein Eifer belustigte, Paoli bemängelten, „Paoli", rief Napoleon, „war ein grosser Mann, er liebte sein Vaterland, niemals werde ich meinem Vater verzeihen, bei der Vereinigung Corsica's mit Frankreich behülflich gewesen zu sein. Er hätte Paoli's Schicksal bis zuletzt mit ihm theilen müssen." Auch der andere Schulkamerad, der uns seine Erinnerungen aus Brienne hinterlassen hat, erwähnt diese Neckereien wegen der Annectirung Corsica's. „Ich hoffe", rief Napoleon gelegentlich mit Entrüstung, „einst in der Lage zu sein, Corsica seine Freiheit wieder zu geben!" Er selbst endlich erzählt auf St Helena, wie er beim Anblick von Choiseul's Bildniss, welches im Schulgebäude hing, sich einer bitteren Aeusserung gegen denselben nicht habe enthalten können und dafür habe büssen müssen. „Ich sah, was an den Menschen ist", bemerkt er mit tief eingewurzelter Verachtung, „und liess es mir gesagt sein."

1) S. Coston, I, 20 f. Fragment d'une lettre adressée par M. l'abbé Ch ... à M. l'abbé F ..., „Recueil des Testaments remarquables."

„Ich erinnere mich nicht", erzählt der zuletzt erwähnte Schulkamerad von ihm [1]), „dass er jemals irgend einen seiner Kameraden bevorzugt hätte. Finster und sogar wild, fast immer in sich verschlossen, war es, als wenn er aus der Wildniss gekommen wäre und erstaunt und misstrauisch die ersten Eindrücke von seinen Mitmenschen empfing. Er war ein Feind aller Jugendvergnügungen, überhaupt aller Freude. Wenn er bisweilen unter seinen Kameraden erschien, so geschah es nur, um ihnen Vorwürfe zu machen. Sein junger Muth schien sich eine Ehre daraus zu machen, dem Misslichen einer solchen Stellung zu trotzen. Ich habe oft eine Menge seiner Klassengenossen, welche er durch seinen bittern Spott aufgebracht hatte, über ihn herfallen und ihn sich gegen ihre Schläge vertheidigen sehen." Er war beständig mit seinen Arbeiten beschäftigt; wie er, benutzte kein Anderer die Bibliothek. Im Uebrigen baute er seinen Garten. Zu dem ihm überwiesenen Stück hatten zwei Kameraden das ihrige hergeben müssen. Das Ganze umgab er mit einem dichten Zaun. Hier lebte er wie ein Einsiedler, meist in Büchern vertieft. „Wehe dem Schüler, welcher neugierig, muthwillig oder nur scherzhaft seine Ruhe zu stören wagte! Wüthend stürzte er vor und auf die Belagerer ein, deren Anzahl ihn niemals erschreckte."

Diese Lebensweise fanden seine Vorgesetzten und Kameraden ebenso sonderbar als lächerlich. Man versuchte Al-

---

1) „Some account of the early years of Buonaparte at the military School of Brienne and of his conduct at the commencement of the French revolution by Mr. C. H. one of his schoolfellows." London 1797. Ins Französische übersetzt von Bourgoing: „Quelques Notices sur les premières années de Bonaparte. Recueillies et publiées en anglais par un de ses Condisciples. Paris, an VI de la République." Ins Deutsche übertragen von Engelhardt.

lerlei, um ihn zur Besinnung zu bringen und sein Benehmen zu ändern. Allein es war vergeblich: dem Spotte seiner Lehrer begegnete er mit verachtendem Schweigen. Keine Züchtigung half. Er schien gegen alle Zurechtweisung vollständig unempfindlich. Selbst als er durch den Urtheilsspruch seiner Kameraden — die Kadetten waren militärisch eingeordnet — als zum Befehlen unwürdig vom Offizier zum Letzten im Bataillon degradirt und seiner Auszeichnung beraubt wurde, zeigte er die grösste Gleichgültigkeit, so dass es schliesslich seine Richter reute und sie ihm mit mehr Wohlwollen zu begegnen beschlossen. Er lehrte ihnen hierauf mehrere Spiele, in welchen den alten Griechen und Römern nachgeeifert wurde. Die Kämpfe wurden aber bald so wild, dass sie unterbleiben mussten.

Fortan zog sich Napoleon wieder ganz in seinen Garten zurück. Erst als der Winter ihn daraus vertrieb und er mit den Andern nothgedrungen im grossen Saale auf- und abgehen musste, versuchte er es mit neuen Vorschlägen. Es währte nicht lange, so brachte er seine Kameraden dazu, unter seiner Anleitung Festungswerke aus Schnee aufzuführen. Es entwickelte sich dabei ein solcher Eifer, dass der Hofraum bald mit Forts, Bastionen und Laufgräben ganz ausgefüllt war. Nun begannen die Kämpfe. Napoleon selbst leitete bald den Angriff, bald die Vertheidigung und verstand es wunderbar, das Interesse an diesem Soldatenspiel wach zu erhalten, täglich erfand er neue Manoeuver. Sobald der Winter vorüber war, zog er sich wieder in seine Einzäunung zurück, aus der er nicht heraus zu bringen war. Er war so jähzornig, dass er geradezu Wuthanfälle hatte. Ein anschauliches Beispiel davon ist glaubhaft überliefert [1]). Es war der St Ludwigstag. Alles war mit der Feier des Festes eifrig

1) Some account etc. by Mr. C. H.

beschäftigt. Napoleon allein kümmerte sich um Nichts. Kein Jubel, kein Lärm lockte ihn den Tag über aus seinem Garten heraus. Am Abend fand ein Feuerwerk statt. Auf dem Napoleon benachbarten Grundstücke gab ein Kadett das seine zum Besten. Dabei explodirte ein kleines Kästchen mit Pulver, so dass mehrere der Umstehenden verletzt wurden und Alles erschreckt aus einander stob. Einige retteten sich durch den Zaun von Napoleon's Garten hindurch. Auf einmal sieht man den Wüthenden, wie er mit einer Hacke auf die Flüchtigen erbarmungslos einhaut und die Zahl der Verletzten noch vermehrt. Die Strafe blieb nicht aus, allein er wurde deswegen kein Anderer.

Die Herkunft des jungen Corsen wollten die Kameraden, welche zu den ersten französischen Familien gehörten, nicht recht gelten lassen. „Dein Vater", rief ihm einst einer derselben ins Gesicht, „ist ein elender Sergeant!" Napoleon antwortete mit einer Forderung. Er kam dafür ins Carcer. Sofort schrieb er an Marbœuf und bat, ihm seine bisherige Gunst nicht zu versagen und ihn aus der Anstalt zu entfernen. Wenn er seiner Freiheit mit Recht beraubt worden sei, so könne er sich doch nicht eines Anderen überzeugen: ein guter Sohn dürfe die Rüge für eine solche Schmähung keinem Anderen überlassen. Marbœuf kam und befreite ihn aus der Haft [1]).

Endlich ward er in seinem Stolze tief verletzt, weil sein Taschengeld gegen dasjenige seiner Kameraden nicht aufkam. Nicht dass er unnütze Ausgaben liebte, allein er konnte es nicht ertragen, dass er es den Andern nicht gleich zu thun vermochte. „Ich ziehe vor", soll der kleine Cäsar bei dieser Gelegenheit seinem Vater geschrieben haben, „lieber der Erste zu sein unter den Arbeitern einer Fabrik, als der missachtete

1) Vrgl. Coston, I, 51 f.

Künstler einer Akademie [1]. Auch über seinen Marbœuf ausgeholfen zu haben [2].

Sehr bezeichnend für sein frühzeitiges historisches Selbstbewusstsein und seine Menschenmusterung ist ein erhaltener Brief an den Onkel Fesch. Derselbe gewährt uns auch einen sehr anschaulichen Einblick in sein Verhältniss zur Familie. Sein Vater war mit Elisa und Lucian nach Brienne gekommen und hatte den Letzteren dort gelassen. „Er ist neun Jahre alt", so beschreibt Napoleon seinen jungen Bruder, „und 3'. 11". 6''' gross ... er zeigt viel Anlage und guten Willen. Man muss hoffen, dass es ein guter Geselle sein wird [3]. Er ist gesund, stark, lebhaft und ausgelassen und bisher ist man mit ihm zufrieden. Er spricht sehr gut französisch, hat aber das Italienische ganz verlernt." Noch weit bestimmter lässt er sich über den ältesten Bruder aus. Joseph wollte ebenfalls das Seminar zu Autun verlassen. Schon 1783 hatte ihn der Vater mit nach Corsica nehmen wollen. Er freue sich darüber, schrieb damals Napoleon dem Vater [4], nur müsse Joseph im November 1783 in Brienne eintreffen. Er sei dort besser aufgehoben als in Metz, wo ihn der Vater unterbringen wollte. Sein Lehrer

1) Der Brief findet sich bei Coston, I, 35 f. und ist datirt: Brienne, d. 5. April 1781. Coston will dessen Aechtheit nicht verbürgen.

2) Der Schulkamerad C. H. erzählt schon 1797, dass er seinen Garten angebaut hätte aus den Geldern, die ihm Marbœuf vorabfolgte.

3) „Il faut espérer que ce sera un bon sujet." Der Brief ist vom 15. Juli 1784 und abgedruckt bei Tommaseo, Arch. st. Ital. XI, p. CXCIII f. Appendice III, als Lettera inedita di Napoleone.

4) S. den Brief v. Sept. 1783. Abgedr. bei Coston (I, 44 f.), der denselben von zuverlässiger Hand in Corsica hat abschreiben lassen. Derselbe findet sich auch bei Nasica.

der Mathematik werde ihn sehr freundlich aufnehmen und wenn Joseph arbeiten wolle, könnten sie ihr Examen zu gleicher Zeit ablegen. „Ich bin überzeugt", schreibt jetzt Napoleon an Fesch, „dass er Ihnen nicht schreibt. Wie wollen Sie es auch erwarten? Wenn er meinem Vater überhaupt schreibt, so sind es zwei Zeilen. Wahrlich, es ist nicht mehr derselbe. Doch schreibt er mir sehr häufig. Er beschäftigt sich mit Rhetorik, und würde, wenn er sich anstrengte, Vortreffliches leisten, denn der Herr Vorsteher hat meinem Vater gesagt, dass es in der Anstalt weder einen Physiker, noch einen Rhetor, noch einen Philosophen gebe, der es mit ihm im Talent aufnehmen und eine so gute Darstellung liefern könne wie er. Was seinen Beruf anbelangt, so wissen Sie, dass er zuerst den geistlichen gewählt hatte, er ist bei diesem Entschlusse geblieben bis jetzt, da er plötzlich dem Könige dienen will. Hierin hat er aus mehreren Gründen sehr Unrecht:

1°. Wie mein Vater meint, fehlt es ihm an der erforderlichen Kühnheit, um den Gefahren einer Schlacht zu trotzen; seine schwache Gesundheit verstattet ihm nicht, die Mühsalen eines Feldzuges zu ertragen, und mein Bruder sieht den militärischen Beruf nur vom Standpunkte der Garnison. Ja, mein Bruder wird ein guter Garnisonsoffizier sein: von durchaus regelrechtem Wuchs, mit leichtem Witze begabt und in Folge dessen für frivole Complimente geeignet — wird er sich in einer Gesellschaft stets sehr gut zu stellen wissen; allein in der Schlacht? Das ist es, was mein Vater bezweifelt.

2°. Er ist zum Geistlichen vorgebildet worden; es ist zum Umsatteln sehr spät. Monseigneur der Bischof von Autun hätte ihm eine reiche Pfründe gegeben, und er wäre gewiss Bischof geworden. Welche Vortheile für die Familie! Der Bischof von Autun hat sein Möglichstes gethan, um ihn

zum Ausharren zu bewegen, und ihm versprochen, dass es ihn nicht gereuen werde. Umsonst: er bleibt unerschütterlich. Ich würde ihn loben, wenn es eine ausgesprochene Neigung wäre für einen Beruf, der unter allen der schönste ist, und wenn der grosse Beweger aller menschlichen Geschicke ihm (wie mir) bei seiner Erschaffung eine ausgesprochene Vorliebe für das Militärwesen eingegeben hätte.

3°. Er will, dass man ihn in den Militärstand versetze: schon gut; allein in welches Corps? In die Marine? a. Er hat keine Kenntnisse in der Mathematik und braucht zwei Jahre, um sie zu erwerben. b. Seine Gesundheit ist dem Leben auf dem Meere nicht angepasst. Im Geniecorps? Er braucht vier bis fünf Jahre, um das Erforderliche zu lernen, und nach Ablauf dieser Zeit wird er erst Eleve sein. Im Uebrigen halte ich dafür, dass sich die Leichtigkeit seines Charakters mit einer den ganzen Tag über anhaltenden, ernsten Arbeit wenig verträgt. Was für das Genie gilt, gilt auch für die Artillerie, mit dem einzigen Unterschiede, dass er nur $1^1/_2$ Jahre braucht, um Eleve, und ebensoviel, um Offizier zu werden. Oh! das ist noch nicht nach seinem Geschmack! Wohlan: er will gewiss unter die Infanterie. Gut, ich verstehe ihn: er will den ganzen Tag müssig sein, er will den ganzen Tag über das Pflaster treten. Und dann, was ist ein winziger Infanterie-Offizier? Während drei Viertel der Zeit ein Taugenichts. Und das will weder mein Vater, noch Sie, noch meine Mutter, noch mein Onkel, der Archidiakonus. Hat er doch schon kleine Züge von Leichtsinn und Verschwendung verrathen. In Folge dessen wird man einen letzten Versuch machen, ihn beim geistlichen Berufe zu erhalten. Wenn dieses nicht gelingt, wird mein Vater ihn mit sich nach Corsica nehmen, wo er ihn unter seinen Augen hat; man wird versuchen, ihn für die Rechtslaufbahn vorzubereiten.“ So geschah es.

Man vergleiche dieses Urtheil des 15jährigen Kadetten über seinen älteren Bruder mit demjenigen des Kaisers auf St Helena [1]) und man wird über die Frühreife des Alleinherrschers erstaunen müssen. Nicht anders als er Joseph hier zeichnet, hat sich derselbe während seines Lebens gezeigt; darnach hat er ihn auch behandelt. Wäre Joseph dem Rathe des Kadetten gefolgt, er wäre vielleicht einmal Papst geworden, so brachte er es nur zu einem königlichen Hofstaat.

Der Emporkömmling ist auf der Schule in Brienne bereits unverkennbar vorgebildet. Schon kämpft er ringsum mit feindlichen Elementen. Sein maassloses Selbstgefühl wird durch die Unbill, die er erleidet und provocirt, nur gesteigert und seine Menschenverachtung kennt bald keine Grenze mehr. Was kümmert ihn die Welt? wenn er sich nur Bahn bricht! Mochten ihn die jungen Kameraden den „Träumer" nennen [2]), er wusste was er wollte. Er zeichnete sich besonders aus in der Mathematik, auch für Geschichte und Geographie bewies er ein intensives Interesse, dagegen blieb er in den schönen Wissenschaften hinter den Andern zurück. Wie er seine militärischen Kenntnisse zur Anwendung zu bringen, seine Gedanken in Thaten umzusetzen verstand, haben wir gesehen. Sein innerstes Sinnen und Trachten war aber auf seine entfernte Heimath gerichtet. Hier war offen-

1) „Joseph", heisst es im Mémorial de Ste H., „par tout pays serait l'ornement de la société." Das war das einzige Lob, das er ihm ertheilen konnte. Als König habe er wenig getaugt: er sei der Politik nicht gewachsen gewesen. Wie seine übrigen Brüder hätte er zu viel und zu wenig Befähigung gehabt. Las Cases, VII, 99/100.

2) Sein fremdartiger Name wurde im Französischen ungefähr: Napoilloné ausgesprochen; er erhielt in Anknüpfung daran den Spitznamen: „la paille au nez." Vrgl. Las Cases, I, 154. Michelet wenigstens deutet diesen Spitznamen als Träumer.

bar der Schauplatz, auf welchem er sich einst hervorthun wollte. Schon 1783 lässt er sich von Ajaccio aus den Boswell und andere Bücher und Denkschriften über Corsica schicken [1]). Das Beispiel Sampiero's und all jener corsischen Helden, die nur zu siegen oder zu sterben wussten, leuchtete ihm vor; Paoli's Ruhm musste ihn für das Vaterland begeistern. Er suchte nach den grossartigsten Beispielen unter den Helden der Geschichte, um es ihnen womöglich gleich zu thun. Plutarch war eine Lieblingslectüre von ihm.

Mit seinen corsischen Gedanken hing der Plan zusammen, Seemann zu werden. Er hoffte, in Toulon anzukommen [2]). Auch seine Körpergestalt schien ihn eher auf die Flotte als ins Landheer zu weisen. Er war klein von Wuchs, sehr hager und von grünlichgelber Gesichtsfarbe. Seine Bewegungen waren linkisch und in den körperlichen Uebungen war er wenig geschickt [3]). Dabei war seine Gesundheit doch eine vortreffliche; er selbst hatte ein frohes Gefühl davon [4]).

Von Brienne kam er im Herbst 1784 auf die Militär-

1) Vrgl. seinen Brief an den Vater aus dem Herbst 1783 bei Nasica, p. 61. „Je vous prie de me faire passer Boswell avec d'autres histoires ou memoires touchant ce royaume."

2) „Suivant le conseil de M. le comte de Marbœuf", heisst es in einer Denkschrift Karl Bonaparte's an den Kriegsminister, in Bezug auf Napoleon, „il a tourné ses études du côté de la marine. Il a si bien réussi, qu'il avait été destiné, par M. de Keralio, pour l'école de Paris et ensuite pour le département de Toulon." Abgedr. bei Bourrienne, I. 23.

3) Vrgl. den Bericht des Inspectors Keralio bei Bourrienne, I. 41. „De bonne constitution, santé excellente etc. . . . Il est [illegible] pour les exercices d'agrément . . . Ce sera un excellent marin, il mérite de passer à l'École Militaire de Paris."

4) Vrgl. s. Briefe nach Hause bei Nasica, p. 39 f. „Ma santé est parfaite et je prie tous les jours que le ciel vous en gratifie une semblable."

schule nach Paris. Auch hier ging er seinen eigenen Weg. Seine Wissbegier ward allmählich grenzenlos; die Bücher, deren er irgend habhaft werden konnte, verschlang er förmlich. Wenn ihm schon in Brienne, wo die Lehrer Mönche waren und alles verhältnissmässig einfach herging, der Abstand zwischen seinen Vermögensverhältnissen und denjenigen seiner Kameraden aufgebracht hatte, so war dieses an der Hauptschule in Paris noch weit empfindlicher für ihn. Sein Stolz und seine spartanische Abhärtung lehnten sich beide gegen den übermässigen Aufwand und die zahlreiche Dienerschaft in der Anstalt auf. Er reichte sogar eine bezügliche Denkschrift ein, in welcher er ausführte, wie wenig eine solche Lebensart künftigen Soldaten gezieme[1]). Nach Bourrienne wäre sein ewiges Bemängeln den Vorstehern ordentlich unbequem geworden, so dass sie seine Beförderung zum Offizier möglichst beschleunigt hätten, bloss um ihn los zu werden[2]). Schon am 1. September 1785 erhielt er sein Offiziers-Patent als Artillerist im Regiment La Fère, zu dem er sich bald darauf in Garnison nach Valence begab. Der Plan, auf die Flotte zu gehen, war demnach aufgegeben.

Napoleon's Studienzeit.

Durch das geringschätzige Urtheil über den Garnisonsdienst hatte der gebieterische Kadett nicht nur seinen älteren Bruder zurechtweisen wollen: die Zeit des jungen Lieutenants wurde in der That durch denselben nicht ausgefüllt. Vielmehr begann jetzt für Napoleon eine Zeit eifrigster und fruchtbarster Selbstbildung. Sein Wissensdrang hielt dabei gleichen Schritt mit seinem Ehrgeize. An der Förderung der Wissenschaft als

1) Bourrienne giebt einen Abriss der Denkschrift.

2) Dieses bestätigen die Mémoires de la duchesse d'Abrantes; sie schöpfen aber möglicherweise selbst aus Bourrienne.

solcher war ihm wenig gelegen; er hat niemals in ihrem Dienste gestanden und ist in ihren Bereich auch nicht tiefer eingedrungen[1]). Sogar in der Mathematik, die ihm seiner ganzen Geistesanlage und seinem Berufe nach von allen Disciplinen am nächsten lag, ist er nicht über jenes Maass von Kenntnissen hinausgekommen, welches er als Artillerie-Offizier, für die militairische Taktik, für den Festungskrieg, kurz: als Feldherr in der Praxis unbedingt brauchte[2]). Sein Streben ging auf die Ausbildung seiner Persönlichkeit, auf die Vorbereitung für die grosse Rolle, zu der er sich berufen fühlte und die ihm die Zukunft in so wunderbarer Weise bescheiden sollte. Er wollte sich zur Geltung bringen. Mit der Erwerbung nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten war es ihm daher Ernst. Dass er sich hierbei nicht auf das Militärische beschränkte, das verbürgte schon das Vorbild Paoli's, der Gedanke an die Befreiung und Beherrschung Corsica's; hierzu kam der allgewaltige Impuls des Zeitgeistes, dem sich ein Mann der That und des unmittelbaren Erfolges, wie Napoleon, naturgemäss am wenigsten entzieht.

Es war aber damals in Frankreich die Zeit der politischen ‚Experimente'[3]). Schon längst hatte man sich auch in den Regierungskreisen davon überzeugt, dass der morsche Staat, wenn er nicht unter der jährlich anwachsenden Schuldenlast und der drohenden Unzufriedenheit Aller jählings zusammenbrechen sollte, eine völlig neue Einrichtung, ja Grundlage erhalten müsse. Die Rettungsversuche von Turgot, Necker, Calonne u. s. w. waren entweder unzweckmässig oder

1) Vrgl. Marmont, Mémoires I.

2) Vrgl. Carnot's Aeusserung gegen Lord Brougham. „Bonaparte était un peu mathématicien en sa qualité d'artilleur, mais il n'avait pas approfondi les sciences." Mémoires sur Carnot par son fils. Paris 1869. II, 392.

3) So nennt sie treffend L. Häusser: Gesch. d. französ. Revol.

wurden zu wenig unterstützt und dienten daher nur dazu, den wankenden Bau noch mehr zu erschüttern. Die Schriften Voltaire's, Montesquieu's, der Physiokraten, der Encyklopädisten, J. J. Rousseau's — waren in Aller Händen und beherrschten immer weitere Kreise. Je näher die Entscheidung herannahte, desto heftiger regten sich die Leidenschaften. Der giftige Zwiespalt zwischen den Anhängern der alten Ordnung und den Förderern der neuen war ein völlig unversöhnlicher und zwang allmählich Jeden Partei zu nehmen. Es handelte sich dabei zunächst um eine Wiedergeburt der französischen Nation; indess die Bewegung war von unberechenbarer Tragweite und umfasste das ganze Gebiet europäischer Cultur. Die Staatsverfassung, die Kirche, die gesammte gesellschaftliche Ordnung standen in Frage. Mit einem Worte: die Revolution war dicht am Ausbruche und die Politik auf der Tagesordnung.

Auch Napoleon suchte, sich über die Lage klar zu werden. Die Werke der berühmtesten und gelesensten Autoren der Zeit wurden der Gegenstand seiner Studien [1]). Er las dieselben, zog sie aus und schrieb seine einschlagenden Betrachtungen oft gleich nieder. Von diesen Aufzeichnungen sind einige wenige bekannt geworden. Unter diesen befindet sich z. B. eine, die Rousseau, der ihm schon wegen seiner Beziehungen zu Corsica und Paoli besonders interessant sein musste, widerlegen soll [2]). Es handelt sich um die Anfänge der menschlichen Gesellschaft und des Staates. Da kann sich denn Napoleon nicht vorstellen, dass es jemals Menschen gegeben haben könne, die nicht, wie die zur Zeit Lebenden, die Fähigkeit des Empfindens und Denkens besessen und bethätigt hätten [3]). Im Uebrigen nimmt er an, dass die ursprünglichen

1) Libri nennt: Filangieri, Mably, Necker, Ad. Smith, p. 27.

2) Abgedr. bei Libri.

3) p. 28: . . . „je pense que l'homme a eu, dans l'état de

Höhlenbewohner in der That nur allmählich zu einem wirklichen Staatswesen gelangt seien. Die Art, wie er sich diesen Process denkt, ist für ihn bezeichnend genug. Es entwickeln sich nämlich Selbstgefühl, ungestüme Leidenschaften, Stolz und schliesslich kommen ‚Ehrgeizige von blasser Gesichtsfarbe, die sich der Leitung der Geschäfte bemächtigen' [1]). Das war ächt corsisch gedacht und erschaut. In Rousseau's Schwärmerei für den Naturzustand und dessen unverdorbene Sitten stimmt Napoleon begeistert ein. Ueberhaupt darf man sich den zukünftigen Imperator dem Genfer Propheten keineswegs abgeneigt vorstellen. Ein überreiztes Selbstgefühl, das sich in Thaten nicht zu ergehen vermag, sowie eine entsprechend schroffe, leidenschaftliche, radikale Opposition gegen das Bestehende, waren ihnen damals noch gemeinsam und ein Phantast ist Napoleon, so gut wie Rousseau, trotz allen Cynismus und Realismus Zeitlebens geblieben. Eines freilich unterschied sie von Grund aus und musste ihren Ideengang sehr bald trennen: Rousseau's Schriften wollten als die Frucht tiefer, schwer errungener Selbsterkenntniss der Menschheit aufhelfen, sie waren wie die Worte eines Sterbenden, Napoleon dagegen durstete nur darnach, sich selber unter den Lebenden Bahn zu brechen. Ersterer liebte die Menschheit, der er sein gemartertes Herz darbrachte, dieser nur den Ruhm, den er ihr mit dem Schwerte abtrotzen wollte. Napoleon dienten

---

la nature, la même faculté de sentir et de raisonner qu'il a actuellement."

1) Ebendas. „. . . l'amour-propre, le penchant impétueux, l'orgueil. Il y a eu des ambitieux au teint pâle qui se sont emparés des affaires." Läge nicht Nap.'s eigene Wahrnehmung hier so nahe, dürfte wohl auf eine Reminiscenz aus Plutarch's Caesar (§ 62) geschlossen werden müssen, nach welchem ja auch Shakespeare Caesar's Argwohn gegen den gefährlichen Ehrgeiz des Cassius auch auf dessen Aeusseres gründet. Act. I, Sc. II.

daher die Lehren des Philosophen nur insoweit sie seinem Herrschergelüste fröhnten. Die Gedankenwelt des Einsiedlers war nicht die seinige.

Einen anschaulicheren Maassstab für die Richtung und den Umfang von Napoleon's damaligen Studien als die Schriften Jean Jacque's bietet demgemäss das Hauptwerk des Abbé Raynal: ‚Philosophische und politische Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in beiden Indien'. Schon Napoleon's ursprünglicher Plan, auf die Flotte zu gehen, musste ihm dieses Werk wichtig machen. Vor allem aber war Raynal zu Anfang der 80ger Jahre unter den lebenden Schriftstellern in Frankreich der gefeierteste; er hatte den Ruhm der dahingegangenen Grossen, mit denen er sich weder als schöpferischer noch als gründlicher Kopf messen konnte, geerbt. Dieses hing mit den politischen Zuständen und der herrschenden Stimmung zusammen. Raynal war der Wiederhall der öffentlichen Meinung. Wie Voltaire ein Jesuitenzögling, sogar zum Priester geweiht, wüthete er mit dem ganzen Fanatismus eines Abtrünnigen gegen die römische Hierarchie im Besonderen und gegen das Christenthum im Allgemeinen. Er thut sich etwas darauf zu Gute, dass er es darin einem Montesquieu zuvorthue. Zugleich ist er, trotz dieses seines Voltairianismus, ein Natur- und Tugendschwärmer aus der Schule Rousseau's. Mit den Physiokraten oder Oekonomisten aber hat er die wirthschaftliche Tendenz gemein. Am nächsten steht er den Encyklopädisten, mit deren Unternehmen: die Aufklärung unter die Massen zu bringen, sein Hauptwerk, das einzige von Belang, viel Verwandtes hat. Diderot selbst soll sogar an demselben einen wesentlichen Antheil haben[1]). Kurz, Raynal redet den widersprechendsten Theorien, sofern sie nur zur Opposition zählen, das Wort. Hierzu kommt bei

1) Vrgl. Schlosser, 18. Jhrhdrt. 1843. Bd. III, 2. Thl. p. 15. Desgl. die Biographie Raynal's bei Michaud.

ihm als ein wichtiges Moment die auswärtige Politik, das Abwägen der Machtverhältnisse zwischen den einzelnen Staaten [1]).

Sein Werk erschien bereits 1770, allein erst die vermehrte und bis in das laufende Jahr fortgeführte, 1782 in Genf gedruckte Ausgabe ward epochemachend. Dadurch dass das Buch vom pariser Parlament den Flammen übergeben wurde und der Verfasser Sicherheits halber ins Ausland flüchtete, erlangte es natürlich nur erhöhten Reiz und grössere Bedeutung. Ein solches Urtheil war zur Zeit das Glücklichste, was einem Schriftsteller, der auf lauten, lärmenden Ruf ausging, irgend begegnen konnte. Die beste Feder vermochte ihm nicht so viele Leser und Gläubige zu erwerben wie diese schmeichelhafte, gefahrlose Märtyrerkrone. Dass das Werk der Regierung, insbesondere dem Hofe und dem Könige höchlich missfiel, kann nicht Wunder nehmen. Verfolgte dasselbe doch kein anderes Ziel als die Revolution. Gleich auf den ersten Seiten spricht es Raynal unumwunden aus: „In dem Maasse als wir die Augen über das Unsinnige unserer Einrichtungen (institutions) geöffnet haben", lautet eine durch das ganze Werk hindurch klingende Wendung, „haben wir

---

1) Ueber die erste Ausgabe des Werkes, im J. 1770 urtheilte Turgot: „J'avoue qu'en admirant le talent de l'auteur et son ouvrage, j'ai été un peu choqué de l'incohérence de ses idées, et de voir tous les paradoxes les plus opposés mis en avant ou défendus avec la même chaleur, la même éloquence, le même fanatisme. Il est tantôt rigoriste comme Richardson, tantôt immoral comme Helvétius, tantôt enthousiaste des vertus douces et tendres, tantôt de la débauche, tantôt du courage féroce; traitant l'esclavage d'abominable, et voulant des esclaves; déraisonnant en physique, déraisonnant en métaphysique et souvent en politique. . . . Il semble avoir pris à tâche de soutenir successivement tous les paradoxes qui se sont présentés à lui dans ses lectures et dans ses rêves. . ." Brief an den Abbé Morellet, abgedruckt in den Oeuvres de Turgot, v. Daire. Paris 1844. II, 801.

uns damit abgegeben, sie zu bessern, jedoch ohne je den Umsturz des Gebäudes zu wagen. Wir haben Missständen abgeholfen durch neue Missstände; vor lauter Stützen, Verbessern, Beschönigen sind wir dahin gelangt, dass unsere Sitten mehr Widersprüche aufweisen als diejenigen der Schlimmsten unter den Barbaren.“ China dünkt ihm gegen das dermalige Frankreich ein Musterstaat. Die Chinesen hielten die Gesetze nur dann ein, wenn dieselben gute seien. Des Kaisers Macht sei eine beschränkte; missbrauchte er dieselbe und würde zum Tyrannen, so bringe man ihn zu Falle. Die Mandarinen seien keine Adelsgeschlechter. Die Staatsmänner erregten keine Unruhen. Diesem glücklichen Zustande seien viele blutige Revolutionen voraufgegangen. Nicht genug mit diesen Anspielungen: er kömmt auch unmittelbar auf Frankreich zu sprechen. Die Nation steht ihm wie am Abgrunde. Die unsinnige, tyrannische, willkürliche Eintreibung der Abgaben durch Pächter; die Käuflichkeit der Stellen; die Vorrechte des Adels und des Klerus, welche die ganze Steuerlast auf das Volk wälzen und, statt ihre grossen Gütercomplexe selbst zu bewirthschaften, am Hofe Ränke schmieden, in Müssiggang und Ausschweifungen dahinleben; der grauenhafte Abstand zwischen den Reichen und den Armen, wie er namentlich in der Hauptstadt zu Tage liege; das Fehlen eines mittleren Bürgerstandes; die schamlose Vergeudung des Staatsschatzes; — dieses alles lässt eine Katastrophe unvermeidlich erscheinen. In feierlicher Ansprache beschwört daher Raynal den jungen König, die strengste Sparsamkeit einzuhalten und mit seiner Autorität für die Rettung des Staates einzustehen. ‚Man pflegte einst — meint er — Demjenigen, welcher dem Könige die Wahrheit vorenthielt, den Adel zu nehmen. Ist dieser Brauch — fragt er keck — abgekommen, weil die Unterthanen die Wahrheit nicht mehr zu sagen wagen, oder weil der König sie nicht hören will?‘ Ohne Generalstände

gäbe es eigentlich keine Nation [1]). Zur Revolution sei man nicht nur berechtigt, sondern oft verpflichtet.

Die Missstände im Inlande, welche die Volkskraft lähmten, hatten politische Ohnmacht und verletzende Missachtung der ausländischen Mächte zur nothwendigen Folge. Dieses empfand der Franzose besonders stark. Es war eine wesentliche Ursache der heftigen Unzufriedenheit. Raynal's Werk, das der unglückliche Krieg mit England ursprünglich geradezu veranlasst zu haben scheint [2]), bezeugt es denn auch an hundert Stellen. Politische Maassnahmen von der allergrössten Tragweite, wie z. B. die Theilung Polen's, würden — so klagt er — von den europäischen Mächten vorgenommen, ohne die geringste Rücksichtnahme auf Frankreich, und von den überseeischen Besitzungen ginge eine nach der andern verloren! Die Weltherrschaft England's auf dem Meere und die Uebermacht Oesterreich's auf dem europäischen Festlande bedrohten angeblich Frankreich in seiner ganzen Existenz. Die erste Gefahr erachtet Raynal für die dringendere, sein Rath geht daher dahin, die Flotte zu verstärken, selbst auf Kosten des Landheeres. Gegen Oesterreich schützten vorläufig das zwischen den Bourbonen und Habsburgern bestehende Familienbündniss und das System des europäischen Gleichgewichts. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint ihm die deutsche Reichsverfassung in ihrer Unbeholfenheit von unschätzbarem Vortheil. Den Zwiespalt zwischen Preussen und Oesterreich preist er als die glücklichste Errungenschaft der französischen Politik.

Diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, wie hier von Raynal bereits die meisten jener politischen Bestre-

1) ‚Sans Etats généraux il n'y a point proprement de nation', I, 121.

2) Vrgl. seine Vorrede zur Gesch. des engl. Parlaments, wo er um bezügl. Beiträge bittet.

bungen und Verwicklungen in Erwägung gezogen werden, welche die Revolutionsepoche und noch die Zeit des Kaiserreichs ausfüllen, und wie daher sein Werk, so utopistisch es auch sonst angelegt sein mag, eine praktische Anwendung finden konnte. Wenn es schon derart, als ein treuer Ausdruck der Zeitrichtung, auf Napoleon mächtig einwirken musste, so kam die übrige Beschaffenheit des Inhalts noch hinzu. Es war keineswegs nur eine Geschichte der Kolonien und des Handels, sondern eine ganze Weltgeschichte, die, ohne langwierige Studien vorauszusetzen, den Blick über die gesammte Erdoberfläche erweiterte und der Phantasie des künftigen Welteroberers für tausend Pläne Anregung und Stützpunkte bieten mochte. Wie sehr insbesondere Napoleon's so ausgeprägtes, ihm so tief innewohnendes Interesse für den Orient und für Handelsbeziehungen durch dieses Werk von Raynal geweckt und geregelt worden sein mag, darauf werden wir beim Zuge nach Aegypten noch zurückkommen. Dass er dasselbe nicht nur gelesen, sondern auch fleissig ausgezogen hat, ist aus seinen noch erhaltenen Heften ersichtlich [1]).

Napoleon hat sich überdies um Raynal's Gunst eifrig beworben und ist mit ihm, nach dessen Rückkehr aus der Verbannung (1787), persönlich bekannt geworden [2]). Er rechnete

1) Vrgl. Libri, p. 27: „L'histoire de la Chine, celle des Indes et des Arabes l'occupent. Il lit l'histoire d'Angleterre et celle d'Allemagne, enfin il s'applique à l'histoire de France etc." Offenbar liegen hier die Werke Raynal's zu Grunde, wenn sie Libri auch nicht nennt. Dahin weist auch die Notiz: „Sainte-Helène, petite île", die sich in einem Geographie Hefte befinden soll. p. 30.

2) Vrgl. Bourrienne, Mémoires, I, 27: „Les idées de Bonaparte se dirigeaient vers des objets tout autres (que les aréonautes). Il s'occupait des sciences politiques; une note du principal de l'école de Brienne, qui m'a été communiquée dans le temps, porte que dans un de ses semestres il passa à notre école,

mit ihm, wie mit einem Beherrscher der öffentlichen Meinung. Unter Anderm hatte der gefeierte Abbé an der Akademie zu Lyon einen Preis gestiftet. Im Jahre 1791 wurde die Aufgabe gestellt: ‚Diejenigen Wahrheiten und Empfindungen zu bestimmen, die man vor allen übrigen dem Menschen eingeben müsse, um ihn glücklich zu machen'. Unter den 14 Bewerbern befand sich auch Napoleon. Seine Arbeit ist erhalten [1]) und gehört, obgleich sie in eine etwas spätere als die in diesem Abschnitt behandelte Zeit fällt, ihrem Inhalte nach hieher. Sie ist keineswegs, wie es das Mémorial von St. Helena glauben machen möchte, gekrönt worden, vielmehr fand sie der Berichterstatter der Aufmerksamkeit gar nicht werth [2]); dessen ungeachtet ist sie doch für die Erkenntniss von Napoleon's Entwicklungsgang von hohem Interesse und bezeugt insbesondere, wieviel ihm damals an Raynal und dessen Protection gelegen war.

Indem er damit anhebt, das ‚schmerzliche Schauspiel der Schmeichelei und sträflicher Vergötterung', zu verpönen, entlarvt er nur sich selbst. Ist doch die ganze Schrift eine Huldigung des Zeitgeistes und seines Herolds Raynal! ‚Die literarischen Genossenschaften', so beginnt dieselbe, ‚hätten niemals von etwas Anderem beseelt sein müssen als von der

et raconta que le temps de ses [illegible] semestres précedens avait été consacré à la société du fameux abbé Raynal, que ce savant, ce grand homme, daignait l'accueillir et discourir avec lui sur les gouvernements, la législation, les relations commerciales" etc. Vergl. Las Cases I, 164 und Lucien Bonaparte. Mémoires écrits par lui-même. Paris 1836. I, 81. 88. Auch Coston.

1) Talleyrand hat sie Schriftstück dem Kaiser Napoleon gelegentlich eingehändigt. Dieser warf sie ins Feuer. Es war aber zuvor noch eine Abschrift genommen worden. Vrgl. Coston.

2) Vgl. Coston I, [illegible] u. II, 144 f., der eine umständliche urkundliche Darstellung des Vorgangs giebt und die Schrift selbst zum Abdruck bringt.

Liebe zur Wahrheit und zu den Menschen; allein dort, wo die Vorurtheile durch die Pflicht aufrecht erhalten werden, giebt es keine Wahrheit. Wo die Könige Souveraine sind, giebt es keine Menschen, sondern nur herrschende Sklaven, die noch verachtungswürdiger sind als die beherrschten.' In diesem Tone geht es weiter. Dem Gegenstande, der durchaus in das Gebiet der Ethik zu gehören scheint, wird sofort eine politische Seite abgewonnen. Unter Anderm plaidirt Napoleon im Namen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit für das Proletariat; es müsste Jeder einen Besitz haben, sich ernähren und eine Familie gründen können. Keiner dürfe ohne die bürgerlichen Rechte sein. Hierfür habe der Gesetzgeber zu sorgen. Die schwierige Aufgabe sei im Alterthum am besten von den Spartanern, neuerdings von Paoli gelöst worden. Tiefere, staatsmännische Einsicht darf man hier nicht erwarten: es sind meist oberflächliche Declamationen und vage Träumereien, oder vielmehr gedrechselte Phrasen, mit denen Napoleon den Akademikern, den Vergötterern Raynal's, nach dem Munde reden möchte. Er spart dabei keinen theatralischen Aufwand [1]) und ist bisweilen vieldeutig bis zum Nichtssagen. Im Uebrigen erinnert das Ganze so sehr an das Hauptwerk Raynal's, als wenn Napoleon dasselbe eben aus der Hand gelegt hätte; nicht nur äusserlich, durch einzelne Wendungen, wie z. B. wo er den Aufständischen, der für sein Bürgerrecht zur Gewalt greift und dafür hingerichtet wird, mit dem Amerikaner vergleicht, der sich gegen das Gesetz des Spaniers vergeht; am auffälligsten ist die Uebereinstimmung in den moralischen Erwägungen. Sie

1) Um nur ein Beispiel anzuführen. Das Glück bestehe in dem Genuss einer der Organisation entsprechenden Lebensweise. Ist Jemand der daran zweifelt? „Eh bien! qu'ils mettent la main droite sur leur coeur, la gauche sur leurs yeux, qu'ils rentrent en eux-mêmes, qu'ils soient de bonne foi." . . .

schwelgen im Sensualismus: alles läuft hinaus auf den freien Genuss der Sinne und des Besitzes. Dem Uebermaass und der Ausartung der Leidenschaften wird vorgebeugt durch Empfindung und Vernunft; auf jener beruhe das Gewissen (das Mitgefühl), auf dieser der geistige Genuss. „Man muss", summirt Napoleon, „um als Mensch zu leben, also essen, schlafen, zeugen, empfinden, raisonniren; alsdann ist man auch glücklich". Er will kein anderes Glück kennen, als das Aufgehen in der Freude über die Natur, die Familie, die Freundschaft. Das Patriarchenthum und ein schwärmerischer Müssiggang sind sein Ideal. Es scheint, als wenn er alle ehrgeizigen Entwürfe seiner Seele unter dem Deckmantel der Friedensliebe und Sentimentalität verbergen möchte. Der Beurtheiler der Schrift meinte denn auch, dass dieselben einen Menschen von zarter Empfindung voraussetzen liesse. Neben dieser Huldigung der herrschenden Richtung fehlt es nicht an einzelnen individuelleren Zügen. Dahin gehören z. B. die Begeisterung für das spartanische Wesen und die daran geknüpften Betrachtungen. ‚Im Muth, in der Kraft, bestehe die Tugend. Die Energie sei das Leben der Seele und die Haupttriebfeder der Vernunft. Die Regungen eines Spartaners wären die eines kräftigen Mannes gewesen; und der Kräftige sei gut, nur der Schwache sei böse. Der Spartaner habe in einer seiner Organisation entsprechenden Weise gelebt und sei daher auch glücklich gewesen.' Dahin gehört auch die Ausmalung des Vaterlandsgefühls beim Wiedersehen der Heimath, wobei ihm offenbar sein Corsica vorschwebt. Sein Selbstgefühl findet einen überraschenden Ausdruck am Schlusse einer schmeichlerischen Anrede an Raynal, den er als seinen Patron in Anspruch nimmt, mit dem er sich aber zugleich in eine Reihe stellt: ‚moi aussi,' ruft er ihm zu, ‚je suis peintre'. Diese individuelleren Züge treten aber ganz zurück gegen die Phrasen, hinter welchen er seine Persönlichkeit möglichst verbirgt.

Von seiner damaligen Stimmung und seinen Entwürfen giebt das Schriftchen geradezu das Gegenbild: so sehr fürchtet er sich zu verrathen. Um so willkommener ist ein Fragment aus seinem Tagebuche, das in dieser Beziehung eine treffliche Ergänzung und in manchen Punkten auch eine Bestätigung seiner hier entwickelten ethischen Begriffe bietet. Diese Bestätigung ist um so beachtenswerther als das Tagebuch aus dem Sommer 1786 datirt, also fünf Jahre vor Abfassung der Preisschrift. Wir glauben die bezügliche Stelle, die einzige bekannt gewordene, ihrem ganzen Umfange nach hersetzen zu müssen [1]).

„Immer allein, auch unter Menschen, komme ich nach Hause, um mich meinen einsamen Träumen und der Erregtheit meiner Schwermuth hinzugeben. In welcher Richtung ergeht sie sich heute? Sie giebt sich Todesgedanken hin. Stehe ich doch in der Morgenröthe meines Lebens und kann hoffen, noch lange zu leben! Seit 6—7 Jahren bin ich von meinem Vaterlande abwesend. Welche Freude werde ich empfinden, wenn ich nach vier Monaten meine Landsleute und Angehörigen wiedersehe! Kann ich nicht aus den zarten Empfindungen, die die Erinnerung an die Freuden meiner Kindheit in mir weckt, schliessen, dass mein Glück ein vollständiges sein wird? welche Wuth treibt mich dahin, meine Zerstörung zu wollen? Was soll ich in dieser Welt nur anfangen? da ich doch nun einmal sterben muss, ist es nicht besser, sich zu tödten? Wäre ich ein Sechzigjähriger, ich würde die Vorurtheile meiner Zeitgenossen achten und geduldig abwarten, bis die Natur ihren Lauf beendet hat; allein da ich Unglück zu erfahren beginne, da nichts mir Freude bereitet, wesshalb sollte ich ein Leben ertragen, in welchem mir nichts gelingen will? Wie sind die Menschen doch von der Natur entfernt! wie

1) Abgedr. bei Libri, p. 22/23.

sind sie feige, niedrig, kriechend! Was werde ich in meinem Vaterlande für ein Schauspiel sehen? Meine Landsleute, in Ketten gelegt, küssen zitternd die Hand, die sie unterjocht. Es sind nicht mehr jene wackern Corsen, die ein Held mit seinen Tugenden beseelte; nicht mehr jene Feinde der Tyrannen, des Aufwandes, der niedrigen Höflinge. Stolz, erfüllt von dem Gefühle seines Werthes, lebte der Corse einst glücklich. Nachdem er den Tag den öffentlichen Angelegenheiten gewidmet hatte, verbrachte er die Nacht in den zarten Armen einer liebenden Gattin; die Zärtlichkeit und die Natur machten ihm die Nacht zu einer Nacht der Götter. Allein mit der Freiheit sind sie wie Träume entschwunden, diese glücklichen Tage! Franzosen! nicht genug, dass Ihr uns dessen beraubtet, was wir am meisten schätzten, musstet Ihr auch noch unsere Sitten verderben! Das gegenwärtige Bild meines Vaterlandes und das Unvermögen, Abhülfe zu schaffen, sind ein Grund mehr, eine Welt zu fliehen, in der ich Menschen aus Pflicht loben muss, die ich aus Tugend hassen müsste. Wenn ich in meine Heimath komme, was soll ich für eine Figur machen, welche Sprache soll ich führen? Wenn das Vaterland nicht mehr ist, muss ein guter Bürger sterben. Hätte ich nur einen einzigen Mann zu zerstören, um meine Landsleute zu befreien, ich würde mich sofort aufmachen; ich würde das Schwert, welches das Vaterland und die verletzten Gesetze rächt, dem Tyrannen in die Brust stossen. . . . Das Leben ist mir zur Last, denn ich geniesse kein Vergnügen, und alles verursacht mir nur Schmerz; es ist mir zur Last, weil die Menschen, mit denen ich lebe und mit denen ich wahrscheinlich stets leben werde, Sitten haben, die sich von den meinen unterscheiden, wie die Klarheit des Mondes von der der Sonne. Ich kann demnach nicht die einzige Lebensart befolgen, die mir das Leben erträglich machen würde, daraus folgt ein Widerwille gegen Alles."

Dieser schwermüthige Seelenerguss war bei Napoleon keine vorübergehende Stimmung, wir haben es vielmehr hier mit den innersten Gedanken und Beweggründen zu thun, die damals sein ganzes Sein beherrschten. Es ist der nämliche Hang zur Einsamkeit, die nämliche Identifizirung seines Selbst mit dem Schicksal seiner Heimathinsel, die nämliche Menschenverachtung, wie sie uns schon während seiner Schulzeit begegnet sind. Seine Lage war in der That seitdem keine andere geworden; er war unter den Offizieren nicht weniger ein Fremder als unter den Kadetten; hier wie dort waren es Leute aus den angesehensten Adelsfamilien, denen ihre Geburt die grössten Vorrechte einräumte, und die durch den festen Corpsgeist in ihren Vorurtheilen nur noch bestärkt werden mussten. Napoleon konnte von ihnen für sich weder Verständniss noch Geneigtheit erwarten. Er ist seinen dienstlichen Pflichten gewiss eifrig nachgekommen und hat es mit seinen Vorgesetzten so gut zu halten verstanden wie einst mit seinen Lehrern. Trotzdem durfte er, namentlich nachdem im September 1786 sein Gönner Marboeuf gestorben war, auf kein schnelles Avancement rechnen. Schon dieses musste seinen Unwillen natürlich sehr steigern. Er war längst seiner ganzen Lage und Denkungsart nach ein ausgesprochener Gegner der bestehenden Verhältnisse, insbesondere der Aristokratie und des Königthums. Was Wunder daher wenn es bei der allgemeinen Gährung zwischen ihm und den übrigen Offizieren oft zu heftigem Streite kam? Er stand sich bald mit seinen Kameraden nicht besser als einst auf der Schule zu Brienne. Sein bitterer Hohn und sein Radikalismus sollen dieselben eines Tages, als sie zusammen am Rhoneufer spazierten, so aufgebracht haben, dass sie ihn in ihrer Wuth ergriffen und in den Fluss warfen [1]). Wie derartige Vorfälle den leiden-

1) Vrgl. Some account etc. by C. H.

schaftlichen Corsen in seinem Hasse und in seiner Rachgier bestärken mussten, ist leicht denkbar. Es blieb ihm nichts übrig als Verachtung und Verstellung. Anfangs scheint er einen modus vivendi gesucht zu haben. Er nahm Tanzunterricht, besuchte Gesellschaften und unternahm kleine Ausflüge in die nächste Umgegend. Doch gewann sein Hang zur Einsamkeit schnell wieder die Ueberhand. Er suchte für seine Spaziergänge die einsamsten Wege auf und wählte seine Wohnstube möglichst abgelegen, um in seinem Nachsinnen über Büchern nicht gestört zu werden. Dabei blieb er beständig darauf bedacht, sich abzuhärten. Er stand Morgens um 4 Uhr auf und nahm den Tag über eine einzige Mahlzeit zu sich. Er soll sogar versucht haben, sich auf Milch und Brod als Nahrung zu beschränken [1]). Unerschöpfliche Arbeitslust und entsprechende Mässigkeit haben ihn denn auch bis ans Ende seiner Laufbahn ausgezeichnet.

Als ächter Corse wahrte er sich einen ausgesprochenen Familiensinn. Eine Zeitlang hatte er seinen jüngern Bruder Ludwig bei sich, den er selbst erzog und unterrichtete.

Was ihn aber recht eigentlich beseelte und erfüllte das war und blieb der Gedanke an die Befreiung Corsica's. An diesen Gedanken hatte er sich angeklammert mit der ganzen Gewalt seines Ehrgeizes; in ihm wurzelte sein Hass gegen das Franzosenthum, in ihm sein demokratischer, auf den Umsturz des Bestehenden gerichteter Sinn; es war der Leitstern und der Sporn seiner Studien. Selbst die Bewerbung um den Preis in Lyon hatte im letzten Grunde den Zweck, sich in Frankreich für die Erreichung seines Zieles den erforderlichen Einfluss zu verschaffen; hierzu brauchte er auch den Abbé Raynal. Er hatte nämlich bereits im Jahre 1786

---

1) Vrgl. hierüber Coston, der gerade hierfür ein reiches Material beibringt.

sich ernstlich an die Ausarbeitung einer Geschichte Corsica's gemacht, wie sie Rousseau einst hatte liefern sollen. Die grösste Schwierigkeit bot ihm dabei die französische Sprache, deren er niemals völlig Meister geworden ist. Nicht einmal die Rechtschreibung vermochte er sich einzuprägen. Er bedurfte daher der Nachhülfe, womöglich höherer, einflussreicher Protection. Er schrieb die Geschichte in Briefform und richtete sie an Raynal, der mit der Tendenz einverstanden war. Nur ein ganz geringer Bruchtheil derselben ist bisher veröffentlicht worden [1]). Es ist die Episode von Sampiero, wie er seinem Weib mit eigner Hand den Tod giebt. Napoleon erzählt dieselbe mit der ganzen wilden Begeisterung des Corsen und lässt es natürlich an theatralischem Aufwande nicht fehlen. Paoli, dem er von seinem Unternehmen Kenntniss gab, hatte daher gewiss Recht, wenn er ihm zunächst davon abrieth; die Geschichtsschreibung, schrieb er ihm [2]), stehe der Jugend nicht zu; er solle sich durch gründliche Studien vorbereiten und Urkunden sammeln, im Uebrigen die Rathschläge Raynal's beherzigen. Sein französischer Lehrer von Brienne her, Dupuy (später sein Bibliothekar im Malmaison), der die Arbeit zur Durchsicht erhielt, stiess sich an Ausdrücke, wie: ‚les rois régnèrent . . . fiers tyrans de la terre' . . .; Napoleon aber meinte, dass solche Wendungen zur Zeit selbst bei Damen üblich seien. An die Oeffentlichkeit ist er mit dieser Geschichte aber nicht getreten.

Er hat auch einen corsischen Roman und einige Novellen verfasst, denen die gleiche Absicht zu Grunde lag. ‚In keinem seiner Schriften', bemerkt Libri, dem wir die bezüglichen Angaben verdanken, ‚versäumte er, seinen Hass gegen die Franzosen zum Ausdruck zu bringen.' Dolche spielen in

1) S. hierfür und für das Folgende Libri.

2) S. den bezüglichen Brief bei Libri, p. 10.

seinen Erzählungen eine grosse Rolle. ‚Es scheint, dass er dieses Genre sehr liebte'. Der corsische Roman hatte zum Schauplatz den Orient.

Napoleon war bei aller Ueberspanntheit und Rhetorik nicht der Mann, sich mit Worten und eitlen Träumereien zu begnügen. Er war auch nicht umsonst in den Kriegswissenschaften bewandert. Seine Papiere bezeugen vielmehr, dass er sich sehr ernstlich mit der Vertheidigung und Befestigung der Insel beschäftigt und bezügliche Pläne entworfen hat. ‚Der Umfang und die Zahl dieser Dokumente', bemerkt abermals Libri, der sie eingesehen hat, ‚beweisen, dass Napoleon damals ausschliesslich an Corsica dachte, und dass er sich darauf vorbereitete, eines Tages daselbst die Rolle Paoli's zu spielen.' Es war nicht anders.

Wann er mit diesen greifbareren Kriegsplänen begonnen hat, ist aus der Notiz von Libri nicht ersichtlich. Im Herbst 1787 nahm er aber einen mehrmonatlichen Urlaub, den er zu einem längeren Aufenthalte in der Heimath benutzte [1]). Von dieser Zeit ab beginnen denn wohl auch seine nähern Beziehungen zu gleichgesinnten Landsmännern. Es war aber vorläufig nichts zu machen. Man musste sich offenbar bis zu einem günstigeren Augenblicke gedulden. Dieser konnte kein anderer sein als der des allgemeinen Umsturzes in Frankreich, als die Revolution; auf diese setzte daher Napoleon seine beste Hoffnung; mit ihr kam für ihn die Zeit zum Handeln. Im Sommer 1789 ging seine Studienzeit zu Ende. Es begann damals seine politische Laufbahn.

---

1) Vrgl. Coston.

Napoleon eilt, die Revolution nach Corsica zu verpflanzen.

Die Herrschaft der Franzosen auf Corsica dauerte nun schon bereits 20 Jahre. Diese waren für die Insel eine Zeit eines unendlich lang entbehrten Friedens gewesen und die Regierung hatte ihr Möglichstes gethan, um der Bevölkerung ihre gewaltsame Unterwerfung vergessen zu machen. Allein das monarchisch-aristokratische System war den demokratischen Gewohnheiten und der Armuth der Bevölkerung nicht angepasst, die stolze Erinnerung an die Freiheitskämpfe nicht auszutilgen. Der Adel und die Geistlichkeit zwar wurden, dadurch dass sie eine französische — in vielen Fällen unentgeltliche — Erziehung erhielten und mit Aemtern reich ausgestattet wurden, für die Fremdherrschaft meist gewonnen; um so schwerer aber lastete dieselbe auf dem Volke, welches, obgleich entwaffnet, nur mittels einer zahlreichen, schlagfertigen Militärmacht niedergehalten werden konnte und für dessen Bildung weder Mittel noch guter Wille vorhanden waren. Die besten Kräfte wurden durch die Unterdrückung der Nationalität gelähmt, die einzelnen Bevorzugten auf Kosten der Gesammtheit bestochen und verderbt. So lange in Frankreich selbst das herrschende System ein analoges war, so lange durften Klagen über dasselbe in Versailles auf kein Gehör rechnen. Im Jahre 1789, als auch die Corsen, wie wenn sie vollgültige Franzosen gewesen wären, die Generalstände des Reiches beschicken durften und zwar für den Klerus und den Adel mit je einem, für den dritten Stand mit zwei Abgeordneten, wurde das anders. Der Adel wählte zu seinem Vertreter jenen Matteo Buttafuoco, der sich als Bevollmächtigter Paoli's von Choiseul hatte gewinnen lassen und der seitdem als Inhaber des corsischen Regimentes in

allen die Insel betreffenden Fragen bei dem französischen Ministerium einen maassgebenden Einfluss hatte. Er und der Vertreter des höheren Klerus, ein Peretti, hielten in der Nationalversammlung zu den Anhängern der alten Ordnung, dagegen stimmten die beiden Vertreter des dritten Standes, von denen der eine der Advocat Christophorus Salicetti aus Rostino war, mit den entschiedensten Anhängern der Revolution.

Die Instructionen (cahiers), welche die Letzteren von ihren Wählern mitbekommen hatten, sind für die herrschenden Zustände auf Corsica und die Wünsche der Mehrheit der Bevölkerung zu bezeichnend, als dass wir sie hier übergehen dürften[1]). Zunächst wurde der Freude Ausdruck gegeben darüber, dass die Insel mit dem übrigen Frankreich auf gleichem Fusse behandelt würde. Die Forderungen oder Wünsche aber waren folgende: eine neue Criminalordnung; Abschaffung der Hinrichtung mit dem Rade, für manche Fälle der Tortur; Wegfall des Unterschiedes in der Bestrafung zwischen Adligen und Bürgerlichen; Beschränkung der Todesstrafe u. s. w.; überhaupt eine bessere Regelung der Rechtspflege. Das Militär sollte sich weniger in die Civilangelegenheiten mengen, das Gesetz nicht länger durch Ministerialerlasse illusorisch gemacht werden können, der dritte Stand in den Generalständen der Insel und den anderen Behörden mit den beiden übrigen einen gleichen Antheil an der Regierung erhalten u. s. w. Hierzu kamen Forderungen, wie sie damals in Frankreich allgemein formulirt wurden: freie Presse; Abschaffung aller Jagd- und Fischerei-Monopole, der Frohnden, der Verletzung des Briefgeheimnisses; Zulassung des dritten Standes zu allen Civil-, Kirchen- und Militärämtern; Freigebung des Handels; Verminderung der Bettelorden zu Gunsten elementarer Erziehungsanstalten und Derartiges mehr.

---

1) Vrgl. Renucci, Stor. di C. I, 197 f.

Die Verfechter des dritten Standes gehörten zu den eifrigsten Patrioten, die aber zu einem grossen Theile die französische Herrschaft als den sichersten Schutz gegen Genua und eine bequeme Quelle des Wohlstandes nicht nur gern duldeten, sondern sogar lebhaft wünschten und daher auf keine Trennung von Frankreich sannen. Ein gewaltsamer Umsturz war durch die Gewährung ihrer Forderungen hier, wo es doch nur auf Einrichtungen zurückzukommen galt, wie sie zur Zeit Paoli's bestanden hatten, weniger zu besorgen, als in Frankreich, wo ähnliche Aenderungen einen alten Culturstaat in seinen Grundfesten erschüttern mussten. Die Gemässigten durften daher hoffen, mit einer glücklichen Reform, ohne Revolution, ans Ziel zu kommen.

Paoli selbst dachte nicht viel anders[1]). Wohl hoffte er noch immer die Selbständigkeit der Nation zu erlangen, allein nicht im Kampfe gegen Frankreich, auch nicht mit Hülfe des Auslandes, sondern durch die Franzosen selbst. Die Freiheit, meinte er, die Frankreich sich zu sichern im Begriffe stehe, sei die nämliche, welche die Corsen einst besessen und für welche sie so viel Blut vergossen hätten. Wolle Frankreich dieselbe den Corsen jetzt noch vorenthalten, so versündige es sich gegen den ‚heiligen Geist'. Es müsse einsehen, wie die bisherige Verwaltungsweise nur Kosten und Missstände erzeugt habe und wie die Freigebung der Insel die Interessen beider Nationen in gleichem Maasse fördern werde.

Ein solches Beispiel werde der ganzen Welt einen höheren Begriff von Gerechtigkeit geben. Frankreich möge sich das Vorrecht bei der Ausbeutung des Schiffbauholzes auf der Insel, sowie bei der Anwerbung von Soldaten und Matrosen vorbehalten; es möge in Kriegszeiten auf Ausschliessung aller feindlichen Schiffe aus den Häfen der Insel bestehen; es möge

1) Vrgl. seine Briefe bei Tommaseo, Arch. st. XI.

sogar eine Festung besetzt halten und ein periodisches Zeichen der Huldigung verlangen; — fordere es mehr, so werde es mit der Zeit weniger erhalten. Als zur Verwirklichung dieser Wünsche keine Aussicht vorhanden war, ging Paoli in seiner Nachgiebigkeit noch weiter: wenn Frankreich den Corsen nur ihre Freiheit sichere, insbesondere auch gegen ‚die Kabalen der kleinen Ehrgeizigen (de cabale de' piccoli grandi) und die Machinationen des Auslandes', die er mehr als alles Andere fürchte, so wollte er gern noch einen engeren Anschluss gutheissen. In jedem Falle aber wollte er die Aufrechthaltung des Friedens. Er versicherte, in der Politik keine Aversionen zu kennen und war bereit, falls man ihn selbst zu jenen gefährlichen Ehrgeizigen zählte, die einer Verständigung im Wege ständen, London zu verlassen und sich soweit hinwegzubegeben, bis wo man seinen Namen nicht mehr kenne. Vor allem liess er es sich angelegen sein, seine Landsleute zur Eintracht und Mässigung zu ermahnen. Alle erlittene Unbill und alle Feindschaften sollten vergessen sein. Er selbst ging, wie billig, mit seinem Beispiele voran und war bereit, sogar Buttafuoco, wenn er nur sah, dass er wirklich das Heil des ganzen Volkes wolle, die Hand zu reichen [1]).

Solche Mässigung und Besonnenheit entsprachen keineswegs der Seelenstimmung und Anschauungsweise Napoleon's. Wie sollte seine wilde, giftige Leidenschaft sich so leichten Kaufes zufrieden geben? Wo blieb für ihn und seine weitausschauenden Pläne, wenn alles derart einen ruhigen, gesetzmässigen Verlauf nahm, noch Spielraum übrig? Er war nicht der Mann, lange und nachhaltig gehegte Entwürfe fallen zu lassen, zu resigniren oder gar Anderen einen Ruhm zu gönnen, den er für sich selbst erhofft hatte. Er erachtete seinen Augenblick für gekommen und trat vor.

---

1) Vrgl. seinen Brief an den Abbé Andrei v. 10. Januar 1790.

Es lag ihm viel daran, zu wissen, wozu Paoli entschlossen sei und womöglich dessen Gunst zu erwerben. Am 12. Juni 1789 schrieb er ihm daher von Auxonne aus folgenden Brief[1]).

„General, Ich kam zur Welt zur Zeit als mein Vaterland zu Grunde ging. Dreissigtausend Franzosen, an unsere Küste gespieen (vomés sur nos côtes), tauchten den Thron der Freiheit in Blut — das war das grässliche Schauspiel, das meine ersten Blicke traf. Das Aechzen der Sterbenden, die Seufzer der Unterdrückten, Thränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege seit meiner Geburt.

„Sie verliessen unsere Insel, und mit Ihnen entschwand die Hoffnung auf Glück; die Knechtschaft ward der Preis unserer Unterwerfung; erdrückt unter der dreifachen Fessel des Soldaten, des Advocaten (du légiste) und des Steuereinnehmers, leben unsere Landsleute verachtet . . ., verachtet von denen, die die Macht der Verwaltung in Händen haben; ist es nicht die grausamste Marter, die ein Mensch von Gefühl nur empfinden kann? Erlitt der unglückliche Peruaner, indem er dem Schwerte des gierigen Spaniers erlag, grössere Schmach?

„Die Verräther des Vaterlandes, jene niedrigen Seelen, die ein schmutziger Gewinn bestach, haben, um sich zu rechtfertigen, gegen die nationale Regierung und insbesondere gegen Ihre Person Verleumdungen ausgestreut. Die Schriftsteller indess nehmen sie als Wahrheiten auf und überliefern sie so der Nachwelt.

„Indem ich sie las, gerieth mein Blut in Wallung und ich habe beschlossen, diese Nebel, diese Kinder der Unwissenheit, zu verscheuchen. Ein frühzeitig begonnenes Studium der französischen Sprache, lange Beobachtungen und Denk-

1) Abgedr. u. A. bei Thibaudeau, Hist. générale de Napoleon Bonaparte I, 36 f.

würdigkeiten aus den Papieren von Patrioten lassen mich einigen Erfolg erhoffen. . . Ich will Ihre Verwaltung mit der gegenwärtigen vergleichen. . . Ich will Diejenigen, welche die gemeinsame Sache verrathen haben, mit dem Pinsel der Schmach anschwärzen (noircir du pinceau de l'infamie). . . Ich will die Regierenden vor die öffentliche Meinung rufen, die Aergernisse, die sie geben, im Einzelnen anführen, ihre geheimen Umtriebe aufdecken, und, wenn es möglich sein sollte, den tugendhaften Minister, der den Staat regiert (i. e. Necker) für das schwere Geschick, welches auf uns lastet, interessiren.

„Hätte mir mein Schicksal verstattet, in der Hauptstadt zu leben, hätte ich gewiss andere Mittel gehabt, um unsern Seufzern Gehör zu verschaffen; allein, genöthigt zu dienen, finde ich mich auf den einzigen Weg der Veröffentlichung hingewiesen; denn vertrauliche Denkschriften würden entweder nicht an ihre Adresse gelangen oder durch das Geschrei der Interessirten erstickt, nur das Verderben des Autors zur Folge haben.

„Angesichts meiner Jugend ist mein Unternehmen vielleicht ein verwegenes, allein die Liebe zur Wahrheit, zum Vaterlande, zu meinen Landsleuten, jene Begeisterung, die mir die Aussicht auf eine Besserung unseres Zustandes stets eingiebt, werden mich unterstützen. Wenn Sie, General, eine Arbeit, in der soviel von Ihnen die Rede sein wird, billigen wollen; wenn Sie einen jungen Menschen, den sie zur Welt kommen sahen[1]) und dessen Eltern stets der guten Sache zugethan waren, in seinen Bemühungen zu ermuthigen belieben: sehe ich mit Zuversicht auf das Gelingen.

„Eine Zeitlang hoffte ich, nach London gehen zu können,

---

1) Vrgl. p. 81 Anmerkung. Hiernach wäre Napoleon vor dem Monat Juli 1769 geboren.

um Ihnen die Empfindungen zu äussern, die Sie in mir geweckt haben, und mit Ihnen gemeinschaftlich das Missgeschick des Vaterlandes zu besprechen, allein die Entfernung verhindert diess; vielleicht gelingt es mir noch dieselbe zu überbrücken.

„Welches auch der Erfolg meiner Schrift sein sollte, ich weiss, dass sie die zahlreiche Cohorte der französischen Beamten, die unsere Insel beherrschen und die ich angreife, gegen mich aufbringen wird; allein was thut's! gilt es doch das Interesse des Vaterlandes! Ich werde die Bösen grollen hören und werde, wenn der Donner einbricht, mein Gewissen befragen; ich werde mich auf die Berechtigung meiner Beweggründe besinnen und dem Unwetter muthig die Stirn bieten.

„Verstatten Sie, General, dass ich Ihnen die Huldigungen meiner Angehörigen darbringe. Warum soll ich nicht sagen: meiner Mitbürger! Diese seufzen bei der Erinnerung an eine Zeit, in welcher sie die Freiheit erhofften. Meine Mutter, Madame Laetitia, hat mir im Besonderen aufgetragen, Sie an die zu Corte verlebten Tage zu erinnern.

„Ich bin etc."

Die Antwort Paoli's auf dieses Manifest des 20jährigen Lieutenants, der sich zum Anwalt seiner kleinen Nation aufschwingt, ist leider nicht bekannt geworden. Doch bringt Libri ein Fragment eines Schreibens zum Abdruck, welches Paoli bei einem wiederholten Antrage Napoleon's, ihn gegen seine Verleumder zu vertheidigen, an ihn richtete und welches auf die erste Antwort einen Rückschluss verstattet. Es ist das Schreiben, in welchem er ihm den Rath ertheilt, die Geschichtschreibung einem reiferen Alter vorzubehalten. Er selbst will für seine gepriesene Uneigennützigkeit kein besonderes Verdienst in Anspruch nehmen. Sein guter Ruf wäre Lohn genug. ‚Ich bin es zufrieden', so schliesst Paoli

sein Schreiben, ‚dass ich mir nichts vorzuwerfen habe. In wenigen Jahren werden der Neid und das Uebelwollen ihre Angriffe gegen mich einstellen, und meine Freunde mich vor allen Schicksalsschlägen sicher wissen. Bald werde ich ausrufen müssen: dass ich nicht von Anderen weniger, von mir selber besser gekannt worden bin! Probe diu viximus! Ich wünsche, dass unsere Nachkommen sich derart aufführen, dass man von mir sprechen wird als von Einem, der nur erst die gute Absicht hatte.'

Wie auch die Antwort Paoli's ausgefallen sein mag, Napoleon liess sich durch dieselbe um so weniger beengen, als ihm die schnell zunehmende Anarchie in Frankreich immer freiere Hand gab. Die Erstürmung der Bastille in Paris am 14. Juli 1789, d. h. der Sieg der Revolution in der Hauptstadt, ward das Signal zum Aufstande auch für die Provinzen. Die Massen geriethen in Fluss. Ueberall bildeten sich jetzt revolutionäre Comité's und die Bürger griffen zu den Waffen. Namentlich im Süden, und ganz besonders im Rhonethal, war das Volk bald nicht mehr zu halten. In Auxonne selbst, wohin Napoleon's Regimentsabtheilung verlegt worden war, zerstörte am 19. und 20. Juli der Pöbel die Häuser der Steuereinnehmer, plünderte ihre Kassen und zerriss ihre Controle-Rollen. Das requirirte Militär vermied es einzugreifen. Erst als die Bewegung durch Zuzug vom Lande her immer grösseren Umfang gewann und die Adligen allenthalben gefährlich bedroht wurden, waren die Soldaten, darunter das Artillerie-Corps, dem Napoleon angehörte, bereit, den Bürgern, die sich gegen den Pöbel gerüstet hatten, beizustehen. Worauf die Ordnung wieder hergestellt wurde[1]). Auf das Militär war schon deswegen wenig Verlass, weil der Sold in Folge der

1) Vrgl. hierüber Coston, Biogr. etc. II, 90 f. Emeute à Auxonne.

Finanzcalamität meist im Rückstande war. Am 16. August fand im Regimente La Fère sogar eine Auflehnung statt. Einige Soldaten umringten das Haus des Obersten und verlangten sofortige Bezahlung. Sie gaben sich nicht eher zufrieden, bis das Geld bei Kaufleuten aufgetrieben und unter sie vertheilt worden war. Die Offiziere, die ihnen in der Strasse begegneten, mussten ihr Trinkgelage theilen [1]). Mit der Disciplin in der Armee war es offenbar vorüber.

Wenige Tage nach dieser Emeute (am 1. September 1789) erlangte Napoleon für sich einen mehrmonatlichen Urlaub [2]) und eilte hinüber nach Corsica. Kaum war er in Ajaccio angelangt, so gerieth die Stadt, die bisher von der Revolution nichts gespürt hatte, in Gährung. Es bildete sich ein revolutionäres Comité, man steckte die revolutionäre Cocarde an, und die Nationalgarde begann sich zu bilden. ‚Napoleon', schildert Nasica [3]), ‚zugleich der Tribun, der Redner, der Neuerer der Stadt, unterliess nichts, was die Begeisterung steigern und die sociale Wiedergeburt fördern konnte. Seine unermüdliche Thätigkeit brachte Alles in Bewegung und electrisirte ganz Ajaccio.' Indess die Bewegung fand im Innern der Insel und jenseits der Berge nicht die gehoffte Unterstützung. Vielmehr gelang es dem französischen Kommandanten durch Absendung einer Truppenabtheilung unter Gaffori, die Revolutionäre zu Ajaccio und in den umliegenden Ortschaften wieder zu entwaffnen und die Comité's aufzulösen. Der erste Versuch war demnach misslungen. Napoleon und seinen Genossen blieb für den Augenblick nichts übrig, als sich mit ihren Klagen an die souveraine Nationalversammlung in Paris zu wenden. Die betreffende Denkschrift ist aller Wahrscheinlichkeit nach von Napoleon selbst aufgesetzt;

1) Ebendas. II, 92 f.

2) Ebendas. I, 138.

3) Mémoires sur l'enf. et la jeunesse de Nap. I, 75.

es ist sein Styl, seine Orthographie, sein Gedankengang; seine Namensunterschrift ist die erste und die folgenden gehören zum Theil seinen nächsten Angehörigen an; darunter befindet sich die des alten Grossoheims Lucian Bonaparte, Fesch, Verwandte seiner Mutter, mehrere Pozzo di Borgo u. s. w. Das Schriftstück ist datirt: Ajaccio, d. 31. October 1789[1]). Der Inhalt ist in mehr als einer Hinsicht beachtenswerth.

Zunächst wird die unternommene Revolutionirung gerechtfertigt. ‚Wenn die Magistrate eine den Gesetzen zuwiderlaufende Autorität usurpiren, wenn Deputirte, ohne dazu beauftragt zu sein, im Namen des Volkes und gegen dessen Willen reden, so ist Privatleuten verstattet, sich zu verbünden, zu protestiren, und auf solche Weise der Unterdrückung Widerstand zu leisten.' Auf diese revolutionäre Tirade folgt eine Huldigung der Revolution, welche, indem sie dem Menschen seine Rechte und den Franzosen ihr Vaterland wiedergab, den Corsen mit neuem Muth und schöner Hoffnung beseelt hätte. Das auf dem Volk lastende Joch wäre beim Anblick der Freiheit doppelt fühlbar geworden. Die kleinen Aufstände, die dadurch veranlasst wurden, seien daher verzeihlich. Die Corsen setzten ihr ganzes Vertrauen in die Nationalversammlung und hätten ‚den Koloss fremder Beamten' auf der Insel bestehen lassen, in der Hoffnung, dass die Nationalversammlung sie von denselben befreien werde. Ihre Vertreter des dritten Standes hätten in Paris vorgeschlagen, ein Comité von 23 Personen, welches die Corsen selbst wählen sollten, einzusetzen, damit dasselbe über die Rechte und das Besitzthum wache. Statt dessen hätte man, auf Anstiften von Buttafuoco und Genossen, die hergebrachte Commission von 12 Adligen einberufen, die von jeher dem Intendanten ein williges Werkzeug gewesen wären

1) Abgedr. bei Coston, Pièces justificatives XXXIII.

und nichts weniger als die Interessen des Volkes verträten. Wenn sie wenigstens noch bei ihrem alten Amte, der Vertheilung der Grundsteuer, geblieben wären, allein sie hätten sich mit den allgemeinen Angelegenheiten der Insel befasst und verkündet, dass sie den Plan wegen des Comité's verwürfen. Und dieses angeblich: weil die Einberufung der Urwählerversammlungen gefährliche Unruhen veranlassen würden; weil bei der herrschenden Ruhe das Comité überflüssig sei; weil dasselbe und noch mehr die in Aussicht genommene Bürgerwehr unnütz grosse Kosten verursachen würden; weil der Acker einen Theil seiner Bebauer verlieren würde; weil endlich der König in diesem Falle seine Truppen zurückrufen und damit das einzige Geld dem Lande entziehen würde. ‚Wie!' ruft hier Napoleon, oder wer sonst der Verfasser sein mag, ‚der Mensch wähnt sich an seinem Platze und übt seine unveräusserlichen Rechte, und man hat die Stirn einzuwenden, dass die Todesstille, die Stille der Knechtschaft, dieser Vernichter aller Energie, gestört sei! Welche verhängnissvolle Schlussfolgerungen wollen sie aus der vermeinten Unruhe unserer Versammlungen ziehen! . . . Soll man daraus auf die ewige Fortdauer unserer Knechtschaft schliessen? . . . Wir sollen uns also nicht mehr versammeln? . . . Ein Intendant soll uns regieren?'

„‚Es herrsche die tiefste Stille'. Wesshalb hat man denn mit solchem Eifer nach Truppen verlangt? Wesshalb hat man ausserordentliche Commissare entsandt? . . . Aber ist es nur der Aufstand der Völker, welcher Unruhe und Unordnung stiftet? Können die Besitzthümer und die Kassen nur allein vom Volke geplündert werden? Wenn die Tyrannei herrscht, wenn man kein Vertrauen hat in die Verwalter, wenn man von diesen erniedrigt worden ist und das Recht hat, sie zu hassen, kann man da noch sagen, dass alles ruhig

sei? Kann man von unserm ausdauernden Gehorsam verlangen, dass wir noch länger unter dem Joche verbleiben?

‚Die Besoldung der Miliz erfordere eine Million.'

„Auf welche Voraussetzung hin hat man diesen Ueberschlag gemacht? soll doch die Nation den Plan erst feststellen! Allein wie soll der Corse, der zur Vertheidigung seines Vaterlandes einen 40jährigen Krieg geführt und sein Blut für die Freiheit vergossen hat, sich weigern, ihr (d. h. der französischen Nation) wenn sie seiner bedarf, zu Hülfe zu kommen? Wie soll er sich weniger grossmüthig erzeigen, als seine Mitbürger, die Franzosen!

„Ja, hohe Herren (nosseigneurs), wir bekennen es mit Vertrauen, man hat unsere Nation verleumdet, man hat versucht, sie durch falsche und lächerliche Berechnungen zu erschrecken; indem man vorgab, dass der Ackerbau eines Theiles seiner Arme beraubt werden würde, hat man sie täuschen wollen. Nein, niemals wird die Freiheit die Bebauung des Bodens hindern; die Tyrannei, der Despotismus allein entvölkert die Fluren."

Es sei leider nur zu wahr, dass das Geld, welches die Truppen ins Land brächten, das einzige sei. Vergeblich habe der König 80 Millionen verausgabt, die Bevölkerung sei so arm geblieben wie zuvor und werde obendrein durch Abenteurer, die auf die Insel kämen, sich zu bereichern, zugleich ausgebeutet und zu verderblichem Aufwande verleitet. Die Taktik ihrer Gegner sei eine nichtswürdige: sie spornten die Beamten an, sich jeder Neuerung zu widersetzen und wollten die Stadtverordneten und die Junten bereden, dass ihnen die Aufrechthaltung der Ordnung bereits obliege. Sie ihrerseits setzten ihre ganze Zuversicht in die Nationalversammlung; auch sie gehörten zum unermesslichen Volke, welches von ihr sein Glück erwarte. Ihre Absicht sei es gewesen, mit dieser Denkschrift alle entgegengesetzten zu entkräften; vor diesen müsse

man auf der Hut sein, denn ‚es gebe keine Gestalt, welche die Uebelwollenden nicht annähmen, um zu täuschen'.

Man wird dieser Denkschrift Beredsamkeit nicht absprechen können, ebensowenig aber eine verwegene Sophistik, noch eine von wilder Leidenschaft getragene, naive Argumentation, die jeden Augenblick statt des Wortes die Faust in Anwendung zu bringen droht: der Gegner soll oft einfach dadurch überführt werden, indem man ihn beschimpft, oder, um Napoleon's eigene Ausdrucksweise beizubehalten, mit dem ‚Pinsel der Schmach anschwärzt'. Gerade hierin fühlte Napoleon seine besondere Stärke; nachdrücklicher und giftiger als er konnte ein Anderer seinen Hass und seine Verachtung nicht leicht ausdrücken. Auf Gaffori, dem er natürlich sein energisches, erfolgreiches Einschreiten gegen seine anarchischen Umtriebe nicht verzeihen konnte, kommt er in späteren Schriften öfter zurück. So unter Anderen in dem offenen Schreiben an Buttafuoco, der eine Tochter von Gaffori zur Frau hatte. Buttafuoco hätte dessen Absendung bewirkt. „Und sieh, da kommt er, ein würdiger Vorläufer des (allen Corsen als ein Abbild des Schreckens verhassten) Narbonne, und will an der Spitze seiner Truppen mit Gewalt jene Tyrannei aufrechthalten, die sein Vater glorreichen Andenkens durch sein Genie bekämpft und niedergeworfen hatte. Zahllose Böcke zeigten unverkennbar die Mittelmässigkeit seiner Begabung; er verstand nur die eine Kunst, sich Feinde zu machen." So triumphirte Napoleon über Einen, der durch eine feste Handhabung der Regierungsgewalt sein Vaterland vor Anarchie und den Greueln des Bürgerkrieges bewahren, die Freiheitsbestrebungen regeln zu können gehofft hatte[1]),

1) Vrgl. Gaffori's Selbstvertheidigung bei Arrighi. Hist. de P. Paoli, II, 45/46. „Il est possible que je sois dans l'erreur, mais personne n'a le droit de soupçonner la pureté de mes intentions. Lorsque la nation assemblée pourra faire entendre

und diess nachdem die immer höher gehenden Wogen der Anarchie Gaffori entwaffnet und verdrängt hatten, nachdem er, wie Napoleon sich ausdrückt, ‚in das Nichts zurückgekehrt war, aus welchem Ränke ihn, sehr zur Unzeit, hatten hervortreten machen.' Wer vermochte seine Gegner vernichtender zu brandmarken?

Glücklicher als in Ajaccio operirten die Revolutionäre zu Bastia, wo es ihnen am 5. November, nach einem Zusammenstoss mit den Truppen, die Bürgerwehr ins Leben zu rufen und aufrecht zu halten gelang. Sie berichteten darüber sofort nach Paris, wo in der Nationalversammlung Salicetti mit Energie für sie wirkte, und verlangten, dass über das Schicksal der Insel endlich entschieden werde. Die Decrete der Nationalversammlung sollten daselbst wie im übrigen Frankreich in Vollzug gebracht werden, sie wären mit den Waffen für dieselbe einzustehen bereit. Ihre Klagschrift wurde mit mehreren anderen, darunter wahrscheinlich auch die aus Ajaccio, in der Sitzung des 30. November auf dem Tische des Hauses niedergelegt. Die Debatte, die sich an dieselbe anschloss, wurde eine entscheidende. Mit ihr trat für Corsica und damit auch für die Laufbahn Napoleon's eine neue, verhängnissreiche Wendung ein.

librement sa voix, elle se souviendra sans doute, que l'indépendance nationale n'eut pas de plus énergiques défenseurs de ceux-là mêmes que l'on poursuit aujourd'hui des appellations de traîtres, les signalant ainsi aux vengeances des patriotes. Leur sang a coulé pour la défense de sa nationalité menacée, et à une époque où les hommes qui nous accusent de servir la cause du despotisme recevaient le prix honteux de leur soumission à l'étranger, la persévérance de notre dévouement à la patrie croissait avec ses malheurs." Gaffori hatte 1768/69 als Patriot gekämpft. Im Herbst 1790 erschien er persönlich in der Wahlversammlung zu Orezza, rechtfertigte sich und beschwor die neue Verfassung mit. S. Renucci, I, 268.

Die Einverleibung Corsica's in Frankreich.

Schon in der Sitzung vom 12. October hatte Salicetti, als über den zukünftigen Titel des Königs verhandelt wurde, die unklare Stellung der eroberten Insel zur Sprache gebracht. „Meiner persönlichen Meinung nach", erklärte er vorsichtig, „ist der Titel ‚König der Franzosen' ausreichend; allein, wenn man den eines Königs von Navarra hinzufügt, dann bin ich bevollmächtigt und durch meine Instructionen sogar verpflichtet, zu verlangen, dass man auch ‚König von Corsica' sage. Die genuesische Republik behauptet, auf diese Insel noch Rechte zu besitzen, und es würde solcherweise daher über eine grosse Frage zweckmässig (utilement) entschieden werden." Dieser Vorbehalt des corsischen Abgeordneten diente nur dazu, den einheitlichen Titel eines Königs der Franzosen zur Annahme zu bringen. „Mit Recht sagt man", rief bei dieser Gelegenheit Mirabeau, „wenn die Navarresen keine Franzosen sind, was haben wir uns mit denselben zu befassen? was haben sie sich um uns zu kümmern? Sind sie aber Franzosen, so sind sie durch unsere Gesetze gebunden, so gut wie wir selbst." Mit der Billigung dieser Anschauungsweise hatte die Nationalversammlung über die Frage, ob die Corsen als vollgültige Franzosen gelten sollten oder nicht, im Grunde bereits entschieden. Salicetti schien sich damit zufrieden geben zu wollen. Allein die Klagen aus Ajaccio und Bastia und die Haltung des Ministeriums bewogen ihn, am 30. November ein Decret zu beantragen, in welchem erklärt werden sollte:

‚dass Corsica einen Bestandtheil des Reiches ausmache;

‚dass die Bewohner der Insel nach der nämlichen Verfassung regiert werden, wie die übrigen Franzosen;

‚dass der König ersucht werde, gleich von jetzt ab alle

Decrete der Nationalversammlung dahin gelangen und in Ausführung bringen zu lassen.'

Dieser Antrag wurde angenommen. Mirabeau war hiermit noch nicht befriedigt, sondern verlangte, dass ‚allen Denen, die, nachdem sie für die Freiheit gekämpft hatten, in Folge der Eroberung der Insel landesflüchtig geworden und verbannt worden waren, ohne eines Vergehens gegen das Gesetz schuldig befunden worden zu sein', also Paoli und Genossen, die Heimkehr verstattet werde. Als ein Abgeordneter sich dagegen setzte, weil jene Corsen sich gegen Frankreich vergangen hätten und Grossmuth in diesem Falle leicht gefährliche Folgen haben könne, da bestieg abermals Mirabeau die Rednerbühne. „Ich gestehe", hub er an, „dass meine erste Jugend durch die Theilnahme an der Eroberung Corsica's befleckt worden ist [1]). Allein ganz abgesehen davon und nicht etwa deswegen, glaube ich diesem edelmüthigen Volke Genugthuung geben zu müssen: meine Vernunft schreibt es mir als eine Pflicht vor. Eine Proclamation hat über die Corsen, welche ihre Herde vertheidigt haben, und welche die Liebe zur Freiheit in die Verbannung getrieben hat, das Todesurtheil verhängt. Ich frage Sie, meine Herren, würde es Ihrer Gerechtigkeit und der Güte des Königs entsprechen, wenn diese Proclamation in Kraft bleiben sollte?"

Die Gegner des Antrags hielten sich jetzt an die Abfassungsform desselben, namentlich erregten die Worte: ‚nachdem sie für die Freiheit gekämpft haben', vielfach Anstoss; dieselben seien zugleich für die Nation und für das Andenken des verstorbenen Königs beleidigend. Als diese Auffassung zu überwiegen drohte, da riss dem gewaltigen Tribunen die Geduld. „Man möchte meinen", donnerte er, „dass das Wort

---

1) Er hatte den Feldzug als Freiwilliger mitgemacht. Auch Dumouriez hatte damals im französischen Heere mitgekämpft.

Freiheit hier auf einige Menschen nicht anders einwirke, als Wasser auf Wasserscheue!" Das wirkte. Die Hartnäckigsten versuchten es mit einer Vertagung der Angelegenheit, Andere wollten wenigstens Paoli selbst, als gar zu gefährlich, von den Uebrigen ausgenommen wissen; indess Mirabeau drang mit seinem Willen schliesslich glänzend durch.

Als die Nachricht von diesen Beschlüssen nach Genua kam, glaubte die Republik, nicht länger schweigen zu dürfen. Sie berief sich in einer Denkschrift [1]) auf den Vertrag von 1768. Hier sei nur die Ausübung (l'exercice) der Souverainität, nicht diese selbst an Frankreich abgetreten worden; es sei damals vorausgesetzt worden, dass die Insel weder ‚frei und unabhängig', noch unter die Herrschaft eines anderen Souverains, noch unter ein wesentlich anderes Verwaltungssystem kommen werde. Ueber das Letztere wolle man hinwegsehen, welche Art Verwaltung die Franzosen auf der Insel einführen wollten, die Republik werde sich dagegen ‚vollständig gleichgültig' verhalten; im Uebrigen aber appellire sie an die Billigkeit und das Gerechtigkeitsgefühl des Königs und der Nationalversammlung.

Durch diesen Protest gaben die Oligarchen in Genua den Revolutionären nur eine Gelegenheit mehr, ihnen die Hinfälligkeit des alten politischen Systems und die Allgewalt ihrer auf neuen Grundsätzen gegründeten Machtstellung recht drastisch vorzukehren und fühlbar zu machen. Es verlohnt sich, der Debatte, die am 21. Januar 1790 durch diesen Zwischenfall in der Nationalversammlung hervorgerufen wurde, nachzugehen; wenn auch nur, um zu sehen, wie die Revolutionsmänner mit dem geschriebenen Völkerrechte umzugehen gedachten.

---

1) Ihrem wesentlichen Inhalte nach abgedruckt im Moniteur vom 23. Januar 1790. No. 23.

Mirabeau spielte abermals die leitende Rolle. Wie? Die kleine, aristokratische ligurische Republik wagte es, sich auf einen papiernen Vertrag zu berufen und der französischen Nationalversammlung das Völkerrecht zu demonstriren! Auf eine solche Anmaassung wusste der Souverain derselben nur mit Hohn zu antworten. „Mir scheint", begann er, „diese Frage, falls wir sie in der nämlichen Weise behandeln wollen, wie es die Republik Genua thut, ziemlich weitläufige Debatten zu erfordern.

„In der That, es wird nicht wenig Spitzfindigkeit erforderlich sein, um glauben zu machen, dass eine Macht, welche sich der Souverain eines Landes dünkt, betreffs der Unterthanen, die sie zurückfordert, sich, wie sie sich ausdrückt, gleichgültig verhalte. Kann sie einem Delegirten, wie es die Macht Frankreich ist, sagen, dass sie ihm nur die Verwaltung Corsica's überlassen habe und er nur ihr Minister gewesen sei? Ich zweifle, dass man in kurzer Zeit die Anständigkeit, Gerechtigkeit oder Richtigkeit eines solchen Vorgehens wird erweisen können. Ich beantrage eine unendlich unbestimmte Vertagung."

Salicetti wünschte Entscheidenderes und suchte daher das Feuer zu schüren. „Man schreibt mir aus Corsica, dass die Decrete daselbst nicht verkündet werden. Das über sein Schicksal im Ungewissen belassene Volk fürchtet immer noch, dass man es an Genua ausliefere. Es ist französisch und will nichts anderes sein. Eine unbestimmte Vertagung würde die Unruhe nicht austreiben, denn auf dreihundert Meilen Entfernung sieht man die Sachen nicht in ihrem wahren Lichte. Es ist zu verwundern, dass Genua ein Volk zurückverlangt, welches nur dessen Tyrannei erfahren hat und welches, dadurch dass es französisch wird, frei wird."

Der ältere Garat wundert sich, wie Genua ein Land beanspruchen könne, das es durch Frankreich hat erobern

lassen. „Genua", eifert er, „behauptet Corsica übertragen zu haben (cédé); man überträgt nicht Menschen, man überträgt nicht Nationen. Ueber diesen Grundsatz darf kein Zweifel bestehen." Er will daher, dass man die Frage in Erwägung ziehe und entscheide.

Das zündet. Der feurige Barnave glaubt den Beweggrund noch nicht klargelegt. „Nicht die Verträge, nicht unsere Eroberungen sind es, die unser Recht auf den Besitz Corsica's bestimmen; das bewirkt allein der Wunsch der Bewohner der Insel." Dieser aber liege klar genug am Tage.

Höher konnte nach dieser Richtung hin die Entrüstung nicht gesteigert werden. Espréménil bringt daher wieder einmal den Verlust von Louisiana und Canada in Erinnerung und fährt dann fort: „Ich glaube nicht, dass der Souverain der Agent der Republik Genua sei; allein ich glaube, dass diese Republik der Agent irgend einer andern Macht sein dürfte; in diesem Falle wäre der Gegenstand ein sehr heikler." Er wünscht daher eine nähere Ermittelung des Thatbestandes.

Hiergegen erhebt sich Villeneuve. Er findet, dass der Vorredner die Folgerungen aus seinen Grundsätzen nicht richtig ziehe. Die Klauseln des Vertrages, welcherart dieselben auch sein möchten, änderten nichts an dem Wunsche Corsica's, französisch zu werden. Dieses Eine schliesse alle übrigen Erwägungen aus.

Mortemart mahnt vor Ueberstürzung, die zugleich gefährlich und unehrlich sei.

Der hochmüthige Abbé Maury will die Genuesen heimschicken mit der Weisung, sich deutlicher auszusprechen. Die Nationalversammlung dürfe mit einer souverainen Macht keinen andern Briefverkehr haben als Decrete.

Noch schneidiger greift Robespierre ein. Der Argwohn ist sein Element.

„Ich glaube, wie Herr d'Espréménil, dass die Stadt

Genua durch eine andere Macht angetrieben wird; allein wer ist diese Macht? Sie zu errathen, ist nicht leicht. Man kann nur Andeutungen geben. Die Decrete sind auf Corsica noch nicht angelangt, und Unruhen sind daselbst angestiftet worden. Sollten diese Ereignisse nicht mit dem seltsamen Gesuche einer kleinen Republik in irgend welchem Zusammenhange stehen? Ist es nicht auffällig, dass dieses ungemein späte Gesuch in einem Augenblick eintrifft, da gegen die Freiheit conspirirt wird?

„Dieser Vorgang darf keinerlei Folgen haben. Die Frage vertagen, hiesse in den Sinn des Gesuches eingehen und die Corsen in jener Besorgniss belassen, welche Unruhen verursacht. Man muss dasselbe wie jedes unsinnige Gesuch behandeln, d. h. dasselbe gar nicht in Erwägung ziehen."

Der Corse Buttafuoco glaubt diessmal nicht stumm bleiben zu dürfen. „Man muss sich beeilen", meint er, „die Insel zu beruhigen, wenn man sie nicht verlieren will. Die Moskowiter suchen eine Ansiedlung im mittelländischen Meere. Sie werden die Unruhen auf der Insel benutzen, sich bei den Corsen einzuführen, und diese werden sich eher dem Teufel ergeben als der Republik Genua."

Der Herzog du Chatelet ist gar sehr anderer Meinung als die revolutionären Eiferer. Er kennt noch eine Welt, die ausserhalb Frankreich's liegt und hat als Vertreter Frankreich's mit ihr in diplomatischer Beziehung gestanden. „Die Völker", wagt er einzuwenden, „müssen die Verträge einhalten und das europäische Völkerrecht beachten, oder sie werden kein Vertrauen finden. Es fordert die Gerechtigkeit von den Vertretern Frankreich's, nichts zu thun, was nicht gerecht und reiflich überlegt wäre. Ich war Gesandter des Königs in London als der Vertrag ausgefertigt wurde [1]). Ich

1) . . . „lorsque le traité a été signé."

kenne den Inhalt desselben nicht; allein wenn Genua sich wirklich einige Rechte vorbehalten hätte, müssten Sie den König ersuchen, sich mit demselben abzufinden, das verlangt schon die Vorsicht."

Mirabeau war es nicht gewohnt, einen Sieg, vollends einen solchen, den er mit so gewisser Zuversicht erhoffte, gefährden zu lassen. Der zu Anfang von ihm angeschlagene Ton durfte nicht verklingen. Er hatte einen Vorrath mächtiger Argumente noch in Reserve, für diese schien der Augenblick gekommen.

„Ich glaube", hub er daher an, „das diplomatische Ereigniss, dessen sich Herr du Chatelet nicht entsinnen kann, obgleich er selbst dasselbe dem londoner Hofe zur Anzeige gebracht hat, in Erinnerung bringen zu müssen.

„Möglich, dass die Republik Genua von diplomatischem Standpunkte aus (en système diplomatique) auf Corsica einige Rechte hat; allein dann müsste es, dem eigenen Wortlaute des Vertrages nach, uns das alles wiederbezahlen, was uns Corsica gekostet hat. Ich glaube nicht, dass man die diplomatische Mundart (l'idiôme diplomatique) innerhalb dieser Versammlung lange zu reden braucht. Mit Recht hat man behauptet, dass der heilige, im vorliegenden Falle maassgebende Grundsatz der Wunsch der Bevölkerung sei .... Ich glaube nicht, wie der Vorredner, dass die Ligue von Ragusa, von St. Marino, oder sonst welcher Grossmacht uns beunruhigen darf. Ich achte auch die Republik Genua nicht für sehr gefährlich, sie, deren Heere von zwölf Männern und zwölf Weibern auf der Meeresküste von Corsica in die Flucht gejagt worden sind.

„Ich schlage vor, diese so unbestimmte, im Princip so verächtliche Frage kurz abzufertigen, durch eine Vertagung auf immer, oder indem erklärt wird, dass zur Erwägung keine Ursache vorhanden sei."

Das Letztere ward beschlossen, in der Fassung Barnave's und mit dem Zusatz, dass der König dafür Sorge tragen solle, dass die Decrete der Versammlung auf Corsica zur Ausführung kämen.

Damit war die Angelegenheit erledigt oder richtiger niedergeschlagen. Corsica war in Frankreich einverleibt und Genua schwieg. Auch ohne den Zwischenfall der Revolution wäre es schwerlich anders gekommen, darauf hatten die Maassnahmen der französischen Regierung längst hingewiesen. Es wäre aber bei der früheren Staatsform weit unmerkbarer und zweckmässiger geschehen, indem eine ziemlich weitgehende Autonomie der Insel sehr gut denkbar war, auch nachdem sie mit der französischen Krone verbunden wurde; während jetzt eine französische Volksvertretung, die auf die Reinheit und Einhelligkeit ihrer Nationalität einen ganz besonderen Nachdruck legte, die Corsen zur Freiheit, d. h. doch wohl zur Selbstbestimmung, aufrief, indem sie dieselben, ihrer überwiegenden Mehrheit nach ungefragt, zu Franzosen stempelte! Das Widerspruchsvolle in diesem Vorgange so zu übersehen, wie es die Meisten gethan zu haben scheinen, dazu gehörte die schrankenlose, ideale Begeisterung jener so wild erregten Zeit, welche für die realen Verhältnisse jeden Maassstab verloren hatte. Die Gegensätze stiessen so hart aufeinander, der Umsturz alles Bestehenden war ein so radikaler, dass man bald nur Brüder oder Feinde, Revolutionäre oder Reactionäre kannte und wie berauscht auch über die Schranke der Nationalität, die doch einen so mächtigen und dauernden, geradezu fundamentalen Antheil an der ganzen Bewegung hatte, hinwegsah.

Die revolutionären Comités auf Corsica, namentlich das zu Bastia, sorgten dafür, dass das Decret der Nationalversammlung, welches die Einverleibung der Insel aussprach mit lautem Jubel empfangen wurde. Die Geistlichkeit musste

allenthalben in den Kirchen ein feierliches Te Deum in Scene setzen.

Für Napoleon hatte diese Verschmelzung der corsischen Nation mit der französischen den grossen Vortheil, dass er jetzt bei der Revolutionirung der Insel in Paris einen sichern Rückhalt gewann. Andrerseits gerieth er aber mit seinem dem Franzosenthum so leidenschaftlich entgegengesetztem Patriotismus offenbar in die Enge. Er selbst war in der Denkschrift vom 30. October um die Einverleibung der Insel nicht eingekommen. Alles, was er dort verlangt hatte, war: bei der Bildung revolutionärer Comités und der Bewaffnung der Bevölkerung freie Hand zu erhalten, und die Insel von den französischen Beamten und Truppen befreit zu wissen. Wie sich im Uebrigen die politische Zukunft gestalten sollte, blieb dahingestellt. Eine weitgehende Unabhängigkeit der Insel war nicht ausgeschlossen und konnte leicht als eine nothwendige Folge erscheinen. Dass dieses das Ziel gewesen ist, welches sich Napoleon gesetzt hatte, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Er selbst hat es gelegentlich mehr als angedeutet, und das sogar nachträglich, als er die Franzosen nothwendig fürchten und schonen musste. In einem rechtfertigenden Manifeste des Gemeinderaths von Ajaccio aus dem Sommer 1790, das ihn zum Verfasser hat, kommt er nämlich auf den entscheidungsvollen Zeitpunkt im Herbst 1789 zurück[1]). „Ihr kanntet noch nicht den glücklichen Erfolg der Revolution auf dem Festlande", redet er seine Landsleute an, „und wir hatten bereits unsere Nationalgarde organisirt und die Cocarde angesteckt als Abzeichen dafür, dass wir entschlossen seien, die Verfassung aufrecht zu halten[2]).

1) Das Manifest ist abgedr. bei Nasica.

2) „ . . ed inalberata la coccarda per il sostegno della Costituzione." Soll wohl heissen: zur Aufrechthaltung der Volksrechte.

„Ihr waret noch den Missbräuchen einer zur Zeit richtig gewürdigten Verwaltung unterworfen, und schon befand sich dahier (zu Ajaccio) ein gesetzlich erwähltes Comité als Organ des Volkes.

„Hätte man unser Beispiel nachgeahmt, wäre die verspätete Revolution zu Bastia gleich damals ausgebrochen, die Einigkeit wäre leicht zu erzielen gewesen; es stand kein Hinderniss im Wege: die Pläne unserer Feinde wären vernichtet worden, noch bevor sie zur Welt kamen. . . . . Wir hätten alsdann gehandelt wie man annahm, dass wir es bereits gethan hätten; Herren der Insel, einig, bewaffnet, hätten wir die Erlasse der Nationalversammlung in stolzer Fassung erwartet; wir hätten sie angenommen, denn sie geben uns die Freiheit wieder; wir hätten sie zurückgewiesen, wenn die königliche Partei überwogen oder Frankreich nicht eine Nationalversammlung, sondern nur Generalstände gehabt hätte; wir hätten jenen grossen Mann (i. e. Paoli), den Gegenstand unserer Begeisterung, den nur 40,000 Bajonette und unglückliche Umstände uns entreissen konnten, zurückgerufen. Wir hätten ihn folgendermaassen angeredet: ‚Du bist der Einzige, in den Corsica sein Vertrauen setzt; ergreife wieder das Steuerruder eines Fahrzeugs, das Du so gut zu führen verstanden hast; unsere Liebe, unwandelbar wie Deine Tugend, ist Angesichts Deines Unglücks nur gewachsen; Nichtswürdige [1]) haben uns befehligt . . . unser Land ist mit ihren Opfern besät; allein sie haben uns nicht erniedrigen können. Erscheine! wir sind Deiner noch würdig.' So hätte das Benehmen des Departements Corsica sein müssen; so hätte es gehandelt, wenn Bastia dem Beispiele Ajaccio's gefolgt wäre und beide Hauptstädte, im Einverständniss mit einander, unsern Feinden keine Zuflucht gelassen hätten."

1) „scelerati." Im Französischen: „brigands."

Es war anders gekommen. Indess nicht viel anders. Die Revolution hatte schliesslich gesiegt und Paoli durfte nach Corsica zurückkehren. Sollte Napoleon unter solchen Umständen seine so lange und so sehnsüchtig gehegten patriotischen Pläne wirklich aufgegeben haben?

Paoli's Heimkehr.

Als Paoli in London die erste Nachricht von den Beschlüssen der Nationalversammlung vom 30. November 1789 empfing, war sein Herz voller Zuversicht und Dankbarkeit. Er setzte sich sofort hin und schrieb an einen seiner Vertrauten in Paris einen ostensiblen Brief, der dann im Moniteur veröffentlicht [1]) und dadurch zu einem wichtigen Manifest wurde.

Paoli erklärte sich mit der neuesten Wendung der Dinge einverstanden. Die Corsen sollten sich mit ihm derselben freuen und der Nationalversammlung zugleich ihren Dank und ihre Anhänglichkeit an die Verfassung der Monarchie aussprechen. Er seinerseits wolle, soviel in seinen Kräften stehe, die Maassnahmen der Nationalversammlung in Zukunft unterstützen. Jedes Hülfsgesuch bei auswärtigen Mächten höre damit auf; um allen Argwohn zu beseitigen, sei er bereit, den Aufenthalt in London gegen einen im entlegensten Weltwinkel zu vertauschen. „Ich muss darauf verzichten", führt er mit bereitwilliger Entsagung und richtiger Einsicht aus, „mein Vaterland wiederzusehen, denn ich sehe voraus, dass ich daselbst nur unnütz Neid erregen und den Uebelwollenden erwünschten Vorwand geben werde, alle meine Handlungen und Aussagen zu verunstalten, zum Schaden der Nation.

---

1) Im Blatt v. 25. Dec. 1789. No. 125.

„Meine Dankbarkeit für die mir hier gewordene Aufnahme wird unaustilgbar sein. Ich werde gegen die Engländer nicht dienen; allein ich werde mich ebenfalls zu keiner ihrer Unternehmungen hergeben, so wenig wie zu denen irgend einer anderen Macht, die den Frieden oder die Freiheit unseres Landes stören käme.

„Welches immer die Hand sein mag, die unserm Vaterlande die Freiheit giebt, ich küsse sie mit inniger Dankbarkeit. Wir haben nur zu viele Kriege und Drangsale überstanden; es scheint, dass der Verguss so vielen Blutes durch Frieden und Freiheit gesühnt werden soll; mehr können wir nicht wünschen. Bestreben Sie sich also, allen Argwohn zu beseitigen; mein Betragen wird ihre Worte niemals verleugnen."

Wer Paoli kannte, wusste, dass er es mit dieser Erklärung ernstlich meinte. Er war ein Feind aller Gewaltsamkeit und hatte seinen Ruhm darein gesetzt, der Beglücker seines Volkes zu werden, indem er dasselbe an eine staatliche Ordnung gewöhnte, die ihm mit der politischen Selbständigkeit zugleich eine freie Entwicklung sicherte. Ohne diese gesetzliche Grundlage war eine dauernde Wohlfahrt für ihn undenkbar. Wie die Sachen lagen, schien er aber nicht schneller und sicherer ans Ziel kommen zu können als in Gemeinschaft mit den Franzosen. Das war seine eigenste Ueberzeugung. Er wollte daher zur Zeit Corsica geradezu lieber eine französische Provinz wissen als unabhängig. „Sonst", schrieb er dem Abbé Andrei unterm 19. Januar 1790 in einem Briefe, den derselbe auch Buttafuoco mittheilen sollte[1]), „wird die Insel entweder der Freiheit beraubt, verkauft oder von einem Tyrannen unterjocht werden. Jetzt kann ich es sagen: wie oft ist mir die Souverainität über die Insel angeboten worden!

1) Arch. Stor. Ital. XI, 325.

Vielleicht geschah es, um mich zu prüfen. Allein Andere könnten bei günstiger Gelegenheit eine solche Lage für sich ausbeuten. Wir sind unserer Freiheit im Verein mit den anderen Provinzen sicherer; und dann ist es ein weiteres Feld. Was mich am meisten tröstet und mich mit Begeisterung erfüllt, das ist, dass wir unsere Vertreter haben werden in einer Versammlung, die einst dem ganzen Europa Licht und Norm sein wird. Die Aufmerksamkeit unserer Corsen wird dadurch auf einen grossen Gegenstand gerichtet; sie werden sich nicht länger gering und verächtlich vorkommen, sondern werden auf einen genuesischen Senator mit rächender Miene herabblicken, wie auf Einen, der weit unter ihnen steht."

Je rückhaltsloser und zuversichtlicher Paoli die neue Lage der Dinge annahm, desto weniger aber war seines Bleibens in London. Es war nicht nur die Sehnsucht, die ihn in die Heimath zurückrief. Er durfte seinen Landsleuten, von denen, wie er in seiner Entrüstung ihnen vorhielt[1]), die Genuesen mit Recht sagten, dass man nur einen Brodkorb an die Laterne zu hängen brauche, um so viele Corsen wie man nur wolle herbei zu locken, kein schlechtes Beispiel geben, indem er im Genuss eines reichen englischen Jahrgeldes in behaglicher Zurückgezogenheit blieb. Die Franzosen selbst wünschten seine Rückkehr, die ihnen mehr als alles Andere Ruhe und Fügsamkeit auf der fernen Insel verbürgen konnte. So entschloss er sich, gegen seine ursprüngliche Absicht, zur Heimkehr.

Er nahm seinen Weg natürlich über Frankreich, wo er mit aufrichtigster Begeisterung empfangen wurde. Es war der schönste Triumph, den sich ein Mann von edler und treuer Denkart nur träumen kann. Seine Grundsätze hatten

1) Ebendas.

seine einstigen Sieger und Schmäher zugleich beglückt und entwaffnet, beschämt und gehoben; im Morgenroth eines neuen Welttages feierten sie jetzt in ihm, den sie so lange als Rebellen und vorgeblichen Zwingherrn seines Volkes bis auf den Tod verfolgt hatten, einen der ehrwürdigsten ‚Helden und Märtyrer der Freiheit'[1]), einen Beglücker der Menschheit. In Paris wollten die Huldigungen schier kein Ende nehmen. Lafayette selbst, der junge ‚Freiheitsheld zweier Welten', ward sein ständiger Begleiter. Er führte ihm die Nationalgarde vor, besichtigte mit ihm die Ruinen der Bastille, präsentirte ihn dem Könige. Ludwig XVI. empfing ihn mit ausnehmendster Huld und zeigte sich bereit, ihn für die corsischen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Er bot ihm — doch wohl, um ihn zu fesseln! — Ehren, Würden, einen reichen Gehalt, was einen Hofmann nur irgend locken konnte; allein Paoli achtete den Ruf der Uneigennützigkeit und Selbständigkeit, die Liebe und das Vertrauen seines Volkes höher und schlug alles aus[2]). Er war es zufrieden, als einfacher Bürger in der Heimath leben zu dürfen. Mehr vermochte ihm der König nicht zu bieten. Die hervorragendsten Mitglieder der Nationalversammlung warteten ihm auf. In der Gesellschaft der Verfassungsfreunde (dem späteren Jacobinerclub), musste er neben dem Präsidenten (Robespierre) Platz nehmen, der bei dieser Gelegenheit die corsische Nation der französischen zum Vorbild empfahl[3]). Der feierlichste Tag für ihn war aber der in der Nationalversammlung selbst. In der Abendsitzung des 22. April erschien er mit einer Deputation aus Corsica vor ihrer Schranke, um ihr zu huldigen. Zuerst hielt der Vorsteher der Deputation im Namen

1) So nannte ihn der Präsident der Nationalversammlung in der Abendsitzung am 22. April 1790.

2) S. seinen Brief an Le Vie. Arch. Stor. Ital. XI, 331.

3) S. Renucci, I, 240.

der Corsen als solche eine Ansprache. „Corsica", rief er, „entsendet uns, um für unsere Befreiung zu danken. Die Gewaltherrschaft hatte uns erdrückt, ohne uns zu unterwerfen; Eure Gerechtigkeit allein hat uns bezwungen, wir strecken die Waffen vor Eurer Grossmuth; wir hassten in den Franzosen unsere Gebieter, jetzt segnen wir sie als Brüder und Befreier." Das war, jedenfalls was Paoli und Genossen anbelangt, keine Phrase. „Unsere Landsleute", fuhr er fort, „haben Denjenigen, der ihnen zur Zeit ihres Missgeschickes vorstand, am Tage des Triumphes und des Glückes nicht missen wollen; wir haben ihn zurückgerufen, um das Beispiel seiner Tugenden stets vor Augen zu haben." Nachdem er geendet hatte, ergriff Paoli selbst das Wort.

„Meine Herren!" hub er an, „dieser Tag ist der glücklichste, der schönste meines Lebens. Ich habe dasselbe hingebracht in dem Streben nach Freiheit und finde hier deren schönstes Schauspiel. — Ich hatte mein Vaterland verlassen, als es geknechtet wurde, ich habe es befreit wiedergefunden, — meine Wünsche sind erfüllt. — Ich bin zwanzig Jahre abwesend und weiss nicht, in wiefern die Unterdrückung meine Landsleute verwandelt haben wird; allein Sie haben jetzt die Corsen von ihren Fesseln befreit; Sie haben ihnen damit ihre einstige Tugend wiedergegeben. — Indem ich in mein Vaterland zurückkehre, können Sie über meine Empfindungen keinen Zweifel hegen. Sie haben mir gegenüber grossmüthig gehandelt und ich bin niemals ein Knecht gewesen. — Mein vergangenes Benehmen, das Sie durch Ihren Beifall geehrt haben, verbürgt Ihnen mein zukünftiges. Ich wage es auszusprechen: mein ganzes Leben ist ein Schwur zur Freiheit gewesen; das ist soviel als hätte ich ihn der Verfassung, die Sie begründen, bereits geleistet. Mir bleibt jedoch übrig, der Nation zu huldigen, die mich adoptirt hat,

und dem Souverain, den ich anerkenne; dieses ist die Gunst, um die ich bei der hohen Nationalversammlung einkomme.“

Die Rede bedarf keines Commentars, sie war, wie sie Paoli selbst genannt haben soll, sein ‚Glaubensbekenntniss‘ [1]). Die Nationalversammlung nahm den Eid entgegen und gewährte ihm und seinen Begleitern, der Sitzung beizuwohnen.

Erst mehr als zwei Monate später machte sich Paoli auf nach Corsica. Die Reise gestaltete sich abermals zu einem Triumphzuge. Zu Lyon begrüssten ihn mehrere Deputirte aus Ajaccio, unter denen sich auch Joseph Bonaparte befand [2]) und die ihn bereden sollten, in Ajaccio zu landen. Bastia war ihnen jedoch mit einer ähnlichen Bitte bereits zuvorgekommen.

Paoli betrat die Heimathinsel zuerst zu Macinajo (an der Ostküste des Capo-Corso) am 14. Juli 1790, dem ersten Jahrestage der Erstürmung der Bastille. Indem er ans Land stieg, fiel er nieder und küsste mit Inbrunst die heimathliche Erde. Der Jubel der herbeigeströmten Menge war nicht zu fassen. ‚Die Freude gränzte an Wahnsinn; ein Jeder wollte den Helden, den Vater des Vaterlandes, nach 21jähriger Verbannung sehen, hören, berühren‘ [3]). In Bastia bewillkommneten ihn die neue Bürgerwehr, die Spitzen der Behörden, die ganze Stadt und wer nur immer hatte herbeikommen können. Hier sah er auch den treuen, geliebten Bruder Clemens wieder, der mit den Genossen, die sich nach Toscana gerettet hatten, kurz vor ihm heimgekehrt war. Es

---

1) S. Renucci, I, 261. „la sua professione di fede.“

2) S. Mémoires du Roi Joseph. I, 44. Wäre auch Napoleon dabei gewesen (wie Renucci und Tommaseo wollen) hätte Joseph gewiss nicht versäumt, ihn zu nennen. Napoleon erwartete Paoli, wie wir noch näher sehen werden, zu Ajaccio.

3) S. einen bezüglichen Bericht aus Bastia im Moniteur v. 9. Aug. No. 221.

war ein Fest für die ganze Insel. In allen Kirchen wurden Dankgebete verrichtet. Das alte Corsica war wie neu erstanden und das stolze Völkchen blickte wieder in die Zukunft im Bewusstsein einer ruhmvollen Vergangenheit, deren Erbe bereits verloren, deren Geist erloschen schien.

Für Paoli, der sein Volk durch den Anschluss an Frankreich in neue Bahnen lenken wollte, barg dieser gewaltige, unwiderstehliche Zauber, den schon sein blosses Erscheinen bewirkte, keine geringe Gefahr. Als die exaltirtesten Anhänger der neuen Ordnung, insbesondere Arena, ihm ein Denkmal zu errichten vorschlugen, verbat er sich die gefährliche Ehrenbezeugung. „Das schmeichelhafteste Denkmal für mich", waren seine Worte, „ist dasjenige, welches Ihr mir in Euren Herzen errichtet habt. Verschwendet weder die Ersparnisse, noch die Zeichen allgemeiner Verehrung an Bürger, deren Laufbahn noch nicht beendet ist. Wer verbürgt Euch, dass die letzten Zeiten meines Lebens in Euch nicht andere Gefühle erregen werden, als diejenigen, die Euch gegenwärtig beherrschen? Mein Ende ist nicht mehr ferne: verschiebt, bitte, Euer Urtheil über die von mir dem Vaterlande geleisteten Dienste, Ihr werdet alsdann Eure Meinung ausdrücken können ohne Rücksicht und ohne meiner Bescheidenheit zu nahe zu treten" [1]).

Schon am 14. August 1790 mussten die corsischen Abgeordneten in der Nationalversammlung zu Paris den Gefeierten gegen Gerüchte, nach denen er Corsica den Engländern in die Hand spielen wolle, vertheidigen. Paoli behielt zwar das Vertrauen der Versammlung; indess er behielt auch seine Verläumder. Feinde und Freunde drohten ihm gleich sehr gefährlich zu werden. Wie richtig hatte er es voraus-

1) S. Renucci, I, 306. Der Vorfall ereignete sich in der Versammlung zu Orezza.

gesehen! Wäre er in der Fremde geblieben, es wäre ihm Vieles erspart worden. Indem er heimkehrte, hatte er aber geglaubt, eine Pflicht zu erfüllen. Wenn es nur zum Heil seines Volkes ausschlug, so war er der Letzte, den gethanen Schritt zu bereuen.

Die Wahlversammlung zu Orezza und der Club zu Ajaccio.

Napoleon war während der Zeit, dass sich Paoli zur Heimkehr rüstete, in der patriotischen Angelegenheit nicht müssig geblieben. Er war zwar in den ersten Tagen des Jahres 1790 wieder zu seinem Regimente gestossen und hatte am 31. Januar zu Valence einer grossen Verbrüderung der Nationalgarden des Rhonethals beigewohnt[1]); allein schon sehr bald treffen wir ihn wieder in Ajaccio an. Die bevorstehende Ankunft Paoli's, sowie die Einführung der neuen Verfassung hatten die Geister zu sehr aufgeregt und versprachen den Revolutionären zu grosse Vortheile, als dass Napoleon den günstigen Augenblick zur Förderung seiner Pläne versäumt hätte.

Zunächst war die Wahl seines Bruders Joseph in den Gemeinderath von Ajaccio geglückt, obgleich er das zur Bekleidung eines solchen Amtes erforderliche Alter von 25 Jahren noch nicht besass. Diese Stellung war eine sehr ein-

---

1) Vrgl. hierüber Coston, I, 142 f. u. II, 128 f. Im Uebrigen ist Coston, so sehr er sich der Genauigkeit befleissigt hat, bei Angabe der Jahreszahlen nicht immer zuverlässig. Indem er das Schreiben Napoleon's an Buttafuoco in den Januar 1790, statt 1791, setzt, mengt er die beiden Jahre durcheinander und lässt unter Anderm Napoleon am 1. Juni 1790 in Auxonne eintreffen; während er um diese Zeit, jedenfalls wenige Wochen später, in Ajaccio ist. Vrgl. Nasica, p. 84 f.

flussreiche, schon weil damals der Gemeinderath die erste aus freier Volkswahl hervorgegangene Behörde nach neuem Muster war und daher Angesichts der siegreichen Revolution ein überwiegendes Ansehen behauptete; dazu kam, dass Joseph unter den Mitgliedern desselben einer der Wenigen war, der die französische Sprache vollkommen beherrschte [1]). Der Maire, ein gewisser Johann Hieronymus Levie, der eine grosse Verwandtschaft und Popularität besass, namentlich auch in der Vorstadt, war dadurch mehr oder minder von ihm abhängig und zeigte sich überhaupt den Bonaparte's zugethan. Er hat ihnen während der ersten Revolutionsjahre so wesentliche Dienste geleistet, dass ihn Napoleon noch auf St Helena in seinem Testamente mit 100,000 Franken bedacht hat.

Gestützt auf den Gemeinderath unternahmen Napoleon und Genossen, dem ancien régime den Rest zu geben und die letzten französischen Beamten in Ajaccio zu beseitigen. „Am 25. Juni 1790", berichtet nämlich ein rechtfertigendes Manifest des Gemeinderathes, das Napoleon selbst zum Verfasser haben soll [2]), „gerieth das Volk in Aufruhr, griff zu den Waffen und setzte den königlichen Richter R., den Brücken- und Strassen-Ingenieur C., den Artillerie-Major L., den Subdelegirten S. und den Director des militärischen Krankenhauses D. gefangen.

„Man stelle sich unsere Betroffenheit vor: einerseits sahen wir Bürger, welche die öffentliche Meinung längst als Aristokraten kennzeichnete; andrerseits sahen wir sie durch Gewalt und ohne Magistratsbeschluss verhaften. Wir nahmen eine allgemeine Verschwörung wahr: Bürger

1) Vrgl. Mémoires du Roi J. I, 39.

2) Nach Nasica, der das Manifest zugleich in französischer und italienischer Sprache zum Abdruck bringt. Es ist kein triftiger Grund vorhanden, seine Angabe zu bezweifeln.

aller Stände, Reiche und Arme mit einander vereinigt. Es war ein ernster Fall, der jedes Einschreiten rechtfertigte; allein die Folgen, die wir zu erwarten hatten, die Unfälle, die statthaben konnten, waren dazu angethan, diejenigen, welche das Gesetz mit der Bewachung der öffentlichen Sicherheit betraut hat, zu beunruhigen. Indess ist Alles in grösster Ordnung verlaufen; Ordnung und Entschlossenheit kennzeichneten alle Vorgänge an diesem Tage; die Gefangenen sind in das Capuzinerkloster übergeführt und von uns sofort unter den Schutz des Gesetzes gestellt worden." Das ist deutlich genug!

Abgesehen von den allgemeinen Beschwerden gegen die Verhafteten, wurden denselben noch kleine Vergehen zur Last gelegt, die das Volk aufbrachten. Insbesondere wären die Erlasse der Nationalversammlung immer noch nicht schnell genug bekannt gegeben worden. Auf das Einzelne dieser Beschuldigungen brauchen wir nicht einzugehen; bezeugt der Gemeinderath doch selbst, dass ihr Hauptvergehen darin bestand, dass sie für Aristokraten galten. Das Militär, welches das Castell besetzt hielt, schritt zu Gunsten der Gefangenen ein, wurde aber dadurch gelähmt, dass die Unteroffiziere gewonnen worden waren [1]). Der Kommandant verlangte, dass der Gemeinderath ihn, wie es das Gesetz für den Fall von Tumulten vorschrieb, zur Herstellung der Ordnung in Anspruch nehmen sollte; „ein Gesuch", rühmt sich der Gemeinderath, dieser löbliche Wächter über die öffentliche Ruhe, „dem zu willfahren wir weit entfernt waren."

Freilich wenn wir Nasica, dem wir die Nachricht von dem Geschehenen verdanken, glauben wollten, so hätte Napoleon bei dieser Gelegenheit zwar eine leitende, allein eine

1) „L'on tenta", heisst es im Manifest, „tous les moyens pour entrainer la troupe dans une coupable rébellion, mais le patriotisme éclairé des sous-officiers garantit et la ville etc."

nso unschuldige, unvorhergesehene, als anerkennenswerthe
le gespielt. „Ein angeblicher Missbrauch der Autorität
ens des königlichen Gerichtes", so erzählt nämlich Nasica,
b der allgemeinen Unzufriedenheit den entscheidenden
s und unvorsichtigerweise Gelegenheit dazu, den Damm,
dem Volksstrom noch einigermaassen eine Schranke setzte,
durchbrechen. Die Städter liefen, als wenn sie eine Lo-
g erhalten hätten, bewaffnet auf den Platz; Allarmrufe
nten durch die ganze Stadt und erfüllten sie mit Schrecken.
„Napoleon, durch den Lärm aufgescheucht, verlässt sein
heitszimmer, greift zur Büchse und stürzt in Hausschuhen,
e Rock, ohne Hut, hinaus auf die Strasse. Das Volk
ringt ihn und wählt ihn zum Führer. . . Wider seinen
llen, von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen, folgt
derselben, ohne dass er etwas dagegen vermocht hätte."
mmt diese Erzählung von einem Augenzeugen oder hat
Nasica sonstwie an Ort und Stelle überliefert erhalten,
s leicht möglich wäre, so würde sie nichts weniger als
poleon's Unschuld bezeugen, vielmehr nur jene seine ver-
gene Verschlagenheit veranschaulichen, von der er im Ver-
fe der Zeit so viele Beispiele geben sollte. Dass die Be-
gung eine von langer Hand vorbereitete war, bezeugt das
chtfertigende Manifest selbst; und wenn sie sich wirklich
rch ‚Ordnung und Entschlossenheit' auszeichnete, so würde
ch Das für die Leitung Napoleon's sprechen. Das Ganze
t durchaus nach seinem Schnitt und passt, wie nur Etwas,
n den Zusammenhang seiner damaligen Unternehmungen.
Die Erzählung Renucci's [1]), wonach Napoleon, Joseph, K. A.
Pozzo di Borgo, J. H. Levie und einige Andere einer ge-
heimen Verschwörung zur Vertreibung aller ‚Fremden', d. h.
Franzosen, auf der Insel beschuldigt worden wären, dürfte

1) I, 269 f. Arrighi, II, 87 f. wiederholt dieselbe.

mit diesem Vorfall einigen Zusammenhang haben. Das rechtfertigende Manifest selbst hat offenbar eine ähnliche Tendenz. Die Stelle, in der die Verantwortung für die Einverleibung der Insel in Frankreich abgelehnt wird, ist (p. 132) bereits angeführt worden. Der Schluss ist womöglich noch unzweideutiger. „Lieben Landsleute", heisst es hier, „verstattet uns, in dem Drange unseres Herzens eine Erwägung, von der wir erfüllt sind: werfet einen Blick auf unser unglückliches Land. Ach! nackt, beraubt, entvölkert, mit dem Blute seiner Märtyrer getränkt, sehen wir dasselbe überreich an Männern, die in ihrer Begeisterung Alles der Freiheit opferten. Werfet einen Blick auf unsere Annalen, ihr werdet dort ein Volk sehen, wie es beständig mit Begeisterung ankämpft gegen die Fremdherrschaft[1], aber durch seine Uneigennützigkeit und den Verrath seiner Söhne stets besiegt wird; sollten wir uns wirklich noch in der nämlichen Lage befinden?"

Natürlich sind die Verräther dieses Mal keine Anderen als jene niedrigen, von der Tyrannei bestochenen Seelen, welche die Ersten waren, sich der hehren französischen Nation in die Arme zu werfen, als diese Nichts zu bieten vermochte als einen Ring der Kette, unter deren Fesseln sie selbst seufzte; es sind jene Anverwandten der ruhmwürdigsten Nationalhelden (i. e. vor allem Gaffori), deren heiliges Andenken nach Rache ruft; — allein was sind diese Bezeichnungen Anderes als der Versuch, die eigenen Feinde zu Feinden des Volkes und des Vaterlandes zu stempeln? als das Bestreben, die Volksleidenschaften anzufachen und sich dienstbar zu machen? Wie sollte der urwüchsige Corse, der mit solchem Nachdruck aufgerufen wurde, damit er das Joch

---

[1] „. . . . contro sforzi stranieri." „. . . . contre les efforts étrangers."

der Fremdherrschaft von sich abwälze, zwischen Franzosen, die der Nationalversammlung anhingen und Franzosen, die dem Könige und der alten Ordnung zugethan blieben, unterscheiden? Was verstand der arme Hirte in den heimathlichen Bergen von den Zielen und Parteiungen jener geistreichen Redner und Staatsmänner im fernen Paris? Indem Napoleon und Genossen zu solchen Mitteln griffen, konnten die Einsichtigen unter ihnen sich über die Tragweite der Bewegung unmöglich täuschen. Gelang es ihnen, das Volk um sich zu schaaren und die ‚Fremden' von der Insel zu entfernen, so war es mit dem corsischen Franzosenthum zu Ende. Wieviele von ihnen dieses Ziel mit Bewusstsein verfolgten, und welche Rollen sich die Einzelnen dabei ausersehen hatten, darüber sind wir wenig unterrichtet; dass aber Napoleon selbst, wie wir ihn bereits kennen gelernt haben und wie ihn die Zukunft noch deutlicher offenbaren sollte, weder auf halbem Wege stehen bleiben, noch sich mit einer untergeordneten Rolle zufrieden geben werde, wer wollte daran zweifeln? Diejenigen, die jeden Gedanken an eine Lostrennung Corsica's von Frankreich, zumal von dem revolutionirten freien Frankreich, in ihm für unmöglich halten, vergessen, dass er damals wie Wenige erfüllt war von Hass gegen Frankreich; sie vergessen, dass sie es mit Demjenigen zu thun haben, der als Beherrscher von Frankreich der Revolution und der Freiheit, die sie zu begründen versprach, mit aller Macht und allen Mitteln, die ihm irgend zu Gebote standen, bekriegt hat. Seinem Ruhme leisten sie, indem sie die Lostrennung Corsica's von Frankreich für einen Hochverrath gelten machen möchten, den allerschlechtesten Dienst. Ueber dem Wunsche, ihre Bewunderung für den gewaltigen Helden, als gute Franzosen, mit ihrer Vaterlandsliebe in Einklang zu bringen, übersehen sie, dass er für seine Vaterlandsliebe ein Gleiches beanspruchen darf; er aber war zur

landsliebe wird wie jede Selbstentäusserun
nicht die höchste sein sollte, ewig für ein

Das grösste Hinderniss bei einer einhei
Gestaltung der Insel und eine gefährliche
patriotischen Bestrebungen überhaupt blieb
uralte Scheidung zwischen den Bewohnern
seits der Berge. Ajaccio fühlte sich als die
stadt der westlichen Hälfte und war nie
jetzt, wo es in Folge seiner Lage und des
flusses ein erhöhtes Ansehen erlangt hatt
Bastia den Vortritt zu lassen. Gleich bei
einer obersten Junta, die den freiheitlichen
heit und Kraft geben sollte, hatten dieser Z
Neid zwischen beiden Hauptstädten Alles
bringen gedroht. Ein von der Junta provi
Comité, das seinen Sitz in Bastia genomm
einen patriotischen Brief an den Gemeind
und bat dringend, für den Beitritt von
dem westlichen Theile der Insel zu sorgen.
rath berief (am 9. April 1790) eine bezügli
nach Ajaccio; allein J. H. Levie, Joseph Bona
di Borgo boten vergeblich ihre ganze Bere
Versammlung beschloss, es bei der Sonder
lassen. Napoleon soll, ohne sich an der D
zu dürfen, der Versammlung beigewohnt u
dieses Ergebniss den Saal verlassen habe

schen Hause, wo sie sich schliesslich umstimmen liessen, so dass der erste Beschluss wieder rückgängig gemacht wurde. Politische Erwägungen wirkten hier entscheidend. Napoleon selbst war sonst der Letzte, seiner Vaterstadt, die obendrein bereits ein Mittelpunkt seiner Wirksamkeit geworden war, den Rang ablaufen zu lassen. In seinen damaligen Manifesten versäumt er nicht, auf das grosse patriotische Opfer hinzuweisen; er nennt Ajaccio gelegentlich geradezu die Hauptstadt der Insel; sie sei nicht nur ihrer Lage, dem Handel, der politischen Bedeutung nach die blühendste, ihre Bewohner zeichneten sich, wie er meint, durch einen besonders stark ausgeprägten Charakter aus[1]). Sobald er die Macht dazu besass, wurde Ajaccio zur offiziellen Metropole erhoben. Noch bis zum heutigen Tage kann Bastia die dadurch erlittene Zurücksetzung nicht verschmerzen[2]). Später hat Napoleon, als er nicht mehr auf eine Kräftigung, sondern auf die Bewältigung der Insel sann, auch der Theilung in zwei Departements den Vorzug gegeben. Im Jahre 1790 hat er aber, wie es scheint, das Seinige dazu beigetragen, diesem Verhängniss vorzubeugen. Die Insel wurde thatsächlich ein einziges Departement, das in 9 Distrikte zerfiel. Die oberste Behörde aber nahm, wie zur Zeit Paoli's, ihren Sitz im Centrum zu Corte. Solcherweise wurde auch der Rangstreit zwischen Bastia und Ajaccio am leichtesten ausgeglichen.

Der Versammlung zu Orezza wurde im Herbst 1790 die Aufgabe zu Theil, die ersten Departements- und Distriktsräthe einzusetzen. Unter den Wahlmännern, die Ajaccio entsandte, befanden sich auch Joseph Bonaparte und Fesch. Napoleon begleitete sie hin. Joseph erzählt in seinen Mémoiren, wie er seinerseits während der Reise ganz in aesthe-

1) S. Mémoire justificatif v. 19. April 1792. Nasica, p. 189.
2) Vrgl. Gregorovius: ‚Corsica', I, 113.

tischen Betrachtungen über die herrlichen Gegenden aufgegangen sei, Napoleon dagegen nicht müde geworden wäre, sich die zahllosen Treffen, wie sie die Geschichte überliefert hatte, genau zu veranschaulichen und die Gebirgslagen von strategischen Gesichtspunkten aus zu studiren. Er gab dem Bruder auch mehrere Heldennamen aus der corsischen Geschichte auf, die dieser in einer sorgfältig ausgearbeiteten Rede anbringen musste.

Bei dieser Gelegenheit lernte Napoleon zuerst Paoli persönlich kennen[1]). Die Reisenden besuchten ihn in seinem Heimathsorte zu Rostino, wohin er sich zurückgezogen hatte. Paoli nahm sie freundlich auf und zeigte ihnen unter Anderem auch das Schlachtfeld bei Pontenuovo. Er soll an den Einwendungen und Bemerkungen des jungen Artillerie-Offiziers viel Gefallen gehabt haben. Auf St Helena rühmt sich Napoleon, von ihm damals als einen Mann nach dem Schnitte von Plutarch's Heldengestalten gekennzeichnet worden zu sein, wofür er so gerne gelten wollte, und seinen Bewunderern giebt das den schönsten Anlass, ihn in antikem Lichte zu zeigen. In Wahrheit wissen wir von ihrem damaligen Verhältniss zu einander und von der wirklichen Meinung Paoli's über Napoleon nichts Zuverlässiges; doch ist vorauszusetzen, dass Letzterer, dem an der Gunst des greisen Helden ungemein viel gelegen sein musste, nichts unterlassen haben wird, diese zu erlangen. Andrerseits wird Paoli an dem jungen, so erstaunlich begabten Landsmanne, der sich überdies als ein so eifriger Patriot und Freiheitsfreund geberdete, gewiss grosses Interesse genommen haben.

Die Versammlung im Kloster zu Orezza verlief ohne Störung. Paoli ward einstimmig zum Präsidenten ernannt

1) Wenigstens nach Nasica. Nach Renucci wäre er mit ihm von Marseille aus herüber gekommen und wäre nicht von seiner Seite gewichen.

und liess sich's angelegen sein, die neue Stellung zu Frankreich als eine erlösende und endgültige vorzukehren [1]). Er gab sich der Hoffnung hin, dass mit der Freiheit zugleich eine Aera des Weltfriedens anbreche; insbesondere hoffte er, dass damit endlich die wetteifernde Feindschaft zwischen Frankreich und England, dem er sich Zeit Lebens zu Dank verpflichtet fühlte, einen Abschluss finden werde. Er sei heimgekehrt, versicherte er, um als einfacher Bürger unter dem Schutze der neuen Gesetze zu leben und werde den König, dem er versprochen habe, den Frieden auf der Insel und die Treue gegen Frankreich nach Kräften zu fördern, nicht täuschen. Sein Ansehen und der feierliche Augenblick, in welchem diese Worte gesprochen wurden, verliehen denselben die grösste Tragweite. In welcher Weise seine Persönlichkeit von den Corsen vergöttert wurde, bezeugten die Beschlüsse der Versammlung zur Genüge. Trotz seines nachdrücklichen Protestes und der triftigsten Gründe ward beschlossen: ihm ein Standbild zu errichten, sowie 50,000 Lire jährlich, die er nicht annehmen wollte, aus dem Staatsschatze zu seiner Verfügung zu stellen, über deren Verwendung er keine Rechenschaft zu geben brauche. Zugleich wurde er als Oberbefehlshaber der corsischen Nationalgarde, als welchen ihn die einzelnen Gemeinden bereits ausgerufen hatten, bestätigt. Endlich wurde er auch zum Präsidenten des Departementsrathes erwählt [2]). Es war fast mehr, als sich mit dem auf Decentralisation der Staatsgewalt gerichteten System und mit seinem Entschluss, als einfacher Bürger zu leben, vertrug. Er selbst fühlte es und versuchte, sich der ihm übertragenen Gewalt möglichst zu begeben. Aus dieser seiner ebenso bedenklichen

1) S. seine Antrittsrede bei Renucci, I, 291 f.

2) S. die Beschlüsse der Versammlung bei Renucci, der das gedruckte Protocoll benutzt hat. Ein résumé findet sich auch im Moniteur vom 2. November 1790. No. 306.

als peinlichen Lage ersieht man, wie verwickelt und unnatürlich sich die Verhältnisse gestaltet hatten.

Zum obersten Vollziehungsbeamten des Departements, dem procureur syndic général, wurde Salicetti ernannt, der in Paris die corsischen Angelegenheiten mit ebensoviel Energie als Geschick im Sinne der Revolutionspartei leitete. Es war ein Corse von ächtem Schlage: beredt, ehrgeizig, verschlagen, wie Wenige. Nichts konnte ihn in seinem Stolze tiefer verletzen, als überlistet zu werden. Die Revolution war sein Element: je höher die Wogen der Anarchie gingen, desto mehr kam er zur Geltung. Napoleon hat ihn frühzeitig schätzen gelernt und noch als Kaiser in den kritischsten Lagen verwendet. ‚Salicetti', meinte er auf St Helena, ‚wog ein Heer von 100,000 Mann!' Wir werden bald sehen, wie sehr er ihn bereits jetzt, bei seinen corsischen Plänen, brauchte[1]).

Zu Orezza erlangte auch der spätere Todfeind Napoleon's, Karl Andreas Pozzo di Borgo, zuerst politische Bedeutung. Er war, ganz wie Joseph Bonaparte, Advocat zu Ajaccio, Mitglied des dortigen Gemeinderaths und ebenfalls als Wahlmann nach Orezza gekommen. Er wurde nicht nur in das Direktorium des Departements gewählt, sondern überdies von Paoli zu einem der beiden Abgesandten ausersehen, die im Namen der versammelten Nation dem Könige und der Nationalversammlung in Paris für die mit der neuen Verfassung der Insel erwiesenen Wohlthaten danken sollten. Pozzo stand unter den Patrioten und den Anhängern der Revolution in erster Reihe und hatte bei dieser Gelegenheit Joseph Bonaparte, der sich vorläufig mit der Wahl in den Distriktsrath von Ajaccio zufrieden geben musste, offenbar ausgestochen, — auch in der Gunst Paoli's. Beide boten das Erdenkliche auf,

1) S. zur Charakteristik Salicetti's insbesondere: Mém. de la duch. d'Abrantes; Colletta ‚Storia di Napoli'; auch Renucci und Arrighi.

um sich bemerkbar zu machen und den Patrioten zu empfehlen. Pozzo schlug unter Anderem vor, alle den bisherigen französischen Kommandanten der Insel bezeugten Ehren, als unfreiwillig ertheiltes Lob, wieder zurückzunehmen und drang darauf, die beiden missliebigen Abgeordneten in Paris, Buttafuoco und Peretti, durch andere zu ersetzen. Joseph schlug vor, eine grosse Pyramide zu errichten, auf deren vier Flächen die Namen aller im letzten Freiheitskriege Gefallenen, die Märtyrer der Freiheit, die Jahreszahl der nationalen Wiedergeburt und schliesslich die Verräther der guten Sache verzeichnet werden sollten. Am Schlusse der Versammlung, als Einleitung zum Schwur auf die Verfassung, hielt er eine französische Rede, in der er mit ebenso eleganter als schulgemässer Rhetorik glänzen konnte [1]). Der Wetteifer zwischen ihm und Pozzo war ein besonders leidenschaftlicher, der Vorsprung des Letzteren besonders empfindlich, weil Beide aus Ajaccio waren und genau dasselbe Ziel verfolgten.

Der dritte Corse, der neben Salicetti und Pozzo di Borgo von der Revolution emporgetragen in Paris und in der Laufbahn Napoleon's eine hervorragende Rolle spielen sollte, Bartolomeus Arena, wurde ebenfalls in das Departementsdirektorium gewählt. Er hielt es damals mit Salicetti, den er durch sein revolutionäres Ungestüm noch überbot. „Arena", schildert ihn Napoleon in seinem Sendschreiben an Buttafuoco, „kam (in dem entscheidungsvollen Augenblick, zu Ausgang des Jahres 1789) von Paris herbei; erfüllt von jenem Muthe, der Alles wagt und keine Gefahr fürchtet, in der einen Hand die Waffen, in der anderen die Erlasse der Nationalversammlung, machte er die Feinde des Gemeinwohls erbleichen." Es ist derselbe, der von dem Usurpator Bonaparte, bei seinem Staatsstreiche am 18. brumaire, als Volksvertreter im gesetz-

1) Die Rede ist abgedr. in den Mém. du Roi Joseph, I, 111.

gebenden Rathe, Namens der mit Bajonetten gemordeten Freiheit Rechenschaft forderte und bald darauf wegen eines angeblichen Attentats auf das Leben des ersten Consuls hingerichtet wurde [1]).

Napoleon selbst konnte und wollte wohl auch kein Civilamt übernehmen. Hier war Joseph gleichsam sein Stellvertreter, seine Creatur, ein gefügiges Werkzeug, das ihm blindlings ergeben war und in den obersten Behörden zuverlässigen Einblick und wichtigen Einfluss sicherte. Der Vorsprung, den Pozzo diesem abgewonnen hatte, traf in seinen Folgen Napoleon womöglich noch empfindlicher als ihn selbst. Er soll sich denn auch in den vorberathenden Versammlungen, zu denen er, auch ohne Wahlmann zu sein, Zulass hatte, als Redner im Italienischen, welche Sprache Joseph fast gänzlich verlernt hatte und die ihm selber keine geringe Schwierigkeiten machte [2]), mit Pozzo gemessen haben. Dass er sich dabei durch strenge, scharfe Schlussfolgerungen und packende, blendende Bilder hervorthat, ist zu glauben [3]). Kennzeichnet ihn die Kraft des Gedankens und der Phantasie doch nicht weniger als die kriegerische Begabung! Seine Rede war so schneidig und so kraftvoll und oft noch wirksamer als sein Schwert. Aemter und Kronen hat er dem gutwilligen Bruder verschaffen können, sein Genie und jene unerschütterliche Willenskraft, vor der sich nicht bloss seine Angehörigen beugen mussten, konnte er ihm nicht eingeben. Immerhin war ihm Joseph zur Zeit vom grössten Nutzen. Er war für die gemeinsame Sache begeistert und hat es an Reden und Flugschriften nicht fehlen lassen; nur war er weit weniger Corse und mehr Franzose als Napoleon; auch taugte er, wie es der

1) Die Beweisführung blieben die Richter schuldig. Vrgl. Laufrey, Hist. de Nap. I.

2) Vrgl. hierüber Mém. du Roi Joseph, auch Nasica.

3) Vrgl. Nasica.

Kadett bereits so schlagend dargelegt hatte und der Kaiser auf St Helena wiederholen sollte, mehr für den ‚Salon', als für's Schlachtfeld; im Kriege und in der Revolution war er wenig am Platze. Salicetti, Arena und Pozzo di Borgo waren ihm an Charakter und Einsicht weit überlegen.

Napoleon begnügte sich nicht mit der Ausbeutung der Vortheile, die ihm seine Anwesenheit bei der Wahlversammlung bot; während diese im Kloster zu Orezza langen Berathungen und Debatten oblag, begab er sich in die umliegenden Ortschaften. ‚Hier sparte er', wie Nasica erzählt, ‚kein Geld. Das Waisenkind, der Sohn, die Wittwe eines Patrioten, der Greis, der für die Freiheit gekämpft hatte, Keiner ging leer aus, Allen bezeugte er seine Theilnahme. Er liess die jungen Leute nach der Scheibe schiessen und sich in den Waffen üben, deren Handhabung während der französischen Herrschaft die Corsen fast gänzlich verlernt hatten. Dem besten Schützen öffnete sich seine Geldbörse.' Paoli hätte den Hausherrn, der ihn auf dessen Empfehlung hin beherbergt hatte, gefragt, wie ihm sein junger Gast gefallen habe. Der hätte ihm zu schaffen gemacht! lautete die Antwort. Er hätte schier den ganzen Bezirk durchwandert und durchklettert. Papier hätte derselbe bekritzelt, zerrissen, verbrannt, dass im Orte kaum noch welches aufzutreiben gewesen wäre! In wenigen Tagen seien die jungen Leute in der Gegend wie umgewandelt gewesen. Sie hätten nur noch von Freiheit und Vaterlandsliebe gesprochen. . . Sie sprachen wohl auch von Jenem, der ihnen diese Begeisterung eingegeben hatte! Mit wenigen Geldmünzen und geschickten Worten war in jenen elenden Bergnestern, zumal bei der damaligen aufgeregten Stimmung, ein ganzes Heer von Anhängern zu werben, die im gegebenen Falle zu Streitern werden konnten, und Napoleon wird dieses Werbesystem gewiss nicht auf Orezza und Umgegend beschränkt haben.

Der Mittelpunkt seiner Thätigkeit blieb aber nach wie vor Ajaccio. Hier war er zu Hause, hier hatte er den patriotischen Club, dessen Seele er war. ‚Im Club', schildert abermals Nasica, ‚hatte die Revolution ihren Herd. Dort versammelte man sich, verhandelte, urtheilte und spornte sich gegenseitig an, oft ohne sich zu verstehen. Die Begeisterung für Freiheit ergriff Diesen mehr, Jenen weniger; Allen gefiel das Neue. Der Club bildete die öffentliche Meinung. Er tadelte oder lobte, flösste Furcht oder Zuversicht ein. Von ihm aus ward die aristokratische Partei eingeschüchtert, die nationale beherrscht: man bediente sich der letztern als Stützpunkt gegen die Staatsgewalt (contre le pouvoir), als Hebel zur Bewegung der Massen.' Wie sehr der Club mit der wachsenden Anarchie an Einfluss gewinnen musste, liegt auf der Hand. Als die Jacobiner ein Netz von Zweigvereinen über das ganze Reich ausgebreitet hatten und Frankreich regierten, reichten seine Verbindungen bis hinauf nach Paris und in den Wohlfahrtsausschuss hinein. Doch davon später! Vorläufig vermochten Napoleon und Genossen in Paris nur mittels der corsischen Abgeordneten oder mittels Denk- und Flugschriften zu wirken.

Das Sendschreiben an Buttafuoco.

So lange Buttafuoco und Peretti in den Regierungskreisen auf Gehör rechnen durften und mit ihren Schriften auf die Stimmung in Corsica einwirkten, so lange fühlten sich die Anhänger der Revolution noch nicht sicher. Je vorsichtiger und gemässigter sich Jene benahmen, desto gefährlicher nur waren sie. Ihr Einfluss war besonders deswegen zu fürchten, weil das Misstrauen gegen die Corsen, zumal gegen Paoli Seitens der Franzosen doch nie ganz zu verwinden war und nur des geringsten Spornes bedurfte, um sich in kriegerische

Thaten umzusetzen und eine abermalige militärische Occupation der Insel zur Folge zu haben. Der Antrag Pozzo's auf Beseitigung der beiden missliebigen Abgeordneten war daher in Orezza zur Annahme gelangt. Er selbst sollte auf einer Reise nach Paris die Annulirung ihrer Vollmachten bei der Nationalversammlung beantragen. In der Abendsitzung des 6. November 1790 erschien er zu diesem Behufe mit seinem Collegen Gentili an der Schranke der souverainen Versammlung. Er begann seine Anrede mit der ihm aufgetragenen Danksagung und den üblichen revolutionären Complimenten, und fuhr dann fort: „Zwei unserer Abgeordneten sind den Wünschen ihrer Wähler treu geblieben; wir finden sie stets auf dem Wege der Ehre und in einer Reihe mit den besten Patrioten; die beiden anderen dagegen" . . . Bei diesen Worten erhebt sich in der Versammlung ein wilder Sturm; die rechte Seite des Hauses unterbricht den Redner mit lautem Lärm, auf den die linke mit Beifallsbezeugungen antwortet. Der junge, unbekannte Corse hatte sich erdreistet, eine Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die für alle diejenigen Abgeordneten, die sich mit Buttafuoco und Peretti in gleichem Falle befanden, eine Lebensfrage in sich schloss. Ihre Wuth war grenzenlos. Lachèse stürzt auf die Rednerbühne und verlangt, dass die corsische Deputation wegen Beleidigung von Mitgliedern der Versammlung zur Rechenschaft gezogen und bestraft werde. Der Präsident solle sich ihrer Person durch Verhaftung sofort versichern. Die Gegner lachen über diese Zumuthung laut auf. Auch ein Rewbell findet es durchaus unzulässig, dass Privatleute, wie er sich ausdrückt, in der Nationalversammlung erscheinen, um den Censor zu machen. Hätte man doch zum Grundsatze angenommen, dass die Abgeordneten keine persönlichen Wahlpflichten mehr hätten, sondern im Namen der gesammten Nation fungirten. Der Hauptredner der Rechten, der Abbé Maury

selbst, erachtet den Fall für wichtig genug, um seine scharfe Dialektik in die Wagschale zu werfen. Die Versammlung, meint er, sei unzweifelhaft der Richter über die Ehre ihrer Mitglieder. Er seinerseits würde aber, wenn er der Beleidigte wäre, sich auf eigene Hand Genugthuung verschaffen. Auch er verlangt, dass die corsische Deputation in Anklagezustand versetzt werde. Die Abgeordneten müssten vor derartigen Denunciationen geschützt werden. Wenn ihnen die Versammlung diesen Schutz versage, so gebe es noch den Richterstuhl der öffentlichen Meinung und schliesslich eine Nachwelt, die den Beeinträchtigten Genugthuung verschaffen werde. Durch diese Erklärungen steigerte er nur die Aufregung. Salicetti rechtfertigt das Benehmen der corsischen Deputation. Sie habe mit ihrer Anklage den einzigen gesetzlichen Weg eingeschlagen, indem ohne vorhergegangene Verurtheilung durch die Versammlung kein Abgeordneter vor Gericht gestellt werden dürfe; man müsse sie zu Ende hören; er wolle nur einen Brief Peretti's verlesen, welcher ... „sich in meinen Händen befindet" — fällt ihm Mirabeau ins Wort, der dem Abbé Maury die Entgegnung selten schuldig zu bleiben pflegte. Er sei mehr als erstaunt darüber, begann er mit der Ironie des überlegenen Genies, dass ein geistreicher Mann wie der Abbé Maury mehrere Phrasen aus der Denkschrift Calonne's auf die Tribüne gebracht habe; noch grösser sei sein Erstaunen darüber, dass ein Priester im Heiligthum der Gesetze die persönliche Rache als Richter anrufe. Er habe, um dem Skandal ein Ende zu machen, nur auf den Brief Peretti's gewartet, der die tiefe Entrüstung der corsischen Deputation mehr als rechtfertige. Er verliest hierauf den Brief, der sich in Klagen ergeht über die Beeinträchtigung der Kirche. Die Religion sei in Gefahr; allein der Herr werde seine Kirche nicht im Stiche lassen. Wie sehr auch die Gottlosen sich bestrebten, den Glauben, die Frömmigkeit, die Religion zu

zerstören, es werde ihnen nie gelingen. Der herrschenden Partei in der Nationalversammlung dünke ihre Macht und ihre Competenz völlig schrankenlos. Peretti nennt die Mitglieder, die sich den Wünschen des Klerus widersetzen ‚Erz-Apostel, Erz-Könige' u. s. w. Corsica sei zwar von den Irrlehren Calvin's und Luther's verschont geblieben, es habe aber sonst alle Uebel erlitten. Schon sinne man auf eine Verminderung der Kirchenzahl. — Dass diese Auslassungen dazu angethan waren, die so katholischen und fanatisch gläubigen Corsen in Angst und Aufregung zu versetzen, ist klar. Freilich that Peretti dadurch von seinem Standpunkte aus nichts Anderes, als die Revolutionäre von dem ihrigen. Seine Parteigenossen fanden auch den Brief so vortrefflich, dass sie dessen Druck beantragten. Eben das hätte er erwartet, fuhr Mirabeau mit tütnischer Gelassenheit fort, nun wolle er auch noch von dem politischen Glaubensbekenntniss des Abbé Peretti eine Probe geben, wenigstens insofern dasselbe mit seinem ‚apostolischen Briefwechsel' in Verbindung stehe. Hierauf verliest er einen zweiten Brief, in welchem Peretti schildert, wie die Nationalversammlung durch die Bedrohung ihrer Mitglieder Seitens des Pöbels zu ihren gegen die Kirche gerichteten Beschlüssen gedrängt worden sei. Der Bischof von Autun (i. e. Talleyrand), ein Priester und ein Mönch von der Linken hätten sich der Abstimmung enthalten ... Kurz, es geschehe alles Mögliche, um die Religion zu zerstören. — Mirabeau muss das Schriftstück mit einer vernichtenden Ironie vorgetragen haben, denn der Tumult im Saale gebot hier selbst seiner Stentorstimme einzuhalten. Die Rednerbühne musste vor dem Andrang der rasenden Gegner durch zwei Diener beschützt werden. „Sie beleidigen uns!" „Wollen Sie uns niedermetzeln lassen?" „Mirabeau ist ein Geck!" So tönte es aus dem Gewirre einer vor Wuth schäumenden Menge. Mirabeau war derartige Auftritte längst gewohnt. „Befinden wir uns,

donnerte er die Tobenden nieder, in einer berathenden Versammlung oder in einer Arena von Gladiatoren? Entehren etwa Diejenigen, welche derart unterbrechen, nicht selbst die Versammlung? Wie will man nur dieses Geheul und diese Unordnung entschuldigen?“ . . Er nahm für die corsische Deputation das Petitionsrecht, als einen unbestechlichen Wächter der Freiheit, in Anspruch und bewunderte für seinen Theil die Vaterlandsliebe Jener, die vor den Gefahren nicht zurückschreckten, denen sie ausgesetzt seien, um ihr Vaterland vor der Unverschämtheit (l'impudence) Solcher zu schützen, die Briefe schrieben, wie der Abbé Peretti. — Dieser kommt endlich selbst zu Worte und bekennt mit anerkennenswerthem Freimuth, dass er auch den zweiten Brief wirklich aufgesetzt habe, allein es sei ein Privatbrief gewesen; er hätte um dessen Rücklieferung gebeten und wundere sich, wie derselbe Salicetti zugekommen sei. Das Lärmen dauerte fort; unterdessen ward aber beschlossen, die corsische Deputation zu Ende zu hören. Pozzo fuhr daher fort: „Wir wissen zu wohl, wie die Meinungen in dieser Versammlung frei sein müssen, um unsere Abgeordneten zu beschuldigen wegen ihres Betragens in diesem Saale; allein wir denunciren sie, weil sie den Parteihader bis in unsere Heimath hineingetragen haben. Einer von ihnen hat Ihnen von dieser Rednerbühne aus erklärt, dass der General Paoli ein Despot sei, als hätte er vergessen, dass es unter seiner Leitung gewesen ist, dass wir unser Blut für die Freiheit vergossen haben. Er fügte hinzu, dass er sich an der Spitze einer Partei befinde, die Corsica in die Hände einer fremden Macht spielen wolle. Kann man unsere Empfindungen derart verkennen? Hat man glauben können, dass wir unsern Schwur, unser Glück so verrathen würden? In der doppelten Eigenschaft als Volksvertreter und als Priester giebt man das Beispiel zur Auflehnung, fordert man das Volk auf, gegen die Erlasse der Nationalversammlung zu protestiren.

Ränke haben sich an unserer Festigkeit zerschlagen, ie Meereswoge sich gegen unsere alten Felsen bricht... iederholen den Schwur, Ihnen treu bleiben und Ihre e bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen, erden Ihnen beweisen, dass wir Ihrer Adoption würdig

Hierauf wurde der Deputation die Ehre gewährt, der g beiwohnen zu dürfen.

er Abgeordnete, dessen verleumderischer Angriff auf von Pozzo so nachdrücklich zurückgewiesen wurde, war ich kein Anderer als Buttafuoco. Es war in der Sitzung 9. October gewesen. Buttafuoco mochte das ihm in der Beschlüsse von Orezza Bevorstehende eben erfahren . Er meldete sich zum Worte. Salicetti kam ihm zuvor n Antrage, die Angelegenheit einer Commission zu isen: er wisse zum voraus, dass Buttafuoco nur Verngen vorbringen werde. „Verwegene Menschen", beButtafuoco, „haben unter dem Vorgeben, dem Gemeinnützen zu wollen, nicht aufgehört, über mein Benehmen lasjenige des Abbé Peretti die gehässigsten Verleumn auszustreuen. Man hat das Volk gegen uns aufge-

Paoli hat diese Lästerungen accreditirt, und das leicht idete Volk ist viel leichter aufgebracht gegen Diejenigen, m ohne Ostentation dienen, als gegen Diejenigen, deren nter dem Schein der Freiheit zur Knechtschaft führt. unsere persönlichen Beschwerden gegen Paoli und seine ger müssen vor den Interessen unseres unglücklichen landes zurücktreten. Sie haben Bürger eingekerkert, sie ihren Willen an die Stelle des Gesetzes gesetzt, sie durch allerhand Umtriebe sich der Wahlen bemächtigt. eine Herren, haben seiner Zeit eine Deputation empfandie von einer Versammlung einiger Privatleute gesandt n war und von der städtischen Aristokratie geführt e. Wir verlangten, jener Versammlung die Anerkennung

zu versagen. Paoli schlug sich zur Deputation. Er stellte sie überall vor und erschien mit ihr auch an der Schranke dieser Versammlung. Jetzt schildert man uns unseren Landsleuten als Gegen-Revolutionäre, als Anhänger der alten Ordnung, während Paoli mit Begeisterung empfangen wird! Er ist weder Aristokrat, noch Demokrat, noch Royalist; Er ist Er; das Vaterland, die Verfassung sind in seiner Person."

Buttafuoco verlangte, dass Commissare nach Corsica entsandt würden, welche die Klagen des Volkes entgegennehmen und nöthigenfalls Neuwahlen anordnen sollten; ausserdem sollten nach Ajaccio, Bastia, Corte und Bonifacio Truppen abgesandt werden.

Hatten diese Vorschläge auch keine entsprechenden Regierungsmaassregeln zur Folge, so erregte doch die Nachricht von dem Vorgefallenen auf Corsica begreiflicherweise grosse Aufregung und Erbitterung, welche die patriotisch-revolutionäre Partei für ihre Zwecke ausbeutete. Buttafuoco wurde nach alter Sitte vom Volke verurtheilt und symbolisch in Form eines Strohmannes verbrannt. Er selbst schrieb einen wüthenden Brief an Paoli, den dieser abschriftlich an Salicetti einschickte[1]). „Was will dieser Mensch von mir?" äusserte sich bei dieser Gelegenheit Paoli einem Freunde gegenüber, „ich kann ihn nicht achten." Die Wuth desselben erklärte sich daraus, dass er und seine Gesinnungsgenossen durch die neuen Wahlen um ihre Aemter gekommen seien. Paoli wünschte, dass die Antwort an Buttafuoco, die ihm die Corsen natürlich nicht schuldig bleiben durften, nur Verachtung athmen solle.

Diese Antwort übernahm Napoleon; er fand damit endlich die so lange gesuchte Gelegenheit, sich zugleich vor seinen

---

1) S. Paoli's Brief an den Abbé Andrei, d. Bastia, 21. Januar 1791. Auch für das Folgende.

Landsleuten und vor Frankreich als Patriot hervorzuthun. Sein bisheriges Studium der corsischen Geschichte und der französischen Sprache dienten ihm jetzt vortrefflich. Er lieferte in seiner Art ein Meisterstück, dessen schneidige, giftige, im stolzesten Selbstgefühl getragene Beredsamkeit den Eindruck, den es einst hervorzubringen im Stande war, sehr wohl begreiflich macht. Es ist keine Polemik, keine Abfertigung, er übt an Buttafuoco eine vendetta, wie sie der Corse für seinen Todfeind erlechzt. Das ganze Schreiben durchglüht der leidenschaftlichste Hass, der durch den Schein der Mässigung und Loyalität zum vernichtendsten Hohn gesteigert wird. Er spottet des verächtlichen Menschen und flucht dem Patrioten, der zum Verräther, zum Mörder an seinem Vaterlande geworden sei. Was er zu seiner Beschimpfung nur immer erdenken kann, ist ihm willkommen. Im Uebrigen fehlt es dem offenen Sendschreiben an Buttafuoco weder an auf theatralischen Effect berechneter Uebertreibung, noch an kaltblütiger, schamloser Heuchelei. Napoleon's Beredsamkeit ist überhaupt eine ächt südländische, die nicht sowohl durch die Kraft und Innigkeit der Ueberzeugung als durch Leidenschaft und glänzende Bilder fesselt. Es ist eine Beredsamkeit, wie sie den Corsen angeboren ist und die durch den ihnen inne wohnenden nationalen Stolz einen eigenen Zauber besitzt.

Das Sendschreiben beginnt mit der Anführung der Thatsache, dass vom Capo Corso bis nach Bonifacio, auf der ganzen Insel gegen Buttafuoco ein Schrei der Verwünschung laut werde. Seine Verwandten verleugneten ihn und selbst ‚der Weise, der sich von der allgemeinen Meinung niemals beherrschen lasse', werde diessmal mit fortgerissen. „Was haben Sie denn gethan? fragt Napoleon gelassen. Welches sind denn die Vergehen, die eine so allgemeine Entrüstung, eine so vollständige Abwendung von Ihnen rechtfertigen? Das

eben ist es, mein Herr, was ich erforschen will, indem ich mich von Ihnen selber belehren lasse.“ Die Geschichte von Buttafuoco's öffentlichem Leben sei bekannt genug, deren Hauptzüge seien auf Corsica mit Blutspuren bezeichnet. Er schildert hierauf den Jüngling, wie er zur Zeit, als Paoli herrschte, aus Frankreich in die Heimath zurückkehrte, um seine Angehörigen zu besuchen. „Sie liessen sich durch die allgemeine Gährung nicht bethören: weit entfernt davon, hörten Sie nur mitleidig auf dieses Geschwätz über Vaterland, Freiheit, Unabhängigkeit und Verfassung, mit welchem man Alle bis zum geringsten Bauer herab aufgeblasen hatte. Ein tiefes Nachsinnen hatte Sie schon damals über den Werth dieser künstlichen Empfindungen, die nur zum allgemeinen Schaden da sind, aufgeklärt. In der That, der Bauer muss, wenn er nicht Hungers sterben, wenn er seine Familie ernähren und die Obrigkeit achten soll, arbeiten und nicht den Helden spielen wollen. Was aber Diejenigen anbetrifft, die durch ihre gesellschaftliche Stellung und ihre Vermögensverhältnisse ausersehen sind zum Befehlen, so ist es unmöglich, dass sie lange verblendet genug sein sollten, ihre Bequemlichkeiten, ihr Ansehen einem Trugbilde zu opfern, und sich dahin zu erniedrigen, einem Schuhflicker den Hof zu machen, um den Brutus zu spielen. Indessen, da es in ihren Plan passte, Paoli zu gewinnen, mussten Sie heucheln.“ — Er folgt hier eine kurze Aufzählung der Verdienste Paoli's. Der Traum desselben, so lässt Napoleon Buttafuoco raisonniren, sei gewesen, ein zweiter Solon zu werden; allein er habe sein Vorbild schlecht nachgeahmt. „Er hatte Alles in die Hand des Volkes gegeben, so dass man nicht anders bestehen konnte, als wenn man demselben schmeichelte. Sonderbarer Irrthum! man unterstellt einem Wilden, einem Söldner Denjenigen, der durch seine Erziehung, durch seine glänzende Abkunft, durch sein Vermögen zum Herrschen angethan ist! Auf die

Dauer kann eine solche augenfällige Verkehrung der Vernunft nicht verfehlen, den Staatskörper, nachdem sie denselben mit jeder Art Uebel heimgesucht hat, in Verfall und zur Auflösung zu bringen.“ —

Diese Erwägungen erinnern nicht nur lebhaft an jenen Brief, den Buttafuoco zur Zeit seiner Lossagung von Paoli an Rivarola gerichtet hatte; sie drängen unwillkürlich die Frage auf, ob sich Napoleon zur Zeit nicht in einem ganz ähnlichen Falle befand? Auch Er war fern von der Heimath erzogen worden; auch Er stand jetzt in französischen Diensten; auch Er hatte über den Werth der Freiheit, der Volksbegeisterung, der Verfassung viel und tief nachgedacht; auch Er brauchte die Gunst Paoli's, der wieder zum ‚Mittelpunkt des Gemeinwesens' auf Corsica geworden war; auch Er zählte sich gewiss zu Denen, die durch Intelligenz und Stellung zum Herrschen berufen waren und die es nothwendig bald satt werden mussten, ‚einem Schuhflicker den Hof zu machen, um den Brutus zu spielen'; auch Er hatte, wenn auch ohne sein Zuthun, Dank seinem Vater, die Vortheile der französischen Herrschaft genossen, dieweil das geknechtete Volk in Armuth und Elend unter dem Joche seufzte. Freilich war er ein erklärter Gegner der Aristokratie sowohl, wie des Königthums, die Buttafuoco noch immer eifrig vertheidigte; die Franzosen, die der alten Ordnung huldigten und die Buttafuoco als die Wohlthäter und Beschützer seines Vaterlandes pries, waren ihm Tyrannen, die er mit giftigem Hass und grimmiger Verachtung bis in den Tod hinein verfolgt wissen wollte. Dieser Thatbestand hebt aber den ersteren nicht auf. Wie nahe liegt daher die Vermuthung, die Schlussfolgerung, dass er Buttafuoco in vieler Hinsicht dreist als einen Solchen brandmarkte, für den er selbst leicht gehalten werden konnte! Namentlich gilt dieses in Betreff der angeblichen Denkart und Gesinnung desselben. Man höre nur weiter. „Der Mann

von Grundsatz verurtheilt Sie auf das Strengste, aber Sie glauben nicht an den Mann von Grundsatz. Der gemeine Mann, der sich stets durch tugendhafte Demagogen gewinnen lässt, kann von Ihnen, die Sie an die Tugend nicht glauben, nicht geschätzt werden. Man darf Sie nur nach Ihren eigenen Grundsätzen verurtheilen. . . Allein Diejenigen, die das Spitzfindige in Ihrem Benehmen kennen, finden dasselbe höchst einfach: es kommt eben nur darauf an, in allen Angelegenheiten, sich erst zu verständigen und dann mit Ruhe zu verhandeln. . . Indem man sich nicht denken konnte, dass ein Corse das Vaterland seinem eigenen Vortheil hintansetzen werde, wurden Sie mit dessen Interessen betraut (und nach Versailles geschickt). Sie dagegen konnten sich nicht vorstellen, wie ein Mensch Geld und seinen eigenen Vortheil der Wohlfahrt des Vaterlandes nicht vorziehen könne: Sie verkauften sich und hofften, alle Anderen zu erkaufen. Als tiefer Menschenkenner (moraliste profond) wussten Sie genau wieviel die Begeisterung jedes Einzelnen koste, einige Goldstücke mehr oder weniger bezeichneten, nach Ihnen, den Unterschied der Charaktere." Dass Napoleon selbst schon jetzt nicht viel anders dachte, das bezeugen sein ganzer Entwicklungsgang und die wenigen Einblicke, die wir bisher in sein Innerstes haben thun können, zur Genüge; für die Folgezeit kann darüber nicht der geringste Zweifel bestehen. Wer denkt nicht an den späteren Emporkömmling und sein ähnliches Betragen, wenn er dem Gegner jetzt vordemonstrirt, dass er richtig gerechnet habe? Alles wäre eingetroffen, wie es Buttafuoco erwartet hätte: was er in Corsica auf's Spiel setzte, das wäre ihm in Frankreich mehr als reichlich vergütet worden. „Es ist wahr", fährt er fort, „man beklagt sich darüber, dass Sie Alles für sich behielten, indem Sie den Elenden, die Sie verführt hatten, nur eine Kleinigkeit überliessen. Um zu beweisen, dass Sie es gethan haben müs-

kommt es nur darauf an, zu wissen, ob Sie es mit Sicher-
thun konnten. Nun, die armen Schlucker, die Ihres
zes so sehr bedurften, vermochten weder auf ihr Recht
ingen, noch das Unrecht, das ihnen geschah, deutlich
chen; sie konnten nicht die Unzufriedenen machen und
gen Ihre Autorität auflehnen. Es ist demnach sehr
ich, dass Sie einige Tausend Dukaten, die Sie solcher-
erlangten, sich nicht entschlüpfen liessen; es wäre diess
arrheit gewesen."
it kurzen, beredten Zügen und stolzem Behagen schil-
apoleon den Gang des letzten Freiheitskrieges gegen
anzosen, die ‚trotz ihres Geldes, ihrer Offiziers-Patente,
ciplin ihrer Bataillone, der Leichtigkeit ihrer Reiterei,
chicklichkeit ihrer Artilleristen', manche empfindliche
age erlitten und schliesslich nur mittels Bestechung
r Führer und mit Hülfe dreissig neuer Bataillone ge-
hätten. Er gedenkt auch jener unglücklichen Landsleute,
nter dem französischen Regimente in dem Thurme zu
n geschmachtet hätten. . . „Oh Gott! ruft er aus, der
uge warst ihrer Unschuld, wesshalb wurdest Du nicht
ächer!" — Endlich kommt er auf die gegenwärtige
zu sprechen. Buttafuoco habe die Revolution kommen
und habe darauf sinnen müssen, sich rechtzeitig vor
Folgen zu schützen. Er habe dabei als ein ‚Mann von
gehandelt, indem er heirathete; dadurch aber habe er
Neffen mit zahlreicher Familie um ein ihm zugespro-
s Erbe gebracht. Wie blickt hier wieder der Corse
! Die Frau erhält eine pathetische Anrede, in welcher
gen ihres Schicksals beklagt wird. — Nachdem Butta-
seine häuslichen Angelegenheiten geordnet, habe er
Blick auf die unglückliche Heimathinsel geworfen und
hrer Hülflosigkeit gefreut. Wohl sei er als Abgeordneter
Paris gesandt worden, allein er brauchte nur 12 Stimmen

zu gewinnen! In Versailles sei er Republikaner geworden, als aber die Versammlung nach Paris übersiedelte und die neue Verfassung von ganz Europa mit Begeisterung begrüßt wurde, sei ihm Nichts übrig geblieben, als zu behaupten, dass Alles der Insel nicht angepasst sei. Schon habe er mit seinen Verschlägen durchzudringen gedroht, da habe Ajaccio und bald darauf auch Bastia der Revolution zum Siege verholfen. „Der König, der immer nur das Wohl seiner Völker gewollt habe, und Lafayette, dieser ständige Freund der Freiheit hätten sich der armen Corsen angenommen; Arena wäre mit den Ersten der Nationalversammlung erschienen und Gaffori wieder in das Nichts verschwunden. Wenige Tage darauf wäre Corsica Frankreich einverleibt. Paoli zurückgerufen worden; in einem Augenblicke hätte sich die Aussicht geändert und eine Laufbahn eröffnet, wie man sie nie zu hoffen wagte.

„Verzeihen Sie, mein Herr, verzeihen Sie", eilt Napoleon zum Schluss, „ich habe zur Feder gegriffen, um Sie zu vertheidigen; allein mein Herz hat sich Angesichts so systematischer Verrätherei und Niederträchtigkeit heftig empört. Wie? Sie sind der Sohn dieses selben Vaterlandes und Sie haben niemals Etwas für dasselbe empfunden? Wie? Ihr Herz blieb beim Anblick der Felsen, der Bäume, der Häuser, all der lieblichen Gegenden, dieser Zeugen Ihrer Kindheit, ungerührt? ... Der Vater wird Sie seinem Sohne, der Lehrer seinem Schüler zeigen, mit den Worten: Jünglinge, lernet das Vaterland, die Tugend, die Treue, die Menschlichkeit achten!"

Der Schluss der Schmähschrift führt uns nach Paris und lautet:

„Oh Lameth! oh Robespierre! oh Pétion! oh Volney! oh Mirabeau! oh Barnave! oh Bailly! oh Lafayette! das ist der Mensch, der es wagt, sich neben Euch zu setzen! Ganz triefend von dem Blute seiner Brüder, beschmutzt durch Ver

[illegible] jeder Art, zeigt er sich mit Vertrauen im Generals-[illegible], dieser ungerechten Belohnung seiner Schurkerei! Er [illegible] es, sich Vertreter der Nation zu nennen, er, der dieselbe [illegible]kauft hat, und Ihr duldet es! Er wagt es, aufzuschauen, [illegible]ren Reden zuzuhören und Ihr duldet es! Es wäre der [illegible]lle des Volkes, der ihn dazu berechtigt? er hatte niemals [illegible]hr als die Stimme von zwölf Adligen. Es wäre der Wille [illegible]s Volkes? Ajaccio, Bastia und die meisten Cantone haben [illegible] seinem Bildnisse verrichtet, was sie gern an seiner Person [illegible]richtet hätten.

„Allein Ihr, die nur ein vorübergehender Irrthum oder [illegible]genblickliche Missstände veranlassen, sich der neuen Ord-[illegible]ung zu widersetzen, könnt Ihr einen Verräther dulden, ihn, [illegible]ter dem kalten Aeusseren eines besonnenen Menschen [illegible]einem Innern die Gier eines Bedienten birgt? Ich kann [illegible]mir nicht denken. Sobald man Euch über das Gewebe [illegible] Greuelthaten, das er angesponnen hat, aufgeklärt hat, [illegible]det Ihr die Ersten sein, ihn mit Schimpf und Schande [illegible]rauszujagen.“ —

Das ist die berühmte Schmähschrift des 21jährigen Lieu-[illegible]nants, der man die Ehre hat anthun wollen, sie den Meister-[illegible]cken J. J. Rousseaus's wenig nachzustellen, die aber weit [illegible]r an die hohlen, sentimentalen, berechneten Declamationen [illegible]s Raynal erinnert, wie wir dieselben bei Napoleon bereits [illegible] der Preisschrift für die Akademie von Lyon beobachtet [illegible]ben, und die weit richtiger mit ähnlichen Leistungen Robes-[illegible]rre's und Marat's verglichen wird. Es ist eine politische [illegible]hmähschrift im Sinne der Revolutionspartei, die aber einen [illegible]r bestimmt ausgeprägten localen und persönlichen Cha-[illegible]cter trägt: Napoleon will, indem er Buttafuoco vernichtet, [illegible]e eigene Person zur Geltung bringen. Er provocirt einen [illegible]ikampf, in welchem er seinen Gegner einfach nieder-[illegible]tschen möchte. Peretti wird, sei es weil er keine so starken

Blössen bot, sei es weil Napoleon es mit ihm und seinen za reichen Angehörigen nicht unnütz verderben wollte, mit kei Silbe erwähnt. In Buttafuoco bekämpfte er überdies gerad eine Art Rivalen, der wie er selbst, nicht nur militärisch sondern auch politischen Ehrgeiz besass und der sich eb falls in der vortheilhaften Lage befand, sich zugleich in Fra reich und auf Corsica bethätigen zu können, ein Umsta der abermals über die in der Schmähschrift so auffällig durch die Analogie der Lage hervorgelockten Selbstbeken nisse zu denken giebt. Nicht wenig bezeichnend für Na leon's verwegene Dreistigkeit ist jene Gelassenheit, mit d er sogar hier, wo er doch so schonungslos und so leid schaftlich wie nur möglich verfährt, die Miene eines Wei annehmen möchte, der sich von der Volksmeinung nicht herrschen lässt. Dieser Schein von Unparteilichkeit, mit er sich zum Schiedsrichter aufwirft, ist es, den in spä Zeit so Viele an ihm als Mässigung gepriesen haben. war von Denen, die keiner Partei angehören, weil sie beherrschen wollen; er war, wie es Buttafuoco in seiner W von Paoli behauptete, der am Abend seiner ruhmvollen La bahn eine so hervorragende Ausnahme-Stellung einnahm, selbst.' Das Sendschreiben datirte er demgemäss kurz „Aus meinem Cabinet von Milelli, den 23. Januar, im 2ten Jah (i. e. 1791)." Milelli war nämlich ein Landhaus von ihm, a serhalb Ajaccio's, das er zur Zeit mit Vorliebe bewohnte. verlas das Schriftstück, auf das er nicht wenig stolz gewe sein wird, im Club, der natürlich für dessen Veröffentlichu stimmte. Diese zu besorgen und wenigstens vorübergeh wieder bei seinem Regimente zu erscheinen, eilte er hinü auf das Festland.

Napoleon's Aufenthalt in Süd-Frankreich und abermalige Beurlaubung.

Der Offiziers-Mangel in der Armee war in Folge der schnell zunehmenden Anarchie und der zahlreichen Flüchtlinge, die als Emigranten im Auslande an den fremden Höfen Zuflucht suchten, so gross geworden, dass die fortwährende Abwesenheit Napoleon's ihm leicht nachgesehen wurde. Am 1. April 1791 wurde er sogar zum Premier-Lieutenant befördert und zu gleicher Zeit von Auxonne wieder nach Valence versetzt [1]). Er war im Verlaufe eines sechsjährigen Aufenthaltes durch sein beständiges Hin- und Herreisen, durch Truppenmärsche und kleine Ausflüge, im Rhonethal und den umliegenden Landschaften ordentlich heimisch geworden. In den Städten sowohl, wie auf dem Lande hatte er zahlreiche, mehr oder minder einflussreiche Verbindungen, die sich jetzt bei der allgemeinen Aufregung und Verbrüderung schnell ausdehnten und immer mehr politische Bedeutung erlangten. War doch das Rhonethal eine Hauptstrasse nach Paris, deren dichte, leicht erregbare Bevölkerung durch das revolutionäre Feuer, das sie zu den verwegensten Entschlüssen electrisirte, mit der Hauptstadt in besonders lebhafter Wechselbeziehung stand und in den entscheidensten Krisen geradezu den Ausschlag zu geben vermochte. Schon dass Mirabeau aus der Provence war, sicherte diesem Landstrich zur Zeit einen hervorstechenden Einfluss, der mittelbar auch Corsica zu Gute kam. Für die Provençalen nämlich war Corsica eine benachbarte Insel, mit der sie seit undenklicher Zeit im regsten Verkehr gestanden hatten und durch die ihre beiden grossen Hafenstädte, Marseille und Toulon, zugleich bedroht und

1) S. hierüber Coston.

beschützt werden konnte. Besonders die Nord- und Westküsten der Insel und an diesen vor Allem die Städte St Fiorenzo, Calvi und Ajaccio hatten mit den Bewohnern der Rhonemündungen sehr alte und enge Beziehungen, die auch Napoleon eine lebendige und sichere Fühlung mit denselben erleichterten. Vermittelte doch das italienische Blut, das nicht nur in Mirabeau's Adern, sondern überhaupt in denen der Bevölkerung des südlichen Rhonegebietes floss, das corsische Temperament mit dem französischen! Wie aufmerksam aber Napoleon zur Zeit der Volksbewegung folgte und wie er auch den geringen Mann auszufragen liebte, hiervon giebt ein glücklich erhaltenes Schreiben noch unmittelbare Kunde. Es ist dasselbe an den jungen Oheim Fesch gerichtet und wahrscheinlich dazu bestimmt gewesen, von diesem im Club zu Ajaccio verlesen zu werden. Das interessante Schriftstück, dessen Inhalt und Fassung für Napoleon's Art zu beobachten und zu berichten zu charakteristisch sind, als dass man dasselbe nicht kennen lernen müsste, ist datirt aus Serve, einer kleinen Ortschaft der Dauphiné, den 8. Februar 1791, und lautet:

„Ich befinde mich in der Hütte eines Armen, und schreibe Dir nachdem ich mich mit dessen Insassen lange unterhalten habe. . . Es ist Abends 4 Uhr, die Witterung ist, trotz der Windstille, frisch; ich habe mich vergnügt, zu Fuss zu gehen; es fällt kein Schnee, doch ist derselbe nicht fern. . . Ich habe die Bauern allenthalben fest im Bügel angetroffen, zumal in der Dauphiné: sie sind sämmtlich bereit, für die Verfassung zu sterben.

„Ich habe zu Valence ein entschlossenes Volk, patriotische Soldaten und aristokratische Offiziere angetroffen; doch giebt es unter den Letzteren Ausnahmen, z. B. ist der Präsident des Clubs ein Kapitän. . .

„Die Frauen sind überall royalistisch gesinnt. Darüber

darf man sich nicht verwundern: ist doch die Freiheit eine Frau, die sie durch ihre Schönheit alle aussticht.

„Die Priester der Dauphiné haben sämmtlich den Civileid geleistet; man lacht über die Bischöfe.

„Ueber unsern Departementsrath (auf Corsica) dürfen wir nicht klagen. Ich kenne die Leute, welche den zu Valence ausmachen, sie reichen an die unsrigen nicht hinan.

„Der Club besteht hier aus 200 Mitgliedern. Ihre öffentlichen Sitzungen, denen auch die Frauen beiwohnen, halten sie ab in einer Kirche.

„Das, was man die gute Gesellschaft nennt, besteht zu drei Vierteln aus Aristokraten, d. h. sie verbergen sich unter der Maske von Anhängern der englischen Verfassung.

„Peretti hat in der That Mirabeau mit einem Messerstiche bedroht. (?) Das hat der Nation (natürlich der corsischen!) keine Ehre gemacht. Es müsste der patriotische Club (zu Ajaccio) Mirabeau einen vollständigen Anzug eines Corsen zum Geschenk machen, d. h. ein Barett, eine Weste, eine Hose, eine Patronentasche, ein Stylet, ein Pistol und eine Büchse; das würde einen guten Effect machen.“ Es folgen noch einige kurze Sätze ohne Belang. Der Schluss des Schreibens entspricht dem vertraulichen, zwanglosen Ton, der Anfangs angeschlagen worden war. Solche kleine Züge sind in den Briefen Napoleon's beachtenswerth, denn dieser ist nur der erste in der Reihe derjenigen, die er in solcher Weise an seine nächsten Angehörigen, an Fesch und seine Brüder, richtete und die einen vertraulichen Anstrich zu haben scheinen, nur damit ihr politischer Inhalt zugleich glaubwürdiger und harmloser werde. Auch die beigemischte Pikanterie und der Lakonismus sind diesen auf eine gewisse Oeffentlichkeit berechneten Schreiben eigenthümlich. Wir werden mit der Zeit noch wichtigern begegnen.

Die Dauphiné war durch die neue Eintheilung des Reichs

in drei Departements zerfallen, doch machten sich di
provinzialischen Bande noch geltend: namentlich wur
lence, wie es früher die Hauptstadt der Provinz gewes
zum grossen Sammelplatz und Mittelpunkt der revoluti
Bewegung. Des grossen Verbrüderungsfestes, das am
nuar 1790 die Nationalgarde der Provence, der Dauphi
des Vivarais zu Valence versammelt hatte, ist berei
wähnung geschehen. Der dortige Club trat gegenwär
ein engeres Bündniss mit 22 anderen Vereinen. Napol
demselben angehört und soll zeitweilig dessen Bibliot
Secretär und sogar Präsident gewesen sein; doch b
wir darüber keine zuverlässigen Nachrichten und könn
Verhandlungen nicht folgen, weil die Protocolle spät
stört worden sind; ein Theil derselben wäre, wie Einig
nen, dem Consul Bonaparte ausgehändigt worden; ei
stand, der wenn er sicher beglaubigt wäre, in der Th
die Annahme einer eifrigen Betheiligung desselben a
Debatten sprechen würde [1]). Als für Mirabeau, der am 1
1791 verstarb, in einer Kirche zu Valence eine Todt
veranstaltet wurde, war Napoleon einer der eifrigste
ordner des Festes. Die Offiziere des Regiments
über diese seine clubistische Thätigkeit nicht wenig
bracht; um so mehr aber konnte er mit seinen dem
schen Grundsätzen bei den Soldaten auf Sympathien r

Doch was sollte ihm dieses demagogische Treiben s
lich nutzen? Seine corsischen Pläne wurden durch d
wenig gefördert: an diesen und an einem schnellen
kommen war ihm aber Alles gelegen. Er sann daher m
je darauf, nach Paris zu reisen, wo er an entschei
Stelle sehr bald zu Einfluss zu kommen hoffte. In
Absicht, um ein höheres Ansehen zu erlangen und

1) S. Coston, I. 171 u. 177.

h die Mittel zur Reise zu verschaffen, verfasste er die its besprochene Abhandlung für die Lyoner Akademie. Misserfolg traf ihn besonders hart von der finanziellen e, denn der Preis betrug 1200 Livres und das war für damals eine bedeutende Geldsumme, deren Nichterlangung die Reise nach Paris unmöglich machte [1]). Ueber den arischen Misserfolg konnte er sich leichter trösten, denn schöne Friedenszeit, in der eine gekrönte Abhandlung Schriftsteller berühmt machte, war dahin. Der radicale nator, aber schwachmüthige Raynal selbst, dessen Erngen bisher für Orakelsprüche gegolten hatten und an ch Napoleon daher anschmiegte, war durch die Ereigbereits soweit überholt, dass seine Auslassungen über e Verfassung im Moniteur verhöhnt wurden [2]). Napoersuchte sein Glück in Paris auch mit einer Denkschrift Kriegsminister, in der er Vorschläge bezüglich der nung der corsischen Nationalgarde machte und die nicht Berücksichtigung geblieben sein soll [3]).

Unterdessen war die Aufregung und Verwirrung im Lande olge der immer zunehmenden Anarchie auf einen Punkt gt, dass Napoleon in seiner Ungeduld beständig fürchten te, den günstigen Augenblick zu versäumen. Alles drängte Entscheidung. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni e Ludwig XVI. jenen verunglückten Fluchtversuch an die e unternommen, der mit seiner Gefangennahme und dem mphe des pariser Pöbels endigte. Die Clubs sassen über zu Gerichte. In Valence fand am 3. Juli eine bezügliche ammlung der 22 verbündeten Vereine statt, in welcher König in sofern beseitigt wurde, als ausschliesslich den

1) Vrgl. Coston, I, 181 f.

2) S. Andr. Chénier à Raynal, Monit. v. 5. Juni 1791.

3) S. Coston, I, 181. Wahrscheinlich fällt dieselbe jedoch eine etwas spätere Zeit.

Befehlen der Nationalversammlung zu gehorchen, beschlossen wurde. Man befürchtete nicht nur einen blutigen Bürgerkrieg, sondern vor allem, dass die auswärtigen Mächte: Oesterreich, Preussen, das Deutsche Reich, Spanien, Sardinien, England für die offenbar verlorene Sache des Königs zu den Waffen greifen und, die Emigranten an ihrer Spitze, mit unwiderstehlicher Heeresmacht in Frankreich eindringen würden. Versicherte doch Bouillé, der dem Könige bei der Flucht zur militärischen Bedeckung gedient hatte, in einem offenen Schreiben, das in der Nationalversammlung verlesen wurde und im Moniteur zum Abdruck gelangte, dass er selbst den Heeren der auswärtigen Mächte, die sich am französischen Volke zu rächen im Begriffe ständen, die Wege zeigen wolle![1]) Diese Drohungen wirkten um so mehr, als das regelrechte, alte Heer, insbesondere der Offiziersstand sich in voller Auflösung befand. Das gesammte Volk wurde daher jetzt in die Waffen gerufen. In dieser kriegerischen Aufwallung wurde der zweite Jahrestag des Bastille-Sturmes, der 14. Juli, ein nationales Verbrüderungsfest: man gelobte sich gegenseitig, die Waffen gegen die äusseren und inneren Feinde gleich muthig führen und eher sterben als der Freiheit verlustig gehen zu wollen. Napoleon nahm an den Festlichkeiten in Valence Theil. Seine Gedanken aber waren weit weg. Beides bezeugt ein Schreiben, welches er am 27. Juli an den Kriegscommissar Naudin nach Auxonne richtete und welches folgendermaassen lautet[2]):

„Beruhigt über das Schicksal meines Landes und den Ruhm meines Freundes (natürlich Paoli's! Auf solche Vertrau-

---

1) S. Moniteur v. 1. Juli 91 N°. 182. Dieses Schreiben von B. ist ein Vorläufer des Manifestes, welches Braunschweig 1 Jahr später bei seinem Einmarsche erliess. Schon B. droht, von Paris keinen Stein auf den anderen zu lassen, falls dem Könige auch nur ein Haar gekrümmt werde.

2) Abgedr. bei Coston, I, 174 f.

eiten verstand sich Napoleon vortrefflich —), bin ich nur um das Mutterland (la mère-patrie) besorgt. Ich will noch übrigen Augenblicke des Tages benutzen, mich mit h darüber zu besprechen. Einschlafen — das Gehirn er- von der grossen Volkssache, und das Herz weich im aken an die Geachteten, die man mit aufrichtigem Be- rn verlassen hat (nämlich die Kameraden in Auxonne) — ist eine Wollust, die nur die grossen Epikuräer kannten.

„Wird es Krieg geben? — so fragt man seit mehreren ten. Ich habe die Frage stets verneint. Beurtheilen Sie n Gründe.

Europa ist getheilt unter solche Souveräne, die über en und unter solche, die über Ochsen und Pferde ge- Die ersteren begreifen die Revolution vollkommen; chrecken vor derselben; sie würden gern Geldopfer n, um sie zu vernichten; allein sie werden niemals , die Maske fallen zu lassen, in der Befürchtung, das möchte bei ihnen zünden. In dieser Lage befinden sich d, Holland u. s. w. Was aber die Souveräne betrifft, über Pferde herrschen, so vermögen diese den Zu- hang der Verfassung gar nicht zu begreifen; sie ver- dieselbe und glauben, dass dieses Durcheinander un- licher Ideen den Untergang des Frankenreiches herbei- werde. Wollte man auf sie hören, so müsste man n, dass sich unsere wackern Patrioten gegenseitig nie- tzeln und mit ihrem Blute die Erde von den gegen die e verübten Verbrechen reinigen werden, um dann ihr t niedriger als je unter das dreifache Joch der Priester- haft, des Klostermönches und vor allem der pergamen- Rechtsansprüche (der Aristokratie) zu beugen. Diese en sich demnach nicht rühren; sie erwarten den Augen- des Bürgerkrieges, der nach ihrer oder ihrer flach- gen Minister Meinung unausbleiblich ist.

„In hiesiger Gegend ist Alles voll feurigen Eifers. In einer von 22 Vereinen aus den drei Departements (der Provence) beschickten Versammlung hat man vor 14 Tagen beantragt, den König vor Gericht zu stellen. . . . Beim Festessen am 14. Juli habe ich einen Trinkspruch auf die Patrioten von Auxonne ausgebracht. . . . Das hiesige Regiment ist, was die Soldaten, die Sergeanten und die Hälfte der Offiziere anbelangt, sehr zuverlässig. Es sind zwei Capitänsstellen frei. . . ."

Wer in diesen Auslassungen Napoleon's wahre Ansicht über die damalige Lage erkennen wollte, müsste seinen politischen Scharfblick sehr gering ansetzen und ihn überhaupt schlecht kennen. Wenn irgend Einer, so hatte er, wie er selbst es von Buttafuoco behauptete, über diese Dinge tief nachgedacht und die Ueberzeugung erlangt, dass eine solche ‚Verkehrung der Vernunft', wie die Herrschaft des Pöbels, unmöglich lange andauern und nothwendig zu einem allgemeinen Zusammensturz führen müsse. Eben darauf rechnete er. Im Uebrigen liegt der Zweck des Schreibens an Naudin klar genug am Tage; auf ein offenes Bekenntniss kam es ihm gewiss nicht an, im Gegentheil: all sein Räsonnement dient offenbar nur dazu, seine geheimsten Gedanken und Absichten zu verbergen: der Kriegscommissar soll den geschworenen Corsen durchaus für einen aufrichtigen Franzosen, den von unersättlicher Ehrsucht verzehrten Streber für einen gleichmüthigen Epikuräer halten und dabei ja nicht an Krieg glauben! d. h. Napoleon will Naudin überzeugen, dass er an nichts weniger als an die Losreisung Corsica's von Frankreich, nebst einer entsprechenden Rolle für sich denkt und will möglichst bald wieder zu einem Urlaub kommen. Wirklich gelang es ihm, einen solchen auf drei Monate, vom 1. October an gerechnet, zu erwirken und das obgleich noch am 8. September der Kriegsminister Angesichts des drohenden Krieges jede

Beurlaubung untersagt hatte. Ob ihm Naudin dabei behülflich gewesen ist oder nicht, steht dahin, es ist aber wahrscheinlich, wenigstens hat sich Napoleon seiner erinnert, da er als Oberbefehlshaber in Italien (1797) einen Regierungscommissar nach seinem Sinne brauchte; er wird in ihm also wohl ein gefügiges Werkzeug erkannt haben. Natürlich eilte er jetzt sofort wieder nach Corsica hinüber.

Napoleon als Bataillonschef der besoldeten Nationalgarde auf Corsica.

Die Einführung der neuen Verfassung, die im ungestümen Drang nach durchgreifender Umgestaltung der ganzen überlieferten Staatsordnung so bald zu keinem Abschluss gelangen konnte, hatte, wie sich täglich mehr herausstellte, auf Corsica eine womöglich noch grössere Verwirrung veranlasst als in Frankreich selbst. Das aus seiner Ruhe aufgestörte Volk war nicht mehr zu bändigen. Alle wollten gebieten, Niemand wollte gehorchen. Ein Jeder hoffte auf ein einträgliches Amt. Indem die Regierung nicht mehr eine streng disciplinirte Truppenmacht zur Verfügung hatte, war sie machtlos. Es herrschte daher eine unbeschreibliche Anarchie. Alle Verwaltungsbehörden waren in völliger Auflösung begriffen, die bewährtesten Beamten wurden durch vollständige Neulinge verdrängt, die Justiz war so gut wie nicht vorhanden, die öffentlichen Kassen wurden auf das Gewissenloseste geplündert, die endlosen Wahlintriguen erregten allenthalben wieder die alten unausrottbaren Familienfehden. Hierzu kam noch, dass die neue Ordnung, wie schon betont, für Corsica einen unlösbaren Widerspruch in sich trug: sie rief zur freien Entwicklung der Nationalität auf und verlangte von den Corsen zugleich, dass sie ihrerseits im Franzosenthum aufgehen sollten. Nicht vermochte der erste wilde Freiheitstaumel darüber hin-

wegzukommen, allein auf die Dauer konnte die Liebe zum Vaterlande von der Liebe zur Freiheit unmöglich auseinander gehalten werden, am allerwenigsten bei einem so urwüchsigen, eigenartigen, in sich abgeschlossenen Völkchen wie das corsische. Beide Theile, Franzosen und Corsen, hatten ein mehr oder minder deutliches Bewusstsein davon; sie misstrauten sich daher auf Schritt und Tritt und verfolgten im Grunde ein entgegengesetztes Interesse. Die bis in ihre letzte Consequenz durchgeführte Revolution schloss die Freigebung Corsica's in sich. Eben deswegen hatte sie in den leidenschaftlichsten corsischen Patrioten ihre begeistertsten Anhänger gefunden.

Wenn irgend Jemand aus der verzweifelten Lage zu retten vermochte, so war es Paoli. Er beherrschte die Gemüther der Corsen in einer Weise, dass der leiseste Wink von ihm mehr Beachtung fand als ein Machtgebot aus Paris. Andrerseits stand zu erwarten, dass er aus rein politischen Erwägungen heraus fest zu Frankreich halten werde: war doch Frankreich die sicherste Schutzwehr gegen Genua und durch den Sieg der Revolution dazu angethan, die demokratisch-nationale Idee, für die Paoli so standhaft gekämpft hatte, zur Geltung zu bringen. Die Grundsätze, welche die Nationalversammlung in Paris verkündete, waren so sehr die seinigen, dass er in ihren Erlassen nur eine Wiederholung derjenigen Maassregeln erblickte, die er vor nun mehr als 30 Jahren selbst ergriffen hatte. Dieses gilt namentlich auch in Bezug auf die Stellung zur römischen Hierarchie. Auch er hatte, wie wir wissen, die Geistlichen dem Nationalstaate eingeordnet, ihre Wahl durch das Volk, ihre Besoldung durch den Staat, die Leistung eines Bürgereides, die grösstmöglichste Unabhängigkeit von Rom war daher ganz nach seinem Sinne. Er sah in Rom den gefährlichsten und hartnäckigsten Gegner der Revolution, allein er meinte, dass der Papst ihm, dem

schwachen Corsenhäuptling, seiner Zeit so grosse Zugeständnisse gemacht habe, dass Frankreich erst recht, wenn es in seinen gerechten Forderungen nur unerschütterlich beharre, ihn schliesslich zur Nachgiebigkeit zwingen werde[1]). Dass er in dieser Beziehung das Seinige zu leisten entschlossen war, bewies er durch die That. Am 3. Juni 1791 hatte sich zu Bastia das durch Mönche, Priester und Anhänger der alten Ordnung aufgewiegelte Volk zusammengerottet, um für die durch Annahme der Verfassung bewirkte Verletzung ihres ursprünglichen römisch-katholischen Glaubens Busse zu thun. Männer und Frauen zogen baarfuss, mit Ketten und anderen Geisseln beladen, heulend durch die Strassen und beschlossen, eine Deputation nach Paris zu entsenden, welche um Wiederherstellung des alten Cultus einkommen sollte. Als die Mitglieder des Directoriums sich ihnen hierin nicht anschliessen wollten, wurden sie so gefährlich bedroht, dass sie die Flucht ergriffen. Die Wohnung des neugewählten Bischofs von Corsica wurde von rasenden Frauen zerstört. Die abgesetzten Bischöfe sollten von Italien aus, wohin sie sich begeben hatten, zurückkehren. — Paoli befand sich zur Zeit in Ajaccio. Er hegte gegen die Stadt Bastia, die am längsten zu Genua gehalten und sich am schnellsten mit den erobernden Franzosen versöhnt hatte, einen althergebrachten Groll und verstand in politischen Dingen überhaupt keinen Spass. Er eilte sofort an der Spitze von mehreren Tausend Mann Nationalgarde herbei, sperrte die Haupträdelsführer in das Gefängniss zu Corte und zwang die Stadt, die mitgebrachten Truppen über einen Monat lang einzuquartieren und zu beköstigen. Er verfuhr um so unnachsichtiger als er sehr wohl wusste, einen wie mächtigen Bundesgenossen die Emigranten (zu denen sich nun auch Buttafuoco und Gaffori geschlagen hatten) gerade auf

1) Vrgl. seinen Brief an A . . ., v. 31. März 1792.

Corsica in dem ebenso streng- als abergläubischen Volke besassen und es ihm darauf ankam, ein abschreckendes Beispiel zu geben. Seine Corsen sollten Ruhe halten und das Ihrige dazu beitragen, der Revolution zum Siege zu verhelfen. In Bezug auf die Emigranten war er um so mehr auf der Hut, als sie ja in Genua einen Bundesgenossen hatten und man ihnen den Plan beimaass, sich Corsica's, als der nächstliegenden Zufluchtsstätte, von der sie am besten zum Angriff auf den Continent übergehen konnten, zu bemächtigen. Paoli, der seine Landsleute kennen musste, urtheilte, dass sie mit ganz geringen Geldmitteln zu gewinnen seien und niemals eine Verschwörung verrathen würden. Er war daher in jedem Augenblicke bereit, bei der ersten Regung sofort mit allem Nachdruck einzuschreiten. Allein er war der Lage offenbar nicht gewachsen. Je mehr er über seine Landsleute vermochte, desto grösser war natürlich das Misstrauen, welches ihm die Franzosen entgegen brachten. Mit diesem Misstrauen musste er beständig rechnen und ward dadurch in allen seinen Bewegungen gehemmt. Obgleich er Präsident des Departements und zugleich Oberbefehlshaber der Nationalgarde war, so lebte er doch aus Vorsicht meist zurückgezogen in seinem Geburtsorte Rostino und bot Alles auf, sich möglichst unmerkbar zu machen. Er bemühte sich vor allem, die Ehre seiner Nation zu bewachen. Sie sollte sich der Freiheit würdig bezeugen; durch eine ebenso entschiedene als besonnene Haltung bei den Franzosen Achtung erzwingen und ihnen jeden Anlass zu Beschwerden nehmen. Selbst sein Ansehen vermochte aber auf die Dauer gegen die immer wilder anwachsende Anarchie nur wenig. Zu den getäuschten Hoffnungen kamen körperliche Leiden des Greisenalters. Den edlen Helden überfiel daher jetzt oft grimmer Missmuth. Er wollte die Corsen, die er so inbrünstig liebte und einst mit solcher Sicherheit beherrscht hatte, nicht wieder erkennen. Zwanzig Jahre er-

niedrigender Knechtschaft hätten sie entartet. „O dass ich gestorben wäre!“ ruft er verzweifelt aus [1]), „da ich die Nachricht empfing, dass Frankreich unserem Vaterlande die Freiheit schenke! Von Wenigen hätte man sagen können, dass sie ihre Augen zum ewigen Schlummer glückseliger geschlossen hätten, als ich. Was bietet sich meinem Geiste für eine verhängnissvolle Zukunft dar! Schon sehe ich, dass um den Gesetzen Geltung zu verschaffen, eine Autorität auf dem Platze erforderlich sein wird, welche die einzelnen Verwaltungskörperschaften im Gleichgewicht erhält und über ihre Misswirthschaft wacht. Wir sind vom bewegenden Centrum zu weit entfernt. Die entlegene Macht sieht das Uebel nicht oder wenn sie ja dasselbe erschaut, so schreibt sie rednerische Briefe, die über von Unwissenheit und Habgier besessene Seelen, die nur allein den Gegenstand ihrer Begierde im Kopfe haben, nichts vermögen. Diejenigen, die weder Welt- noch Selbsterkenntniss besitzen, können von wahrer Ehre keinen Begriff haben, noch weniger von echtem Ruhm. Neulich noch meinte das Gesindel in Bastia (la gentaglia di Bastia) der General (anders nannten die Corsen nun einmal Paoli nicht) möchte seinen Namen verherrlichen, indem er die Freiheit sichert, auch dann noch, wenn sie Frankreich verlieren sollte. Dieser Plan kann ihm unmöglich gelingen. Komme, was will, wir wollen unter der Monarchie leben, auch wenn sie die Freiheit verliert.' O gentem ad servitutem natam! Wie schwer lastet nicht auf mir das Blut so vieler Märtyrer, das sie unter meiner Leitung dahingaben, um die Freiheit zu sichern einem Volke, das derselben so unwürdig ist!“ . . Paoli's letzte Hoffnung ging auf den Krieg, in welchem die Corsen sich selbst in ihrem Heldenmuthe wiederfinden sollten und — setzen wir hinzu — in welchem sein Einfluss wieder voll zur Geltung kommen musste.

1) Brief an Ferrandi, v. 8. Januar 1792.

So lagen die Dinge, als Napoleon zu Anfang October wieder auf Corsica erschien. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Ajaccio, am 16. October 1791, starb daselbst sein alter Grossoheim, der Archidiaconus [1]). Dieser Todesfall kam ihm sehr gelegen, denn der alte Herr war bekanntlich wohlhabend und seine Grossneffen beerbten ihn. Jetzt hatte Napoleon daher auch die unentbehrlichen Geldmittel, um die günstigen Umstände zu seinem Emporkommen zu nutzen.

Ludwigs XVI. Beschwörung der Verfassung und seine Wiedereinsetzung als König wurde in Paris gefeiert, als wenn damit die Revolution zum Abschluss gekommen und den auswärtigen Mächten jeder Vorwand zur Kriegserklärung genommen worden sei. Salicetti schrieb von Paris aus [2]): „Der König, die Königin, und die ganze königliche Familie gehen zu Fuss durch die Strassen von Paris, und werden stets unter Jubel des Volkes begrüsst. Schon beginnt die Königin wieder Theater zu erscheinen. Consummatum est. Die Aristokraten sind in Verzweiflung und wenn diese Feinde der Freiheit noch gegen dieselbe ankämpfen zu können glauben, so verdienen sie, einfach ins Irrenhaus gesperrt zu werden." Dieser Jubel und diese Siegeszuversicht aber waren von kurzer Dauer. Die Maassnahmen gegen die Emigranten und die eidesbrüchigen Priester wurden mehr und mehr verschärft und der Krieg trat schnell genug wieder deutlich in Sicht. Wo die Unversöhnlichkeit so weit gediehen war, vermochten schliesslich die Waffen allein den Ausschlag zu geben; die Gegner und Anhänger der Revolution wussten sich Beide nicht anders zu helfen und so ward Krieg bald die allgemeine Losung.

Das war es, was Napoleon unzweifelhaft ebenso bestimmt vorausgesehen als sehnlichst herbeigewünscht hatte. Seine

---

1) S. den Todtenschein bei Coston, II, 172.

2) Den 20. Sept. An Andrei, abgedr. bei Tommaseo, p. 340.

Stunde schien endlich schlagen zu müssen. In wieweit er sich an den Wahlen für die neue gesetzgebende Versammlung in Paris und die Verwaltungskörperschaften, die auf Corsica bis in den November hinein dauerten, betheiligt hat, wird uns nicht überliefert. Er wird aber gewiss kein müssiger Zuschauer geblieben sein. Unter den neuen nach Paris entsandeten Abgeordneten thaten sich der ungestüme Arena und der kluge Pozzo di Borgo hervor. Salicetti wurde abermals General-syndic des Departements, d. h. der oberste Vollziehungsbeamte auf der Insel, wo ihn bisher, während seiner Abwesenheit in Paris, Arena vertreten hatte. Joseph Bonaparte wurde Mitglied des Departementrathes zu Corte. Auch Fesch ist Napoleon eine wichtige Stütze. Derselbe war nämlich in die Stellung des alten Grossoheims getreten, hatte sich an die Spitze der eidleistenden Priester gestellt (welches Verdienst um die Revolution im Moniteur auszuposaunen,) man nicht versäumt hatte[1]) und war daher zur Zeit als oberster Geistliche in Ajaccio schwerlich ohne bedeutenden Einfluss. Ausserdem besass Napoleon im Club und in der Revolutionspartei überhaupt einen Rückhalt, auf den er rechnen konnte und den er jetzt um so mehr brauchte als er entschlossen war, nun auch für sich selbst eine Stelle auf Corsica in Anspruch zu nehmen. Natürlich konnte diese nur eine militärische, auf den Krieg berechnete sein. Von Paris waren nämlich 4 Bataillone besoldeter Nationalgarde auf Corsica ausgeschrieben worden, welche im Kriegsfalle mit dem regulären Heere vereinigt werden sollten. Die Offiziere dieser Bataillone sollten, wie bei der übrigen Bürgerwehr, aus freier Wahl hervor-

1) S. N°. 86, v. 27. März 1791. „Tous les ecclésiastiques fonctionnaires ont prêté le serment civique avec joie; on doit cet empressement général aux exhortations de M. Paoli, et en particulier à la conduite vraiment pastorale de M. Fesch, ancien archidiacre de la cathédrale d'Ajaccio."

gehen. Eines dieser Bataillone sollte in Ajaccio und Umgegend ausgehoben werden. Napoleon hoffte, an die Spitze desselben gelangen zu können. Dieses Unternehmen war ein sehr kühnes, denn er gab damit nicht nur seine bisherige Stellung im regulären Heere auf, sondern wollte vom Premier-Lieutenant gleich zum Oberst-Lieutenant vorrücken. Nur wenn ihm das Letztere gelang, lohnte sich der Einsatz. Um das Wagniss zu verringern und sich einen Rückzug vorzubehalten, veranlasste er den Oberbefehlshaber der Linientruppen auf Corsica, den Feldzeugmeister Rossi, einen Verwandten von sich, beim Kriegsminister um die Erlaubniss einzukommen, ihn zum Major-Adjutanten eines der Bataillone ernennen zu dürfen [1]), in welcher Stellung er aus dem Armeeverbande nicht auszuscheiden brauchte und die ihm dennoch eine wichtige Befehlshaberschaft verlieh. Doch blieb die bezügliche Antwort des Ministeriums in Paris so lange aus, dass darüber Napoleon's Urlaub, der nur bis zum 1. Januar 1792 dauerte, ablief. Damit waren die Würfel gefallen: Napoleon gab seine Stellung im französischen Heere auf, um sein Glück auf Corsica zu versuchen.

„Zwingende Umstände", schreibt er im Januar oder Februar 1792 [2]) von Corte aus an den Kriegscommissar Sucy nach Valence, „haben mich genöthigt, länger auf Corsica zu bleiben als es die Pflichten meiner Stellung verstatteten; ich fühle es, doch habe ich mir nichts vorzuwerfen: heiligere und liebere Pflichten rechtfertigen mich." Er fragt bei Sucy an

1) Rossi that es in einem Schreiben v. 1. Nov. 1791. Die ministerielle Antwort ist datirt: Paris, d. 14. Januar 1792. Dieselbe ist abgedr. bei Coston, II, 173 f.

2) Der Brief (abgedr. bei Coston, I, 198 f.) ist ohne Datum, fällt aber seinem Inhalte nach in das Jahr 1792, vor Empfang des ministeriellen Schreibens vom 14. Januar aus Paris.

wie er bei der Musterung am 1. Januar weggekommen sei und bittet um guten Rath, damit er der Streichung aus der Armeeliste wenn irgend möglich noch vorbeuge. Er bittet Sucy, dieses sein Schreiben nicht unnütz den anderen Kameraden zu zeigen. Im Uebrigen berichtet er in demselben: „Ich befinde mich zu Corte. Herr von Volney, — in der Republik der Wissenschaften bekannt durch seine ‚Reise nach Aegypten', seine ‚Denkwürdigkeiten über den Ackerbau', durch seine ‚politischen und commerciellen Erwägungen über den Vertrag von 1756', durch seine ‚Ruinen oder Gedanken über die Revolutionen der Reiche', und nicht weniger in den vaterländischen Annalen durch die Standhaftigkeit, mit der er zur Nationalversammlung hält, — will sich bei mir (chez moi) einrichten und seine Tage ruhig verleben, inmitten eines schlichten Volkes, auf einem fruchtbaren Boden, im Genusse des ewigen Frühlings dieses Landes." Napoleon macht mit dem berühmten Manne offenbar Parade. Er verstand es bekanntlich, Bekanntschaften zu nutzen und Volney war eine sehr wichtige, die in Paris an entscheidender Stelle, namentlich in Bezug auf Corsica, welches er als eine seiner Meinung nach, ungemein entwicklungsfähige Colonie von Frankreich längst ins Auge gefasst hatte, mit am meisten vermochte. Kein Wunder, dass Napoleon sich seiner zu bemächtigen suchte. Doch kehren wir zu seiner nächsten, militärischen Angelegenheit zurück.

Der Kriegscommissar Sucy liess den ersten Brief, wie es scheint, unbeantwortet[1]), Napoleon aber war viel zu zäh und hartnäckig und geschmeidig, als dass er es dabei hätte bewenden lassen. Kaum hatte ihn Rossi wirklich zum Major-Adjutanten des Bataillons von Ajaccio ernannt, so richtete er,

1) Vrgl. Napoleon's Brief an ihn vom 27. Februar 1792. „Vous m'avez, Monsieur, absolument négligé, car il y a bien du temps que je n'ai eu de vos nouvelles."

am 27. Februar, ein zweites Schreiben an Sucy, in welche er ihm davon Mittheilung machte, als von einem glückli gefundenen mezzo termine, der Alles versöhne. Ein Ma von Ehre aber hätte, an Napoleon's Stelle, längst seine Ent lassung eingereicht; das wusste Napoleon sehr wohl, er schrei daher jetzt: „In dieser schwierigen Lage ist der Ehrenpost eines guten Corsen in seinem Vaterlande; das ist der Grun wesshalb mich die Meinigen zurückgehalten haben; doch, d ich mit meiner Pflicht nicht zu feilschen verstehe! so hatte ich vor (?!), meine Entlassung zu geben.“ . . I hatte die Stirne, um die Rückstände seines Gehaltes[2]) ei zukommen. Der Oberst-Lieutenant des Regiments verbot d Auszahlung, weil Napoleon Valence sogar ohne Abschied z nehmen verlassen und den Termin des Urlaubes nicht ein halten habe, ja er habe nicht einmal für gut befunden, hi reichende Gründe wegen seines Ausbleibens anzugeben[3]) Wenn der Zahlmeister, wie derselbe später erzählt hat, tro dem, da er eben gut bei Kasse war, den Betrag Napol wirklich hat zukommen lassen, so wäre das eines der gl zendsten Zeugnisse für die fabelhafte Fähigkeit Napoleo sich ergebene Werkzeuge zu gewinnen.

Sein corsisches Bewusstsein konnte Napoleon in de Schreiben an Sucy so wenig verleugnen, dass er Frankrei kurzweg ‚Eure (votre) Nation' nennt. Verliere dieselbe z Zeit den Muth, so habe sie ihren Bestand auf immer verwirk Man dürfe, wie er meint, den Angriff der auswärtigen Mächt gar nicht erst abwarten. So brannte er auf den Ausbru des Krieges. — Sehr bezeichnend für seine unerschöpflich auch das Kleinste überdenkende Schlauheit ist's, wie er au

1) . . „comme je ne sais pas transiger avec mon devoir

2) Doch wohl nur für das letzte Quartal 1791, d. h. d Zeit seines Urlaubs.

3) S. Coston, I, 209.

dadurch mit Sucy im Zusammenhange zu bleiben sucht, dass er ihn mit der Besorgung von einem Paar Pistolen beauftragt. Allein alle seine Künste wollten nicht verfangen; die Situation war nicht zu retten: bereits am 6. Februar war er von der Armeeliste gestrichen worden[1]). So war denn die Brücke hinter ihm abgerissen; mit um so grösserer Energie betrieb er natürlich sein Emporkommen auf Corsica.

Der Wahlkampf um die Oberbefehlshaberstelle im Bataillon von Ajaccio war für ihn ein verzweifelt schwieriger, denn er hatte mit gewichtigen Gegnern, namentlich mit einem Pozzo di Borgo und Peraldi, zu thun. Die nächste Anwartschaft hatte unzweifelhaft der Schützling Paoli's, ein Peretti, für den dieser verzichtete zu Gunsten seines Schwagers Quenza, mit dem sich Napoleon seinerseits dahin verständigte, dass

1) Diese Thatsache wird allgemein übergangen, bezweifelt oder bestritten. Coston bezweifelt dieselbe, und nimmt sogar eine Beförderung Napoleon's (zum Capitän) vom 6. Februar an, weil Carbonne das bezügliche Patent unterzeichnet haben soll und dieser nur bis zum 10. März 1792 Kriegsminister blieb. Allein er scheint das Patent nicht selbst eingesehen zu haben, es fehlt über dasselbe unter seinen Belegen. Libri aber bemerkt (p. 8, Anmerkung): „Le brevet de capitaine signé par Louis XVI porte la date du 30. âout 1792. Dans ce brevet il est dit que la nomination de Napoléon comptera à partir du 6. février 1792: c'est là ce qui a fait supposa à tort que le brevet devait être daté du même jour." Weshalb in aller Welt erfolgte die Zurückdatirung auf den 6. Februar, wenn nicht die Streichung in der Armeeliste wieder wett zu machen? Am 30. August 1792 hatte, wie wir noch sehen werden, Napoleon die Mittel dazu in Händen. Wie er am 6. Februar 1792 sollte befördert worden sein, ist unbegreiflich. Mortimer-Ternaux (VI, 110) der seine Angabe offenbar aus Libri schöpft, sagt trotzdem, ohne dafür einen Grund anzugeben, „Pendant ce temps (6. février 1792) il recevait le brevet de capitaine d'artellerie, brevet signé de la main de Louis XVI."

er ihm die erste Oberbefehlshaberstelle überliess und dafür die zweite zugesprochen erhielt, die immer noch den Rang eines Oberst-Lieutenant hatte. Ohne diese Entsagung waren die Aussichten für den Erfolg zu gering gewesen. Auch jetzt war derselbe nichts weniger als gesichert. Napoleon befand sich während der Vorbereitung der Entscheidung in der leidenschaftlichsten Aufregung. Den Peraldi, der die auffallend eigenartige, ungelenke Erscheinung des kleinen Corsen mit seinem unermesslichen Ehrgeiz lächerlich zu machen suchte, hätte er niederstechen mögen. Die blosse Nennung seines Namens änderte Napoleon's Gesichtsfarbe. Seine Angehörigen mussten seinen Anordnungen unbedingt gehorchen und seinen geheimsten Wünschen zuvorkommen, denn der geringste Widerspruch brachte ihn nur zu leicht in giftige Wallung, in wilden Jähzorn. Er konnte aber auch dort, wo mit Befehlen nichts auszurichten war, ebenso geschmeidig, liebenswürdig, einnehmend sein als er sonst unleidlich, herrisch und gebieterisch war. „Er ward", schildert Nasica, „einestheils schweigsam und nachdenklich, andrentheils freundlicher, liebkosender, vertraulicher mit aller Welt. Er zeigte sich öfter in den Strassen, unterhielt sich länger als sonst mit Denen, die ihm begegneten, besuchte Diejenigen, die ihm nutzen konnten und verstand, sie für sich zu gewinnen". . . Der Aufwand, den sein Unternehmen seiner Mutter verursachte, war ein beträchtlicher, denn das Bonaparte'sche Haus hatte für die Parteigänger den Tag über gedeckten Tisch und diente des Nachts Vielen zur Herberge. So verlangte es die corsische Gastfreundschaft. Kurz vor der Wahl langten die Regierungscommissare an, welche dieselbe zu überwachen hatten. Nasica, der für all diese Vorgänge leider unser einziger Gewährsmann ist, schildert, wie Napoleon einen derselben gewaltsam in sein Haus habe entführen lassen, wie im Wahllocale ein Pozzo di Borgo von den Parteigängern Napoleon's mit Füssen getreten

u. s. w. Wir wollen diese mehr oder minder glaub-
Einzelheiten auf sich beruhen lassen, es war eben
chlacht, wie sie damals auf Corsica geliefert zu
gten und wo schwerlich eine Partei der anderen
und Leidenschaft etwas nachgab. Der Sieg ver-
a und Bonaparte. Die Proteste der Gegner wurden
lagen.

on war somit glücklich zweiter Befehlshaber des
von Ajaccio geworden. Dass er seine Leute zu
uszubilden, anzufeuern und für seine Person zu
verstand, wer wollte daran zweifeln? Es war über-
auserlesene Mannschaft, die zum Theil aus jenem
stammte, dem einst der gewaltige Kriegsheld Sam-
rossen war und dessen Bewohner noch immer unter
wegen ihrer unvergleichlichen Kriegstüchtigkeit
iel galten. Der Geist Sampiero's weilte noch unter
durfte von Napoleon um so ungefährdeter zum
leich ihres Heldenmuthes und ihrer Vaterlandsliebe
verden, als ja auch Jener unter französischer Fahne
atte. Unzweifelhaft war Sampiero diejenige Helden-
ihm selbst als nächstes Vorbild vorschwebte. Wie
und wie leidenschaftlich er sich für denselben be-
haben wir aus dem Fragmente seiner Geschichte
rsehen. Beide Gestalten sind einander in vieler
congenial, dass man den Einen durch den Andern
verstehen lernt.

eser seiner Kerntruppe durfte ein Napoleon glauben,
wenigstens auf Corsica, bald nichts mehr unmöglich
Mit wieviel geringerer Macht hatte doch Sampiero
Kampf gegen Genua und die Beherrschung der
nommen! Ihn, den man auf der Höhe seiner Lauf-
reffend als ‚die Incarnation des Erfolges' gekenn-

zeichnet hat[1]), musste der eben errungene Erfolg, so gering derselbe gegen seine späteren gehalten erscheinen mag, die verwegenste Zuversicht eingeben. Auch dieser Zug gehört zu seiner echt corsischen Natur: denn was Paoli gelegentlich von dem Volke sagt, dass man demselben nur wenige Geldstücke zu geben brauche, damit es sich bereits im Besitze der erhofften Millionen dünke, findet auf Napoleon und seine Ehrsucht vollgültige Anwendung. Wir dürfen uns daher fortan über seine Tollkühnheit nicht mehr verwundern, müssen vielmehr voraussetzen, dass auch seinen anscheinend geringfügigsten Handlungen die verwegensten Entwürfe zu Grunde liegen.

Das Bataillon, dem er vorstand, lag vorerst nicht in Ajaccio, sondern im District zerstreut. Napoleon musste an der Concentration desselben in der Stadt viel liegen; erst dann trat er recht eigentlich in den Besitz desselben; es ist daher anzunehmen, dass er nichts versäumt hat, dasselbe in die Stadt herein zu bekommen. Dieses fiel nicht schwer: ein Vorwand zu einer solchen militärischen Maassregel liess sich bei der herrschenden Aufregung und Verwirrung leicht genug finden und hat auch nicht lange auf sich warten lassen. Dicht bei Ajaccio besassen die Kapuziner ein Kloster. Der Stadtrath von Ajaccio, der von den Revolutionären beherrscht wurde, beantragte beim Departement die Entfernung der Mönche, dagegen befürwortete die zunächst competente Behörde, der Districtrath, das Verbleiben derselben. Darüber entspann sich ein Zwist, der den Revolutionären, die im Trüben zu fischen suchten, die beste Gelegenheit gab, die Stadt in Aufregung zu versetzen. Salicetti kam als General-Syndic (vielleicht auf der Reise mit Volney und Napoleon, der sich natürlich auch an ihn heran gedrängt hatte) selbst nach Ajaccio

1) So bezeichnet ihn die Gräfin Voss bei Gelegenheit der Zusammenkunft mit der Königin Louise in Tilsit. S. Voss ‚69 Jahre am preuss. Hofe.'

und bestimmte, dass das neue Bataillon Nationalgarde dahin verlegt werden solle. Was Salicetti, der bekanntlich zu den radicalsten Anhängern der neuen Ordnung zählte und dem man als einem wahrhaft fanatischen Corsen in Bezug auf seine Anhänglichkeit an Frankreich keineswegs trauen darf, damit beabsichtigte, ist nicht abzusehen, denn dass er durch Einführung der bewaffneten Bergbevölkerung, die von den Städtern über Alles gehasst und gefürchtet wurde, nicht die Ruhe befördern wollte, sondern weitergehende Absichten verfolgt haben muss, liegt auf der Hand.

‚Am 1. März', so schildert Napoleon selbst in einer rechtfertigenden Denkschrift, ‚erschien das Bataillon, bevor die Unzufriedenen eine Ahnung davon hatten, und verbreitete alsobald solchen Schrecken unter dieselben, dass einige von ihnen auf das italienische Festland flüchteten.' Darnach kann man die Art des Auftretens des Bataillons bemessen. Am 8. April kam es zu einer Katastrophe, über deren Ursachen und Tragweite die Meinungen sehr auseinander gehen; während die Einen in derselben eine zufällig entstandene Rauferei erblicken, glauben Andere einen förmlich organisirten Aufstand zu erkennen. Unsere Kenntniss des Vorganges beschränkt sich, wenn wir von den unzuverlässigsten Erzählungen Nasica's absehen, auf wenige, unzureichende Urkunden. Unter diesen aber ist eine, die bereits erwähnte Rechtfertigungsschrift Napoleon's, welche allein hinreicht, über den Charakter der Bewegung und seinen Antheil an derselben, kaum einen Zweifel zu lassen. Er vertritt hier die eigene Sache und wir besitzen keinen gegnerischen Bericht, wir müssen uns daher mit den Thatsachen begnügen, die er zu erwähnen für gut befunden hat; freilich bleiben uns aber die Schlussfolgerungen überlassen: es wird also darauf ankommen, seine Darlegung für den Sachverhalt möglichst auszubeuten und unparteiisch zu würdigen. Zunächst geht aus derselben hervor, dass zwischen

der Nationalgarde und der Bürgerschaft von Ajaccio ein
tägiger Kampf stattgefunden hat, in welchem es auf be
Seiten Todte und Verwundete gab. Derselbe wäre durch
Gegner veranlasst worden, welche die Bewegung
langer Hand vorbereitet und das Osterfest z
Ausbruch derselben angesetzt hätten. Das
rücht ging, dass man während der Procession, die der
meinderath aus Vorsicht 14 Tage lang hinausgeschoben ha
die Nationalgardisten überfallen und niedermachen wolle.
Osterfeiertag gab es einen Auflauf, wobei sich eine An
Menschen längere Zeit nur zum Scheine schlugen;
Posten, der am Seminar, in welchem die Nationalgardi
einquartiert waren, stand, suchte die Ordnung herzustel
dabei wurden er und seine Kameraden angefallen, wobei e
derselben niedergestochen wurde und die anderen die Fl
ergriffen. Der Oberst-Lieutenant Bonaparte, der sich in
Hauptstrasse befand, hörte das Losungswort der Versch
renen und Flintenschüsse, er verlangte daher, dass man
Generalmarsch schlage, worin man ihm aber nicht willfa
Hierauf will er sich an der Spitze seiner Offiziere Bahn
chen, wobei ein Lieutenant erschossen wird. Der Gemein
rath rührt sich nicht. Die Nacht vergeht in der grös
Aufregung. Der Commandant der regulären Truppen, wel
die Citadelle besetzt hielt, will den Nationalgardist
weder mit seinen Truppen zu Hülfe kommen, n
Munition liefern, noch auch sie in die Citade
aufnehmen. Alle Versuche, ihn dazu zu überred
bleiben erfolglos. Bonaparte und Genossen, welche
tels der festen Stellung im Seminar bereits die Hauptstr
beherrschen, besetzen hierauf auch noch andere strateg
wichtige Punkte, ohne dass man sie daran verhindert.
ganzen Tag über wird der Kampf mit Gewehrfeuer fortges
Gegen Abend vereinbart man endlich einen Waffenstillst

Der Gemeinderath fordert die Nationalgarde auf, das Seminar zu räumen und sich nach St François zurückzuziehen, was diese als ‚absurd' verweigert. Der Gemeinderath hätte, wie Napoleon meint, hierbei nicht frei gehandelt, sondern wäre von den Frevlern (‚les brigands,' anders nennt er die Gegner nicht) bezwungen worden. Deswegen und weil der Gemeinderath nicht Herr der Lage war, hätte man ihm nicht gehorcht. Am folgenden Tage, am Dienstag, kommen allseits die zur Nationalgarde gehörigen Bergbewohner herbei, um ihren Brüdern zu helfen. Diese weisen sie angeblich ab, indem sie darauf aufmerksam machen, wie sie doch erst höheren Befehl hätten abwarten müssen. Natürlich aber bleiben dieselben. In der Citadelle findet eine Besprechung unter den gegnerischen Führern statt. Allein man ruft immer wieder, dass die Bedingung des Friedens der Abzug der Bergbewohner sei und diese sind fest entschlossen, den Platz zu behaupten. Der Gemeinderath meldet, dass dieselben die Umgegend der Stadt verwüsten. Bonaparte eilt sofort hinaus, um ihnen Einhalt zu gebieten. (?) Die Salzzufuhr wird von der Stadt abgeschnitten, allein Quenza befiehlt, die Sperre wieder aufzuheben. Als ein Abgesandter des Districtrathes an der Spitze von 15—20 Gensdarmen mit einer weissen Fahne erscheint und die aus den Bergen herbeigekommenen Nationalgardisten fragt, wer sie herbeigerufen habe, antworten diese: ‚das Blut unserer Brüder, mit welchem das Pflaster der Stadt besprengt ist, die Verwegenheit der Verschworenen und das Bündniss der Vaterlandsfeinde', worauf der Parlamentär unverrichteter Sache abziehen muss. Am Dienstag hatte der Commandant der Citadelle die Kanonen gegen die von den Nationalgardisten besetzten Posten gerichtet, allein seine Mannschaft war von diesen gewonnen und versagte den Dienst. Erst als Commissare des Departements erschienen, hörte der Kampf auf.

An diese Commissare ist die Rechtfertigungsschrift gerichtet. In welchem Stile und mit welcher Dreistigkeit dieselbe aufgesetzt ist, offenbaren am besten Anfang und Ende derselben. Sie hebt nämlich mit folgenden Sätzen an: „Die Bösen haben ein Herz, um böse Empfindungen zu nähren, einen Geist, um Böses zu denken, eine Zunge, um Böses zu reden, und Arme, um Böses zu verrichten; sie besitzen häufig mehr geistige Fähigkeiten und mehr Kraft in den Nerven als der Gerechte; allein dieser hat für sich das Bewusstsein der guten Sache, welches ihm seine Handlungsweise unverrückbar vorschreibt und seinem Tactgefühl, wie überhaupt allen seinen Gaben, eine Fähigkeit verleiht, welche die geschicktesten Ränke, die wahrscheinlichsten und glaubwürdigsten Verleumdungen aufdeckt.“ Am Schlusse aber werden die Commissare aufgefordert, so unerbittlich zu verfahren wie möglich. Die Hauptschuld wird auf den Gemeinderath und noch mehr auf den Districtrath (von dem nur allein der Procureur-Syndic auszunehmen sei) gewälzt. Mit dem Commandanten auf der Citadelle will es Napoleon nicht verderben, derselbe wäre nicht ohne Schuld gewesen, allein diese wäre durch anderes Gute aufgewogen worden. Napoleon summirt seine Rechtfertigung (denn dass die Nationalgarde weder dem Gemeinderath, noch dem Districtrath gehorcht, dass sie Feuer gegeben habe u. s. w. kann er ja nicht leugnen) mit den Worten Cicero's: ‚ich schwöre das Vaterland gerettet zu haben.' Die Rettung des Vaterlandes sei das höchste Gesetz, diesem hätten sie zu willfahren. Das ist bekanntlich die Formel, mit welcher auch die Terroristen damals ihre Greuelthaten zu beschönigen pflegten.

Eines weiteren Commentars bedarf die Denkschrift für den Unbefangenen nicht. Es fragt sich nur noch, was die Nationalgarde, was vor allem Napoleon selbst mit dem Aufstande bezweckte? Offenbar zunächst die Herrschaft über

Ajaccio und zwar mittels der Citadelle, die der Commandant nicht einräumen wollte. Wäre die Nationalgarde in dieselbe eingedrungen, wer hätte sie daran verhindern können, sich mit den Kameraden der Linientruppen, die meist selbst Corsen waren, zu verbrüdern und die französischen Offiziere, den Commandanten an der Spitze, als Aristokraten und Anti-Revolutionäre in Sicherheit zu bringen? Das Unternehmen scheiterte, indem die List nicht verfing und der Commandant, welcher in einem Theile der Bürgerschaft eine Stütze fand, die Kanonen gegen die Aufwiegler richtete. Er ist es denn auch, der sich mit einer Klagschrift gegen Quenza und Bonaparte an das Ministerium nach Paris wandte, deren Erfolg noch sehen werden.

Aehnliche Unternehmen scheinen in den anderen von den Franzosen besetzt gehaltenen Küstenplätzen vorbereitet gewesen zu sein, wenigstens erwähnt Napoleon in seiner Rechtfertigungsschrift als Gerücht, dass auch zu Bastia und Bonifacio Verschwörungen im Gange gewesen seien und Paoli selbst schreibt in einem Briefe vom 21. April, wo er auf den Vorfall in Ajaccio zu sprechen kömmt, wie auch in Calvi zwischen der Linientruppe und den Nationalgardisten Reibungen zu befürchten wären, wenn diese nicht ihren Antheil an der Besetzung der Citadelle erhielten. Ziehen wir hierzu in Betracht, wie bereitwillig die Bergbewohner herbeigeströmt waren, so ist die Tragweite des Unterfangens augenfällig: wie leicht konnte es doch geschehen, dass auf diese Weise Corsica für Frankreich verloren ging! An eine Wiedereroberung der Insel, eben jetzt, da es den Kampf mit dem halben Europa aufzunehmen galt, war nicht zu denken. Die Corsen brauchten die gegen Frankreich Coalirten in diesem Falle gewiss nicht zu fürchten, denn die Genuesen waren machtlos und in Sardinien und England besassen sie alte Bundesgenossen. Günstiger konnten die Umstände für die Befreiung

der corsischen Nation von den Franzosen und die Sicherung ihrer völligen Selbständigkeit gar nicht liegen. Wenn man sich daher über Etwas verwundern soll, so ist es darüber, dass der Plan nicht einmüthiger ergriffen und glücklich durchgeführt wurde. Dieses erklärt sich, sobald man in Betracht zieht, dass derselbe nicht von den obersten Leitern, namentlich nicht von Paoli, sondern von Napoleon und Genossen ausging, der sich dabei die Sporen verdienen und die Herrschaft über die Insel womöglich für sich erkämpfen wollte. Dafür zeugt auch der Umstand, dass Napoleon jetzt, da das Unternehmen missglückt war, das einzige Opfer derselben wurde, denn während er von Paoli seiner Stellung als zweiter Befehlshaber des Bataillons enthoben wurde, behielt Quenza die seinige. Im Uebrigen that Paoli was in seinen Kräften stand, den missliebigen Vorfall, der in Frankreich verstimmen musste, vergessen zu machen. Er wollte darin nur einen blutigen Tumult erblicken, wie ihrer in Frankreich selbst fast täglich weit schlimmere vorfielen [1]) und versah so den Vorwürfen, wie er sie von Paris aus erwartete, die leicht sehr unliebsame Maassregeln im Gefolge haben konnten, zuvor zu kommen.

Dadurch, dass Paoli die Ruhe auf der Insel verbürgte, vermied er am besten die Einmischung Frankreichs. Dies ist der Schlüssel zu seiner damaligen Politik, die offenbar darin bestand, dass er auf diesem friedlichen Wege, ohne Gewalt, die corsische Selbständigkeit oder wie er es nannte Freiheit (Selbstverwaltung würden wir heute sagen) sichern wollte. In diesem Sinne hatte er die neue Verfassung als eine Befreiung begrüsst. Je demokratischer sich dieselbe gestaltete, desto näher rückte er dem vorgesetzten Ziele. Erreichte er dasselbe, so war es ein Zustand ähnlich demjenigen

1) Vrgl. seinen Brief an Boerio vom 21. April 1792.

den er zur Zeit der Einmischung Choiseul's in den Kampf mit Genua vergeblich erstrebt hatte. Das innige Verhältniss Corsica's zu Frankreich beruhte nach seiner Vorstellung ganz naturgemäss auf dem gemeinschaftlichen Interesse, dessen Spitze gegen Genua gerichtet war. Eine Lossagung von Frankreich konnte nur dann von ihm in Erwägung gezogen werden, wenn dasselbst die Revolution unterlag, d. h. der König mit Hülfe der auswärtigen Mächte das ‚ancien régime' wieder aufrichtete, aber wenn die Anarchie, die Pöbelherrschaft, so sehr die Oberhand erhielt, dass darüber auch das corsische Gemeinwesen zu Grunde zu gehen drohte. Seine Hoffnung ging vorläufig noch dahin, dass Ludwig XVI. einsehen werde, wie sein König weit besser daran sei mit einer Nationalversammlung und einem verantwortlichen Ministerium zur Seite, als unter dem Einfluss der Prinzen von Geblüt, eines aristokratischen Hofstaates und des Clerus[1]), dass er daher durch seinen aufrichtigen Anschluss an das Volk den Bürgerkrieg zum Austrag bringen und damit auch das Verhältniss Corsica's zu Frankreich nicht gefährden werde. — Trotz aller Resignation wurde aber Paoli's Stellung mit jedem Tage eine schwierigere. Dieses spiegelt sich in seinen Briefen deutlich wieder. So schreibt er unterm 26. Juni 1792, von Corte aus, an einen Freund: „Sobald ich mich von dem Sitz der Regierung entferne, entstehen in den Cantonen Unordnungen. Sobald ich hier bin, ist alles ruhig, und ich kann die Vorbereitungen treffen zur Vertheidigung der Freiheit und der Verfassung. Wenn zum Unglück, wie ich fürchte, irgend eine schlimme Nachricht eintrifft, lasst die niedrigen Seelen meine Treue bezweifeln und mich anklagen: ich besitze den unbestechlichen Richter in meinem Gewissen. Ueber Gunstbezeugungen bin ich erhaben und fürchte weder Hinterlist noch Uebermacht.

---

1) S. seinen Brief an Andrei vom 1. Januar 1792.

Die Freiheit, das Vaterland, die Verfassung, das sind meine Leitsterne. Wer diese vertheidigt, wird mich, wenngleich hinfällig, an seiner Seite finden. Der Feind wird meine Ueberzeugung so wenig wie meine Sprache ändern."

Neben der Misswirthschaft auf Corsica, der schamlosen Unterschleife, wie sie die niedrigsten und höchsten Beamten ausübten, machten vor allem die ehrgeizigen Streber Paoli zu schaffen. Es scheint, dass er in dieser Beziehung den jungen Napoleon Bonaparte bereits vor der Katastrophe zu Ajaccio in's Auge gefasst hatte, wenigstens wird berichtet, dass dieser durch eine Rede, die er am 2. December 1791 im Club zu Calvi hielt, sein Missfallen erregt hätte [1]). Dass Napoleon jetzt um seine Gunst gekommen war, geht deutlich daraus hervor, dass er abgesetzt wurde.

Mit der Gunst Paoli's aber verlor Napoleon jeden Rückhalt auf Corsica, er suchte denselben daher wieder in Frankreich, von wo ihm überdiess in Folge des Berichtes des Commandanten von Ajaccio Unheil drohte. Im Mai eilte er deshalb nach Paris. Vielleicht, dass er von dort aus die erlittene Niederlage wieder gut zu machen vermochte! Denn dass das nächste Ziel seines Ehrgeizes nach wie vor, nach der erfahrenen Demüthigung erst recht, die Hauptrolle auf Corsica blieb, werden wir bald sehen.

Napoleon's Aufenthalt in Paris im Sommer 1792.

Napoleon's Rechnung ging offenbar auf Anarchie und Krieg: je mehr diese obsiegten, desto mehr Aussicht hatte er auf Nachsicht wegen des Vorgefallenen und Wiederaufnahme in's Heer. In beiden Beziehungen hatte sich die Lage für ihn sehr günstig gestaltet. Am 20. April hatte Ludwig XVI.

1) S. Coston, I, 198.

die Kriegserklärung gegen den König von Ungarn und Böhmen in der National-Versammlung feierlich verkündet. Damit war die Aufregung im Volke, dessen Furcht vor den kriegstüchtigen Heeren des Auslandes im Misstrauen gegen den König gipfelte, auf's Höchste gesteigert worden. Die Freiheit, hiess es, sei zugleich im Inlande und vom Auslande her frevlerisch bedroht, das gesammte Volk müsse sich zur Rettung und Sicherung derselben erheben. Diese Stimmung benutzten die auf den Umsturz der monarchischen Verfassung bedachten zu einem frischen, thatkräftigen Anlauf. So erhielt die revolutionäre Bewegung durch den Krieg einen neuen Impuls, dessen Tragweite Niemand zu ermessen vermochte. Das girondistische Ministerium, das sich der rathlose König hatte aufdringen lassen, hatte mit den Clubs und den Führern des Pöbels nahe Fühlung und brachte deren Forderungen mehr oder minder zur Geltung. Die Lage des Königs wurde täglich eine verzweifeltere. Er musste seine Garde, welche die Tuilerien bewachte, entlassen und sich derart selbst völlig wehrlos machen. Zu gleicher Zeit bewirkte der Kriegsminister Servan, der seine Collegen an revolutionärem Eifer noch überbot, dass jeder Canton des Reiches aufgefordert wurde, fünf Bewaffnete, s. g. Föderirte, zum Verbrüderungsfest am 14. Juli nach Paris zu entsenden. Das gab eine Streitmacht von 20,000 Mann, über deren radicale, auf den Umsturz des Königthums gerichtete Gesinnung kein Zweifel bestand und die mit dem Pöbel der Vorstädte die verhältnissmässig besonnene, auf Aufrechthaltung der Ordnung und des Besitzstandes bedachte Nationalgarde zu lähmen vermochte. Diese Maassregel, die ohne Wissen und gegen den Willen des Ministerpräsidenten Dumouriez getroffen worden war, und den Zwiespalt unter den Mitgliedern des Ministeriums offenbarte, benutzte der König, sich die verhassten Rathgeber vom Halse zu schaffen. Zwei Tage später, am 17. Juni, trat auch

Dumouriez selbst ab. An Stelle der Girondisten erhielten das Ministerium Gesinnungsgenossen von dem gemässigteren General Lafayette, welcher als Befehlshaber eines der Kriegsheere an der belgischen Grenze und durch seinen Einfluss auf die Nationalgarde die Situation beherrschen zu können schien. Indessen erfolgte am 20. Juni bereits ein seit lange vorbereiteter Aufstand des pariser Pöbels. Die bewaffneten Massen drangen unter Anführung des Bierbrauers Santerre in die Tuilerien, umlagerten drohend die königliche Familie in ihren Gemächern und verlangten u. A. die Wiedereinsetzung des entlassenen Ministeriums. Die ruhige, gefasste Haltung des völlig wehrlosen Monarchen war seine Rettung. Der ordnungslose Pöbelhaufe, der schliesslich selbst nicht wusste, was er eigentlich sollte, verzog sich gegen Abend wieder, ohne dass es zu einem Zusammenstoss gekommen wäre. Das gemässigte Ministerium blieb im Amte und ordnete gegen die Leiter des Aufstandes eine Untersuchung an.

Bei diesen Vorgängen war Napoleon's nächstes Interesse mit im Spiele.

Wann er in Paris anlangte, ist genau nicht zu ermitteln. Während des Aufstandes am 20. Juni war er aber anwesend. Bourrienne erzählt, wie sie den Tag zusammen verlebten. Sie hätten die wirren Volkshaufen gegen die Tuilerien herankommen sehen und wären denselben nachgefolgt. Als sie Ludwig XVI. erblickten, wie er in einer Fensterbrüstung der Tuilerien mit der Jacobinermütze auf dem Kopfe erschien, hätte Napoleon ziemlich laut gerufen: „Dieser Laffe! wie hat man dieses Gesindel nur einlassen können? Man hätte ihrer 4—500 niederkartätschen müssen und die Anderen liefen noch!“ Diese Anecdote, denn mehr ist die Erzählung nicht, kennzeichnet die echt militärische Verachtung des wirren Volkshaufens als Macht und die dictatorische Entschlossenheit Napoleon's, wie er sie drei Jahre später am 13. vende-

ler Welt offenbart hat, so treffend, dass man fast
en möchte, dieselbe sei eine spätere Erdichtung. Im
ı darf man sich durch dieselbe nicht dahin irre führen
zu glauben, dass Napoleon den Aufstand und den
ı Pöbels nicht erhofft hätte. Wie sehr er den Sturz
ıässigten Ministeriums wünschen musste, geht aus
twortschreiben des Kriegsministers Lajard an den
danten in Ajaccio unzweideutig hervor. Dasselbe ist
Juli und lautet: (Abgedr. bei Nasica)

t dem Briefe, den Sie am 25. April an Herrn v. Grave
, habe ich die beigelegten Actenstücke empfangen,
alle die während der Osterfeiertage zu Ajaccio von
ischen nationalen Freiwilligen (volontaires nationaux)
ıen Ausschreitungen betreffen.

ch aufmerksamster Prüfung dieser Stücke, bin ich
;t, dass man nicht mehr Umsicht, Mässigung und
r das Gemeinwohl an den Tag legen kann, als Sie
so unangenehmen und heiklen Lage bewiesen haben;
ı Herren Quenza und Bonaparte wegen ihres Beneh-
reng zu tadeln sind und dass man sich nicht ver-
ıann, wie sie die Unordnungen und Ausschreitungen
uppe begünstigt haben.

ären die begangenen Vergehen rein militärischer Natur,
:h nicht gezögert haben, beim Könige den Befehl zu
ı, um diese beiden höhern Offiziere vor ein Kriegs-
zu stellen, sowie alle Diejenigen, die an den Aus-
ıgen theilgenommen haben; allein durch die neuen
werden diese Art Vergehen ausschliesslich den ge-
ıen Richtern zugewiesen; da dieselben die öffentliche
ıit betreffen und nächst den Militärpersonen auch
iche betheiligt sind, habe ich die Angelegenheit dem
inister überweisen und ihm die Ertheilung der Befehle
ıen müssen, die er erforderlich finden wird, um die

Urheber all dieser Unordnungen und ihre Hauptgenossen bestrafen zu lassen."

Ueber die Einzelheiten und den weiteren Verlauf der Angelegenheit fehlt uns — bezeichnenderweise — jegliche Kunde. Aus Dem, was wir wissen, geht aber unzweifelhaft hervor, dass der Misserfolg des Aufstandes am 20. Juni auch für Napoleon einen Misserfolg bedeutete. Er musste daher mit den Rädelsführern in der Hauptstadt (den Danton, Marat und Robespierre) und mit den gestürzten Girondisten (Roland, Servan und Genossen) auf einen neuen Stoss gegen das von allen Seiten einstürzende Gebäude der monarchischen Verfassung warten; eher konnte sein auf eine Sandbank gerathenes Fahrzeug nicht wieder flott werden.

Die Aussichten blieben für ihn in dieser Beziehung sehr günstige. Zwar hatte der gefürchtete Lafayette auf die Kunde von dem am 20. Juni Vorgefallenen sofort sein Heer verlassen und sich nach Paris aufgemacht, um die bedrohte Verfassung wo möglich noch zu retten, allein er kam ohne Truppen und kehrte nach einer schnell verhallenden Rede in der Nationalversammlung unverrichteter Sache wieder um. Die Clubs und der Pöbel behielten die Oberhand.

Es ist von Interesse zu lesen, wie sich Napoleon damals über diese Vorfälle geäussert hat; nicht dass wir eine Urkunde besässen, die uns seine aufrichtige Meinung überlieferte, allein es ist aus dieser Zeit doch ein Brief bekannt geworden, der, wenn man die Umstände, unter deren Einfluss derselbe aufgesetzt worden ist, und den Zweck, den Napoleon mit demselben verfolgte, im Auge behält, einen tiefen Blick in sein Wesen und Treiben verstattet. Derselbe ist vom 3. Juli 1792 und an seinen Bruder Lucian gerichtet, der hier zum ersten Mal in politischer Thätigkeit erscheint und gehört in jene bereits gekennzeichnete Kategorie Napoleonischer Schreiben, wie er sie an seine nächsten Angehörigen zu rich-

, damit sie in die Oeffentlichkeit gebracht und für
e Aeusserungen genommen würden. Lucian sollte
vermuthlich in Ajaccio umlaufen lassen und im
sen [1]). Von diesem Gesichtspunkte aus will das
standene Schriftstück beurtheilt sein. Wir schalten
einem ganzen Inhalte nach hier ein. Der Leser
lbst.

chicke Dir den Entwurf über die Einrichtung des
1 Unterrichts. Noch ist nichts Bezügliches ent-
rorden; bei der gegenwärtigen Aufregung wird die
ng sich auch schwerlich damit befassen können.
it Aufmerksamkeit und mache Dir den Inhalt, mein
ian, zu Nutze; es ist kein Meisterwerk, allein der
t doch gut.

Schritt Lafayette's haben die Verständigen (l'homme
in beurtheilt, dass er für die Freiheit nothwendig,
gefährlich gewesen sei. In Revolutionsangelegen-
kt ein Beispiel wie ein Gesetz und das Beispiel,
r General gegeben hat, ist ein sehr gefährliches.
acobinische Faction wird weiter schreiten; das Volk,
inen untersten Schichten, ist gereizt und wird es
ie einen Stoss geben. Dieser Stoss dürfte den
sturz der Verfassung beschleunigen.

Herren an der Spitze sind jämmerliche Leute. (Ceux
. la tête sont de pauvres hommes.) Man muss ge-
bald man dieses Alles aus der Nähe sieht, dass

sica bemerkt über die äussere Beschaffenheit des Briefes: re n'est pas signée, mais elle contient le paraphe le Napoléon, et l'écriture est la sienne. Elle est sse." Letzteres kennzeichnet den Brief als Einlage; t auch der Umstand schliessen, dass von Napoleon's n Verhältnissen gar nicht die Rede ist. Zum Beweis eit dienen auch Inhalt und Form des Briefes.

die Völker es kaum werth sind, dass man sich um ihre Gu bemühe. Du weisst, wie es in Ajaccio hergegangen ist, Paris geschieht genau das Nämliche; vielleicht sind hier Menschen noch kleinlicher, schlechter, verleumderischer u tadelsüchtiger. Man muss die Sachen aus der Nähe seh um zu begreifen, wie Begeisterung eben nur Begeisteru ist und dass das französische Volk ein alt gewordenes ohne Vorurtheile, ohne innere Verbindung (un peuple vie sans préjugés, sans liens).

„Ein Jeder sucht seinen Vortheil und will emporkomm Dank allerhand Schändlichkeit und Verleumdung schmie man heutigen Tages Ränke so niedrig wie nur je. Dies Alles untergräbt den Ehrgeiz. Man beklagt Diejeni welche das Unglück haben, eine Rolle zu spielen, zumal w sie dieselbe entbehren können: ruhig hinzuleben, sich Liebe zur Familie und zu sich selber zu erfreuen, das mein Lieber, die Wahl, die man treffen muss, wenn 4—5000 Livres [1]) Rente hat und im Alter von 25 zu 40 Je steht, d. h. wenn eine beruhigte Phantasie Einen nicht plagt.

„Ich umarme Dich und empfehle Dir, Dich in Allem mässigen; in Allem, hörst Du, falls Du glücklich leben will

Wem fällt beim Lesen dieses Schreibens nicht dasjen an den Kriegscommissar Naudin ein? Hier wie dort w Napoleon, dass man von ihm glaube, er sei ohne Ehrg und kenne kein höheres, ihm angemesseneres Lebenspri als die Gemüthsruhe und friedliche Genusssucht der E kuräer. Der Entwurf über die öffentliche Erziehung, für d

1) Nasica hat „Francs". Auf eine streng gewissenhafte, vi kommen wortgetreue Wiedergabe von Urkunden ist bei i leider nicht zu rechnen. Möglicherweise ist die französis Wiedergabe des Schreibens eine Uebersetzung aus dem I lienischen.

chreiben an keinen Franzosen gerichtet ist, dafür zeugt urtheilung des Volkes in seiner Gesammtheit: so durfte s nur ein Corse seinen Landsleuten schreiben, denen mit schmeichelte und um deren Gunst er buhlte. Die nd Weise wie er über Volksbegeisterung abspricht und n zur Mässigung ermahnt, hat voraussetzen lassen, dass n um diese Zeit von der demagogischen Agitation ab- e und ganz ausschliesslich den Waffenthaten hingab. ist ein Irrthum. Wir werden vielmehr sehen, wie er ein Helfershelfer Lucian sich eben jetzt dem aufstän- n Pöbel so innig als möglich zugesellen und mit der ution verwegen Schritt halten. Deswegen bekundet dieses ben aber doch in der That deutlich genug, wie wenig leon mit dem Herzen bei der Sache war; das Schicksal französischen Volkes und die Freiheit kümmerten ihn ; die Revolution war ihm nicht Zweck, sondern Mittel: nutzte sie zu seinem Emporkommen. Den Parteien in reich, deren entfesselte Leidenschaften tief im natio- l Bewusstsein wurzelten, stand er wie ein Fremder gegen- ; es war der ebenso stählerne als geschmeidige Corse, sie kaltblütig nach ihren Machtverhältnissen abwog und einem persönlichen Vortheil ausnutzte; dadurch, dass er

Die Ankündigung eines neuen Sturmes, der der
mensturz der Verfassung bewirken konnte, ging bal
füllung. Derselbe war aber auch nicht schwer voraus:
die Vorbereitungen waren in der Hauptstadt längst g
man wartete nur auf die Ankunft der Förderirten, d
gestüm den Ausschlag geben sollte, vor Allem auf
seiller. Schon am 5. April hatte ein Abgesandter der
Handelstadt des Südens, Barbaroux, deren Kommen
sicht gestellt. Am 19. Juni, Tags vor dem Einbruc
Tuilerien, war eine bezügliche Deputation an den S
der gesetzgebenden Versammlung erschienen, um
künden, dass ‚der Tag des Zorns für das Volk' ge
und die begonnene Revolution zu Ende zu führen
12. Juli, zwei Tage vor dem Verbrüderungsfeste,
eine zweite Adresse des Gemeinderaths von Marsei
Paris, in welcher die Absetzung des Königs verlang
Das aufschiebende Veto desselben, hiess es, erhebe de
eines Einzelnen über den des ganzen Volkes und
daher nicht weniger gegen die Vernunft als gegen
tionale Interesse, dem Volke stehe es zu, über
ziehende Gewalt, so gut wie über jede andere Amt
tung zu beschliessen. Dieser Aufruf war etwas
indem Ludwig XVI. ängstlich einlenkte und das
am 14. Juli mit feierte. Um so ungeduldiger nur
die auf Umsturz Sinnenden auf die Marseiller, we
im Triumphe in kurzen Tagesmärschen herankam
ihrer südländischen fanatischen Begeisterung und V
heit versprach man sich mit Recht den entscheidende
Ihr Feuer sollte die Pöbelmassen der Vorstädte fri
trisiren. Am 30. Juli hielten sie, nur etwas über 5
stark, ihren Einzug in Paris. Der Plan zum Sturm
die Tuilerien ward gleich gefasst, erlitt aber me
Aufschub, bis er am 10. August endlich zur Ausführ

und vollständig glückte. Ludwig XVI. gab sich im entscheidenden Augenblicke gefangen, indem er in die Nationalversammlung flüchtete; die Edelleute und heldenmüthigen Schweizer Söldner, welche ihn in den Tuilerien vertheidigen wollten, wurden zum grössten Theil ein Opfer des blutgierigen Pöbels. Das uralte, legitime Königthum der Bourbonen war dahin. Ludwig XVI. wurde seines Amtes entsetzt und mit seiner Familie in den Tempel-Thurm gesperrt.

Der 10. August brachte für Napoleon die entscheidende Wendung, nicht sowohl dadurch, dass der Platz frei wurde, den er später für sich erobern sollte — eine solche Zukunft konnte er sich damals noch nicht träumen — als zunächst dadurch, dass der Kriegsminister Lajard seinen Platz wieder an Servan abtreten musste. Zu gleicher Zeit übernahm das Marineministerium der Mathematiker Monge, dessen Schüler Napoleon auf der Kriegsschule zu Paris gewesen war und der ihm bald ein treuer Hülfsgenosse auf seiner politischen Laufbahn wurde. Kein Wunder, wenn er daher jetzt, am 11. August, seinem Oheim Paravicini schreiben konnte: „Machen Sie sich wegen ihrer Neffen keine Sorge, sie werden sich Platz zu machen wissen [1])."

Napoleon's Jubel war um so grösser, als seine Lage eine wahrhaft verzweifelte erscheinen konnte. Bourrienne erzählt, wie seine Geldverlegenheit eine so grosse geworden sei, dass er sich genöthigt fand, seine Uhr bei dessen Bruder zu versetzen und ist hierin durchaus zu glauben [2]). Wenn

1) Vrgl. Norvins, Hist. de Napol.; auch Coston, I, 2.

2) Die Lobredner Napoleon's spotten über diese Bemerkung Bourrienne's. Es ist aber bezeichnend wie Joseph Bonaparte, der die Wiederlegung Bourrienne's übernommen hat, die Geldverlegenheit Napoleon's im Jahre 1795 eifrig bestreitet, über das Jahr 1792 jedoch stillschweigend hinweggeht. Vrgl. Bourrienne et ses erreurs par le comte de Survillers etc. Bruxelles 1832, I, 28. Auch Coston, I, 219.

die Königlichen siegten, so war sein Schicksal nicht abzusehen. Niemand hoffte daher mit mehr Ungeduld auf den Sieg der Marseiller, als Napoleon. Dass er, der erfahrene Clubist des Rhonethales, mit ihnen sehr nahe Fühlung haben konnte, liegt auf der Hand. Es sind sogar Anzeichen vorhanden, welche leicht auf eine unmittelbare Betheiligung seiner am Kampfe gedeutet werden dürften.

Zunächst hat er den Schauplatz der Katastrophe in einem Gespräche auf St Helena selbst als Augenzeuge geschildert. „Niemals", äusserte er, „hat eines meiner Schlachtfelder mir eine Vorstellung von soviel Leichen gegeben, wie die Menge der gefallenen Schweizer; sei es dass die geringe Fläche ihre Zahl so in die Augen fallen liess, sei es dass ich den ersten derartigen Eindruck empfing. . . Ich durchlief alle Schenkwirthschaften in der Nähe der Nationalversammlung, allenthalben herrschte die äusserste Aufregung, in allen Herzen brannte der Zorn, derselbe zeigte sich auf allen Gesichtern, und das obgleich die Menschen keineswegs dem Pöbel angehörten; diese Orte müssen täglich von denselben Menschen besucht worden sein, denn, obgleich ich nichts Auffallendes in meiner Tracht hatte, konnte ich leicht bemerken, wie mich viele feindliche und misstrauische Blicke verfolgten, gleichwie einen Unbekannten oder Verdächtigen; vielleicht weil mein Gesicht mehr Ruhe zeigte, als die meisten übrigen." Diese Auslassung bezeugt freilich nur, dass Napoleon der Bewegung aufmerksam gefolgt ist. Sein Bruder Joseph scheint aber in seinen Denkwürdigkeiten[1]) mehr zu sagen, nach ihm war wenigstens Napoleon auch während des Kampfes selbst zugegen (il avait été présent à l'action). „Er schrieb mir, fährt Joseph fort, einen sehr eingehenden Brief, den ich meinen Collegen im Directorium des De-

1) Mémoires du Roi Joseph, I, 47.

ırde zu tödten; ich sagte ihm: — Südländer! retten
n Unglücklichen! Bist du aus dem Süden? — Ja. —
ann, so retten wir ihn!“ Napoleon betrachtete dem-
lie Marseiller als nähere Landsleute und Kameraden
ch. Trotz dieser verdächtigen Anzeichen halten wir
ı für das Wahrscheinlichste, dass er sich am Kampfe
betheiligt hat, und zwar, weil der Sieg auch ohne
lithülfe gesichert war, und weil er der Erste, denselben
ıuten, gewiss der Letzte war, seine Person ohne Noth
piel zu setzen. Es gab überdiess Mittel und Wege
die Katastrophe zu befördern, ohne die Waffen zu
oder in den Vordergrund zu treten: er brauchte dazu
jenen Schenkwirthschaften, die er besuchte, durch ein
erechnetes Wort zum Kampfe anzufeuern u. drgl. m.
ıpoleon's Fühlung brauchte sich im Uebrigen nicht auf
ırseiller zu beschränken. Der Hauptheld des Tages
ie schon am 20. Juni, der Bierbrauer Santerre. Der-
hat drei Jahre später, am 13 vendemiaire, Napoleon
ɛ geleistet und ist vom ersten Consul im Jahre 1800,
ım er seinen Rang als Divisionsgeneral während der
ɔn gegen die Schreckensherrschaft verloren hatte, in

denken. Napoleon's Verbindungen mit den Machth
den Vorstädten von Paris, die ihn im Jahre 1795 so
emporbringen helfen, dürften von diesen Aufständen
mer 1792 datiren. Jedenfalls sammelte er zur Zeit au
entscheidungsvollen Boden die lehrreichsten Erfahru

Am 30. August erhielt er seinen Theil am Sieg
er in die Armeeliste wieder aufgenommen und zum
befördert wurde. Seine Bestallung ward sogar auf d
bruar zurück datirt. Das Regiment, in welches er ei
wurde, stand unter Dumouriez an der Mosel[1]), i
gegen die siegreich vordringenden Preussen und Oeste
trotzdem begab sich Napoleon nicht zu demselben,
eilte wieder nach Corsica. Ein Vorwand zu dies
maligen Fahnenflucht war leicht gefunden, indem de
alle königlichen Erziehungs-Anstalten zu räumen, au
Schwester Elisa traf. Am 1. September ward diese
vom Districtrath zu Versailles übergeben und er lie
nicht nehmen, sie selbst heim zu bringen. Wann
verlassen hat, ist genau nicht zu ermitteln, doch s
noch einen Theil des Septembermonats daselbst ve
haben[2]). Anfangs October finden wir ihn wieder in
Es galt, die zu Ostern erlittene Niederlage wieder
machen.

Der Kriegszug gegen Sardinien.

Die Misswirthschaft auf Corsica war seit der
von Salicetti, auf dessen energisches Eingreifen Paoli
seiner Verzweiflung Anfangs einige Hoffnung gemacl
womöglich noch ärger und schamloser geworden. I

1) S. Nasica, 209.
2) Vrgl. Coston, I, 219.

wirrung wurde von den Behörden, deren Mitglieder im Trüben für sich zu fischen suchten, — und dieses gilt namentlich auch vom Departementsrath — nur gefördert. Sie plünderten die öffentlichen Kassen und machten jede Ueberwachung unmöglich. Salicetti selbst und seine nächsten Helfershelfer, die Gebrüder Arena, werden dabei als die Maassgebenden, wohl auch die Schlimmsten gewesen sein. Paoli sah in diesem ihrem Schuldbewusstsein die erste Ursache ihrer Entzweiung mit ihm [1]). Sie wurden nämlich allmählig seine heftigsten und gefährlichsten Gegner. Er sah in ihnen habsüchtige Heuchler, die unter dem Deckmantel der Begeisterung für das Volkswohl und die Freiheit nur auf Gelderwerb und Herrschaft ausgingen. Er verachtete sie, wie alle seine Feinde, mit dem ganzen Stolze seiner hochfahrenden Seele. Sie hielten aber fest zusammen und waren mit ihren zahlreichen Anhängern bereits viel zu mächtig geworden, als dass er sie hätte lahm legen können. Doch war Salicetti's Amtszeit als procureur général syndic im Herbst 1792 abgelaufen und er ging daher wieder als Abgeordneter nach Paris, diessmal in den National-Convent, der am 21. September zusammentrat und die Republik verkündete. An seine Stelle kam als oberster Vollziehungsbeamte auf Corsica, der bisherige Abgeordnete Pozzo di Borgo, Paoli's ergebenster Schützling. Schon Dieses musste den unmittelbaren Einfluss Paoli's auf die Regierung in Corsica beträchtlich vermehren. Hierzu kam, dass er von Paris aus zum commandirenden General der dreiundzwanzigsten Division, d. h. der regulären Truppen auf der Insel, ernannt wurde. Er nahm diesen Posten, der weder seinen aufgeriebenen Kräften, noch seinen Neigungen entsprach und der ihm offenbar nur deswegen übertragen worden war, um sich seiner mehr als bisher zu vergewissern, indem man ihn in

1) Vrgl. seinen Brief an Boerio vom 21. April 1792.

das französische Heer einreihte und der militärischen Disciplin unterwarf, sehr ungerne an. Seine Freunde, und wohl auch er selbst, hielten denselben für unter seiner Würde. Sie witterten eine Falle. Immerhin nahm er ihn an. Da er zugleich Oberbefehlshaber der Nationalgarde blieb, so hatte er jetzt thatsächlich die ganze Militärgewalt auf Corsica in Händen. In Paris nahm man an entscheidender Stelle keinen Anstoss daran, allein die Salicetti, Arena und Genossen durften es, wenn sie ihr Ansehen auf der Heimathinsel bewahren und ihre Rolle weiter spielen wollten, nicht dabei bewenden lassen.

Napoleon konnte zwischen beiden Parteien wählen oder es so lange als möglich mit beiden halten. Zunächst versuchte er, wie Nasica durchaus glaubhaft berichtet, seine Aussöhnung mit Paoli. Dieser sollte ihm die im April verlorene zweite Befehlshaberstelle im Bataillon zu Ajaccio wieder überlassen. Das war, ganz abgesehen von den Vorgängen, durch welche er dieselbe verwirkt hatte, schon aus dem Grunde unzulässig, weil er solcherweise abermals zwei besoldete Stellen, in der Linientruppe und in der Nationalgarde, bekleidet haben würde. Nasica, der hierfür leider unsere einzige Quelle bleibt, erzählt, wie Napoleon, von den Offizieren seines ehemaligen Bataillons unterstützt, seine Wiedereinsetzung bei Paoli zu Corte peremptorisch verlangt und, von diesem abgewiesen, gedroht habe, sich nach Paris wenden zu wollen, damit man von dort aus einer antinationalen Partei ein Ende bereite. Die dramatisch-effectvolle Art, wie Nasica die Scene in der Wohnung von Paoli schildert, als wäre er selbst zugegen gewesen, erregt gegen das Einzelne seiner Erzählung Misstrauen, allein, dass Napoleon Paoli's Gunst zur Zeit endgültig verscherzt hatte, scheint unzweifelhaft. Und wenn er die Drohung, ihn in Paris verklagen zu wollen, auch nicht ausgesprochen hat, am allerwenigsten ihm ins Gesicht — wovor er sich weislich gehütet haben wird! — so werden wir

doch sehen, dass er wirklich nicht beanstandet hat, den greisen Helden seines Volkes, für den auch er sich bis vor Kurzem so leidenschaftlich begeistert hatte, sobald er ihm im Wege stand, dem tobenden Pöbel preiszugeben. Salicetti und Arena waren daher fortan nicht nur als Jacobiner, sondern auch als Gegner Paoli's seine natürlichen Bundesgenossen. Paoli stand ihnen allen Dreien im Wege, nicht nur weil sein Ansehen beim Volke jede Rivalität unmöglich machte, sondern vor Allem auch deswegen, weil es ihm mit der Wohlfahrt von Corsica heiliger Ernst war und er daher auf Ruhe und Ordnung sann, die revolutionären Streber dagegen nur bei fortdauernder Umwälzung und Anarchie ihre Rechnung fanden.

Diese Zustände auf Corsica und namentlich die Stellung Paoli's dürfen bei Beurtheilung des Kriegszuges gegen Sardinien, wie er um diese Zeit unternommen wurde, nicht ausser Acht gelassen werden. Wie innig Beides zusammenhängt, darauf deutet schon der Umstand, dass der Plan zu diesem Unternehmen dem Ministerium in Paris von Salicetti zukam [1]). Dass Napoleon's Interessen auf das Unmittelbarste mit demselben verflochten waren, liegt auf der Hand. Es sind sogar beachtenswerthe Anzeichen vorhanden, welche auf ihn als auf den eigentlichen Planmacher hindeuten. Nicht nur, dass nicht Salicetti, sondern er der militärische Fachmann und dazu ein Projectenmacher ohne Gleichen war, dass das Unternehmen durchaus in den Horizont seiner frühesten Heldenträume fällt, vor Allem muss Demjenigen, der die Art des gestürzten Imperators kennt, auffallen, wie er sich auf St Helena über das Unternehmen ausgelassen hat [2]). Er, der zur Zeit mit Salicetti in engster Verbindung stand, der das Unternehmen mit-

1) S. v. Sybel, Gesch. der Revolutionszeit. 1859. I, 599. Auch Renucci nennt Salicetti als den Urheber des Plans.

2) S. Gourgaud, Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Ste Hélène . . . publiés sur les manu-

gemacht und mit dem Führer desselben, dem Admiral Truguet später lange Zeit hindurch nahe Beziehungen gepflogen hat[1]) wird die Frage nach der Urheberschaft auf, um zu behaupten, dass die Einen das mißglückte Unternehmen dem Admiral Truguet selbst, Andere dem Vollziehungs-Ausschuss in Paris zur Last legen. Zu gleicher Zeit nennt er das Unternehmen ein völlig sinnloses, das gar keinen Zweck gehabt hätte. Dass er selbst an demselben theilgenommen, übergeht er vollständig. Kurz, es haben diese Auslassungen den Anschein, als wenn er jede Verantwortung von sich abwälzen möchte. Dass er sehr frühzeitig von dem Unternehmen gewusst hat, geht aus einem Briefe hervor, den er (wenn das Datum richtig angegeben wird) am 18. October 1792 von Ajaccio aus an den Lieutenant Costa richtete[2]) und in welchem er den Angriff auf Sardinien als bevorstehend erwähnt, obgleich derselbe erst am 10. October in Paris beschlossen worden ist[3]).

So zwecklos, wie Napoleon behauptet, war das Unternehmen keineswegs. Dasselbe entsprach den weit ausschweifenden Eroberungsplänen, wie sie der Rückzug der Preussen und Oesterreicher und die leichte Einnahme von Savoyen und Nizza den französischen Machthabern damals eingaben. Sie durften, namentlich in Italien, welches sie im Geiste bereits vollständig bewältigt sahen, auf eine der Revolution ergebene Bevölkerung rechnen. Mit der in Toulon stationirten Flotte

scripts entièrement corrigés de la main de Napoléon. Paris 18[illegible] I, §. 11.

1) Truguet wird zur Zeit des Directoriums in Frankreich Kriegsminister, dann Gesandter in Spanien; verfällt aber in Ungnade, kommt auf die Emigrantenliste etc. Nach dem 18. brumaire wird er Mitglied des Staatsraths. Vrgl. L. Gallois, Dictionnaire historique de tous les ministres depuis la révolution jusqu'en 1827.

2) Abgedr. bei Coston, I, 221 f.

3) S. v. Sybel, a. a. O. II, 26.

wähnten sie daher, das ganze Mittelländische Meer beherrschen zu können. Durch eine solche Machtstellung hofften sie, den Türken den nöthigen Muth eingeben zu können, um die Russen und Oesterreicher anzufallen und von dem Unternehmen gegen Frankreich möglichst abzuziehen. Der Besitz der Insel Sardinien war unter solchen Umständen von dem grössten Belang. Ihre Lage verbürgte die Herrschaft über Italien und die Nordküste von Afrika; sie lieferte das vorzüglichste Schiffbauholz, ein beträchtliches Maass Getreide, an welchem Frankreich den grössten Mangel litt, und dazu das Hauptcontingent an Soldaten für das piemontesische Heer; ihr Besitz ergänzte und sicherte den von Corsica, wie man es nicht besser wünschen konnte. Kein Wunder daher, wenn der Plan zur Eroberung derselben, in Paris willkommen geheissen wurde.

Der Admiral Truguet, der den Oberbefehl in Toulon am 30. August übernommen hatte, unterstützte zunächst das Landheer, welches Nizza eroberte und entsendete einen Theil der Flotte gegen Neapel, wo der Minister Acton die französische Politik in Constantinopel durchkreuzte und der, als die Flotte mit der Beschiessung der Stadt drohte, wirklich die geforderte Genugthuung gewährte. Schon durch diese Nebenwege erlitt das Unternehmen gegen Sardinien bedenklichen Aufschub. Hierzu kam die Anarchie in der Verwaltung und das Ausbleiben der erforderlichen Landungstruppen. Diese sollten von dem General in Nizza geliefert werden, allein weder der zunächst designirte Anselm, noch dessen Stellvertreter Brunet waren geneigt, ihr Heer zu schwächen. Sie suchten sich sogar durch einen Zuzug, den ihnen Paoli von Corsica aus gewähren sollte, noch zu verstärken; wozu Letzterer, beiläufig gesagt, weder beauftragt noch geneigt war, zumal er dabei Arena's Umtriebe zu erkennen meinte, der ihn der zuverlässigsten Bataillone berauben wolle und er

[illegible] Willens war, dem General in Nizza sei[illegible] [illegible] über Corsica erstrecken zu lassen[1]. Dieses Misstrauen scheint begründet gewesen zu sein. Daf[ür] zeugt die ganze Art und Weise, wie mit Paoli verfahr[en] wurde. Auch er sollte mit Truppenlieferungen beim Zu[g] gegen Sardinien mitwirken. Er befand sich dabei aber [in] einer höchst eigenthümlichen und peinlichen Lage, indem i[hm] in Bezug auf das ganze Unternehmen von Paris aus ni[chts] [illegible] mitgetheilt oder befohlen worden war[2]). [Er] konnte daher, wenn er sich streng in den officiellen Form[en] halten wollte, alle bezüglichen Zumuthungen einfach von [der] Hand weisen. Er that es nicht, weil er sonst natür[lich] seinen Feinden die beste Handhabe zu seinem Verderben [ge]geben hätte und wohl auch, weil er wirklich dem Un[ter-]

[1] [illegible] Arch. St. [illegible] Nr. 370. Il Nobili Savelli ai sig[nori] [illegible] 30 decembre 1792. Alles sei d[arauf] angelegt, Paoli zu [illegible] und zu discreditiren. „Sap[illegible] [illegible] ha fomentato questo uomo (i. e. [illegible]) [illegible] che si è messo in testa di [illegible] [illegible] (i. e. Paoli's), e che [illegible] [illegible] una specie di autorità. Do[po] [illegible] le esatte relazioni su[llo] [illegible] nostre milizie, ha ultimame[nte] [illegible] pochi svizzeri che qui [illegible] [illegible] guardie nazionali, compresa la co[m]pagnia [illegible] in Nizza egli ste[sso] [illegible]. Non [illegible] chiaro lo zampino d'A[rena] [illegible]." Vgl. auch den Brief Paoli's an And[illegible] [illegible] vom 20. Januar 1793.

[2] Paoli an [illegible], Corte, 29 decembre . . . „Per la [illegible] [illegible] Sardegna io [illegible] anche il più di quel che mi ha[nno] [illegible]. Il potere esecutivo non me n'ha mai scritto [illegible] [illegible] alcuna parte del progetto di questa [illegible] [illegible] che riuscisse bene ma la stagione è troppo av[anzata] [illegible] a lungo tempo il mare."

nahmen Erfolg wünschte. Wie wenig er zur Truppenlieferung verpflichtet war, bezeugt das Gesuch, welches der nach Constantinopel bestimmte Gesandte Sémonville am 15. November von St Fiorenzo aus an ihn richtete [1]).

„Der Contre-Admiral Truguet", so schrieb Sémonville an Paoli nach Corte, „wendet sich mit Vertrauen an Sie, damit er mittels jenes gerechten Einflusses, den Sie in ihrem Lande besitzen, in den Stand gesetzt werde, die Grenzen des Reiches der Freiheit (i. e. Frankreichs) zu erweitern. Die Flotte, welche sich gegenwärtig in Spezzia befindet, geht unter Segel nach Sardinien. Zur Sicherung ihrer Erfolge braucht sie die braven Landsleute des General Paoli; der Contre-Admiral weiss, so gut wie alle Franzosen, wie sehr man sicher sein kann, in den Corsen eifrige Vertheidiger der Freiheit zu finden, er möchte dieselben dem Ruhme, welchen die zu Nizza und Oneglia siegreiche Flotte in Cagliari (der Hauptstadt Sardiniens) ernten wird, beigesellen. Ich habe gemeint, Bürger General, indem ich es übernahm, die Bitte vorzubringen, Ihnen einen Gefallen und dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, gebe ich doch Demjenigen, welcher seit so vielen Jahren gegen den Despotismus Stand gehalten hat, eine neue Gelegenheit, seinen Hass gegen die Tyrannen zu bezeugen."

Das verfängliche Gesuch tritt erst in sein volles Licht, wenn man in Betracht zieht, wer dieser Sémonville war. Bereits am 27. October von Genua aus nach Ajaccio übergesetzt, trieb er sich, unbekümmert um seine wichtige Sendung, so lange auf Corsica und in Marseille herum, bis man in Paris ihn verunglückt glaubte und auf einen Nachfolger sann, worauf jedoch der Club zu Marseille für den ‚würdigen Patrioten'

1) Abgedr. bei Mortimer-Ternaux, hist. de la Terreur. VI, 427 f.

eintrat und ihm in Paris Nachsicht erwirkte[1]). Aus dieser Zeit stammen auch seine engen Beziehungen zu den Bonaparte's, welche sich bis in die Zeit des Kaiserreichs fortspinnen. Napoleon benutzte ihn in den geheimsten Angelegenheiten[2]). Es scheint demnach, dass er den sauberen Gesellen, der es unter der Restauration noch bis zum Gross-Referendar der Pairkammer bringen sollte, bei Gelegenheit des Kriegszuges gegen Sardinien gründlich durchschaut und auf die Probe gestellt hat. Paoli willfahrte dem Gesuch, indem er die drei Bataillone Linientruppen, über die er zu verfügen hatte, dem Admiral Truguet überliess und zugleich sich dazu anschickte, ihn auch mit den corsischen Nationalgardisten zu unterstützen. Die übrigen Landungstruppen lieferte schliesslich Brunet in Gestalt der berüchtigten Marseiller Phalanx.

Es waren dieses jene Marseiller, welche am 10. August das Königthum in Paris zu Falle gebracht und bald darauf sich zu den grauenhaften Septembermorden hatten benutzen lassen. Sie hatten in Folge dieser Grossthaten einen wahren Triumphzug in die Heimath gefeiert und waren — nominell 6000 Mann stark — dem Heere in Nizza zugetheilt worden. Brunet mochte froh sein, die undisciplinirte Horde, welche in erster Linie darauf ausging, die Aristokraten an den Stricken der Strassenlaternen aufzuknüpfen, los zu werden.

Diese Marseiller verliesen, unter der Führung des d'Hilaire-Chanvert, am 8. Januar den Hafen von Villafranca, um nach Ajaccio zu segeln. Ein Sturm verschlug die meisten Transportschiffe, so dass nur ein kleiner Theil von ihnen in Ajaccio anlangte, die anderen landeten in St Fiorenzo und begaben sich nach Bastia, mit der Absicht von dort aus zu Fuss nach

1) Mortimer-Ternaux giebt die bezüglichen Urkunden. VI, 428 f.

2) Vrgl. Sémonville's Lebensbeschreibung in der Galerie historique des Contemporains, ou nouvelle Biographie. Bruxelles 1820.

Ajaccio zu marschiren. Sie begingen jedoch zu St Fiorenzo und Bastia solche haarsträubende Excesse, dass Paoli mittels der Milizen gegen sie einschreiten und sie auf ihre Schiffe zurückjagen musste [1]). In Ajaccio wurden dieselben vom dortigen Club bewillkommnet, d. h. von den Bonaparte's und Genossen. Lucian selbst schildert in seinen Denkwürdigkeiten [2]) den Empfang folgendermaassen: „Bei der ersten Nachricht von der Ankunft der Flotte eilten sämmtliche Einwohner von Ajaccio an das Meeresufer. Die Segel tauchten am Horizonte empor und erglänzten im Feuerschein eines wolkenlosen Himmels. Ich stürzte fort und sammelte einige Clubmitglieder, welche in Abwesenheit meiner beiden ältesten Brüder, mir gerne folgten, stellte mich an ihre Spitze und rief: ‚Da kommen unsere Brüder! Seht die dreifarbigen Banner!' Wir liefen wie Besessene den Strand entlang, als

1) d'Hilaire-Chanvert weiss in seinem Berichte an das Ministerium freilich nur, dass Paoli ihm wegen des Schnees in den Bergen nicht zu helfen gewusst habe. Vrgl. dagegen die Briefe Paoli's, z. B. sein Schreiben an Andrei, Corti, 28 gennaio 1793. Die zuverlässigsten Beamten wären ihres Kopfes nicht sicher, wenn die Marseiller wieder kämen. „Gli ho assicurati che, essendo io in Commissione, li farò star quieti ed ubbidienti, poichè hanno veduto con quanta prestezza e zelo il nostro popolo accorse per frenare i disordini. Ne hanno commessi degli orribili e scandalosi in Bastia, avanti che arrivassero le milizie de'cantoni vicini. Se le nostre truppe non hanno miglior disciplina sul continente, prevedo guai. Il destretto di Bastia manda una narrativa che fa arricciare i capelli, e può dare pretesti plausibili ai fanatici." Das Departement berichtete nachträglich (unterm 1. Febr. 1793) an die Abgeordneten nach Paris . . . „ils ont porté leurs mains dévastrices même sur les tombeaux, qu'ils ont violés par des actions également indécentes et dégoutantes." Vrgl. auch den Bericht aus Ajaccio vom 31. Dec. im Monit. vom 27 Januar 1793.

2) Mémoires de Lucian Bonaparte, Prince de Canino, écrits par lui-même. Londres et Paris 1836.

hätten wir die Flotte schneller erreichen können, dadurch dass wir uns vom Hafen entfernten. Musik, Fahnen, Flintenschüsse verkündeten unsern Jubel... Wir gelangten aus Uebereilung die Letzten an den Landungsplatz, allein der Name 'Volksverein', damals eine neue und bezaubernde Macht, öffnete uns alle Reihen. Ich begab mich als Sprecher der Deputation an Bord des Admiralschiffs. — Die Landungstruppen bestanden aus jungen frisch ausgehobenen Marseillern, die noch wenig disciplinirt waren und in den Militärdienst die Unruhe der Clubs brachten. Diese jungen Leute hatten der Schiffsmannschaft das Bedürfniss nach politischer Discussion eingegeben und auf jedem Kriegsfahrzeuge einen Volksverein errichtet... Kaum waren wir angekündigt, so versammelte sich der Club des Admiralschiffs im grossen Saale zu einer öffentlichen Sitzung. Ich hielt eine Rede. Der Präsident gab uns die brüderliche Umarmung und lud uns ein zu den Ehren der Sitzung." Derselbe hätte hierauf eine endlose Rede gehalten, die ein solches leeres Geklingel von Worten gewesen wäre, dass er die ernsteren Corsen fast zum Lachen gebracht hätte. Diese bereiteten sich vor, die Franzosen am folgenden Tage in ihrem Club zu Ajaccio zu empfangen.

Wenn wir Lucian glauben sollen, so wäre es zu dieser Sitzung nicht mehr gekommen, indem die Marseiller gleich nach ihrer Landung sich in einer solchen Weise benahmen, dass die Einwohnerschaft von Ajaccio sich gegen dieselben zusammenrottete und die Offiziere sie nicht wieder von den Schiffen liessen. Das Letztere ist in der That geschehen, allein die Marseiller blieben, wenigstens was die Schiffsmannschaft unter Truguet betrifft, von der hier zunächst die Rede ist, einen vollen Monat im Hafen von Ajaccio und sind nach den Berichten, die uns vorliegen, offenbar noch oft genug ans Land gekommen; es scheint daher, dass Lucian sie nur deswegen sofort wieder einschiffen lässt, damit seine Leser

nicht an einer in aller Form vollzogenen, dauernden Verbrüderung zwischen ihm und den rasenden Henkern glauben. Er selbst widerspricht seiner Angabe, indem er es dem Einfluss eben dieser Verbrüderung zuschreibt, wenn die noch übriggebliebenen ‚Aristokraten' von Ajaccio aus nach Marseille befördert und dort hingerichtet wurden. Der edle Prinz von Canino tröstet sich über diese feige Greuelthat mit der Erwägung, dass die Unschuldigen ohne die Ankunft der Marseiller auf Corsica ruhig hätten sterben können und dass sie schliesslich von ihren eigenen Landsleuten, den Franzosen, niedergemetzelt worden seien.

Die Excesse der Marseiller waren in Ajaccio derart, dass sogar im Moniteur ein Bericht zum Abdruck kam, in welchem dieselben blossgelegt wurden. Darnach hatten sie zwei Corsen ums Leben gebracht, so dass, in Anbetracht der unversöhnlichen Rachsucht der Letzteren und dem scharf ausgeprägten nationalen Gegensatz, ein Zusammenwirken Beider unmöglich wurde. Es ward daher beschlossen, die gegen Sardinien gerichteten Streitkräfte zu theilen: die Franzosen sollten unter Truguet gegen Cagliari, die Corsen dagegen unter Colonna-Cesari eine Diversion gegen die Nordküste der Insel unternehmen. Zum Befehlshaber der Landungstruppen ernannte Brunet aus eigener Machtvollkommenheit den Feldzeugmeister Casabianca, den Paoli ziehen liess, obgleich er als sein nächster Vorgesetzter umgangen ward. Casabianca hatte im Uebrigen als Corse den Marseillern gegenüber eine so bedenkliche Stellung, dass Paoli für sein Leben zitterte und ihm eine Abtheilung Corsen zu eigener Sicherheit verweigern zu müssen meinte, weil dieselben nur zur Schlachtbank geführt worden wären[1]). Als er einem Capitän der Marseiller wegen seines

1) S. s. Schreiben an Andrei vom 28. Januar 1793. Vrgl. über den Aufenthalt der Marseiller in Ajaccio ausserdem den Be-

frechen Benehmens Arrest gab, drangen dieselben gegen die Citadelle, welche von corsischen Nationalgardisten besetzt gehalten wurde, und gaben auf die Wachen Feuer, so dass ein Corse auf dem Fleck blieb. Ein Anderer von ihnen wurde aus seiner wegen Diebstahls über ihn verhängten Haft von seinen Kameraden gewaltsam befreit. Kurz, alle Berichte stimmen darin überein, dass die grenzenlose Zügellosigkeit dieser Truppe das ganze Unternehmen auf's Höchste gefährdete.

Der Misserfolg war denn auch ein vollständiger[1]). Das der Jahreszeit entsprechend stürmische Meer verschlug sowohl die Flottenabtheilung, welche von Neapel aus nach Cagliari kommen sollte, als auch die unter d'Hilaire Chanvert zurückgebliebenen Marseiller, welch Letzere erst mehrere Tage nach Truguet und Casabianca am Bestimmungsorte eintrafen. Die Ausschiffung der Truppen gelang zwar, allein während der Nacht hielten sich die Marseiller und die Linientruppen, welche von der entgegengesetzten Seite kamen, für Feinde und gaben auf einander Feuer. Hierüber entstand unter den Ersteren ein solcher Schrecken, eine solche Verwirrung, dass sie auseinander stoben und am folgenden Morgen auf sofortige Heimkehr bestanden. Alle Versuche, sie von diesem schmachvollen Entschlusse abzubringen, blieben erfolglos: sie hintertrieben ihre Verproviantirung mittels der Schiffe, indem sie dieselben an der Landung verhinderten. Truguet hinterliess eine hülflose Besatzung auf der Insel St Peter, die sich später den Sarden und einer englisch-spanischen Flotte er-

---

richt des Departements an die Abgeordneten in Paris (ebenfalls im Arch. Stor. XI, 279) und den Bericht Casabianca's an den Minister, abgedr. bei Mortimer-T. VI, 437.

1) S. die Aktenstücke bei Mortimer-Ternaux. Vrgl. auch die Briefe Paoli's.

geben musste, verbrannte einige seiner beschädigten Schiffe und kehrte so unverrichteter Sache nach Toulon zurück.

Das Unternehmen gegen die Nordküste Sardinien's fiel nicht glücklicher aus. Die corsische Nationalgarde, welche von einer nur geringen Anzahl Linientruppen unterstützt wurde, war so desorganisirt, es fehlte so sehr an den erforderlichen Geldmitteln und Ausrüstungsmaterialien, dass Colonna-Cesari nur mit Mühe 1200 Mann zu Bonifacio sammelte. Auch ihn behinderten beim Auslaufen die herrschenden Stürme, so dass er erst am 22. Februar, also nach dem Aufbruch Truguet's von Cagliari, endgültig absegelte. Die kleine Insel St Stephan, auf die sie zuerst stiessen, ward ohne Schwierigkeit eingenommen. Doch war die Bevölkerung zum Widerstande entschlossen und wollte die befestigte Insel St Magdalena nicht gutwillig übergeben. Colonna-Cesari hielt in Folge dessen einen Kriegsrath ab, in welchem einstimmig beschlossen wurde, am folgenden Morgen mit Sturm vorzugehen. Um dieses zu bewerkstelligen, sollte die schmale Meerenge, welche die beiden Inseln von einander trennte, zur Nachtzeit überschritten werden. Darnach wurden die Anordnungen getroffen, als plötzlich die Matrosen auf der Corvette — eben jene revolutionäre Schiffsmannschaft, die uns Lucian Bonaparte so anschaulich geschildert hat — ihre Mitwirkung versagten. Wie Colonna-Cesari auch bat und drohte, sie erklärten, absegeln zu wollen. Als er hierauf zu seinen Truppen auf's Land wollte, setzte ihn die Schiffsmannschaft gefangen und liess ihn nicht von Bord. Alles, was er von ihr erlangen konnte, war: die Truppen wieder einschiffen zu dürfen und nach Corsica zurück zu segeln.

So die rechtfertigende Darlegung Colonna-Cesari's [1]), dem

1) Abgedr. bei Mortimer-Ternaux. Desgl. viele einschlagende Urkunden.

sämmtliche anwesende Offiziere, sowohl von der Nationalgarde als von den 150 Mann der Linientruppe, das schriftliche Zeugniss gaben, dass er beim Befehl zum Rückzuge einzig und allein dem unwiderstehlichen Zwange der Schiffsmannschaft gefolgt sei. Paoli fügte seinerseits, bei der Uebersendung dieser Aktenstücke nach Paris, ein anerkennendes Zeugniss für ihn bei, mit der Mahnung ‚derartige freche Attentate und Widersetzlichkeiten und Feigheit mit exemplarischer Strenge zu bestrafen, sonst würden die besten militärischen Vorkehrungen scheitern, denn vor solchen Meutereien könne sich kein General schützen.' Allein gerade der Umstand, dass sich Paoli die Wahrung der Ehre Cesari's, eines Anverwandten von sich, angelegen sein liess, hat seinen Gegnern und den Franzosen, für die es ausgemacht ist, dass er an Frankreich Verrath übte, zum Beweis dafür gedient, dass sie Beide in verrätherischem Einverständnisse standen. Nach Renucci soll Cesari zu seiner Rechtfertigung selbst erzählt haben, wie ihn Paoli darauf hingewiesen, dass die Sarden stets Freunde der Corsen gewesen seien, und ihm so bedeutet hätte, das Unternehmen in Rauch aufgehen zu lassen. Solche angebliche Aussagen und Ueberlieferungen sind nicht zu controliren: die vorhandenen Aktenstücke sprechen dagegen und wiegen dieselben um so mehr auf, als wir es hier offenbar zu thun haben mit der Verherrlichung Napoleon's, des späteren Kaisers der Franzosen, auf Kosten Paoli's, des Nationalhelden der Corsen. Der Kriegszug gegen Sardinien fällt nämlich zusammen mit dem Entscheidungskampf Beider gegen einander, welcher den Abfall Corsica's von Frankreich zur Folge hatte. Die Klarlegung der Rolle, welche Napoleon zur Zeit spielte, ist daher für die Beurtheilung der verwickelten Sachlage, für das Verständniss der Entwicklung und des Zusammenhangs der Begebenheiten, entscheidend.

Die einzige urkundliche Spur, die wir aus den letzten

Monaten des Jahres 1792 von Napoleon besitzen, ist jener Brief, den er am 18. October von Ajaccio aus an den ihm befreundeten Lieutenant Costa richtete. Aus diesem ist nur soviel zu entnehmen, dass er damals sich um die Verproviantirung der corsischen Freiwilligen bekümmerte und daran dachte, sich deswegen nach Bonifacio zu begeben[1]). Im Uebrigen sind wir fast ausschliesslich auf die so wenig zuverlässigen Angaben von Nasica angewiesen. Darnach hätte er sich u. A. nach St Florenzo begeben, um hier wie an anderen Punkten der Insel strategische Studien zu treiben, angeblich im unmittelbaren Auftrage des Ministeriums in Paris, was ihm Paoli jedoch untersagt haben soll. Wie es damit zusammenhängt, bleibt zu ermitteln. Soviel scheint jedoch festzustehen: dass er zur Zeit die Insel beständig bereist hat und dass er zugleich eine militärische und clubistische Thätigkeit betrieb. Die letztere beschränkte sich keineswegs auf Ajaccio: sogar in Corte selbst, unter den Augen von Paoli, bestand ein Club, wo auch Lucian Bonaparte, in welchem Napoleon einen demagogischen Helfershelfer ersten Ranges gefunden hatte, einen Hauptmacher abgab[2]). Im Departementsrathe, also in der höchsten Verwaltungsbehörde, stand Joseph auf Wache. So dass Napoleon auch innerhalb der

1) Dieser Umstand dürfte das Datum des Briefes, wie es Coston giebt, verdächtig machen. Obgleich natürlich nicht ausgeschlossen ist, dass Napoleon — unabhängig von der Expedition gegen Sardinien — sich um die Truppen in Bonifacio kümmern mochte.

2) S. das P. S. zum Schreiben Napoleon's vom 18. Oct. 1792. „Mille compliments à mon cher lieutenant Costa. Je vous envoie une relation imprimée de la Société des Amis du peuple, de Corté. Je vous l'envoie comme ami, non comme affilié, puisque vous n'avez pas voulu en être. — Je vous embrasse. — Lucien Bonaparte." Der Brief ist von Coston aus dem Italienischen übertragen. Ueber Lucian's Aufenthalt in Corte vrgl. seine Denkwürdigkeiten.

Civilverwaltung ohne Zweifel weitverzweigte Verbindungen und entsprechenden Einfluss besass. Seine militärische Stellung ist um diese Zeit unklar, wahrscheinlich weil sie eine zwiefache und unberechtigte gewesen ist. Nach Nasica hätte er seine ehemalige Stellung im Bataillon von Ajaccio, Dank der Ergebenheit der Mannschaft und Offiziere, trotz der Einsprache Paoli's, behauptet. Dieses ist bei der herrschenden Anarchie sehr wohl möglich und scheint sich durch eine Urkunde zu bestätigen. Die Rechtfertigung für Colonna-Cesari ist nämlich auch von ihm unterschrieben und zwar so, dass sein Name am Schlusse der Reihe, dicht vor demjenigen Quenza's, zu stehen kömmt; es fällt aber auf, dass er allein von allen Unterzeichneten seinen Rang nicht beigefügt hat; ausserdem ist zu beachten, dass die Ausfertiger der Urkunde nicht ausschliesslich die Offiziere der corsischen Nationalgarde sind, dass dieselben vielmehr ‚den verschiedenen Corps', welche die Expedition unter Cesari mitmachten, angehören. Napoleon scheint officiell als Befehlshaber der gesammten Artillerie der kleinen Heeresabtheilung mitgegangen zu sein, so bezeugen es Coston[1]) und die Erzählungen seiner bezüglichen Heldenthaten. Diese Stellung war wegen ihrer Unabhängigkeit und seiner Vorliebe für die Artillerie, offenbar nach seinem Geschmack und werden wir ihn dieselbe bald in grösseren Verhältnissen einnehmen sehen. Zu gleicher Zeit wird er, wie gesagt, seine ehemalige Stellung im Bataillon von Ajaccio nach Kräften usurpirt haben.

Doch die Frage nach der militärischen Stellung Napoleon's ist gegen seine politische Bethätigung im Allgemeinen gehalten von untergeordneter Bedeutung. Es fragt sich, in wiefern er den Kriegszug gegen Sardinien für seine persön-

1) II, 187 „Bonaparte devait servir dans cette expédition comme commandant de l'artellerie" . . . Vrgl. auch den Brief vom 18. October 1792.

lichen Zwecke auszubeuten vermochte? Dieses konnte auf mehrfache Weise geschehen. Zunächst bot ihm das Kriegsunternehmen als solches mannigfache Gelegenheit, sein Emporkommen zu fördern. Vor Allem aber erhielt er durch dasselbe die beste Handhabe für seine Pläne auf Corsica selbst. Nicht nur, dass jene Linientruppen, die ihm im April 1792 bei seinem Unternehmen in Ajaccio so unbequem geworden waren, nach Sardinien und von da nach Frankreich abzogen, die Marseiller dienten vortrefflich dazu, die Verwirrung zu steigern: sie erschütterten Paoli's Stellung den Franzosen und ihren Anhängern gegenüber [1]) und weckten zugleich die nationalen Leidenschaften. Wer daher, wie Napoleon und Gesinnen, die Anarchie für sich auszunutzen bestrebt war, begrüsste in ihnen ein willkommenes Werkzeug.

Wie sehr Napoleon's Augenmerk in erster Linie auf Corsica gerichtet blieb, scheint auch daraus hervorzugehen, dass er nicht, wie es seine Stellung im Heere mit sich zu bringen schien, dem Hauptzuge unter Truguet und Casabianca folgte, sondern bei den Corsen unter Colonna-Cesari blieb. Es ist sogar fraglich, ob er es nicht darauf angelegt hatte, zurückzubleiben und nach Abzug der Franzosen auf Corsica freie Hand zu erlangen. Darauf deutet die Angabe bei Nasica (p. 218), wonach ihm Paoli ausdrücklich hätte befehlen müssen, sich dem Zuge gegen Sardinien anzuschliessen. Coston berichtet anscheinend ziemlich das Gegentheil, indem er (II, 187) zu erzählen weiss, wie Napoleon von dem Admiral Truguet die erwünschte Erlaubniss zur Betheiligung am Feldzuge nur mit Mühe erlangt hätte, indem sich der Regierungscommissar dagegensetzte; allein dieser Regierungscommissar war Arena,

1) Vrgl. u. A. Paoli's Schreiben an Ferrandi, vom 8. Febr. 1793. „Avrete veduto che nelle gazzette procurano di mettere in mala vista il mio patriottismo; ed i Marsigliesi specialmente hanno dato credito alle imposture di A(rena)." . .

welcher mit Napoleon im Einverständniss seinen Einfluss auf diese Weise aufgeboten haben mag, damit er nicht mit der Hauptabtheilung gegen Cagliari zu ziehen brauchte.

Dass Napoleon, sofort nach der Abfahrt Truguet's und Casabianca's aus Ajaccio, den Kampf gegen Paoli damit begann, dass er ihn in Paris zu verklagen und vor den Convent citiren zu lassen unternahm, erfahren wir — merkwürdig genug! — aus den Denkwürdigkeiten seines Bruders Lucian selbst, der ihm dabei als Werkzeug diente[1]). Er erzählt nämlich, wie er am 27. Januar, auf dem Schiffe mit Sémonville, an der Spitze einer (unter Mitwirkung des Clubs) dazu ausersehenen Deputation, Ajaccio verliess und nach Marseille hinübersegelte. In 24 Stunden war er im Hafen. Doch lassen wir ihn selbst erzählen. „Meine Eitelkeit war so angestachelt, dass ich mir hinreichend wichtig vorkam, die Blicke der am Hafenplatz zusammengelaufenen Menge auf mich zu beziehen. Wir ruhten uns kaum aus, sondern begaben uns sofort in den Club. In einem weiten, kaum erleuchteten Saale sassen die Mitglieder mit der rothen Jacobinermütze auf dem Kopfe. Die Tribünen waren mit lärmenden Frauen angefüllt. Sobald der Präsident eine Deputation corsischer Patrioten mit wichtigen Nachrichten angekündigt hatte, wurde uns das Wort ertheilt, und ich musste auf die Rednerbühne, bevor ich mir noch überlegt hatte, was ich sagen wollte .. (?! hatte er keine Instructionen von Ajaccio aus mitbekommen?

1) Um sein ruchloses Unternehmen zu entschuldigen und im Dienste des französischen Patriotismus zu erscheinen, lässt Lucian die nationale Consulta, die Paoli zum 26. Mai einberief, bereits am 26. Januar zusammentreten, am Tage vor seiner Abreise. Ferner unterbricht er seine Erzählung durch eine romantische Schilderung der Flucht seiner Mutter und Geschwister; wie es scheint, um die Aufmerksamkeit des Lesers zu zerstreuen, den er durch anschauliche, effectvolle Scenen zu fesseln sucht.

Es scheint, dass ihm das Gewissen nachträglich doch etwas unruhig geworden ist!) Ich rief aus, dass die Nation in Corsica verrathen werde, und dass wir gekommen seien, unsere Brüder um Hülfe zu bitten. Da ich die Flucht meiner Familie noch nicht kannte, fühlte ich noch keinen persönlichen Hass gegen Paoli, und ich wollte denselben schonen; — (freilich konnte er von der Flucht seiner Familie, die erst Ende Mai erfolgte, nichts wissen!) — allein der Beifall der Tribünen wuchs mit der Heftigkeit meiner Worte. . . . . Von den Zurufen fortgerissen . . . . sagte ich bald Alles das, was dieselben noch steigern konnte: ich verlangte schon nicht nur schleunige Hülfe, sondern ich schilderte Paoli, als habe er das nationale Vertrauen missbraucht und als wäre er nur deswegen nach Corsica heimgekehrt, um die Insel den Engländern auszuliefern. . . Namentlich wurden diese (d. h. die Engländer) in meinen Redewendungen nicht gespart: es war die empfänglichste Seite der Zuhörer, und ich machte es zu meinem Lieblingsgegenstande. Ich ward von Umarmungen erdrückt und mit Complimenten überschüttet; man wollte mich von der Rednerbühne nicht wieder herunterlassen. Ich sprach zwei Stunden lang hin und her. Ein Antrag folgte dem andern; der Druck meiner Rede, eine Botschaft an die Verwalter des Departements, eine Deputation von drei Mitgliedern, um uns zu den Jacobinern nach Paris zu begleiten, die Verrätherei zu denunciren und Rache zu fordern, alle diese Maassregeln wurden einstimmig als dringend angenommen. Meine Kameraden (von Ajaccio) waren im Grunde nicht für die Reise nach Paris, ich beschloss daher, mich mit den Deputirten von Marseille allein auf den Weg zu machen."

Diese Reise zu den Jacobinern nach Paris wäre, nach Lucian, schliesslich so wenig verwirklicht worden, wie seiner Zeit die Verbrüderung mit den Marseillern in Ajaccio. Als

er am folgenden Tage die Guillotine in den geschäftlich belebten Strassen der grossen Handelsstadt arbeiten sah, wäre ihm die Lust zur Reise vergangen; er hätte überlegt, dass die Marseiller, die ihm das Geleite geben sollten, die Sendung auch ohne ihn ausrichten könnten und habe daher vorgezogen, zurückzubleiben. Das klingt wenig wahrscheinlich, zumal Lucian bis Ende Mai nach Corsica nicht zurückkehrte. Im Uebrigen ist es sehr gleichgültig, ob Lucian selbst oder die Marseiller den Auftrag ausführten, genug: Paoli ward zur Zeit, noch bevor der Krieg zwischen England und Frankreich erklärt war und bevor er durch irgend eine nachweisbare Handlung den Entschluss der Losreissung Corsica's von Frankreich bekundet hatte, von den Bonaparte's mittels der Jacobiner in Paris denuncirt. Mit welchem Erfolge, werden wir noch sehen.

Dass Lucian seine Reise bis nach Paris fortsetzte, ist besonders auch deswegen wahrscheinlich, weil mit der Denuncirung Paoli's seine Aufträge keineswegs erschöpft gewesen zu sein scheinen. In Paris besass nämlich Napoleon in Salicetti einen unentbehrlichen Helfershelfer, mit dem er sich ins Einvernehmen zu setzen hatte. Es hat zwischen Beiden zur Zeit ein Briefwechsel bestanden, der noch erhalten sein dürfte, von dem jedoch Libri, der ihn zu Händen gehabt hat, ein einziges Fragment veröffentlicht hat[1]), welches freilich ziemlich Alles sagt; es ist folgender Schluss eines Schreibens, das Salicetti am 9. Januar 1793 an Napoleon richtete: „Sie können hier auf mich unbedingt rechnen, vielleicht werde ich Ihnen nicht ganz unnütz sein."

Salicetti's Einfluss im Convent war seit der Hinrichtung des Königs, am 21. Januar, um so gewichtiger, als er der

1) Er bemerkt dazu: „Il serait impossible d'analyser ici les autres pièces de cette correspondance." Dieses ‚impossible' wird seine guten Gründe gehabt haben.

ıter den sechs Abgeordneten des Departements von
wesen ist, welcher für den Tod des Monarchen ge-
ıt. Er sass zur Zeit im Landes-Vertheidigungs-
und lenkte schon in der Sitzung vom 28. Januar
ırksamkeit des Convents auf die Sicherung des Be-
ıer Heimathinsel. Am 5. Februar (alswann Lucian
ereits eingetroffen sein konnte) schlug er dann vor,
igen, unvollständigen vier Bataillone besoldeter Na-
e auf Corsica, wie sie vor einem Jahre ins Leben
orden waren, aufzulösen, wenigstens in soweit
ieswegen zu entsendende Commission für
nden werde, und an ihre Stelle vier neue Ba-
ichter Infanterie zu errichten. Dieser Vorschlag
mt den erforderlichen Geldsummen genehmigt. Die
l aber war nicht nur den Franzosen gegenüber ein
idiges Schwert, indem die Vermehrung der corsischen
ıt etwas sehr Bedenkliches hatte, sondern zugleich
ıli gerichtet, indem derselbe abermals in einer so
Angelegenheit gar nicht befragt wurde und die
weder von der Mannschaft gewählt, noch von Paoli
sondern vom Vollziehungs-Ausschusse selbst, d. h.
denselben vertretenden Commission, ein-
erden sollten, von einer Commission, deren maass-
Mitglied Salicetti selbst wurde. Was das bedeutete,
an in Paris nicht geahnt zu haben.

ıy unternahm es, als anerkannter Sachkundige, seine
e hierüber aufzuklären. Jene Colonistenträume, mit
seiner Zeit nach Corsica gekommen war, waren
erflogen. Er hatte seine übertriebenen Hoffnungen
ebung einer, wie er meinte, nur vorübergehend da-
enden Bodencultur mit bitterer Enttäuschung gebüsst.
t 1792 gab er seine Anpflanzung auf und kehrte,
n Entrüstung über die gemachten Erfahrungen und

die Zustände auf der Insel, nach Paris zurück, wie die Corsen meinten, nur weil er sich mit der eitlen Hoffnung geschmeichelt hätte, dass sie ihm eine ausgedehnte politische Wirksamkeit zugestehen würden, während sie ihn bei den letzten Wahlen rücksichtslos durchfallen liessen [1]). Dem sei wie ihm wolle, jedenfalls war Volney in Folge seines vieljährigen Interesses für Corsica und seines dortigen Aufenthaltes, mehr als irgend ein anderer Franzose dazu berufen, seine Meinung abzugeben. Dieses war nicht ohne Schwierigkeit. Salicetti und Genossen standen ihm offenbar im Wege und er lief Gefahr, beim Revolutionstribunal denuncirt zu werden. Im Moniteur vom 20. und 21. März 1793 brachte er trotzdem eine bezügliche Denkschrift zum Abdruck, die, obgleich auch der neueste Herausgeber des Moniteur [2]) in einer Anmerkung darauf hinweisen zu müssen glaubt, dass der Verfasser bei seinen Unternehmungen auf der Insel empfindliche Enttäuschungen erlitten zu haben scheine, im Wesentlichen so sehr der Wahrheit entspricht, dass die Angst und Wuth, mit welchen Volney die Corsen erfüllte, verständlich sind.

Volney beginnt damit, zu betonen, wie Corsica durch seine Bodenbeschaffenheit sowohl, wie durch die Eigenart seiner Bevölkerung mit keinem anderen Theil von Frankreich zu vergleichen sei. Die Revolution habe zur Folge gehabt

1) Vrgl. das Schreiben Savelli's an Andrei und Chiappe aus Corte vom 30. December 1792 (Arch. Stor. Ital. XI, 373). „Mi era scordato di dirvi che Volney abbandona quest' isola, e se ne ritorna costì, scontento perchè non è stato nominato presidente o procuratore generale, o sindaco de dipartimento. Egli pretendeva di essere nominato all' unanimità." Paoli hätte ihn vergeblich festzuhalten gesucht.

2) D. h. des Wiederabdrucks aus dem Jahre 1859. Die Anmerkung ist beachtenswerth, weil im Jahre 1859 Corsica zugleich als eine französische Provinz und als die Wiege des Kaiserhauses vom Franzosen geschont werden sollte.

sämmtliche französische Beamte entfernt und die Aemter
r die Häupter der einheimischen Familien vertheilt worden
, welche bald aus Geldgier, bald aus Unkenntniss sich
grössten Missbräuche zu Schulden kommen liessen. Seit
Jahren bestehe eine Abmachung zwischen dem Directo-
des dortigen Departements und den Abgeordneten, ge-
welcher die grenzenlose Misswirthschaft in ein undurch-
gliches Geheimniss gehüllt werde, wie man ihm zur Ent-
digung gesagt habe, damit Corsica nicht verschrieen
e. Die Insel koste Frankreich jährlich über fünf Mil-
Livres, dabei geschehe für die Wohlfahrt derselben gar
, sondern selbst das für die Nationalgüter gelöste Geld
terschlagen worden; von einem Rechenschaftsbericht sei
die Rede, es sei denn, dass man ein Chaos von Zahlen
ansehen wolle, wie es 1791 veröffentlicht worden und
em u. A. hervorgehe, dass zwei procureur-général-syndics
eicher Zeit besoldet worden seien: Salicetti, der überdiess
Deputirter andere Gehälter bezog und Arena, der ihn
rat u. s. w. u. s. w. Die Barbarei auf der Insel sei nicht
schildern: ein Jeder gehe bis zu den Zähnen bewaffnet
selbst der Feldarbeiter könne seine Büchse nicht missen;
Industrie sei keine Rede, Alles werde von Genua oder
orno aus eingeführt; Buchläden gebe es nicht und die
ige vorhandene Druckerei werde vom Directorium unter-
ten u. s. w. u. s. w. Die Bevölkerung sei im Grunde den
nzosen gewogen, Allein, da die Corsen in ihrem ewigen
ler miteinander beständig in zwei Parteien zerfielen, so
ige es, dass sich die eine französisch nenne, um eine ent-
ngesetzte in's Leben zu rufen; besonders wenn, wie Paoli
zwei Jahren, und die kleinen Ehrgeizigen, die zur Zeit
uf ausgingen, in seine Stellung einzurücken, das Volk bei
r Eitelkeit packten, damit es sich unabhängig dünke.

Man müsse gestehen, dass die vorgeblichen Patrioten (also Salicetti, Arena, Napoleon und Genossen) das Ansehen der (französischen) Nation missbraucht hätten und vielleicht noch missbrauchen würden, um das Missvergnügen zu schüren.'

In Betreff der Errichtung der vier neuen Bataillone und der Entsendung der Commission, wie es Salicetti durchgesetzt hatte, urtheilt Volney: Im glücklichsten Falle, wenn aus den unberechenbaren Zuständen auf der Insel nicht Schlimmeres entstehe, werde man mit der Bezahlung der vier neuen Bataillone davonkommen, die, wie die vorhergehenden, keinerlei Dienst verrichten, die Insel niemals verlassen und eine Million verzehren würden, ohne 300 Mann zu zählen. Salicetti habe nicht umsonst es einzurichten verstanden, die Ernennung der Offiziere in seine Hände zu spielen. Der wahre Sachverhalt werde dem Vollziehungsausschusse schwerlich je zu Ohren kommen, am allerwenigsten durch die Commission, denn von den drei Abgeordneten seien zwei (St Michel und Delcher) Franzosen, die kein Italienisch verständen, und also gänzlich von dem Dritten, von Salicetti, abhängen würden.

In Salicetti und Genossen sah demnach Volney, der sie kennen musste, die gefährlichsten Widersacher Frankreichs. In Bezug auf Paoli bemerkt er, dass er zwar noch, wie zur Zeit seiner Herrschaft, eine Leibgarde habe und sich noch vor Excellenz nennen lasse, allein er sei seit seiner letzten Krankheit nicht mehr der Alte, sondern nur noch sein Schatten, der einigen Ränkeschmiedern zum Aushängeschild diene. Man beschwöre möglicherweise die grösste Gefahr herauf, indem man die Mittel zu seiner Bekämpfung seinen Rivalen, dem verschlagenen Salicetti, in die Hand gebe. Im Uebrigen sei das Benehmen der Corsen so unberechenbar, dass die Commission leicht damit endigen könn

h mit Pozzo di Borgo zu verständigen[1]), indem sie die a bewilligten Gelder mit einander theilten.

Das hellste Licht wirft diese Denkschrift Volney's auf e Rolle, welche Napoleon auf Corsica spielte, der unverbar zu jenen kleinen Ehrgeizigen gehörte, welche in oli's Stellung einzurücken bestrebt waren. Vor den Salicetti, na, Pozzo di Borgo, die ihn schwerlich für mehr als ein chbares Werkzeug achteten, hatte er den unberechenbaren ng voraus, dass er das Schwert handhabte. Gelang es n, den Oberbefehl über jene Truppen zu erlangen, die sie chrieben, so mochten sie schliesslich zusehen, wie sie ihm Gewalt entreissen wollten. Auf diese hochfliegenden Pläne, für jeden echten Corsen den Gipfelpunkt des Ehrgeizes hneten, und die verwegene Zuversicht, die ihn beseelte, int eine von Nasica überlieferte Aeusserung von ihm zu en, die im ausschliesslichen Hinblick auf seine späteren icksale und unter Verkennung seines tiefgewurzelten corben Bewusstseins, auf seine weltbeherrschenden Pläne getet worden ist, die aber durch die Hoffnung auf die Herrft in Corsica hinreichend motivirt erscheint; er soll sich lich um diese Zeit an seinen Waffengefährten Ortoli gedet haben, mit den Worten: „Könntest Du auf dem Grunde ner Seele lesen und sehen, was mein Innerstes berauscht, würdest mich tollkühn oder gar wahnsinnig schelten. Ich halte mich, es Dir zu sagen, denn kaum wage ich, mir selber zu gestehen."

1) „Il est vrai qu'avec cette force il (d. h. Salicetti) doit verser Paoli, mais la personne de Paoli n'est plus qu'un fôme, et l'on s'est peut-être donné des obstacles en lui prétant son rival. Au reste, la marche des Corses est si incalble, qu'il serait très possible que tout s'arrangeât ou fût gé avec le procureur-général actuel, Pozzo di Borgo, moteur cipal."

Wann und durch wen Napoleon die seinen geheimsten und sehnsüchtigsten Wünschen entsprechenden Nachrichten aus Paris erhalten hat, erfahren wir nicht. Jedenfalls aber empfing er sie noch während des Aufenthaltes in Bonifacio; es lässt sich daher leicht denken, wie wenig ihm an dem Feldzuge gegen Sardinien gelegen war, wie er vielmehr darauf brennen musste, bei der Ankunft von Salicetti und der Errichtung der neuen Bataillone auf dem Platze zu sein. Dazu kommt, dass er, wie wenigstens Nasica vermuthen lässt, den Oberbefehl über die Landungstruppen beim Zuge gegen die Nordküste von Sardinien für sich zu begehren wagte und dass er, nach übereinstimmenden Nachrichten, das Seinige that, um das Ansehen von Colonna-Cesari zu untergraben. Unmöglich können diese Reibungen dazu beigetragen haben, die Ausrüstung in Bonifacio zu erleichtern. Bei Erwägung all dieser Umstände wird es höchst wahrscheinlich, dass Napoleon wirklich, wie Nasica berichtet, in letzter Stunde gerathen habe, das Unternehmen, in Anbetracht der misslungenen Vorbereitung, aufzugeben. Dieses dürfte sogar ein weiterer Punkt von Lucian's Instruction oder von den Mittheilungen an Salicetti gewesen sein; wenigstens hat der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, unterm 12. Februar, von Paris aus an den Commissar Arena nach Ajaccio eine entsprechende Weisung ergehen lassen: die Jahreszeit, hiess es, sei in Folge der langen Verzögerung eine zu stürmische geworden und das gefahrvolle Unternehmen könnte leicht nur dazu dienen, eine englische Flotte herbei zu locken [1]). Aehnliche Erwägungen hat Napoleon später auf St Helena gemacht.

Wenn er also in vieler Hinsicht das Unternehmen aufgegeben wünschte, so war er doch andrerseits gewiss entschlossen, sich von den Truppen nicht zu trennen und die Gelegenheit

1) Das Schreiben ist abgedr. bei Mortimer-T. VI, 101 f.

zu benutzen, um sich durch Auszeichnung in deren Gunst zu setzen. So ward dieser sein erster Feldzug, welcher nur die Zeit bis zum Entscheidungskampfe auf Corsica ausfüllen sollte, im Kleinen ein Intermezzo ähnlich demjenigen des ägyptischen Feldzuges, vor dem Staatsstreich am 18. brumaire. Vor der Abreise liess er (nach Nasica) beim Eintreffen der Nachricht von der Hinrichtung Ludwig's XVI. einige Bemerkungen fallen, welche Paoli eine Zeitlang beruhigten.

Bei der Einnahme der Insel St Stephan und dem Angriffe auf St Magdalena kam fast ausschliesslich die Artillerie zur Verwendung und Niemand wird die überlieferte Erzählung von der glänzenden Bethätigung des jungen Feldherrn, der hier seine erste Feuerprobe bestand, in Zweifel ziehen wollen. Anderes ist es mit seiner angeblichen Wuth über den plötzlichen Rückzug. Wer vermochte ihm dabei in's Herz zu sehen und zu verbürgen, dass dieselbe nicht eine geschickt gespielte gewesen ist, die Mannschaft gegen Colonna-Cesari aufzubringen und um sich selbst zu schaaren? Am allerwenigsten darf, wie es die Verherrlicher Napoleon's thun, von der Leidenschaftlichkeit seiner angeblichen Entrüstung auf das Benehmen Cesari's, als auf ein verrätherisches, geschlossen werden. Wenn von den Corsen Jemand für die Meuterei der Schiffsmannschaft verantwortlich gemacht werden soll, so lenkt sich der Verdacht vielmehr offenbar am ehesten auf Napoleon selbst, dessen Bruder die Verbrüderung mit derselben vermittelt hatte. Cesari, als den Vertrauten Paoli's, damit zu belasten und seinem Bericht zu misstrauen, scheint schon deswegen völlig unberechtigt, weil doch eine ganz ähnliche Meuterei auch Truguet zur Heimfahrt gezwungen hatte. Am allerwenigsten Fühlung mit diesen Marseillern hatte unzweifelhaft Paoli selbst, auf den die Verdächtigung im Grunde gemünzt ist und der eben bei der Anordnung und Ausführung dieser Diversion gegen die Nordküste Sardinien's, durch die

That bewiesen hat, dass er, jedenfalls für den Augenblick an eine Lostrennung von Frankreich noch nicht gedacht h Wie leicht hätte er sonst einen der vielen Vorwände, d sich ihm darboten, ergreifen können, um seine Mitwirku zu versagen! Der Minister in Paris hätte, in Gemässh seines letzten Rescriptes, seine bezüglichen Gründe gelt lassen müssen.

Aus allem diesem geht hervor, dass der Kriegszug gegn Sardinien in seinen Folgen das Signal zum Kampfe wurd nicht sowohl für Paoli, als für seine Gegner, die eben i dem Augenblicke, wo die französische Macht auf dem mittl ländischen Meere bedenklich geschwächt worden war und d Krieg mit Spanien und England bevorstand, ihn heraus forderten.

Der Kampf gegen Paoli und Napoleon's Flucht.

Die Denuncirung Paoli's, zunächst bei den Clubs in Mar seille und Toulon, und durch diese bei den Jacobinern in Paris, ging nicht ausschliesslich von den Bonaparte's aus, sondern geschah namentlich auch unter der Einwirkung von Arena, welcher sich dessen öffentlich rühmte. Sobald der Departementsrath auf Corsica davon erfuhr, beeilte er sich (in einem Schreiben vom 19. Februar) Paoli seine Entrüstung auszusprechen. Die Verleumder, führte er aus, hätten offenbar Zwiefaches im Auge gehabt: Paoli's Ansehen möglichst zu erschüttern und ihn dazu zu bringen, dass er aus Verdruss sein Amt niederlege. Er aber sei für die Bekämpfung der äusseren Feinde so unentbehrlich, wie für die Aufrechthaltung des Friedens unter den Corsen, das möge er bedenken und die Pläne der ruchlosen Verleumder dadurch zu Nichte machen, dass er ruhig in seiner Stellung verbleibe zum Heile zugleich der Republik und Corsica's. Wirklich

hatte Paoli das Amt eines Generals der 23. Division gründlich überdrüssig, besonders seitdem das Unternehmen gegen Sardinien ihn der wenigen Truppen, die ihm unterstellt waren, sowie des nothdürftigsten Kriegsmaterials beraubt hatte und man ihn dabei mit systematischer Missachtung behandelte, die so weit ging, dass er von Truguet seit seiner Abfahrt keinerlei Meldung empfangen hatte [1]). Jede Verbindung mit den obersten Behörden in Paris schien für ihn abgebrochen. Unter solchen Verhältnissen vermochte er beim besten Willen nicht, den ihm obliegenden Pflichten nachzukommen. Schon am 28. Januar hatte er daher den Minister darauf aufmerksam gemacht, wie ‚wahnwitzige Ehrgeizige' (des ambitieux effrénés) darauf ausgingen, ihn zu verleumden und wie er bereit sei, seine Stellung als General niederzulegen. Allein es erwies sich bald, dass die Briefe von den Arena, Bonaparte und Genossen aufgefangen wurden [2]). Seit dem Ausbruche des Krieges mit England ward seine Stellung eine um so misslichere, als er seiner Zeit feierlich genug erklärt hatte, gegen die Engländer, denen er und mit ihm die corsische Nation so viel Dank schuldig sei, niemals kämpfen zu wollen; und er kein Hehl daraus machte, wie sehr er bestrebt war, die von Frankreich her drohende Schreckensherrschaft von Corsica abzuwehren. Der Gedanke, wenn auch nicht der gewaltsamen und dauernden Lossagung von

1) Vrgl. Paoli's Schreiben an den Kriegsminister v. 10. März, in welchem er sich darüber beschwert. Abgedr. bei Mortimer-Tem. VI, 453 f.

2) Vrgl. Paoli's Brief an Andrei vom 15. März 1793. „Io me l'era bene immaginata la perfidia astuzia di taluni quando sentiva che non vi arrivavano le lettere. Non potevano essi continuare i loro maneggi nè mantenere in credito le loro imposture se il pubblico ed il ministero aveano i giusti rapporti degli affari." Auch sein Schreiben an den Kriegsminister vom 8. April 1793 bei Mortimer-T. VI, 465, desgl. Volney's Denkschrift.

Frankreich, so doch einer bewaffneten Neutralität, ward ihm dadurch so nahe gelegt, dass es in der That schwer hält, nicht zu glauben, dass er demselben nachgegangen und ihn zu verwirklichen bestrebt gewesen ist. Hierzu bedurfte er nicht erst (wie Botta in seiner Geschichte Italiens annimmt), der Ueberredung Seitens der Emigranten, die gewiss keinen unerschütterlicheren Gegner hatten, als eben ihn. Das Mistrauen der Franzosen war daher sehr erklärlich und um so unaustilgbarer, da sie selbst, sobald sie sich in seine Lage versetzten, ihm nicht anders hätten rathen können, als sie die seine Gesinnungstüchtigkeit und Thatkraft an sich selbst einst erprobt hatten, fürchteten, dass er wirklich handeln werde. Hierzu kam ihre an Wahnsinn grenzende Furcht vor den Engländern und der nur zu gerechtfertigte Argwohn gegen fast sämmtliche Heerführer. Was Wunder, wenn daher die Denuncianten bereitwilligst Gehör fanden?

Die erste Vorladung erhielt Paoli in den ersten Tagen des März und zwar von den Conventscommissarien in den Departements an der Südküste [1]). Diese forderten ihn auf, sich mit ihnen über die Vertheidigung Corsica's auf einem Kriegsschiffe zu besprechen. Zweifelsohne war dieses nur eine Falle, um ihn zu verhaften. Die Falle war aber viel zu plump, als dass er, der Corse, hätte hereinfallen können. Er entschuldigte sich einfach mit seiner Kränklichkeit und blieb ruhig auf seiner Feste in Corte.

Der Verrath von Dumouriez, der sich an der belgischen Grenze mit den Oesterreichern verständigt und an der Spitze seines Heeres gegen Paris hatte ziehen wollen, welches Ereigniss den Convent in die grösste Bestürzung versetzte, gab die Gelegenheit, die Denunciation Paoli's Seitens der Clubs von Marseille und Toulon in demselben zur Verhandlung zu bringen.

1) Vrgl. seinen Brief vom 8. März an Ferrandi.

Es war in der Sitzung vom 2. April. Escudier bestieg die Rednerbühne, um die Anklageschrift, wie sie ihm von dem Club in Toulon eingehändigt worden war und die Lucian Bonaparte zum Verfasser hatte [1]), zu verlesen. Paoli wird in derselben kurzweg als der Tyrann der Insel gekennzeichnet, welcher die Bürger willkürlich verhafte und einkerkere, welcher die Briefe erbreche, wodurch er u. A. Sémonville in seiner Sendung nach Constantinopel behindert hätte u. dergl. m. Es gelte, ihm sein Generalat zu nehmen und seinen Kopf dem Schwerte des Gesetzes anheim zu geben. Escudier führte seinerseits aus, wie Paoli das Misslingen des Unternehmens gegen Sardinien veranlasst hätte, sowohl dadurch, dass er vorgab, nur allein dem Befehl des Vollziehungs-Ausschusses gehorchen zu wollen, wie auch dadurch, dass er den Zwist zwischen den Corsen und Marseillern und somit die Theilung der Streitkräfte veranlasst hätte. Auch hätte er, der noch immer eine Abtheilung Schweizer unter seinem Befehle habe, sich herausgenommen, in Paris darum einzukommen, dass keine Freiwilligen mehr von den Rhonemündungen (i. e. Marseiller und Consorten) nach Corsica geschickt würden u. s. w. „Bürger", so schloss Escudier, „Paoli hat einst als Souverän auf Corsica regiert; Paoli hat die englische Gastfreundschaft genossen. Während eines langen Aufenthaltes

1) S. Arrighi, Hist. de P. Paoli, II, 171 f. Lucian rühmte sich der That in einem Schreiben, welches Paoli drucken und verbreiten liess, mit der Ueberschrift: „On conserve l'original pour vouer à une infâmie perpétuelle le nom de son auteur." Vrgl. auch Paoli's vom 5. Mai 1793. „Da una lettera del fratello di Buonaparte, il quale si trova presso di Sémonville (i. e. Lucian), vedesi ch'egli è stato il redattore della rappresentenza del clubbo di Tolone contro di me e Pozzodiborgo; e si gloria di aver dato un colpo fatale ai nemici del partito. . . Vedete quali soggetti possono mettere in dubbio l'onestà di alcuni caratteri invecchiati nel servigio della Patria!"

daselbst hat er die dortigen Gebräuche sich angewöhnt; ausserdem bindet ihn die Dankbarkeit an England. Glaubt Ihr, dass er Grossherzigkeit genug besitzen könne, um seine althergebrachte Tyrannenherrschaft der Freiheit seiner Landsleute zu opfern? Glaubt Ihr, dass er die Ränke verschmähen könne eines Hofes, der darauf versessen ist, Zwist unter uns zu säen und der vielleicht bereits seinen ehrgeizigen Absichten geschmeichelt hat, um unsere Kriegskräfte zu zertheilen? . . .“ Er beantragte, Paoli sowohl wie den procureur général syndic Pozzo di Borgo, vor die Schranken des Conventes zu rufen, damit sie über ihr Benehmen Rechenschaft ablegten, alsdann könne man darüber schlüssig werden, ob das Revolutionstribunal ihren Verbrechen und Niederträchtigkeiten Gerechtigkeit zutheil werden lassen solle. Lasource unterstützte diesen Antrag, indem er nur eine Thatsache hinzuzufügen hatte, nämlich dass Paoli einen Thron habe errichten lassen und bisweilen denselben besteige, wie er sagt, um zu sehen, ob er ihm gut anstehe[1]). — „Wer kennt Paoli nicht“, rief hierauf der von Herrschsucht und Blutdurst wahnsinnige Marat, „Paoli diesen feigen Ränkeschmied, der zu den Waffen griff, damit er seine Insel unterjoche und den Aufgeklärten spielte, damit er das Volk betrüge? Fürchtet nur, dass er Corsica zur Zeit den Engländern ausliefern wird, die ihm einst Hülfe leisteten. Ich bin für seine Anklage und die Auflösung des Regiments Schweizer.“ Cambon formulirte den Antrag, wie er angenommen wurde, dahin, dass die auf die Insel entsandte Commission (d. h. Salicetti und Genossen) alle Mittel aufbieten solle, Paoli und Pozzo nach Paris zu schaffen. Ein ausserordentlicher Bote sollte sie dazu ermächtigen. Vergeblich gab hierauf einer der corsischen Ab-

1) Offenbar haben wir es hier mit einer Auffrischung der albernen Märchen aus Pommereuil und Germanes zu thun.

geordneten [1]) zu bedenken, dass die Anklagen gegen den greisen Helden von einem seiner Feinde herrühren könnten, wie es Briefe ausdrücklich bezeugten; vergeblich hob er hervor, wie die Anhänglichkeit Corsica's an die Republik Paoli zu verdanken sei; vergeblich wies er auf die unberechenbaren Folgen, welche eine solche Maassregel, durch den Eindruck, den sie auf die Corsen hervorbringen musste, nach sich ziehen würde — es blieb bei dem Beschlossenen.

Während sich solcherweise der Sturm über Paoli's Haupt zusammenzog, verlor er, wie seine Briefe und Manifeste bezeugen, keinen Augenblick seine ebenso stolze als würdevolle Haltung. Er meinte, die französischen Deputirten müssten sich aus eigener Anschauung überzeugen, wie die Schuld der Misswirthschaft sicherlich nicht ihn treffe und wie trotz derselben das Volk im Grunde fest zu Frankreich halte. Er brauchte nichts mehr, als dass die Ränke von Salicetti, Arena und Genossen, welche sich dreist den Schein gaben, als wollten sie jene Missstände bekämpfen, die sie selbst verursachten, enthüllt und in der Wurzel getroffen würden. Allein, wie Volney richtig vorausgesagt hatte, Salicetti hatte seine Maassregeln viel zu gut getroffen, als dass diese Hoffnung hätte in Erfüllung gehen können. Die blosse Erwartung seiner Ankunft drohte die bestehenden Behörden aus den Angeln zu heben. „Alle Gemeinden", meldet der Departementsrath unterm 18. März nach Paris, „führen über Widerspenstlichkeit und Auflehnung Klagen, denn wenn man (im Augenblick auf die vier neuen Bataillone, die Salicetti in's Leben rufen sollte) Oberste und Capitäne aus der Erde hervorwachsen sieht, so wird man unverschämt." Arena, welcher

1) Der Name wird im Moniteur nicht genannt, es war aber, wie Arrighi angiebt, Andrei. Die Rede scheint im Moniteur gekürzt worden zu sein, wenigstens giebt sie Arrighi ausführlicher.

als Zahlmeister die Regierungsgelder in Händen hatte, begab sich unversehens von Corte nach Bastia, ohne die vorgesetzten Behörden auch nur zu benachrichtigen. Er berief sich nachträglich auf eine Vollmacht, die er von Paris zu empfangen haben wollte und welche ihn dazu ermächtigte, sich auf das Festland zu begeben, sobald es sein Amt zu fordern scheine. Dass sogar der Departementsrath, ganz wie der General selbst, umgangen wurde und die wichtigsten Maassregeln von Unberufenen mittels der Clubs oder ihrer Verbindungen in Paris durchgesetzt oder hintertrieben werden konnten, war, was Paoli mit am Meisten aufbrachte. Wo blieb da die Verfassung? wo die durch dieselbe verbürgte Selbstverwaltung? das Gesetz? Was Wunder, wenn er diese Anarchie und die Verfassung, wie er sie beschworen hatte, auseinanderhielt und über die drei Tage alten Patrioten, wie er die revolutionären Heisssporne spöttisch nannte, die Achseln zuckte? Die Wenigsten vermochten die Hoheit seiner Gesinnung auch nur zu fassen: sie konnten oder wollten auch nicht begreifen, wie ihm die Wohlfahrt des corsischen Völkchens dem Herzen am nächsten lag und wie er diese am besten gesichert wähnte in engem Anschluss an Frankreich, aber freilich nur, wenn die Freiheit daselbst eine feste gegründete war. Er blieb sich dabei vollständig treu. Oder sollte Derjenige, welcher vor dem alten Frankreich, wie es vom Hofe, von Adel und Clerus beherrscht wurde, als ein Geächteter in die Verbannung geflüchtet war, dagegen das neue, wie es die Umwälzung des Jahres 1789 erschuf, als einen Erretter aus Noth und Knechtschaft, als sein zweites Vaterland begrüsst hatte, sollte Dieser sich mitsammt seinem Volke, welches in ihm den Bürgen seiner Wohlfahrt und Freiheit vergötterte, der Willkürherrschaft und den Ränken einzelner herrsch- und habsüchtiger Demagogen ruhig füge? „Jetzt kommt es darauf an", schreibt er, unterm 22. Mä

dem Abgeordneten Andrei nach Paris, „— offen zu sein. Unsere Loyalität besteht jede Probe; allein man darf sie nicht missbrauchen und glauben, dass unsere Geduld hinreiche, die Ueberlistung und den Despotismus der Willkür zu ertragen, unter einer republikanischen Verfassung.“ Der Nachdruck liegt hier auf der republikanischen Verfassung, die zugleich diejenige Frankreich's war und die als solche Paoli zur Richtschnur und Rechtfertigung dienen sollte; mit den Waffen, die sie ihm an die Hand gab, wollte er sich und sein Volk vertheidigen, zum Abfall von Frankreich, selbst vom anarchischen, nur dann greifen, wenn durchaus kein anderer Weg zur Rettung mehr offen stand.

Schon schmeichelte sich Salicetti, der zur Unterhandlung mit Paoli selbst nach Corte kam und von diesem weder abgewiesen, noch in seiner Sicherheit behelligt wurde, dass er seine Pläne werde durchführen können, ohne sich mit Paoli unwiderruflich zu überwerfen; er wusste, wie dieser ein viel zu guter und stolzer Corse war, als dass er nicht, selbst jetzt noch, Alles aufbieten würde, den Hader und die Misswirthschaft, wie sie auf der Heimathinsel herrschten, vor den Augen der Aussenwelt, und namentlich vor denen der Franzosen, die mit soviel Mjssachtung auf die Corsen herabblickten, möglichst zu verbergen. Eine Verständigung zwischen Beiden war mittels schlauer Schmiegsamkeit und etwas Resignation daher noch denkbar. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass Paoli einem feindlichen Landsmanne die Hand zur Versöhnung reichte. Hatte er es doch im Jahre 1789 selbst Buttafuoco gegenüber gethan! Eben weil der Corse Nichts schwerer überwand als Feindschaft, war er in seiner Grossmuth und weil er Alle durch Tugendhaftigkeit ausstechen wollte, mit dem guten Beispiele stets vorangegangen, und niemals war, wie er nicht müde wurde zu er-

mahnen, die Eintracht aller Corsen mehr vonnöthen gewesen, als eben jetzt.

Da langte aus Paris das Decret vom 2. April an; Paoli und Pozzo sollten von Salicetti und Genossen verhaftet werden! Paoli erfuhr davon am 18. April. Damit waren natürlich alle Brücken sofort abgebrochen.

Nach Paris reisen, hiess seinen Kopf preisgeben und Salicetti auf Corsica freie Hand lassen. Das war zuviel verlangt. Paoli schrieb daher sofort an Andrei in einer Weise, dass über seinen Entschluss kein Zweifel bestehen konnte. Sein Märtyrertod von Henkershand konnte der corsischen Sache so wenig nutzen als es seinem Charakter entsprach, und dass er, wie selbst Andrei meinte, in Paris nur zu erscheinen brauchte, um über seine Feinde zu triumphiren, stand gewiss nicht zu erwarten. Auf eine schriftliche Rechtfertigung verzichtete er deswegen nicht. „Meine Freiheitsbegeisterung", schrieb er u. A., „ist eine ererbte und bei mir zur Gewohnheit gewordene, sie wird überdiess noch durch die gewichtigsten politischen Erwägungen gestützt. In welche Lage mich eine erzwungene Nothwehr auch versetzen mag, sagt Denen, die mich nicht genugsam kennen, getrost, dass die Freiheit Frankreich's mir niemals eine gleichgültige Sache sein wird. Kehrt dieser Staat zur Knechtschaft zurück, dann ist die Hoffnung auf Freiheit, insbesondere für die kleinen Staaten, auf immer dahin. Dieses ist gegenwärtig meine Ueberzeugung und wird sie stets bleiben; will man mir auf diesem Wege entgegenkommen, so wird man mich stets fest und treu in der Absicht finden, die Freiheit meines Vaterlandes mit derjenigen Frankreich's zu verbinden. Möchte der Himmel, dass die anderen Beschlüsse des Convents gerechtere und besser berechnete seien, als es diejenigen sind, die er gegen mich gefasst hat!"

So an Andrei. An den Convent selbst richtete er folgende Antwort.

„Nach der feierlichsten Kundgebung meiner Grundsätze und Empfindungen im Angesicht der ganzen Nation, hätte ich nicht erwartet, dass Ihr Euch so leicht dazu verleiten lassen würdet, einen Verhaftsbefehl gegen mich zu richten, damit man mich wie einen Staatsverbrecher, der sich wegen seiner Pflichtvergessenheit und seiner Vergehen verantworten soll, vor Eure Schranke führe. Ich bedaure, dass mein hinfälliges Alter und die Gebrechen, welche mich seit einiger Zeit beschweren, es mir unmöglich machen, über das Meer zu setzen und mehr als 200 Meilen zurückzulegen, um vor Euch zu erscheinen. Es würde mir nicht schwer fallen, die Bosheit und Verleumdung zu entwaffnen, die seit geraumer Zeit es darauf angelegt haben, meine letzten Lebensjahre zu vergiften und mich um die Achtung und das Wohlwollen zu bringen, einer grossen und edelmüthigen Nation, von der geliebt zu werden, ich ein so lebhaftes Bedürfniss empfinde. Und wegen welcher Vergehen brauche ich mich zu rechtfertigen? welches sind die Anklagen, die gegen mich gerichtet werden, und welches sind die Thatsachen, die man zu ihrer Begründung vorbringt? In Eurem Erlasse finde ich dieselben nicht; und in den Zeitungen, in welchen über die kurze Verhandlung, welche demselben voraufging, berichtet wird, sehe ich nichts als unbestimmten Verdacht, unsinnige Märchen, höchst unsittliche Vermuthungen.

„Man sagt daselbst, dass meine Herrschsucht einen Thron errichtet hätte, und dass zur Zeit, als Corsica von den Heeren des Versailler Hofes erobert wurde, ich denselben nur ungern aufgegeben hätte. Allein die Geschichtsschreiber jener Zeit, welche von eben diesem Hofe besoldet wurden, damit seine Usurpation gerechtfertigt erscheine und meine Anstrengungen an der Spitze meiner Landsleute zur Erhaltung

der Freiheit beschimpft würden, sind Diejenigen, die Dieses zuerst behauptet haben. (Vrgl. p. 51 u. 52.) Wahrlich sie selbst haben nicht erwartet, dass man, nachdem sie der Ungerechtigkeit und der Politik jener Tyrannen, die Corsica unterjocht hatten, mit solchen Märchen gedient hatten, dass man diese eines Tages in der französischen Republik wiederholen und sich den Anschein geben werde, an sie zu glauben, dass man mit Wohlbehagen Alles annehmen werde, was dazu angethan ist, das Ansehen eines Volkes zu erniedrigen, welches in diesem Jahrhundert das erste gewesen ist, mit einigem Erfolge, vierzig Jahre hindurch, gegen die Tyrannei zu kämpfen, desgleichen eines Menschen, welcher die Gefahren unbeachtet gelassen hat, damit er dasselbe zur Freiheit anleite.

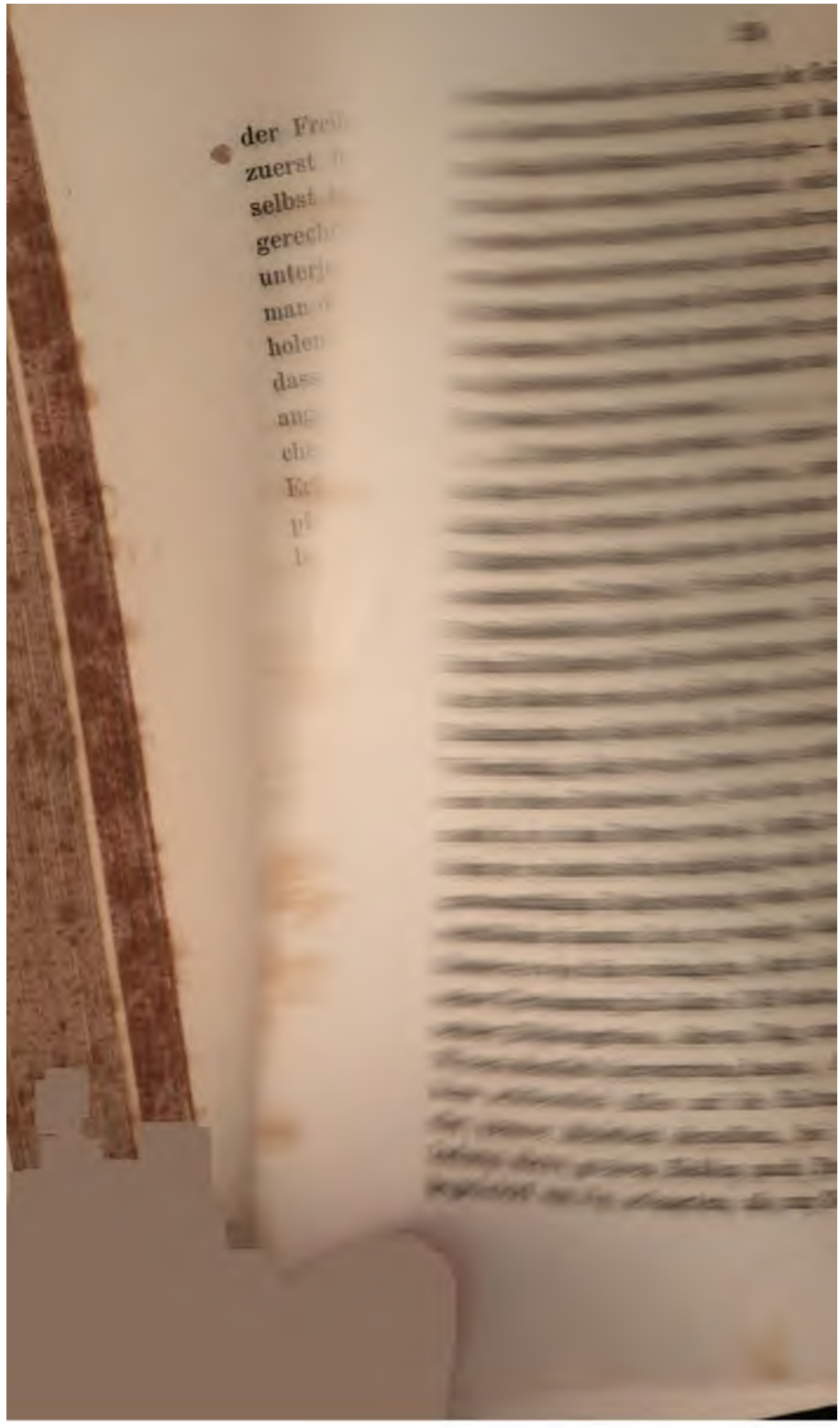
„Es wird daselbst die Dankbarkeit erwähnt, die ich England schulde, und Euch damit ein Beweggrund geboten zur Befürchtung, dass ich dessen Interessen auf Kosten derjenigen Frankreich's fördern möchte. Gewiss bin ich kein Undankbarer; allein ich bin noch weniger ein Eidbrüchiger. Man muss eine tief verderbte, aller Empfindung für Ehre und Tugend baare Seele haben, um zu glauben, dass, selbst wenn ich zwischen beiden Nationen zu wählen hätte, ich nur einen Augenblick in der Wahl zögern könnte; dass ich meine Pflicht gegen das Vaterland und die festen Vorsätze, die mich an die Sache der Freiheit und Gleichheit binden, vergessen und verzichten sollte auf die Achtung jener Nation selbst, in deren Mitte ich zwanzig Jahre gelebt habe, und die ich solcherweise erröthen machen würde über das edelmüthige Interesse, welches sie für mich gezeigt, sowie über die Meinung, die sie sich von meinen Grundsätzen und meinem Charakter gebildet hat.

„Endlich ist daselbst die Rede von meinem Einfluss in diesem Lande. Es wird versucht, Euch glauben zu machen, dass ich denselben bisweilen gebrauche, um das Gesetz zu

hintertreiben, oder um den Absichten und den Leidenschaften Jener zu fröhnen, die sich mir ergeben zeigen. Wenn die Bezeugung der Liebe Seitens seiner Landsleute hinreicht, um in einem Lande einem Menschen Einfluss zu sichern, der im Uebrigen weder Geld zu vertheilen hat, noch Mittel besitzt, sich eine Partei zu bilden, so gestehe ich, in meinem Vaterlande hinreichenden Einfluss zu besitzen, wenigstens von jenem Einfluss, den der Rechtschaffene sich wünschen darf. Mein Gewissen giebt mir überdiess das beruhigende Zeugniss, dass ich mich desselben niemals anders bedient habe, als zum Schutz und zur Tröstung von Wittwen und Waisen, zur Sicherung der Freiheit auf Corsica; zur Dämpfung der Leidenschaften; zur Erleichterung der Durchführung jener neuen Gesetze, welche gegen die Meinungen und schroffen Vorurtheile des Volkes verstossen konnten; zur Aufrechthaltung des Friedens und der Ruhe in diesem Departement, inmitten der Aufregungen, die meist jede Revolution zu begleiten pflegen; zur Wahrung dieser Insel endlich gegen die Greuel und Unmenschlichkeiten, mit denen die Feinde der Freiheit die Revolution an so vielen andern Punkten der Republik geschändet haben.

„Meinen Feinden, welche sich so viel Mühe gegeben haben, Euch diesen Einfluss als gefährlich und der Gleichheit, die wir alle beschworen haben, entgegengesetzt erscheinen zu machen, steht ja der Weg, sich dieselbe für ihre Person zu erwerben, offen. Ich wünsche ihnen den gleichen Erfolg, und beglückwünsche im voraus sie selbst und das Volk, wenn die Anhänglichkeit des Letzteren für sie sich auf ein ganzes, der Vertheidigung und Wohlfahrt desselben gewidmetes Leben gründet.

„Im Uebrigen, falls dieser angebliche Einfluss ein Verbrechen ist, falls Ihr, Bürger Abgeordnete, es für nothwendig erachten solltet, dass für den Frieden und die Sicherheit



und Salicetti und Genossen den Kampf aufnahmen, indem sie abermals Marseiller zu ihrer Unterstützung herbeiriefen, — da war von Entsagung nicht mehr die Rede. „Ich bin meinen Verleumdern", schreibt er einem Landsmanne, bereits unterm 29. April, „zu Dank verpflichtet, denn sie haben mich die innige Ergebenheit unseres Volkes mit Händen greifen lassen: in ihr allein setze ich mein Vertrauen." Und am 5. Mai: „Ich bin (da man mir mein Amt genommen hat) fortan ohne Verantwortlichkeit. Geschützt durch die Gesetze, umgeben von meinen Landsleuten, werde ich thun, was ein Greis noch vermag; ich werde sein wie ein Reisigbündel in einer Verschanzung." Damit waren die Würfel gefallen.

Salicetti war über die Wirkung des Decretes vom 2. April so betroffen, dass er wünschte, dasselbe wäre nicht erlassen worden: ohne dasselbe, schreibt er unterm 28. April nach Paris[1]), wäre Alles friedlich abgelaufen. Die Gegner Paoli's, die ihn nur hatten entwaffnen und zur Seite schieben wollen, um für sich selbst Platz zu erlangen, hatten über das Ziel soweit hinausgeschossen, dass sie darüber ihre eigenen Pläne auf das Höchste gefährdet sahen. Blieb der Erlass gegen Paoli in Kraft, so war allen Denen, welche die Anarchie auf Corsica mittels der Revolution in Frankreich für sich auszubeuten suchten, das Handwerk gelegt: sie mussten sich für die eine oder die andere Nation endgültig entscheiden und hatten, in Folge ihres zweideutigen Benehmens, in keiner von Beiden hinreichend festen Fuss gefasst, um dem ausbrechenden Sturme zu begegnen. Das war zur Zeit die heikle Lage der Salicetti und Genossen, die, wie ihre corsischen Gegner sie treffend kennzeichneten, darauf ausgingen, die Ereignisse für ihre Person auszubeuten, ohne sich in ihnen zu verfangen.

Dieses gilt für Niemanden mehr als für Napoleon Bona-

---

1) An Andrei. Arch. st. Ital. XI, 408.

parte. Wohl hatte er (wie Nasica selbst erzählt) gleich nach der Rückkehr von dem Kriegszuge gegen Sardinien, sich mit einzelnen Offizieren der Nationalgarde verschworen und alle Vorbereitungen getroffen, um, mit Salicetti's Hülfe, Paoli und Pozzo, der ihnen, in Folge der Gunst desselben, so über den Kopf gewachsen war, lahm zu legen, nöthigenfalls mit Waffengewalt zu bekämpfen; wohl war die Denunciation des Nationalhelden durch den Bruder Lucian bewerkstelligt worden; trotzdem schien noch eine Möglichkeit vorhanden, sich mit Paoli und der nationalen Partei auszusöhnen. Dieses konnte ihm am Ehesten gelingen, wenn er jetzt selbst der Vertheidiger Paoli's vor dem Convente wurde und die Rücknahme des gegen ihn erlassenen Decretes erlangte. Napoleon hat dieses letzte Mittel nicht unversucht gelassen. In seinen hinterlassenen Papieren hat sich der Entwurf zu einer bezüglichen Adresse vorgefunden, den Libri veröffentlicht hat und den wir seinem Wortlaute nach hier wiedergeben. Form und Inhalt verbürgen die Echtheit. Die Lücken bezeichnen Stellen, die Libri, wegen der unleserlichen Handschrift, nicht hat entziffern können. Die Eigenthümlichkeiten des Originals machen die Uebersetzung schwierig.

„Volksvertreter!

„Ihr seid die wahren Organe der Souveränität des Volkes. Alle Eure Erlasse erfolgen im Auftrage desselben oder werden von ihm sofort bestätigt. Jedes Eurer Gesetze ist eine Wohlthat und erwirbt Euch einen Anspruch mehr auf die Dankbarkeit der Nachwelt, die Euch die Republik verdankt, und der Welt, die von Euch an die Freiheit datiren wird.

„Ein einziger Eurer Erlasse hat die Bewohner der Stadt Ajaccio tief betrübt. Das ist der, welcher einem 70jährigen, hinfälligen Greise befiehlt, sich gleich einem verbrecherischen Verführer (scélérat corrupteur) und gemeinen Herrschsüchtigen (vil ambitieux) vor Eure Schranke zu schleppen.

„Paoli wäre also ein Verführer oder Herrschsüchtiger?

„Paoli ein Verführer! und wesshalb? Etwa, um sich an der Familie der Bourbonen zu rächen, deren politische Niederträchtigkeit sein Vaterland mit Schmerzen erdrückte und ihn selbst in die Verbannung trieb? Allein ist sie (die Familie der Bourbonen nämlich) nicht mit der Tyrannei zu Grabe gegangen? und habt Ihr nicht seine Rachsucht (nämlich Paoli's), wenn er dieselbe überhaupt noch empfindet, mit dem Blute Ludwig's gestillt?

„Ein Verführer! und wesshalb? Etwa, um die Adels- und Priesterherrschaft wieder herzustellen? Er, der, bereits von seinem dreizehnten Jahre an . . . er, der, kaum zur Leitung der Geschäfte gelangt, die bestehenden Lehen aufhob und keine andere Auszeichnung kannte, als die — ein Bürger zu sein? Er, der, vor jetzt dreissig Jahren, gegen Rom gekämpft hat und in den Bann gethan wurde [1]), sich der bischöflichen Güter bemächtigte, der endlich, nächst Venedig . . . in Italien . . .

„Verführer! und wesshalb? Etwa, um Corsica an England auszuliefern? Er, der dasselbe an Frankreich nicht hat abtreten wollen, trotz der Anerbietungen Chauvelin's, welcher ihm weder Titel noch Gunstbezeugungen vorenthalten haben würde!

„Corsica den Engländern ausliefern! Was würde er damit gewinnen, im Kothe Londons zu leben? Wesshalb blieb er nun nicht dort, als er dahin verbannt war?

„Paoli wäre herrschsüchtig? Ist er es, was soll er mehr wünschen, als er schon hat? Er ist der Gegenstand der Liebe seiner Landsleute, die ihm Nichts verweigern; er be-

1) Ob, wie Tommaseo vermuthet, „excommunié" ein Lesefehler von Libri ist oder Paoli wirklich excommunicirt worden ist, was nicht unmöglich wäre, aber sich für uns des Nachweises entzieht, bleibt aufzuhellen.

befindet sich an der Spitze der Militärmacht; und steht
Begriff, das Land gegen einen fremdländischen Angriff
vertheidigen.

„Wäre Paoli herrschsüchtig, so bietet ihm die Repul
Alles; und wenn er sich anhänglich zeigte . . . zur Zeit
Constituante, wie soll er es nicht jetzt sein, da das V
Alles ist?

„Paoli herrschsüchtig! Volksvertreter, zur Zeit, als
Franzosen von einem verderbten Hofe regiert wurden,
man weder an Tugend noch an Vaterlandsliebe glaubte, l
man freilich behaupten müssen, dass Paoli herrschsüchtig
Wir führten Krieg gegen die Tyrannei: das konnte (angebli
nicht für das Vaterland und die Freiheit geschehen, sond
wegen der Herrschsucht der Führer! Zu Coblenz (im La
der Emigranten) muss demnach Paoli für einen Herrs
süchtigen gelten; allein zu Paris, im Mittelpunkte der fr
zösischen Freiheit, wird Paoli, wenn man ihn genugsam ken
der Patriarch der französischen Republik sein. So wird
Nachwelt denken, so glaubt es das Volk. Gebet mir Geh
heisst die Verleumdung und jene tief verderbten Mensch
(les hommes profondement pervers), welche sie ausüben, schw
gen. Volksvertreter! Paoli ist mehr als 70jährig, er ist h
fällig, sonst wäre er vor Eure Schranken getreten, um sei
Feinde zu vernichten. Wir schulden ihm Alles, bis hin
zum Glück: einen Theil der französischen Republik aus
machen. Er erfreut sich noch immer unseres Vertraue
Nehmet das Decret vom 2. April, in soweit es ihn betrif
zurück und gebet diesem ganzen Volke die Freude.“ . . .

Wüssten wir auch nicht, wie diese Bittschrift nur
politischer Schachzug war gegen die Wirkung eben jener V
leumdungen, die Napoleon selbst wesentlich mit veranla
hatte, so dürfte schon die geschraubte, declamatorische Sprac
sowohl in Bezug auf Paoli, wie auf die französische Repub

as Heuchlerische derselben bezeugen. Sie ist nichts weniger
s ein freier Herzenserguss. Die übertriebene Huldigung des
nvents, das Anbringen von revolutionären Schimpfwörtern,
ie sie damals üblich waren, sind Merkmale, wie wir sie an
apoleon in seinen Schriftstücken beständig beobachten konn-
n: sie beweisen immer wieder, wie ängstlich und geschickt
darauf bedacht war, den Machthabern, vor Allem der
ntlichen Meinung, als dem mächtigsten derselben, zu schmei-
eln, indem er sich denselben anpasste. Allenthalben erkennt
an kluge Berechnung.

Libri, der in seiner Unkenntniss des Zusammenhanges
s Schriftstück beibringt, um Napoleon durch dasselbe zu
rrlichen und zu zeigen, wie er durchaus nicht aus-
slich dem Eigennutz fröhnte, setzt voraus, dass er mit
r Vertheidigung Paoli's, Angesichts der Henkerwirth-
ft in Paris, seinen Kopf wagte. Das ist so wenig der
, dass vielmehr der Convent, aus eben den Erwägungen
s, wie diejenigen waren, welche Napoleon die Bittschrift
gegeben hatten, derselben einigermaassen willfahrte.

Ob auf Grund von Napoleon's Schriftstück oder Salicetti's
gehren, genug: in der Sitzung am 27. Mai trat, wie der
niteur kurz berichtet, ein Corse auf und kam um die
rücknahme des Decretes vom 2. April ein. Das Gesuch
rd an den Wohlfahrtsausschuss gewiesen, welcher alsbald
ne Adresse des Convents an die Corsen veranlasste. In
ser wird darauf hingewiesen, wie sie der Republik aus freien
tücken beigetreten seien und wie diese, obgleich im Kampfe
gleich mit der königlichen und priesterlichen Tyrannei, ihnen
reie Religionsübung verbürge. Es war dabei aber haupt-
chlich auf Paoli abgesehen: der Nationalheld sollte der
französischen Freiheit zum Opfer gebracht werden. Die be-
treffende Auslassung lautete: „Indessen, Bürger, die Gleich-
heit Aller, welche Euch auf immer Eure Rechte sichert, er-

heischt, dass kein Mann über den Gesetzen stehe; dass er weder von der allgemeinen Dankbarkeit, noch von seinem Ruhme das Vorrecht besitzen darf, sich denselben zu entziehen. Ihr fühlt was die Strenge dieses Grundsatzes, die oberste Bürgschaft unserer gemeinsamen Freiheit, in diesem Augenblicke von Euch verlangt. Ihr könnt einen Mann, dessen Unschuld nicht genügt, nicht lieben; und Ihr wisst, dass ein berühmter und alter Vertheidiger der Menschenrechte von jedem französischen Bürger mehr als Gerechtigkeit erwarten darf[1])."

Eine glänzendere Genugthuung konnte Paoli, nach der Verhandlung und dem Beschluss am 2. April, vom Convent gar nicht werden. Das unfreiwillige Lob, wie es ihm hier ertheilt wird, um seine Landsleute von ihm zu trennen, überhebt ihn jeder Vertheidigung. Eine Bürgschaft für seine Sicherheit war aber damit so wenig geboten, dass vielmehr eine Versammlung, die Denjenigen, den sie vor wenigen Wochen, da noch keinerlei Beweis für seinen Abfall vorlag, zum Verräther und Despoten gestempelt hatte, jetzt, da er gegen sie gewaffnet war, einen ‚berühmten und alten Vertheidiger der Menschenrechte' pries, damit nur bekundete, wieviel ihr daran lag, seiner habhaft zu werden. Ein so unwürdiges Spiel konnte Paoli und seine begeisterten Anhänger nur empören und zum heftigsten Widerstande reizen. Ueberdiess war es zum Einlenken schon zu spät.

Dass Paoli Angesichts der vieldeutigen Rolle der Bonaparte's nicht recht wusste, ob er sie durchaus zu seinen Feinden habe oder nicht, lässt vermuthen, dass Napoleon ihm

1) „Vous n'aimeriez pas un homme à qui vous pourriez croire que son innocence ne suffit pas, et vous savez qu'un illustre et ancien défenseur des droits de l'homme peut attendre de tout citoyen français plus que de la justice." Die Adresse ist abgedr. im Moniteur vom 1. Juni 1793.

sein Gesuch an den Convent bekannt gegeben und noch andere Schritte zur Wiedererlangung seiner Gunst gethan hat. „Das Benehmen der Bonaparte", schreibt nämlich Paoli, unterm 13. Mai 1793 [1]), „ist zu räthselhaft; es sei denn, dass man glauben will, dass sie gänzlich von dem Willen Salicetti's abhängen, dessen heftigem Wesen alle Missstände zugeschrieben werden, die zur Zeit so grossen Argwohn erregen und die Ruhe des ganzen Departements in Gefahr bringen."

Offenbar wollten sich weder Salicetti noch Napoleon mit Paoli überwerfen, er war ihnen nur unbequem, nicht am Wenigsten dadurch, dass er seine Gunst an Pozzo di Borgo vergeben und dadurch diesen gleichsam zu seinem Nachfolger bestimmt hatte; denn dass der kränkelnde Greis nicht mehr lange leben werde, scheint allgemein vorausgesetzt worden zu sein. Pozzo di Borgo war den Salicetti und Arena besonders lästig und gefährlich, weil er als ihr Nachfolger im höchsten Amt des Departements zu seiner eigenen Rechtfertigung dahin getrieben wurde, die voraufgegangene Misswirthschaft, wie er sie überliefert bekommen hatte, aufzudecken. Seine ersten Berichte darüber nach Paris scheinen das Signal zum Kampfe gewesen zu sein [2]). Dass es Napoleon in dieser

1) An Guitera. Arch. st. Ital. XI, 533. „La condotta delli Bonaparte è troppo misteriosa, a meno che non si voglia credere che intieramente siano dipendenti dalla volontà di Salicetti, al di cui violento carattere si attribuiscono tutte le irregolarità che ora danno tanta gelosia, e mettono a repentaglio la quiete di tutto il dipartimento."

2) Er schrieb nämlich an den Abgeordneten Andrei unterm 14. Decbr. 1792. „Vous avez une idée de l'administration passée. Il n'existe aucun fond, ils se sont endettés de sommes immenses Les impositions ne sont pas réparties. Enfin je tremble sur les difficultés presqu' insurmontables qui nous menacent de toute part. A peine je serai installé, nous vérifierons l'état des choses; nous ne déguiserons rien; et, s'il le faut, nous dé-

Beziehung mit ihnen hielt, bezeugt klar genug sein Ge
an den Convent, das Decret vom 2. April zurückzunehi
insofern Paoli davon betroffen werde, d. h. P
sollte trotzdem angeklagt bleiben.

Jetzt erst erkennt man die Tragweite davon, dass Jo
Bonaparte auf der Wahlversammlung zu Orezza sich
Pozzo den Rang hatte ablaufen lassen. Joseph befand
zwar zur Zeit im Departementsrath, allein als einfaches
glied desselben, konnte er gegen den procureur général sy
der sich auf die ausgesprochenste Gunst Paoli's stützte,
möglich aufkommen; als der Entscheidungskampf nahte,
er daher von Corte nach Bastia, zu Salicetti. Zwischen
poleon und Pozzo bestand aber fortan eine echt corsi
unversöhnliche Feindschaft, von der sie nicht wieder abli
und die, da sie beide eine europäische Rolle spielten, in i
Wirkungen welthistorische Dimensionen annehmen sollte.
das Directorium des republikanischen Frankreich, bei
Wiedereroberung Corsica's, eine allgemeine Amnestie er
forderte Napoleon, dass Pozzo di Borgo, der seinen
unwiderruflich verwirkt habe, von derselben ausgenom
werde[1]), so dass dieser nach England flüchten musste; P
di Borgo seinerseits ruhte nicht eher als bis der gestü
Imperator in die Acht erklärt und nach St Helena verwi
worden war.

Sobald sich Salicetti davon überzeugt hatte, dass
entschlossen war, mit Pozzo zu stehen und zu fallen, zö

---

fendrons le peuple des mauvaises impressions
l'inconduite des administrateurs auraient pu f
naître à Paris; nous tiendrons avec la députation une co
pondance très exacte . . ." Arch. st. Ital. XI, 369.

1) S. sein Schreiben vom 25. Oct. 1796 an das Directo
in Paris.

·er nicht[1]), den Departementsrath, Kraft der unbeschränkten Vollmacht, die ihm und seinen Collegen als Conventscommissarien zustand, aufzulösen und an dessen Stelle einen willfährigen nach Bastia einzuberufen, der einfach aus den Ergebensten in den nächsten Kreisen zusammengesetzt wurde. Paoli antwortete auf diese verwegene Maassregel mit der Einberufung einer National-Consulta, nach Muster derjenigen, die sie zur Zeit der Freiheitskriege auf Corsica üblich gewesen waren. Wie sehr er sich dabei im Einklang mit der grossen Mehrheit des Volkes befand, bezeugt die Thatsache, dass sich nicht weniger als Tausend und neun Abgeordnete einfanden. Am 27. Mai ward die feierliche Sitzung eröffnet. Paoli und Pozzo benutzten den Kunstgriff, nicht zu erscheinen, sondern sich erst rufen und holen zu lassen. Sie wurden mit Freudenschüssen und den begeistertsten Zurufen empfangen. Paoli begann hierauf mit einer Rede, in welcher er die Umtriebe seiner Verleumder aufdeckte und wiederholt mit Nachdruck hervorhob, wie er trotz alles Geschehenen treu zu Frankreich zu halten gedenke[2]). Die Consulta ihrerseits erklärte das gegen ihn und Pozzo erlassene Decret vom 2. April durch Niederträchtigkeit erschlichen und erwartete vom Convent, dass er, nach erlangter besserer Information, dasselbe zurücknehmen werde. Der Präsident des Departementsrathes (Galeazzi) legte für sich und seine Collegen das im December

1) Vrgl. seine Berichte an die Abgeordneten nach Paris, bei Tommaseo, Arch. St. Ital. „Pourquoi", schreibt er u. A. von Paoli am 10. Mai, „s'associer et recevoir sous sa sauvegarde un citoyen décrété comme lui, et peut-être plus coupable que lui?"

2) Die Stadt Ajaccio richtete an die Conventscommissare ein besonderes Schreiben, in welchem sie versicherte: „Vous ne devez pas méconnaître les sentiments qui nous animes; la Consulta n'a eu d'autre objet que de faire renouveler aux citoyens le serment de rester fidèles à la loi." Barrère verlas dasselbe in der Conventssitzung vom 1. Juli. S. Moniteur vom 3.

erlangte Mandat in die Hand der Wähler zurück; sie wurde aber natürlich sofort wieder eingesetzt. Dagegen verkündete die Versammlung, die sich im Besitze der Souveränität des corsischen Volkes wähnte, dass drei der corsischen Abgeordneten beim Convent (Salicetti, Multedo und Casabianca) das Vertrauen des Volkes und damit, soweit es an den Wählern liege, auch ihr Mandat verloren hätten. Der Commission, an deren Spitze sich Salicetti befand, ward der Gehorsam aufgesagt: wer ihren Befehlen nachkomme, sei er Civilist oder Militär, sollte als ein Verräther am Vaterlande bestraft werden. Am schonungslosesten ward gegen die Arena und Bonaparte als die unmittelbarsten Urheber der Verleumdungen Paolis und Pozzo's verfahren; in Betreff ihrer ward folgende Resolution angenommen: „Da sich Bartolomeus Arena nebst seinen Brüdern der Verrätherei (fellonia) schuldig gemacht, die Gebrüder Bonaparte aber die Verleumdungen des Arena unterstützt und sich der Commission des Convents angeschlossen haben, welche Corsica an Genua zu überliefern droht[1]), ist es unter der Würde des corsischen Volkes sich mit den Familien Bonaparte und Arena zu beschäftigen, daher sie ihrer Reue und dem öffentlichen Schimpfe anheim gegeben werden."

Erst diese Erklärung in die Acht Seitens der nationalen Consulta scheint Napoleon in das feindliche, d. h. französische Lager gezwungen zu haben. Sie hatte nämlich zur Folge

1) Paoli folgerte in seinem Misstrauen oder Zorn schon aus dem Umstande, dass Volney über Corsica und dessen Werth für Frankreich absprechend geurtheilt hatte, dass man in Paris bereit darauf sinne, die Insel beim Friedensschluss mittels Austausches zu verwerthen. Derartige Vermuthungen legte namentlich die Besitzergreifung von Avignon nahe. Im vorliegenden Falle aber galt es offenbar nur, die Volksleidenschaft gegen Salicetti und Genossen anzuspornen.

dass die Güter der Bonaparte's, darunter das Haus in Ajaccio, von dem Bergvolke überfallen und zerstört wurden. Die ganze Familie musste flüchten und bei der Conventcommission Schutz suchen; sie war sonst ihres Lebens nicht sicher. Dieser Umstand bewirkte aber zugleich, dass die Commission fortan auf Napoleon als auf einen Ergebenen rechnen konnte, was bisher nicht der Fall gewesen war, indem sie sogar einen Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen hatte [1]), der nicht bloss durch die Adresse zu Gunsten von Paoli, sondern durch seine zweideutige Haltung überhaupt eingegeben worden sein mag. Jetzt, da ihm keine Wahl mehr blieb, wurde er zum Befehlshaber der gesammten Artillerie auf Corsica ernannt und erhielt als solcher die Aufgabe, die Küstenplätze, von denen nur Bastia, St Fiorenzo und Calvi in der Gewalt der Commission waren, den Franzosen zu sichern. Dass er, wie Renucci will und ihm Viele bereitwillig nacherzählt haben, kurz vor der Eröffnung der Consulta noch eine mündliche Auseinandersetzung mit Paoli gehabt hat, in welcher der General ihm offenbart

---

1) Diese Thatsache giebt ein interessantes Buch aus dem Jahre 1797: ‚Biographical anecdotes of the founders of the french republic und of other eminent characters, who have distinguished themselves in the progress of the Revolution', welches im Jahre 1798 mit einzelnen Zusätzen und kleinen Abänderungen auch im Französischen erschienen ist. „. . . he (Napoleon) had actually drawn up, with his own hand, the remonstrance transmitted by the Municipality of Ajaccio against the decree declaring the General an enemy to the Commonwealth. Indeed, he was supposed to be so intimately connected with him, that a warrant was issued by Lacombe de St Michel, and the two other Commissioners of the Convention, to arrest young Bonaparte." Diese Angabe bestätigt die Echtheit der Bittschrift und macht es sehr wahrscheinlich, dass sie in der Sitzung am 27. Mai im Convent wirklich zur Verlesung gekommen und nicht, wie z. B. Lanfrey annimmt, in Napoleon's Mappe liegen geblieben ist.

hätte, wie er vorhabe, sich den Engländern zu ergeben
Napoleon mit einer langen Diatribe gegen England ihm k
erwiedert hätte, dass er niemals von Frankreich lassen we
ist in hohem Grade unwahrscheinlich und scheint die ga
Unterredung nur erfunden zu sein, um Napoleon's Franzo
thum und Abneigung gegen England genau so in Scene
setzen, wie er selbst es auf St Helena angegeben hat. A
deutet darauf hin, dass er sich von Paoli, als sich das V
so einmüthig um denselben schaarte und ihm eine Macht g
wie man sie ihm nicht mehr zugetraut hatte, nur deswe
trennte, weil er in Folge der unwiederbringlich verlore
Gunst desselben nicht anders konnte. Er und Salicetti hat
sich Beide gewaltig verrechnet: ob sie wollten oder nicht,
mussten es mit den Franzosen halten, sonst waren sie verlo

Der Kampf entbrannte bald auf der ganzen Linie. P
und die Seinigen waren aber so im Vortheil, dass Napol
nicht einmal in Ajaccio festen Fuss zu fassen vermoc
Der Versuch, die corsischen Nationalgardisten auf der C
delle durch französische Truppen zu ersetzen, misslang. We
List noch Gewalt wollten verfangen. Er machte einen letz
Versuch mit Hülfe der Flotte von den s. g. Blutinseln
die als grosse Granitblöcke vor der Einfahrt in den Ha
von Ajaccio liegen; ein Thurm, wie sie einst gegen die S
räuber am Ufer errichtet worden waren, diente ihm da
zum Sammelort und als Stützpunkt; allein die gehoffte k
wirkung Seitens der ihm einst zugethanen Landsleute bl
aus und er musste unverrichteter Sache nach Calvi zurü
kehren; von wo aus er mitsammt der Mutter, ihrem Bru
Fesch und den jüngeren Geschwistern nach Toulon hinü
flüchtete.

Salicetti selbst eilte nach Paris, um zu sehen, wie
eine grössere Truppenmacht zur Verfügung erhalte. Am 1.
beschloss der Convent die Theilung Corsica's in zwei Depa

nents, was auf Grund des uralten Abstandes zwischen dem Volke diesseits und jenseits der Berge die Unterwerfung desselben erleichtern sollte, und that am 27. Paoli als Verräther förmlich in die Acht. Allein diese Drohungen und Vorkehrungen blieben, da eine englische Flotte im Mittelmeer erschien und den Verkehr zwischen der Insel und dem französischen Festlande abbrach, erfolglos; die Franzosen und die ihnen ergebenen Corsen mussten sich vorläufig damit begnügen, die drei von ihnen besetzt gehaltenen festen Küstenplätze: Bastia, St Fiorenzo und Calvi so lange zu halten, bis eine günstige Gelegenheit einen grösseren Truppentransport von der Südküste her verstattete. Gelang dieses nicht, so war Corsica für Frankreich verloren und die Salicetti, Arena, Bonaparte und Genossen hatten ihre Rolle auf der Insel ausgespielt.

Welch ein Abstand zwischen der Lage, wie sie Napoleon jetzt einnahm, und jenem ersten schönen Heldentraum seiner Jugend! Er, der als der Befreier seines Vaterlandes von dem französischen Joche seinen Namen bei der Nachwelt demjenigen Sampiero's und Paoli's anreihen wollte, er hatte sich in seiner Ungeduld und Habsucht von dem revolutionären Strudel so weit wegreisen lassen, dass er sich zur Zeit nicht anders zu helfen wusste, als indem er eben jene verhassten Franzosen gegen sein Volk, nachdem es seinen Paoli und seine Selbständigkeit wieder erlangt hatte, in's Feld zu führen suchte! Statt der Tugendhaftigkeit, des Ruhmes und der Wohlfahrt, wie er es sich versprochen hatte, hatte er dem Vaterlande nur Verwirrung, Verwüstung und Verrath gebracht; statt des ersehnten Dankes gebührte ihm der verdiente Fluch seines Volkes, der Fluch jenes Paoli, der ihm mit Recht als das höchste Vorbild des Ruhmes vorgeschwebt hatte; statt, dass er, wie dieser, ein glücklicher Herrscher, Gesetzgeber

und Krieger, der Abgott seines Volkes, die Augen von ganz Europa auf sich lenkte, war er ein unbekannter Flüchtling geworden, der nur noch mit Hülfe des Schwertes und der Feinde in seine Heimath zurückkehren konnte. Er, der Corse, hatte überdiess seine ganze Familie um Ehre, Hab und Gut gebracht. Zu jeder anderen Zeit, bei jedem anderen Charakter mochte ein solches Schicksal zur Verzweiflung treiben, allein die gewaltige Revolution, welche die ganze Welt zu erschüttern begann und die nur noch durch Waffengewalt zum Austrag gebracht werden konnte, riss die Kühnsten mit dämonischer Gewalt unaufhaltsam mit sich fort und eröffnete eben jetzt, da das Schwert die Entscheidung bewirkte, für Napoleon eine Laufbahn, deren Endziel nicht abzusehen war. Im allgemeinen Kriegsgetümmel, da sich ein Jeder in seinem Leben bedroht sah, musste die unvergleichliche Feldherrngabe, deren er sich bewusst war, zur Geltung und Anerkennung kommen. Der Schauplatz für eine militärische Laufbahn war Angesichts des ganz Europa umfassenden Kriegsbrandes ein schier unermesslicher und er hatte Nichts zu verlieren, Alles zu gewinnen. So ward durch den erlittenen Schicksalswechsel seine Thatkraft nur noch gewaltiger angespornt und zu immer erstaunlicherem Können entwickelt.

Mochte er sich derart in vieler Hinsicht auf dem besten Wege befinden, ‚sein Glück', d. h. ‚Carrière' zu machen, so verlor er doch mit dem engeren Bande an's Vaterland den letzten sittlichen Halt, der seinem grenzenlosen Ehrgeize vielleicht noch Maass und Ziel zu setzen vermocht hätte. Immer ausschliesslicher gab er sich dem Waffenhandwerke als solchem hin. Er sank dadurch vom Standpunkte eines Nationalhelden, der er einst hatte werden wollen, immer mehr zu demjenigen eines Truppenführers, eines mittelalterlichen Condotierri herab. Immerhin blieb sein Augenmerk auch jetzt noch unablässig auf Corsica gerichtet, wenn auch nur, um die Insel, auf der

nicht zum Herrscher hatte aufschwingen können,
s mit Waffengewalt zu bezwingen. Da Dieses nur
des Sieges der französischen Waffen im Süden zu
war, so war ihm an diesem Alles gelegen. Vor der
chen, corsischen Angelegenheit traten aber noch
Interessen Frankreichs und des französischen Heeres
ventuell in den Hintergrund. Dessen muss man zur
Beurtheilung der zwei folgenden Jahre seiner öffent-
ufbahn eingedenk bleiben.

Der Bürgerkrieg.

rf Paoli, der sich im Interesse seines Volkes und
wehr dem Convente widersetzt hatte, noch einer
echtfertigung, so bietet sie ihm der Umstand, dass
n der französischen Provinzen selbst, darunter die
evolution bisher so begeisterte Provence, zu eben
Zeit gegen die Usurpation der Staatsgewalt durch
haber in Paris zu den Waffen griffen und lieber
Emigranten und den auswärtigen Feinden die Hand
als dass sie die grenzenlose Anarchie und Schreckens-
noch länger dulden wollten. Alle gesetzlichen Bürg-
des Gemeinwesens schienen vernichtet. Der Con-
nicht nur längst durch den Pöbel der Hauptstadt
iheit seiner Beschliessungen behindert, er war durch
ltstreich am 2. Juni 1793, welcher die gemässigte
r Girondisten von der Volksvertretung ausschloss,
ten Führer in die Verbannung trieb oder auf die
brachte, in einer Weise verstümmelt worden, dass
veränität, ja sein gesetzmässiger Fortbestand ernst-
age gestellt werden konnte. Dazu kam der Erlass
en Verfassung, deren Annahme durch das Volk nur
lt erzwungen werden konnte und die eben so schnell

wieder ausser Wirksamkeit gesetzt wurde, wie sie erlas worden war. Der Wohlfahrtsausschuss, wie er durch Wa aus dem Convent hervorging, übte mit Hülfe des pariser G meinderaths und des Jacobinerclubs, der bis in die kleinst Dörfer des Reiches hinein Zweigvereine hatte, eine willk liche Dictatur. Seine fürchterlichen Werkzeuge waren d Revolutionstribunale und jene Conventscommissare, die, m schrankenloser Vollmacht in die Provinzen und zu den Hee entsendet, im Namen der allmächtigen Volkssouveränität g boten.

Das einzige Gesetz, auf welches sich die derzeitig Machthaber berufen konnten, war die äusserste Bedrängn des Vaterlandes, das im Innern zerrissen und vom Auslan bewältigt zu werden drohte. Nur die allerrücksichtslosest Energie vermochte, sie in ihrer Stellung zu erhalten und d Vaterland vielleicht zu retten. Gelang ihnen das Letzte so waren sie, trotz aller Frevel und Gewaltthaten, vor de Richterstuhle des Patrioten gerechtfertigt. Es kann aber Anbetracht der Mittel, die sie in Anwendung brachten, u der Werkzeuge, deren sie sich bedienten, nicht Wunder ne men, wenn viele der Besten den Sieg derselben dem Unte gange des Vaterlandes, das sie retten zu wollen vorgabe gleich achteten und daher vor dem Bürgerkriege nicht zurüc scheuten. Mögen fanatische Franzosen die Letzteren nac träglich deswegen verurtheilen — für die Beurtheilung Paoli und seiner Corsen kann die ultima ratio des französisch Patrioten unmöglich den Maassstab abgeben, vielmehr dürf sie mit eben dem Rechte wie der Franzose, die ultima ra auch für ihre Nation, für sich als Corsen in Anspru nehmen. Darnach hatte Paoli gehandelt [1]).

1) Joseph Bonaparte entschuldigt ihn in den Mém. du J. (I, 51) mit den Worten: „Paoli se trouva avoir accompli u révolution entière contre la France, sans l'avoir voulue, sans l'av

Eine solche Unterscheidung war aber zur Zeit, da die fesselten Leidenschaften bis zum Wahnsinn der Verzweif- g gesteigert waren und man nur noch Freund oder Feind, volutionär oder Reactionär kannte, von Niemanden zu er- ten. Paoli's Handlungsweise wurde daher natürlich mit verrätherischen Unternehmen von Dumouriez und den igranten in Beziehung gebracht, seine Sache mit der- gen der Gegenrevolution und der verfolgten Girondisten tificirt. Dieses war den flüchtigen Corsen und zumal Na- on sehr erwünscht: wurde er doch dadurch in dem Lager Jacobiner eifrigst willkommen geheissen und konnte mit fortschreitenden Revolution, bei einer ihrer entscheidend- Wendungen, abermals Schritt halten.

Da die Bonaparte's bei ihrer Landung in Toulon als be- rte Patrioten empfangen wurden, die wegen ihrer An- glichkeit an Frankreich Hab und Gut verloren hatten, so die Familie bald in Sicherheit gebracht und versorgt. Convent bestimmte, dass alle in solcher Lage Befind- en entschädigt werden sollten[1]) und sie liessen sich vom sureur syndic des Districts von Ajaccio bescheinigen, dass auf der Insel ein hohes Ansehen genossen und das grösste mögen im ganzen Departement besessen hätten[2]). Vor em aber brachten ihnen die engen Beziehungen zu den ächtigen Conventscommissarien die grössten Vortheile. Lu- kam nach St Maximin, wo er mit den Lieferungen für

---

parée à l'avance, presque à son insu." Seine Umgebung hätte fortgerissen.

1) In der Sitzung vom 1. Juli.

2) „Diclare, en outreque cette famille, composée de dix dividus qui avaient beaucoup de credit dans l'île, jouissent ne fortune le plus considérable du département, et qu'elle se uve aujourd'hui dans le continent de la république." Das ktenstück ist abgedr. in den Mém. du Roi Joseph, I, 52.

das Heer zu thun hatte und sich als ungemein begabt Volksredner bald zu einem demagogischen Dictator im Klein aufschwang. Joseph ging zunächst mit Salicetti nach Par wo er sich einer entgegenkommenden Aufnahme erfreute, b sonders von Seiten der corsischen Abgeordneten, und kehr dann an die Südküste zurück, um sich an der Wiederei nahme von Corsica zu betheiligen. Indess die hierzu b stimmten Streitkräfte mussten gegen die aufständischen St der Provence verwendet werden [1]). Er blieb mit denselbe indem er sich von den Conventscommissarien zum Bataillo chef beim Generalstabe ernennen liess. Die militärische Sei war jedoch, wie wir es durch den Cadetten Napoleon berei wissen, nicht Joseph's stärkste Seite und so finden wir ih bald in Marseille, ähnlich wie Lucian in St Maximin, m Lieferungen für das Heer beschäftigt und eine reiche Heira machen. Beide waren nicht nur versorgt, sondern in St lungen gebracht, die ihnen die beste Gelegenheit boten, d Anarchie und den Kriegszustand für sich auszubeuten. A der Onkel Fesch ging nicht leer aus: er legte seinen Priest rock ab und liess sich ebenfalls bei den Lieferungen für d Heer anstellen.

Napoleon selbst begab sich in das Hauptquartier nac Nizza [2]), angeblich zu seinem Regimente, von dem ein Th zur Zeit dem Heere in Italien beigeordnet war. Seine eige Compagnie war daselbst in den Bergen auf ihrem Posten, alle eine rein militärische Verwendung bei derselben, die ihn i den engen Wirkungskreis seiner Charge gebannt haben würd konnte ihm nicht passen; er rückte daher auch jetzt nic in sein Amt ein, sondern machte sich im Hauptquartier s schaffen und begab sich schon nach wenigen Tagen auf ei

1) Gemäss Conventsbeschluss vom 29. Juni.

2) Hierfür und für das Folgende siehe Coston.

besondere Sendung, welche die Conventscommissare veranlassten und die darin bestanden haben soll, aus der Gegend von Auxonne erwartetes Pulver schleunigst herbeizuschaffen. Von dieser Sendung ist er nach Nizza gar nicht zurückgekehrt und hängt sein damaliges Hin- und Herreisen wahrscheinlich zusammen mit den Vorbereitungen zum Kriegszuge gegen Corsica, von dem er sich natürlich nicht ausgeschlossen hätte. Thatsächlich ist er bei dieser Gelegenheit zu den für denselben bestimmten Truppen gestossen und als sie gegen die aufständischen Städte im Rhonethal verwendet wurden, — ganz wie Joseph — bei denselben geblieben. So dass er sich zunächst an der Belagerung von Lyon betheiligte. Doch hielt er sich dort nur vorübergehend auf, indem die kleine Heeresabtheilung unter Carteaux, der er sich zugesellt hatte, noch vor der Uebergabe der Stadt die Rhone abwärts weiter zog. Avignon versuchte Widerstand zu leisten, allein die Artillerie, deren Geschütze Napoleon selbst richtete, bewirkte ein schnelles Uebereinkommen. Von Avignon aus rückte er, am 28. Juli, bis nach dem Städtchen Beaucaire vor. In Anknüpfung an den Aufenthalt daselbst, an einem Markttage, verfasste er eine Flugschrift, die er: ‚Souper de Beaucaire' überschrieb und die dazu dienen sollte, die Marseiller, gegen welche er unter Carteaux in Anmarsch war, zur Nachgiebigkeit zu überreden. Das Wort sollte, wie es der ganzen Persönlichkeit und Kriegsart Napoleon's entsprach, dem Degen den Weg bahnen, der Politiker mit dem Krieger Hand in Hand gehen. Das interessante Schriftchen spiegelt sein Wesen in dieser Beziehung deutlich wieder und zeigt zugleich, von welcher Herrscherhöhe er auf die Parteien des Bürgerkrieges herabblickte.

Er richtet sich, wie gesagt, an die Marseiller und fingirt ein Gespräch, wie er es in Beaucaire selbst ähnlich geführt haben konnte, zwischen einem Bürger aus Nîmes, einem Fa-

brikanten aus Montpellier, einem Marseiller und einem Militär, unter welchem man ihn selbst zu denken hat. Der Letztere führt demgemäss das grosse Wort. Er prahlt zunächst mit der so leichten Einnahme von Avignon. Der Marseiller weist seinerseits auf die kriegerischen Vorbereitungen in seiner Stadt. Alle Hoffnungen, die er darauf gründe, wendet ihm der Militär ein, seien trügerische: die Zeit, wo die Marseiller zum Sturze des Königthums wie im Triumphzuge nach Paris zogen, sei vorüber; der ‚Republik, welche Europa Gesetze vorschreibe', widerstehen zu wollen, sei wahnsinnig. Er deutet drohend auf das fürchterliche Schicksal einer benachbarten Stadt hin, welche ihren Widerstand mit Mord und Brand gebüsst habe. „Lasset die armen Länder", mahnt der erfahrene Corse die reichen Marseiller, „sich bis zum Aeussersten schlagen. Der Bewohner des Vivarais, der Cevennen, Corsica's setzt sich ohne Bedenken dem Schicksal einer Schlacht aus: siegt er, so hat er seinen Zweck erreicht; wird er geschlagen, so befindet er sich in einer Lage, die von derjenigen vor der Schlacht wenig unterschieden ist, und kann dem entsprechend Frieden schliessen. Aber Ihr! — verliert eine Schlacht und die Frucht tausendjähriger Mühen, Ersparnisse, Glücksumstände wird die Beute des Soldaten." Diese Drohungen hindern selbstverständlich nicht, die Truppen unter Carteaux und den Conventscommissarien Dubois Crancé und Albitte, vor denen sich die aufständischen Städter wie vor Mördern und Räubern fürchteten, als die gewissenhaftesten Handhaber von Menschlichkeit und Disciplin zu schildern.

Als der Marseiller darauf hinweist, wie die Seinigen nicht, gleich den Vendéern, für das Königthum kämpften, sondern nur gegen die Anarchie und also weit entfernt seien, die weisse Fahne der Bourbonen aufzupflanzen, ruft der Militär: „Ihr hättet die Tricolore? — Auch Paoli hielt sie hoch auf Corsica, damit er Zeit habe, die wahren Feinde der Freiheit

zu erdrücken, seine Landsleute in seine herrschsüchtigen und verbrecherischen Pläne zu ziehen. Er hisste die Tricolore auf — und liess gegen die Schiffe der Republik feuern, verjagte unsere Truppen aus den Festungen, entwaffnete die übriggebliebenen, rief die Landbevölkerung gegen sie auf; plünderte die Vorräthe, die er zu Schandpreisen versteigerte, um damit den Aufstand zu unterhalten; verwüstete und nahm in Beschlag die Güter der wohlhabendsten Familien, weil sie zur einheitlichen Republik hielten; liess sich zum Generalissimus ausrufen und erklärte alle Diejenigen, die in den Reihen unserer Heere verbleiben würden, für Feinde des Vaterlandes; zuvor hatte er den Kriegszug gegen Sardinien scheitern gemacht; — und doch hatte er die Unverschämtheit, sich einen Freund Frankreichs und einen guten Republikaner zu nennen, und doch täuschte er den Convent, der das gegen ihn erlassene Decret zurücknahm! kurz, er richtete es so schlau ein, dass, als ihn seine in Calvi aufgefangenen Briefe verriethen, es zu spät war: die feindlichen Flotten unterbrachen jede Verbindung."

Trotz dieses zornigen Ergusses behauptet Napoleon auf St Helena: er habe Paoli, auch nachdem er die Familiengüter verwüstete, zu lieben und zu bewundern nie aufgehört. Darin liegt ein Kern von Wahrheit, indem was er von weicheren und treueren Empfindungen in seiner Brust damals noch hegte, am vernehmbarsten bei den Erinnerungen an seine Heimathinsel anklangen. So war ihm auch dieser Erguss gegen den Helden seiner Jugend gewiss ebenso sehr von Politik als von Rache eingegeben worden: es war eine Bürgschaft mehr, die er den Franzosen gab, deren Misstrauen er, wie schon im Schreiben an Naudin, nach seinem eigenen Gewissen bemaass.

Wie sehr er bereits von allen Grundsätzen und Empfindungen abzusehen und die nackte Machtfrage zu stellen verstand, bezeugt schlagend die Art und Weise, wie er sich dem

Marseiller gegenüber mit den Girondisten abzufinden unternimmt. Dieser nämlich fragt den Propagandisten der Jacobiner: „Brissot, Barbaroux, Condorcet, Buzot, Vergniaud, Guadet, sind sie auch Aristokraten? Sie, welche die Republik gegründet, den Tyrannen gestürzt, das Vaterland im kritischen Augenblick des letzten Feldzuges vertheidigt haben?“ — „Ich untersuche nicht“, erwiedert ihm der Militär, „ob diese Männer, die sich in vielen Fällen so um das Vaterland verdient gemacht haben, sich gegen dasselbe verschworen haben; mir genügt zu wissen, dass nachdem die Partei des Berges, sei es aus Gemeinsinn oder Parteisinn, zu den äussersten Mitteln gegen sie gegriffen hat, sie verurtheilt, eingekerkert, — ich will Euch den Ausdruck lassen — verleumdet hat, die Brissotisten in einem Bürgerkriege, der ihre Feinde zu Gesetzgebern gemacht hat, verloren waren. Für sie hat Ihr wahrlich vergeblich zu den Waffen gegriffen: hätten sie ihren ursprünglichen Ruf verdient, so hätten sie Angesichts der Verfassung ihre Waffen von sich geworfen und ihre Interessen dem Gemeinwohl geopfert; allein es ist leichter Decrete anzuführen als ihm nachzuahmen; sie haben sich zur Zeit des grössten Verbrechens schuldig gemacht, sie haben durch ihr Betragen ihre Verurtheilung gerechtfertigt — das Blut, welches sie haben vergiessen machen (indem sie nämlich den Bürgerkrieg veranlasst hätten!), hat ihre wahren Verdienste ausgelöscht.“

Unverholener kann man den Grundsatz der Macht, die unbedingte Huldigung der Machthaber, nicht aussprechen. Das grösste Verbrechen besteht nach Napoleon offenbar darin, besiegt zu werden. Oder vielmehr: es giebt für ihn weder Gute noch Böse, sondern nur Sieger oder Besiegte, — weh den Letzteren! In dieser Einsicht summirt sich seine ethische Gesinnung und seine Politik; das ist der Maassstab, mit dem er fortan Menschen und Staaten messen wird und mit dem

er selbst zur Zeit seiner beispiellosen Erfolge gemessen werden wollte, er der Unbesiegbare!

Ob die Flugschrift, die auf Staatskosten gedruckt wurde[1]), auf die Marseiller Eindruck gemacht hat, erfahren wir nicht. Zu einem ernsten Kampfe mit denselben ist es nicht gekommen. Schon am 26. August ist Carteaux in die unglückliche Stadt eingezogen, wo, wie Napoleon in seinen Denkwürdigkeiten selbst erzählt, bereits seit dem 21. alle Schrecken der Revolution entfesselt waren, d. h. die Gemässigten oder richtiger die Begüterten, mit Ausnahme derjenigen, die sich der Gunst der Machthaber erfreuten, die Reichsten zuerst, gerupft und ihr Vermögen eingezogen wurde. Das war etwas Anderes, als was ihnen der Militär im Souper von Beaucaire in Aussicht gestellt hatte!

Kaum war Marseille in dieser Weise seinem Schicksal erlegen, so traf die Nachricht ein, dass die Touloner, die sich in ähnlicher Lage befanden, ihren Hafen den Engländern geöffnet und die weisse Fahne der Bourbonen auf ihren Wällen wehen hätten. Vor der Wiedereinnahme Toulon's war an diejenige Corsica's nicht zu denken. Indem sich Napoleon an dem Unternehmen betheiligte, ward er in den französischen Bürgerkrieg immer tiefer verwickelt.

Toulon.

Die Behörden und Bürger von Toulon, welche der Herrschaft des Pöbels mit Erfolg entgegen getreten waren, erkannten, wie sie von den siegreichen Truppen unter Carteaux und den Conventscommissarien, die diese begleiteten, für sich und die Ihrigen nur den sicheren Tod zu gewärtigen hatten. Sie sahen sich zugleich im Innern der Stadt und von Aussen

1) S. Coston, I, 259.

her bedroht und wussten in ihrer Verzweiflung sich nicht anders zu helfen, als indem sie die Engländer, die vor dem Hafen kreuzten, zu ihrem Schutze herbeiriefen. Der Admiral der auf der Rhede befindlichen Flotte, welcher so wenig wie die Vorsteher des Arsenals und der Werften auf Schonung hoffen konnte, übergab dieselbe den Engländern, ohne dass die Schiffsmannschaft, die zugleich von diesen und von Kanonen am Ufer eingeschüchtert wurde, ernstlichen Widerstand gewagt hätte. So verlor die Republik mit Toulon auch den Rest jener Flotte, die noch vor Kurzem das Mittelmeer beherrschen zu können schien und die, trotz der unbesonnenen Unternehmungen in den Wintermonaten, gegen Neapel und Sardinien, noch immer eine sehr stattliche war. Zu den Engländern, die ihre Truppen aus Gibraltar heranzogen, stiessen bald Spanier, Neapolitaner und Sarden, welche Alle für die Wiederaufrichtung des bourbonischen Königthums fechten kamen. Die touloner Nationalgardisten wurden, sobald man sie entbehren konnte, entwaffnet, die französischen Matrosen grösstentheils nach Brest und Rochefort in Sicherheit gebracht; so dass die Stadt mit ihren ausgedehnten Befestigungen ganz in den Händen der Fremden war.

Dieser Verlust von Toulon war für die Republik ein fürchterlicher Schlag. Bereits waren Belgien und Mainz, die Dumouriez und Custine in schnellem Siegeslauf erobert hatten, wieder in den Händen der Verbündeten, welche ihrerseits die Festungen an der französischen Nordgrenze einzunehmen begannen; die Spanier drangen über die Pyrenäen vor und die Vendée erwies sich täglich mehr als ein schier unbezwingbares Bollwerk der Royalisten. Allein eben in der Grösse dieser Gefahr lag die Rettung. Der Wohlfahrtsausschuss erhielt Angesichts derselben nicht nur seine Dictatur gesichert, sondern konnte jetzt das Volk in seiner Gesammtheit in die Waffen rufen. Männer, Weiber, Kinder, Jeder musste an sei-

nem Platze für die Ausrüstung der erforderlichen Heeresmassen seine volle Kraft einsetzen. Das ganze Land ward sicherweise zum Kriegslager. Da sich Niemand dem von ihm geforderten Dienste entziehen durfte und keinerlei Eigenthum, weder privates, noch kirchliches, noch staatliches geschont werden sollte, so waren in der That die dadurch erschlossenen Hülfsquellen unvergleichlich grössere als irgend ein anderer Staat für die Kriegführung zu erschliessen vermochte. Dazu kam die durch Verzweiflung eingegebene Einmüthigkeit und die einheitliche Leitung, gegen welche die Verbündeten mit ihren widerstreitenden Interessen auf die Dauer nicht aufzukommen vermochten, zumal da zu gleicher Zeit, am 14. August, mit L. N. Carnot ein militärischer Organisator ersten Ranges in den Wohlfahrtsausschuss gelangte, der seine ebenso geniale als unerschöpfliche Thatkraft einsetzte, um aus den wirren Volksmassen regelrechte Heere zu bilden. Er organisirte deren nicht weniger als vierzehn, die ihre Fechtweise und ihre Bewegungen in den Hauptzügen nach einem zusammenhängenden Plane von ihm vorgeschrieben erhielten. Die Conventscommissare dienten dazu, den Muth der Truppen anzufeuern und die Führer zu überwachen; die bürgerliche Disciplin ward dadurch noch strenger, als die militärische es sonst zu sein pflegt, das Heer zum Volksheer gestempelt.

Gegen Toulon rückte zunächst Carteaux von Westen her mit 8000 Mann vor, welche zur Einschliessung natürlich nicht ausreichten; es wurden daher grössere Abtheilungen von den Heeren in den Alpen und in Italien herangezogen. Die in Folge der umliegenden Berge schwer zugängliche Stadt wurde so von zwei Seiten bedrängt. Napoleon, der schon wieder auf einer Specialsendung gewesen war, langte am 12. September an und war um so willkommener als es dem improvisirten Volksheere an Fachleuten für die Artillerie sehr fehlte.

Diese waren nur aus dem Bestand des früheren königlichen, jetzt völlig aufgelösten Heeres zu erlangen: die meisten von ihnen waren aus Furcht vor der ihnen als Aristokraten drohenden Verfolgung flüchtig geworden, kämpften auf Seiten der Königlichen oder hielten sich ängstlich verborgen. Jetzt, da man ihre Dienste so wenig entbehren konnte, fiel Napoleon die Aufgabe zu, seine bezüglichen Kameraden herauszusuchen; er wurde dadurch ihr Schutzgeist und bildete sich aus ihnen einen Anhang, der ihm später die grössten Vortheile brachte, auch dadurch dass er auf diese Weise, obgleich er mit den Jacobinern durch Dick und Dünn ging, mit den alten Familien des Landes Fühlung erlangte [1].

Allein Napoleon verstand nicht nur, die geschulten Artilleristen anzustellen: wer und was irgend zu verwenden war, kam an den rechten Platz; seine Entschlossenheit, unerschöpfliche Erfindungsgabe, rastlose Thätigkeit, wirkten unwiderstehlich und machten ihn ganz unentbehrlich. Neben ihm konnte Niemand befehlen, denn er war überall und machte Alles [2]. In sechs Wochen hatte er hundert schwere Geschütze zur Stelle. Die Soldaten stritten sich um die Ehre, die dem feindlichen Feuer am meisten ausgesetzten Schanzen zu besetzen. Namentlich die beiden Batterien der Sans-Culottes und des Berges, wie er sie im Sinne der herrschenden Parteien benannt hatte, unterhielten einen mörderischen Kampf. Als Carteaux, der von Beruf ein Maler war, ihm in sein Handwerk pfuschte, wandte er sich mit seinen Klagen an den

1) Vrgl. hierüber insbesondere die Mémoiren von Marmont, Duc de Raguse.

2) Eine sehr anschauliche Vorstellung von seiner Thatkraft und der Art, wie er dieselbe maassgebenden Ortes bekannt zu geben verstand, bietet sein Bericht an den Kriegsminister, vom 11. Nov. 1793 Pièce A. Abgedr. in der grossen Ausgabe der Correspondance, I, 8.

ngethanen Conventscommissar Gasparin, der darüber Paris berichtete, so dass Carteaux sofort abberufen [1]). An seine Stelle trat Doppet, der Eroberer von allein auch dieser, der seinem Berufe nach Arzt war, e nicht den Anforderungen des Commandanten der Ar-. Er hätte, wie Napoleon auf St Helena erzählt, allent- nur Umtriebe der Aristokraten gewittert und zu jenen ern gehört, welche kein Talent aufkommen lassen . Auch er ward daher bald entfernt. Erst als der ne Krieger Dugommier am 20. November den Ober- übernahm, war auch Napoleon, der sich der vollen desselben erfreute, zufrieden gestellt.

n 30. November erfolgte ein stärkerer Ausfall der Be-n, der glücklich zurückgewiesen wurde, wobei der eng- Commandant von Toulon, General O'Hara selbst, den en in die Hände fiel. Napoleon zeichnete sich an Tage besonders aus und wurde dafür, nachdem er am ober bereits zum Bataillonschef vorgerückt war, zum en ernannt. In dem Bericht, den Dugommier nach Paris ckte, wurde er mit seinen beiden Landsleuten Arena rvoni, die als General-Adjutanten dienten, in erster mit Anerkennung hervorgehoben. So kam sein Name rsten Mal in den Moniteur [2]).

apoleon war so sehr der Mann der Lage, der eigentliche r, dass er auch den gesammten Plan der Belagerung nte. Er verfiel nämlich auf den Gedanken, den Doppel- von Toulon, der durch eine weit vorragende Landzunge et wird, mittels auf dieser zu errichtenden Batterien

---

) Vrgl. ‚Oeuvres de N. à Ste Hélène', ebend. XXIX, 11.

) Im Blatt vom 7. Dec. 1793. „. . . . parmi ceux qui t le plus distingués, et qui m'ont le plus aidé à rallier et r en avant, ce sont les citoyens Buona Parte, commandant lerie; Arena et Cervoni, adjutants-généraux."

abzusperren und so die in demselben befindlichen Verb
trotzdem sie allein eine Flotte besassen, mit zum
Schiffen gänzlich einzuschliessen und auch von der
her zu bedrängen. Diesen Plan, der an Stelle eine
genehmigten treten sollte, verfocht er im Kriegsrathe
ohne Erfolg; er liess sich aber dadurch nicht beirren,
schickte denselben nach Paris ein, von wo aus dessen
führung anbefohlen wurde. Trotzdem die Verbündeten
dessen die entscheidende Wichtigkeit der in Frage st
Position, welche die Landzunge beherrschte, erkannt
gehabt hatten, dieselbe entsprechend zu befestigen,
es sie aus derselben zu vertreiben. Kaum war diese
erzielt, so geschah was Napoleon vorausgesetzt ha
Verbündeten zogen es vor, eher als dass sie sich der
der Beschiessung und einer Capitulation aussetzten,
senal und die Werften zu zerstören und sich mit einem
der französischen Schiffe davonzumachen. In der Na
18. auf den 19. December erfolgte eine furchtbare Ex
welche die Gegend weit und breit wie ein Erdbeben
terte; mehrere Magazine und Schiffe gingen in Flamm
so dass der ganze Himmel in heller Feuerschein e
und man von den umliegenden Höhen deutlich sehen
wie sich die verzweifelten Toulonger Bürger in wirrer
nung den Soldaten nach auf die Schiffe drängten,
diesen vor ihren unversöhnlichen Feinden zu entfliehe
die Sieger bei Tagesanbruch in die geöffneten Thore ei
war die Stadt wie ausgestorben, denn was von der B
rung übrig geblieben war — es war nur noch ein Vier
ursprünglichen Bestandes — hatte sich in die Kelle
verkrochen. Die Unglücklichen entgingen deswegen nich
Verderben. Zunächst wurde die Stadt der Plünderu
Soldaten überlassen; hierauf versammelten sich die Co
[illegible] auf dem Marktplatze und liessen sich v

Robespierre Diejenigen angeben, welche dessen Herrschaft entgegengetreten sein sollten. Ueber acht Hundert wurden so, ohne irgend eine vorhergegangene Untersuchung, in einen Haufen getrieben und erbarmungslos zusammengeschossen [1]). Der zukünftige Polizeiminister des Kaiserreichs: Fouché, der von Lyon herbeigeeilt war, um an dem Triumphe theilzunehmen, berichtet darüber an Collot d'Herbois nach Paris (in einer Nachschrift unter einem Briefe, den er mit den Worten schliesst: „Lebe wohl, mein Freund, Thränen der Freude laufen mir die Wangen herab, sie überschwemmen meine Seele.") „Wir haben den Sieg nur auf eine Weise feiern können: wir schicken heute 213 Rebellen unter das Feuer des Blitzes." Auch Napoleon's zukünftiger Polizeiminister in Neapel, sein Landsmann Saliceti, wusste nicht anders als dass die Wenigen, welche nicht geflüchtet waren, dazu dienen mussten, die Manen der Gefallenen zu besänftigen [2]). Beide Schreiben fanden einen Ehrenplatz im Moniteur. Toulon sollte, wie Barrère, als Berichterstatter des Wohlfahrtsausschusses, im Convent beantragte und von diesem beschlossen wurde, nach dem Beispiele von Lyon in einen Trümmerhaufen verwandelt werden und bis auf den Namen von der Erde gleichsam verschwin-

1) S. die Denkwürdigkeiten des Duc de Raguse. Napoleon behauptet, es seien nur an 200 gewesen, die man unter dem Vorwande versammelte, um sie im Arsenal anzustellen und dann hinrichtete, weil sie den Engländern ihre Dienste nicht verweigert hätten. Doch ist zu beachten, dass er hinzusetzt: zu einem grösseren Blutbad hätten der Commandant der Artillerie und seine Kameraden sich nicht hergegeben; er geht also auf eine Rechtfertigung aus.

2) „La ville est maintenant embrasée, et offre le spectacle le plus affreux: presque tous les habitants se sont sauvés. Ceux qui sont restés serviront pour apaiser les mânes de nos braves frères qui ont combattu avec tant de vaillance." Moniteur vom 5 Nivose, an 2e (25. Dec. 1793).

den; von den Gebäuden sollten nur so viele stehen bleiben als für den Kriegsdienst erforderlich schienen[1]), die Stadt künftig „Port de la Montagne" heissen. So forderten es die Rachegelüste und das System des Schreckens, welches die Feinde durch Einschüchterung bewältigen sollte.

Napoleon wäre, nach dem Zeugniss von Marmont, mit einigen anderen Offizieren dem Blutbade abgeneigt und darauf bedacht gewesen, Einzelne der Verurtheilten zu retten. In der That war er nicht darnach angelegt, Blut unnütz fliessen zu machen; allein deswegen war er doch, wo es einen bestimmten Zweck zu erfüllen galt, den Sieg über den Feind oder seine Herrschaft zu sichern, zweifellos ebenso schonungslos wie die Schlimmsten unter den Schreckensmännern. Wie sollte es auch anders sein bei Einem, dem der Krieg, welchem er auch noch als Herrscher den Gipfel des Ruhmes suchte, zum Selbstzweck wurde? Von jener nationalen und republikanischen Leidenschaft, welche einen grossen Theil der Anhänger des Schreckenssystems einfach bewältigt hatte, war er frei. Seine Mässigung erscheint daher im vorliegenden Falle ebenso natürlich als glaubwürdig. An der Beute wird er seinen Theil gehabt haben[2]).

Die Wiedereinnahme von Toulon weckte in ganz Frankreich und besonders in Paris um so grösseren Jubel, als sie

1) Der § VI des bezüglichen Decrets lautete wörtlich: „Les maisons de l'intérieur de cette ville rebelle seront rasées. Il n'y sera conservé que les établissements necessaires au service de la guerre et de la marine, des subsistances et approvisionnements.

2) Der Plünderung wäre nach ihm (Oeuvres à Ste H.) Einhalt geschehen, indem die Beute derart unter das Heer getheilt wurde, dass sowohl die Soldaten als die Offiziere einen Jahresgehalt ausgezahlt erhielten. Dass grosse Summen in die Taschen Derjenigen geflossen sind, welche in der Stellung waren, sie sich aneignen zu können — und zu diesen gehörte Napoleon — ist mehr als wahrscheinlich, lässt sich aber natürlich nicht erweisen.

unerwartet schnell erfolgte — in einem Augenblicke, wo schon Viele an der Möglichkeit des Gelingens verzweifeln wollten [1]). Der Convent beschloss, zur Feier des berauschenden Sieges ein grosses Volksfest in Scene zu setzen, zu welchem der Maler David den Plan entwarf. Von der Loire, von der Nordgrenze und aus dem Elsass kamen ebenfalls Siegesbotschaften. Das Massenaufgebot hatte solcherweise unter der Oberleitung Carnot's seine erste Probe glänzend bestanden. Die geeigneten Talente kamen schnell zum Vorschein. Mit Napoleon hatten zugleich die Hoche, Pichegru, Moreau, Kleber, Massena, ihre glänzenden Laufbahnen begonnen. Er selbst wurde jetzt Brigadegeneral.

Für sein Emporkommen in Frankreich bildet Toulon auch dadurch den Ausgangspunkt, dass er hier einen grossen Theil seiner kennen lernte und fesselte, die ihm dabei als Werkzeuge dienen sollten. Der Artillerieoffiziere aus dem alten Heere ist bereits gedacht worden. Zu diesen kam die Schaar seiner Landsleute, die mit ihm zugleich ihrer Heimath den Rücken gekehrt hatten, um ihr Glück in Frankreich zu suchen, und die sich natürlich von seinem aufgehenden Gestirne leiten liessen. Sie hielten zusammen wie die Kletten. Die Conventscommissare, die sich beim Belagerungsheere aufgehalten hatten, darunter der jüngere Robespierre, der Bruder des Dictators, Fréron, der bis in die Zeit des Directoriums eine hervorragende Rolle gespielt hat, Barras, der alle Staatsstreiche bis zum 18. brumaire in erster Linie mit geleitet und während der ganzen Dauer des Directoriums im Sattel geblieben ist, haben ihm sämmtlich zu gelegener Zeit die wesentlichsten Dienste geleistet. Endlich erwarb er sich bereits vor Toulon

1) S. die Mahnung des Convents an das Heer vor Toulon vom 17. Dec., desgl. den Bericht von Fréron und Barras, welche das ganze Gebiet der Provence bis zur Durance preiszugeben riethen.

die ersten und treuesten jener Ritter, die sich seinem Glücke verschrieben, indem sie ihre ganze auf seine Erfolge setzten und dadurch von sein völlig abhängig wurden. Marmont, der spätere des Kaiserreichs und Herzog von Raguse, war noch junger, aber geschulter und erprobter Artillerie-I Dagegen war Junot, der Herzog von Abrantes, ol Bildung. Er diente als Unteroffizier und empfahl Commandanten der Artillerie durch seine Unersch und deutliche Handschrift. Sie wurden Beide jutanten. Auch den ergebenen Adjutanten Muiro ersten italienischen Feldzuge, bei Arcole, fiel, h Toulon schätzen gelernt.

Wie anerkennenswerth jedoch und von welcher für ihn Napoleon's erste Glanzthat auch sein mocht sein Name deswegen in Frankreich noch nicht ge es standen ihm noch Wechselfälle genug bevor, begonnene Laufbahn leicht eben so jäh abbreche wie sie glänzend eingeleitet worden war.

Napoleon und Robespierre.

Indem Barrère bei Meldung der Wiedereini Toulon im Convent verkündete, wie damit nicht n küste befreit worden sei, sondern man nun wiede bende Land mit Getreide aus Afrika werde versorg hat er die Tragweite des Erfolges sehr übertrie die englisch-spanische Flotte beherrschte nach w Mittelmeer, blokirte die französischen Häfen an und unternahm sogar jetzt die Eroberung der let punkte auf Corsica. So lange keine französisch See stechen konnte, war dagegen nichts zu mac über täuschte sich Niemand weniger als Napoleo

war zugleich der Mann Rath zu schaffen und sofort Hand an's Werk zu legen. „Die Feinde", berichtete er gleich am 24. December nach Paris, „haben sich bei ihrem Rückzuge in unerhörter Weise überstürzt. Ein grosser Theil ihrer Zelte, sowie ihres Gepäckes ist in unsere Hände gefallen. Sie haben sich nicht die Zeit gegeben, unsere Schiffe ordentlich in Brand zu stecken, denn es verbleiben uns ihrer noch fünfzehn. Sie haben weder unsere Holzvorräthe noch die Seilerbahn verbrannt. Ich habe das Arsenal in Augenschein genommen und kann versichern, dass dem Schaden, den sie uns zugefügt haben, sehr wohl abzuhelfen ist." In der That hatten die Galeerensträflinge und die Arbeiter auf den Werften, die sich dadurch den Siegern empfehlen wollten, gleich nach Abzug der Verbündeten sich an's Löschen gemacht. Es ward daher sofort damit begonnen, die Flotte wieder in Stand zu setzen.

Napoleon selbst fiel die Aufgabe zu, zunächst den Eingang zum Hafen von Toulon mittels Batterien zu sperren und dann die ganze Südküste bis nach Mentone hin so zu befestigen, dass sämmtliche Häfen an derselben den feindlichen Flotten unzugänglich wurden und wenigstens die Küstenfahrer von ihnen unbehelligt blieben. Seine bezüglichen Berichte und Anordnungen sind nach ihrer Klarheit, Umsicht und Genauigkeit geradezu classisch zu nennen: sie zeigen den vollendeten Meister in der Artilleriekunst und seine unvergleichliche Organisationsgabe überhaupt, der sich Alles gebieterisch zur zweckmässigsten Ordnung fügen musste. In wenigen Wochen waren die erforderlichen Schanzen errichtet, die Geschütze in Position, die Vorräthe an Pulver und Munition täglich im Wachsen begriffen, die Mannschaften vertheilt und angeleitet. Dabei behielt er die Instandsetzung der Flotte beständig im Auge [1]).

1) Vrgl. z. B. sein Schreiben an den Kriegsminister vom

Während dieser Arbeiten gerieth er in die Gefahr v das Revolutionstribunal nach Paris zu gelangen. Er hat nämlich, auf Veranlassung der Conventscommissare einen Pl entworfen zur Wiederaufrichtung einer Veste, welche n dazu dienen konnte, die Stadt Marseille zu beherrschen u die beim Ausbruch der Revolution von den Städtern als e Zwingburg der Tyrannenherrschaft zerstört worden war. Clubs in Marseille führten darüber Klage in Paris, un erhielt eine Vorladung dahin. Doch genügten eine schriftlic Rechtfertigung[1]) und einflussreiche Verbindungen, ihm bedenkliche Reise zu ersparen.

Diese Küstenbefestigung hing mit den Operationen italienischen Heeres, das sein Hauptquartier in Nizza h und so von der Seeseite gedeckt wurde, eng zusam Napoleon war zugleich Commandant der Artillerie di Heeres. Durch diese doppelte Charge wurde die Thati des jungen Generals nicht erschöpft, sondern angespornt es erwies sich bald, dass er nicht nur die Artillerie zu haben verstehe. War doch gerade der Krieg in den Be wie er hier geführt wurde, derjenige, den der Corse in sei Heimath schon längst auf das Gründlichste sich zur A schauung gebracht und durchdacht hatte! Er machte sofort daran, die Stellungen des Heeres genau zu besichti und über die Mängel der bisherigen Bewegungen desselb in's Klare zu kommen. Hierauf entwarf er einen eige Feldzugsplan, der im Wesentlichen darauf hinauslief, die fest Stellungen des Feindes, gegen welche man bisher mit gross Verluste angestürmt hatte, ohne sie bezwingen zu könn

20.—25. Januar 1794. „Je crois que le bien de la marine q donnera d'employer tous les marins sur les vaisseaux."

1) Eine solche ist offenbar das Schreiben an Mazurier vo 23. Febr. 1794. Vrgl. auch: Oeuvres à Ste Hélène. Correspo dance, XXIX, 40 u. 41.

zu umgehen. Die Conventscommissare, die Napoleon zu ihrem militärischen Rathgeber gemacht hatten, unterstützten seine Vorschläge mit ihrer Machtbefugniss und auch die Generäle nahmen dieselben gern entgegen, denn noch war Toulon Allen frisch im Gedächtniss. Die Ausführung des Planes glückte über Erwarten. Die Piemontesen mussten die uneinnehmbar scheinenden Höhen verlassen und das Heer erlangte eine stärkere und breitere Operationsbasis.

Zum weiteren Vorgehen glaubte Napoleon das Gebiet von Genua nicht entbehren zu können. Er war daher für eine Besetzung desselben [1]). Allein Genua befand sich mit der französischen Republik in Frieden und versorgte sogar, Dank seinem ungestörten Handel, das Heer und die Südlande mit unentbehrlichen Lebensmitteln. Vergeblich versuchten die Verbündeten, die neutrale Republik in ihr System mit fortzureissen. Frankreich lag demnach daran, mit ihr nicht zu brechen. Das konnte jedoch einen Napoleon nicht zurückhalten: er drängte um jeden Preis vorwärts, damit er militärische Lorbeeren ernte, und empfand als Corse gewiss keine geringe Genugthuung, wenn er den Genuesen Gesetze vorschreiben durfte. Ein Vorwand zum Bruch war leicht gefunden, denn ein französisches Schiff war im Hafen von Genua von den Engländern zusammengeschossen worden. Doch sann Napoleon zunächst auf Ueberraschung mittels Handstreiches. Es musste für ihn auch etwas Lockendes haben, sich im diplomatischen Fache zu versuchen. Er liess sich daher von dem Conventscommissar Ricord mit einer vieldeutigen Sendung nach Genua betrauen. Laut geheimer Instruction, die ihm dieser mitgab [2]), sollte er die militärische Lage der Republik genau einsehen und sich über ihre Be-

1) S. hierüber: Oeuvres à Ste Hélène. Corresp. XXIX, 36. Auch die Mém. du Duc de Raguse, I, 51.

2) Abgedr. bei Bourrienne in den Memoiren; auch bei Coston.

ziehungen zur Coalition unterrichten. Drei Offiziere begleiteten ihn, darunter Marmont. Sie trafen mit mehreren diplomatischen Agenten zusammen, die hier an der Grenze, ähnlich wie in Basel, ihre Fäden spannen, u. A. mit dem Toscaner Carletti, welcher dazu ausersehen war, die ersten Schritte der Coalition zur Aussöhnung mit der französischen Republik zu thun [1]). Zugleich knüpfte Napoleon mit einzelnen Corsen an, die sich zur Zeit in Genua aufhielten. Dass er dabei, wie sein Bruder Joseph in seinen Denkwürdigkeiten behauptet, nur die Rettung des Ueberrestes ihres Besitzes in Ajaccio zu bewirken gesucht habe, ist um so unwahrscheinlicher, als seine Instructionen ihn auch mit der Bewachung einer Pulverlieferung nach Bastia beauftragten; dieselben waren überhaupt so umfassend und vage als möglich abgefasst und also ganz dazu angethan, ihm nach jeder Richtung freie Hand zu geben und ihm der Verantwortung zu überheben. Er sollte sogar das Verhalten des Vertreters der französischen Republik und seiner Agenten controliren. Der Regierung in Genua wurde er officiell vorgestellt. Kurz, diese Mission war weit mehr als eine militärische Recognoscirung. Sie sollte ihm die grössten Verlegenheiten bereiten, denn bald nach seiner Rückkunft [2]) wurde er auf Grund derselben von den Conventscommissarien Salicetti, Albitte und Laporte plötzlich verhaftet. Das hing mit dem am 9. thermidor (27. Juli 1794) erfolgten Sturze von Robespierre und dem Triumphe der Reaction gegen die Schreckensherrschaft zusammen.

Maximilian Robespierre hatte als Mitglied des Wohlfahrts-

1) Vrgl. Mém. du Duc de Raguse, I, 123.

2) Seine Instructionen sind vom 13. Juli; nach Marmont währte der Aufenthalt in Genua fünf Tage; demnach wäre die Rückkunft etwa auf den 20. Juli zu setzen. Die Verhaftung erfolgte am 6. August.

ausschusses die inneren, polizeilichen Angelegenheiten auf sich genommen. In dieser Stellung, gestützt auf sein überwiegendes Ansehen bei den Jacobinern und im Convent, hatte er seit dem Gewaltstreich gegen die Girondisten im Inneren des Reiches die Herrschaft geführt. Er wachte über die bürgerlichen Tugenden und seine gleissnerischen Reden bezeichneten die Opfer, welche von der Guillotine verschlungen werden sollten. Das fürchterliche Blutsystem drohte bereits sich selbst zu erschöpfen und durch sein Uebermaass einen jähen Umschlag herbeizuführen. Robespierre selbst sann daher darauf, einzulenken und seine Alleinherrschaft zu festigen. Hierzu kannte der Unmensch aber kein anderes Mittel als die Blutgerichte noch zu mehren und zu schärfen. Die Heberhäupter und den gewaltigen Danton hatte er bereits aus dem Wege geräumt. Der nächste Schlag, zu dem er ausholte, galt den Genossen des Letzteren, den Collot d'Herbois, Billaud-Varennes, Tallien, Fouché, Fréron, Barras und Ihresgleichen, die durch ihre thierische Blutgier und schamlosen Unterschleife dem Tugendprediger Blössen genug darboten. Allein sie fanden im letzten Augenblick bei den Gemässigten und den zahllosen Feinden des verhassten Dictators einen so mächtigen Rückhalt, dass ihre Rettung das Zeichen zur Reaction wurde und den Sieg derselben zur Folge hatte. Ganz Frankreich athmete auf, als wäre es von dem unerträglichsten Joche befreit worden.

Nun war aber Napoleon der Intimus des jüngeren Robespierre gewesen, welcher bis kurz vor der Katastrophe sich als Conventscommissar beim italienischen Heere aufgehalten hatte. Er beherrschte ihn, wie Marmont erzählt, so völlig, dass derselbe Alles nur noch mit den Augen Napoleon's sah. Der Bruder des Dictators glaubte in dem jungen Corsen einen Mann zu erkennen, wie ihn derselbe zu dem Staatsstreich, den er vorhatte, in der Hauptstadt brauchte. Einen nam-

haften General konnte Robespierre, der Niemanden mehr als die siegreichen Krieger fürchtete, für deren Handwerk er so wenig Verständniss als Befähigung und Neigung besass, hierzu nicht brauchen. Napoleon ward daher vorgeschlagen, an Stelle des unfähigen Henriot den Befehl über die Bürgerwehr der Hauptstadt zu übernehmen. Er war jedoch klug genug, den gefährlichen Posten auszuschlagen [1]). „Mein Platz", hätte er bei dieser Gelegenheit gegen seine Brüder geäussert, „ist beim Heere. Geduld! ich werde in Paris später schon befehligen!" In der That hatte er zur Zeit keinen anderen Rückhalt in Frankreich als sein Ansehen beim italienischen Heere. Doch hatte der Gedanke immerhin etwas sehr Verlockendes für ihn und meinte er auf St Helena, dass er schon damals einen 13. Vendemiaire hätte ins Werk setzen können. Jedenfalls wird der jüngere Robespierre, als er zur Entscheidung nach Paris ging, wo er auf sein eigenes Verlangen das Schicksal seines Bruders theilte, sich wegen der Ergebenheit des italienischen Heeres wesentlich auf Napoleon verlassen haben, der, wie er in seinen Denkwürdigkeiten behauptet, schon damals zum Oberbefehlshaber desselben ausersehen schien [2]).

Sobald die Nachricht von der Hinrichtung Robespierre's einlief, so beeilten sich natürlich Alle, die mit dem gestürzten ‚Tyrannen' nähere Beziehungen gepflogen hatten und also

---

1) S. hierüber die Mém. de Lucian B. Natürlich stellt Lucian die Sache so dar, als wenn Napoleon mit einem Robespierre für nichts in der Welt gemeinsame Sache machen wollte. „Moi, soutenir cet homme!" lässt er ihn daher ausrufen.

2) Nach den Memoiren, welche der Schwester der beiden Robespierre zugeschrieben werden, soll er damit umgegangen sein, das Heer im Nothfall gegen Paris zu führen. Das ist jedoch schon aus dem Grunde sehr unwahrscheinlich, weil Robespierre, wenn er sich hielt, gerade in Paris fest stand.

der Gefahr ausgesetzt waren, in seinen Sturz mit verwickelt zu werden, ihn zu verleugnen und zu verwünschen. Ricord berichtete sofort nach Paris, dass die armée d'Italie die Republik vergöttere, nimmer aber einen Menschen. Napoleon schrieb unterm 20. thermidor (7. August) an einen diplomatischen Agenten Frankreichs einen Brief, den er mit den Worten schloss: „Ich bin von der Katastrophe des jüngeren Robespierre, den ich liebte und den ich für rein hielt, ein wenig betroffen worden, allein — und wäre er mein Vater gewesen! — ich selbst hätte ihn erdolcht, sobald er sich zum Tyrannen hätte aufwerfen wollen [1])." Doch sollte er so billigen Kaufes nicht davonkommen. Die anwesenden Conventscommissare, die ihrerseits ebenfalls einer Rechtfertigung und Empfehlung den neuen Machthabern gegenüber bedurften, meinten ihren Eifer nicht besser an den Tag legen zu können, als indem sie den bekannten Vertrauten des jüngeren Robespierre den Siegern auslieferten. Namentlich war Salicetti dabei interessirt; denn er war mit Robespierre und Ricord zugleich bei dem italienischen Heere gewesen und musste fürchten, dass seine Berufung, von diesen gemieden und möglichst beseitigt worden zu sein, zu seinem Schutze nicht genügen werde [2]). Auch trug er in dem jungen Landsmann, dessen gewaltige Persönlichkeit täglich mehr hervorleuchtete und den er als ein ge-

1) „J'ai été un peu affecté de la catastrophe de Robespierre jeune que j'aimais et que je croyais pur, mais, fût-il mon frère, je l'eusse moi-même poignardé s'il aspirait à la tyrannie." Ricord bei Coston, II, 287. In der Correspondance fehlt der Brief. Das Datum vom 7. Aug. (oder 20. therm.) ist auffällig, da der Befehl zu seiner Verhaftung vom 6. ist.

2) Im Bericht an den Wohlfahrtsausschuss hiess es: „Depuis trois mois La Porte et Albitte étaient à l'armée des Alpes; ils n'ont vécu que d'incertitude, tandis qu'à l'armée d'Italie Salicetti était à charge à Robespierre et Ricord, et que ceux-ci l'éloignaient le plus qu'ils pouvaient des conseils."

fügiges Werkzeug bei seinen Plänen
zu können gemeint hatte, allmählich
buhler entdeckt haben. Sie wusste
triebene, hinterlistige, ehrgeizige,
und wie sie daher von einande
hatten. Wer verbürgte Sal
selbst zu helfen suchen w
kam ihm zuvor. Von
dass Napoleon mit e
gewesen war [1]). De
Vorwand. Man v zu cha
herrschsüchtiger). Man hä
welchem er ste um das Heer f
Geltung kr eiche Untersuchung vora
diplomati hätte ein umgekehrtes sei
anzuhe ausschuss bezeugt er seine bli
der. unschuldig, patriotisch, verleum
de Maassregeln der Ausschuss gege
mag, ich werde mich über ihn n
haben." Und wenn ihn nur drei Mensc
so hätte er gegen die Jury nichts einzuwe
apostrophirt er seine Häscher, „Du kenns
während der letzten fünf Jahre irgend Etw
nehmen wahrgenommen, was in Bezug a
verdächtig erscheinen könnte? — Albitte,
nicht; man hat Dir keine Thatsache erwe
hast mich nicht gehört; dennoch weisst Du
schicklichkeit die Verleumdung bisweilen zis
wie auf das Thatsächliche der Beschuldi

1) S. hierüber die Mém. de la d. d'Abra
damals Salicetti's Secretär war.

2) Abgedr. wie die übrigen Aktenstücke
bei Coston. In der Correspondance selbstvers

Genua — ihr Vertrauen gänzlich verloren hätte. Er wurde demgemäss von seinem Amte suspendirt und kam in strenge Haft. Seine Papiere wurden in Beschlag genommen. Er sollte unter sicherem Geleite vor den Wohlfahrtsausschuss nach Paris gebracht werden. Die Commissare gingen in ihren Anschuldigungen so weit, zu behaupten, dass Robespierre, Ricord und Bonaparte es darauf angelegt hätten, das italienische Heer schlagen zu lassen! Das war, wie wir Napoleon kennen, absurd. Es konnte ihm unmöglich schwer fallen, das Gegentheil zu beweisen. Allein er hatte sich mit dem Robespierre doch so weit eingelassen, dass er auf das Schlimmste gefasst sein musste, und da Haller, den er kurz zuvor selbst als einen Spitzbuben bezeichnet [1]), während des ersten italienischen Feldzuges sein Generalzahlmeister und Geldmacher wurde, durfte er leicht bei dessen Unterschleifen betheiligt gewesen sein. So Etwas lässt sich nachträglich nicht gut beweisen und also auch nicht bestimmt behaupten, allein der Verdacht hängt ihm unzweifelhaft an. Darnach kann man seine Angst vor dem ihm bevorstehenden Schicksal ermessen. Er setzte zu seiner Befreiung, wie sich Marmont ausdrückt, Himmel und Erde in Bewegung. Marmont und Junot wollten ihm zur Flucht verhelfen, allein er fürchtete, dass sie ihn nur noch mehr compromittiren würden, und lehnte ihr Anerbieten daher ab. Sie blieben aber bereit, für den Fall, dass er wirklich die Reise nach Paris antreten sollte, die Escorte niederzuhauen und mit ihm über die Grenze zu entkommen. Dieses gefährliche Unterfangen, dessen Plan ihre unbedingte Ergebenheit für den jungen General bezeugt, ward ihnen jedoch durch dessen Freilassung erspart.

Salicetti nämlich richtete es so ein, dass er die Papiere

1) S. Schreiben an das Directorium vom 19. Novbr. 1796.

Napoleon's selbst durchsehen konnte [1]). Sobald er, auch durch die Wendung der Dinge in Paris, für sich nichts mehr fürchten zu müssen glaubte, erklärte er mit Albitte, dass sie nach vorgenommenem Verhör u. s. w. nichts Positives gefunden hätten, den General zu überführen, so dass sie, zumal derselbe beim Heere nicht zu entbehren sei, ihn bis auf Weiteres auf freien Fuss zu setzen unternommen hätten. Die Haft — es war auf der Veste bei Antibes — hatte vierzehn Tage lang gedauert. Er blieb aber fortan unbehelligt.

Die schriftliche Vertheidigung, die er an Salicetti und Albitte gerichtet hatte, ist für ihn zu charakteristisch, als dass wir sie übergehen dürften [2]). Man hätte ihn, führt er aus, trotz seiner Verdienste um das Heer für verdächtig erklärt, ohne irgend welche Untersuchung vorangehen zu lassen. Das Verfahren hätte ein umgekehrtes sein müssen. Dem Wohlfahrtsausschuss bezeugt er seine blinde Ergebenheit. „Obgleich unschuldig, patriotisch, verleumdet", ruft er aus, „welche Maassregeln der Ausschuss gegen mich auch immer greifen mag, ich werde mich über ihn nicht zu beklagen haben." Und wenn ihn nur drei Menschen verurtheilten, so hätte er gegen die Jury nichts einzuwenden. „Salicetti", apostrophirt er seine Häscher, „Du kennst mich; hast Du während der letzten fünf Jahre irgend Etwas in meinem Benehmen wahrgenommen, was in Bezug auf die Revolution verdächtig erscheinen könnte? — Albitte, Du kennst mich nicht; man hat Dir keine Thatsache erweisen können; Du hast mich nicht gehört; dennoch weisst Du, mit welcher Geschicklichkeit die Verleumdung bisweilen zischt." Ohne irgend wie auf das Thatsächliche der Beschuldigung einzugehen,

1) S. hierüber die Mém. de la d. d'Abrantes, deren Bruder damals Salicetti's Secretär war.

2) Abgedr. wie die übrigen Aktenstücke bei Bourrienne und bei Coston. In der Correspondance selbstverständlich nicht.

sucht er die Verdächtigung durch Betheuerungen seiner Unschuld, seines Franzosenthums, seiner Ergebenheit an die Machthaber einfach niederzuschlagen, als wären seine Worte Schwerthiebe. „Höret mich", declamirt er zum Schluss, „zerreisst meine Ketten [1]) und gebt mir die Achtung der Patrioten wieder. — Eine Stunde später, wenn die Bösen mein Leben fordern, — ich achte dasselbe so gering! ich habe es so oft in die Schanze geschlagen! Ja, nur allein der Gedanke, dass es dem Vaterlande noch nützlich sein könnte, lässt mich dessen Last mit Muth ertragen." — An schneidigem Pathos fehlte es ihm nicht.

Obgleich er nun frei war, so wurde er doch — selbst von seinen Landsleuten — ängstlich gemieden und er musste alle ganze Schmiegsamkeit und Hartnäckigkeit aufbieten, um sich bei den maassgebenden Persönlichkeiten wieder in Gunst zu setzen. „Ich habe Dir mehrmals geschrieben", beklagt er sich am 15. September gegen seinen Landsmann, den Abgeordneten Multedo, „doch Du hast mir nicht geantwortet. Ich kann nicht denken, dass das aus Missachtung geschehen ist. Ich sprach Dir von Dem, was mir begegnet war, und glaubte, dass, wenn sich Dir eine Gelegenheit bieten würde, über mich zu sprechen, Du mir dienen würdest mit dem Interesse, welches ein ständiger Freund der Freiheit und eine Dir stets zugethane Person verdient. — Das italienische Heer braucht einen guten Messapparat mit Zubehör; Du kanntest Einen, der mir etwas Derartiges im vergangenen Jahre verkauft hat und der mir gut zu arbeiten scheint; ich bitte Dich, ihm einliegenden Brief zukommen zu lassen. Ich habe seinen Namen vergessen. — Gruss und Brüderschaft — Buonaparte. P. S. Grüsse Arrighi und Casabianca." Das ist genau, wie er am 27. Februar 1792, als er

1) „. . . détruisez l'oppression qui m'environne."

von der Armeeliste gestrichen wurde, an den Kriegscommissar Sucy nach Valence geschrieben hatte. Der Auftrag sollte zur Antwort zwingen und als Anknüpfungspunkt dienen. Als Multedo trotzdem zu schweigen fortfuhr, kam er ihm nach acht Tagen mit einem Siegesbericht und Kriegsplänen. So klammerte sich der Stolze an die Menschen, die er brauchte! Der Einzelne galt ihm eben nicht mehr und nicht weniger, als derselbe ihm nutzen konnte. Dennoch sollte es noch lange genug währen, bis seine Erfolge das Vorgefallene vergessen machten und seinen Werkzeugen die erforderliche Zuversicht eingaben.

Wie wenig hat demnach daran gefehlt, dass Napoleon in den Sturz von Robespierre verwickelt mit ihm zugleich von der Bühne verschwunden wäre! Im Mémorial von St Helena aber heisst es kurz: „Er ward während einiger Augenblicke in Haft gethan, von dem Abgeordneten Laporte[1], dem er sich nicht fügen wollte.“ So dreist und so naiv meinte der gestürzte Imperator, der vorgab, sein Urtheil von der Nachwelt empfangen zu wollen, die Geschichtsforschung abfertigen zu können! Wie sollte auch Er, der seiner Mitwelt so mitgespielt und von Wissenschaft kaum eine Ahnung hatte, die Nachgeborenen mehr achten?

Paoli's Lossagung von Frankreich und Napoleon's Versuch, Corsica wieder zu erobern.

Selbstverständlich hatte Paoli, als er gegen den Convent zu den Waffen griff, auf die Unterstützung gerechnet, die ihm die Flotten England's und Spanien's durch ihre An-

1) Dieser hatte gleich nach der Verhaftung Napoleon's Nizza wieder verlassen. Daher nur der Verhaftsbefehl von ihm unterschrieben ist. Er war bei der ganzen Angelegenheit durchaus Nebenperson.

wesenheit im Mittelmeer gewährten. Nur dadurch, dass diese die Verbindung der Franzosen mit dem Festlande unterbrachen und die Ueberführung grösserer Truppenmassen hintertrieben, hatte er Aussicht auf Erfolg. Indessen der Conventscommissar Lacombe St Michel, welcher auf Corsica geblieben war, leistete von Bastia, S. Fiorenzo und Calvi aus so hartnäckigen Widerstand, dass die Corsen unter Paoli Mühe hatten, ihn von einem weiteren Vordringen in das Innere der Insel abzuhalten, und sich im Wesentlichen darauf beschränken mussten, die von den Franzosen besetzten Plätze an der Versorgung mit Lebensmitteln zu verhindern. Es fehlte ihnen zu sehr an Waffen und Geld, als dass sie aus eigener Kraft lange Stand zu halten vermocht hätten. Es genügte daher nicht, wenn Paoli die Anerkennung des corsischen Banners von den gegen Frankreich verbündeten Mächten erwirkte[1]), er bedurfte, wenn er nicht unterliegen sollte, einer reelleren Hülfeleistung. Diese konnte er am ehesten von den Engländern erwarten; wann er dieselbe von ihnen zu empfangen begonnen hat, ist genau nicht zu ermitteln, wahrscheinlich halfen sie ihm schon im Sommer 1793 mit Geld und Waffen; allein, wie schon erwähnt, erst nachdem sie Toulon wieder geräumt hatten, kamen sie mit Flotte und Landungstruppen, um die von den Franzosen festgehaltenen Plätze anzugreifen. Es kostete diess einen schweren Kampf: S. Fiorenzo ward zwar im Februar bereits erobert, allein Calvi fiel erst im Mai, Bastia gar erst im August, und das trotzdem sie zugleich von der See und vom Lande aus mit dem ganzen Ungestüm angegriffen wurden, das ein Nelson der Kriegführung einzugeben vermochte. Der zukünftige Sieger bei Abukir und Trafalgar bestand hier vor Corsica eine der schwersten Proben,

1) Am 30. Octbr. 1793 schreibt er an Murati: „Le nostre cose sono sicure piu che mai. La nostra bandiera è riconosciuta da'consoli alleati."

die seinem Heldenmuthe auferlegt worden sind. Er selbst verlor vor Bastia ein Auge. Diese Waffenbrüderschaft zwischen Paoli und den Engländern forderte zwischen Beiden ein förmliches Bündniss, d. h. Paoli war in der verzweifelten Lage, die Unabhängigkeit des kleinen Inselreiches dem unentbehrlichen Schutze einer Grossmacht opfern zu müssen!

An eine Aussöhnung mit den Franzosen war Angesichts des Schicksals von Lyon, Marseille und Toulon nicht zu denken: wenn sie ihre eigenen besiegten Städte in einen Trümmerhaufen verwandelten, was hatten da die corsischen Rebellen zu erwarten? Andrerseits gab man sich in Genua natürlich der Hoffnung hin, das verlorene Königreich mit Hülfe der Coalition wiederzugewinnen. Wie leicht konnten die Franzosen, nach den gemachten Erfahrungen, sich beim Friedensschluss mit ihnen darüber verständigen! Kamen die Engländer nur als Feinde Frankreich's und nicht zugleich als Freunde Corsica's, so konnten sie die Insel als Feindesland behandeln und sie den Emigranten, d. h. der Gegenrevolution einräumen. Gelang es unter solchen Umständen, mit den Engländern allein einen Vertrag zu schliessen und in der freien Verfassung Englands einen Rückhalt zu finden, so schien dieses Paoli der grösste Dienst, den er seinem Vaterlande zur Zeit leisten konnte. Mit dieser Hoffnung leitete er die Unterhandlungen ein.

Wirklich waren die Engländer bereit, die Oberhoheit über die Insel und deren Vertheidigung gegen die auswärtigen Feinde, zugleich gegen Frankreich und Genua, zu übernehmen und dabei doch die nationale Selbständigkeit derselben so viel als möglich unbeeinträchtigt zu lassen. Im April 1794 war Paoli mit ihnen einig geworden. Der König von England sollte zugleich die corsische Krone tragen und durch einen Vicekönig auf der Insel vertreten werden, der über die Truppen gebieten und mit einem Staatsrath an seiner Seite die vollziehende Gewalt üben sollte. Die gesetzgebende Gewalt

und die Steuerbewilligung sollten dagegen einer ständigen Volksvertretung zustehen, die aus freier Wahl hervorgehen und, im Unterschiede von dem englischen Parlament, zu einer einzigen Körperschaft vereinigt die Aristokratie unberücksichtigt lassen sollte. Geschwornengerichte sowie ein volksthümliches, an die Ueberlieferung anknüpfendes Recht, sollten eine gesunde und unparteiische Justiz sichern, die katholische Religion geschützt werden u. drgl. m. Kurz, die vereinbarte Verfassung war derart, dass Paoli von ihr hoffte, sie werde die Vorzüge der englischen und der französischen aus dem Jahre 1791 in sich vereinigen. Sie wurde in einer nationalen Consulta am 10. Juni 1794 einstimmig angenommen und beschworen. Damit erst war die Verbindung mit Frankreich endgültig abgebrochen: alle gemäss der französischen Verfassung gewählten Beamten, namentlich die Abgeordneten beim Convent, wurden cassirt.

Paoli, der unermüdliche Sachwalter seines Volkes und begeisterte Freiheitsheld athmete auf; er glaubte nach so vielen, bittern Enttäuschungen endlich wieder mit Zuversicht in die fernste Zukunft blicken zu können. Von jeher hatte er England gerne mit dem alten Rom verglichen. Als er von dem Admiral Hood benachrichtigt wurde von der Einwilligung der englischen Regierung in seine Vorschläge, schrieb er daher (am 19. April 1794): „Jetzt, lieber Galeazzi, kannst Du Dich Etwas dünken; das in so vielen Kriegen vergossene Blut ist nicht umsonst geflossen, denn wir verdanken ihm die Vereinigung mit dem verständigsten, erleuchtetsten und mächtigsten Volke, das je bestanden hat. Bedenke, lieber Galeazzi, dass die hundert Jahre der römischen Republik weniger Ruhm aufzuweisen haben als die hundert Jahre seit der englischen Revolution.“ Diese Bewunderung England's ward beim Edlen durch die Dankbarkeit für die Vortheile, welche er seinem Vaterlande durch die Verbindung mit demselben versprach,

in's Ueberschwängliche gesteigert; sie war dem Freiheitshelden aber schon frühzeitig eingegeben worden durch die Ueberzeugung, dass die neue Aera der Volksfreiheit, wie sie im achtzehnten Jahrhundert zur Geltung kam und von der er selbst ein so hervorragender Vorfechter war, von der englischen Revolution her zu datiren sei, von der die maassgebenden Schriftsteller und Gesetzgeber Antrieb und Richtung erhalten hatten. Das Bewusstsein dieses tief wurzelnden, weltumfassenden geistigen Zusammenhanges, in dem er selbst aufging, gab Paoli jene Geisteskraft ein, welche die Seele aus dem festen Glauben an die Verwirklichung einer Idee schöpft und die ihn in so hohem Grade auszeichnete.

Indessen diese Begeisterung für England und jene Freiheit, wie sie die neue Verfassung in Aussicht stellte, enthob ihn der Wirklichkeit und liess ihn abermals, wie beim Anschluss an Frankreich, den Unterschied der Nationalität, der instinctiven Interessen übersehen oder wenigstens viel zu gering anschlagen. Hatte er selbst doch die Corsen für Freiheit, d. h. für unbedingte Selbstbestimmung und für Entwicklung ihrer Nationalität zu sehr begeistert, als dass sie an der Spitze ihres Gemeinwesens ihnen so fremdartige Menschen wie die Engländer ertragen konnten. Die englische Nationalhymne in der corsischen Volksversammlung! Sir Gilbert Elliot, der Schwager Pitt's, als Vicekönig an der Spitze des Bergvolkes! Welche Verblendung gehörte nicht dazu, darin keine Parodie zu sehen! Mochte Paoli sich in seiner selbstlosen Begeisterung noch so sehr überreden, dass Corsica trotzdem seine Selbständigkeit bewahren könne — in Wahrheit hatte er diese geopfert. Den Standpunkt, den er im Jahre 1766 Boswell gegenüber eingenommen hatte, als er ihm erklärte, dass die Corsen selbst die mächtigste Nation der Erde nur zu Freunden fuori di case, ausser dem Hause, haben wollten, hatte der Schwergeprüfte aufgegeben. In sei-

ner Person selbst war aber die nationale Idee so lebendig und glänzend ausgeprägt, dass er durch sein blosses Dasein ein beständiger, nicht niederzuschlagender Protest war gegen eben die Ordnung der Dinge, für welche er jetzt eintreten wollte. So lange er lebte, war er als Nationalheld nothwendig das Haupt und die Seele der Nation; die Patrioten konnten von ihm gar nicht ablassen, ohne sich selbst aufzugeben. Und wenn er dahinstarb, so lebte doch seine That, sein Bild fort, das Bild, welches einst auch den jungen Napoleon für sein Volk so leidenschaftlich begeistert und zum Todfeinde seiner Unterdrücker gemacht hatte. Hierin lag seine Grösse und zugleich sein tragisches Verhängniss. Wer es mit den Engländern hielt, musste früher oder später gegen ebenso mit ihnen zerfallen, wie diejenigen, die es mit den Franzosen gehalten hatten. Eine Vermittlung war vielleicht noch dadurch möglich, dass die Engländer Paoli selbst zum Vicekönig ernannten und sich also mit der Scheinherrschaft begnügten. Nicht nur, dass dieses nicht geschah, — Pozzo di Borgo, den Paoli selbst den Engländern empfohlen hatte, schmeichelte sich als Präsident des Staatsrathes beim Vicekönig so ein und war demselben so sehr zu Willen, dass es darüber zwischen ihm und Paoli zum Bruch kam. Die Verfassung, als deren natürlichen Wächter sich Paoli betrachtete und die er so demokratisch und national als irgend möglich ausgebildet zu sehen wünschte, drohte unter Pozzo und Genossen zu verkümmern. Es kam so weit, dass Pozzo in seiner Wuth über den Widerstand, den ihm Paoli entgegensetzte, die Büste desselben, die im Sitzungssaale des Parlaments aufgestellt worden war, mit eigener Hand in Trümmer schlug. Paoli lächelte darüber, indem er meinte, dass man ihn gar zu gern eben so stumm machen möchte, wie sein Steinbild. Dieser Zwiespalt machte die Lage um so unhaltbarer, als die französische Partei, die von den Cor-

sen auf dem Festlande, in erster Linie von Salicetti und Napoleon, geleitet wurde, denselben mit wachsendem Erfolge ausbeuteten. Schon im Herbst 1794 glaubte Napoleon den Zeitpunkt gekommen, um die so lange vergeblich geplante Handlung auf Corsica endlich auszuführen.

In dem schon erwähnten Briefe an Multedo, vom 23. September, schildert er zunächst den erfolgreichen Vorstoss, den das italienische Heer, nach seiner Anleitung, gegen Dego gemacht hatte, und fährt dann fort: „Nach diesem Unternehmen scheint es, dass der Feind (es waren die Oesterreicher gewesen, die er bei Dego aus dem Felde geschlagen hatte) gegen Savona (welche Küstenstadt den Franzosen in Nizza die Verbindung mit Genua sicherte) nichts unternehmen kann. Es bleibt uns nur noch übrig, Corsica von der Tyrannei der Engländer zu befreien. Die Jahreszeit ist günstig; es ist kein Augenblick mehr zu verlieren. Die Spanier sind in ihre Häfen zurückgekehrt. Wir haben neue Nachrichten aus Ajaccio: weit entfernt davon, die Vertheidigungsmittel an diesem wichtigen Punkte zu vermehren, hat man sogar aus der Citadelle Kriegsmaterial entfernt. Mit 8—10,000 Mann und 12 Kriegsschiffen wird, in dieser Jahreszeit, das Unternehmen gegen Corsica nur ein militärischer Spaziergang sein.

„Die Engländer aus einer Stellung, die sie zu Herren des Mittelmeeres macht, aus dem einzigen Departement, das sie noch besetzt halten, zu vertreiben, die Verbrecher, welche die Republik verrathen haben, zu bestrafen, eine grosse Zahl guter Patrioten, welche in diesem Departement noch vorhanden sind, zu befreien, und die guten Republikaner, welche sich durch die edle Art, wie sie für die Grundsätze derselben gelitten haben, der Theilnahme des Vaterlandes würdig sind, ihrem Herde wieder zuzuführen — das ist, mein Freund, das Unternehmen, welches die Regierung und

ders die Abgeordneten Corsica's sowie die in die be-
arten Departements entsandten Commissare beschäfti-
ugs."

ie Nachrichten, welche Napoleon aus Ajaccio empfan-
atte, waren begründet. Auch Paoli war überzeugt,
ine Landung daselbst nicht anders als gelingen könne.
Warnung, die er deswegen dem Vicekönig zukommen
wurde nicht beachtet. Er war daher voller Besorgniss.
eon wurde aber offenbar nicht nur durch den Zustand
rsica zum schnellen Handeln angetrieben, sondern durch
ganze gegenwärtige Lage, denn die Reaction gegen die
kenszeit war seit dem 9. Thermidor beständig im An-
n begriffen und die Aussicht, wieder in Gunst zu kom-
laher für ihn eine geringe. Wie, wenn der Friede zwi-
dem reactionären Frankreich und den ermüdeten, unter
er zerfallenen europäischen Mächten seiner militärischen
ahn plötzlich ein Ziel setzte? Diese Erwägungen muss-
m die Rolle, die er auf der Heimathinsel für sich ge-
t hatte, wieder nahe legen und in den Vordergrund
en. Wie ihn der Misserfolg auf Corsica nach Frankreich
ben hatte, so trieb ihn das hier erlittene Missgeschick
r zurück nach Corsica. Noch war die Herrschaft auf
nsel für ihn zu erobern.

Für ein Unternehmen mit Hülfe der neu ausgerüsteten
waren die maassgebenden Stimmen im Heere und in
leicht gewonnen, und Napoleon war bald in Bewegung,
ibe ins Werk zu setzen. Allein in Paris behielt man
das italienische Festland im Auge und wollte von
a nichts wissen. Es bestand vielmehr der Plan, in
no zu landen und gegen Rom einzuschreiten, wo im
r 1793 der französische Gesandte bei einem Volksauf-
ums Leben gebracht worden war und von wo aus das
thum, der vielleicht gefährlichste Feind der Revolu-

tion, seine Fäden spann. Eines militärischen Widerstandes von Belang hielt man den verrotteten Kirchenstaat nicht für fähig. Wahrscheinlich hätte Napoleon gegen diesen Plan, der von einem Abgesandten Carnot's im Kriegsrathe zu Toulon verfochten wurde[1]), vergeblich angekämpft, wenn nicht der bereits erwähnte diplomatische Unterhändler Carletti, der im Januar über Toulon nach Paris reiste[2]) und dessen Sendung Napoleon nach Kräften unterstützt haben wird, den Frieden zwischen Toscana und der Republik zu Wege gebracht hätte, noch bevor die Flotte in See stach. Dieses entschied: der Kriegszug gegen Corsica ward beschlossen[3]). Napoleon triumphirte.

Indess waren damit noch nicht alle Hindernisse überwunden: bevor der Truppentransport zu wagen war, musste die Kriegsflotte auslaufen und die Engländer aus den corsischen Gewässern vertreiben. Am 1. März verliess dieselbe den Hafen von Toulon. Ihr stattlicher Anblick erfüllte das Heer mit stolzer Zuversicht. Am 7. gelang es ihr, ein grösseres englisches Kriegsschiff, das zur Ausbesserung nach Gibraltar unterwegs war, aufzubringen. Am 13. endlich trafen die beiden Flotten auf hoher See, zwischen dem Capo-Corso und Livorno, auf einander. Es kam zur Schlacht. Die Fran-

1) S. Oeuvres à Ste. H. Corresp. XXIX, 45.

2) Marmont schreibt darüber in einem Briefe an seine Mutter aus Toulon, am 12. Januar 1795: „Il est arrivé ici un ambassadeur de Toscane. Il est parti pour Paris; je le connais, et j'ai diné avec lui chez l'envoyé de France à Gênes. Ses opinions politiques sont connues, et le choix que l'on a fait de lui ne peut être que d'un très-bon augure." S. Mém. du Duc de Raguse, I, 123.

3) Ebendas. Marmont an seine Mutter, am 3. März: „Notre destination est enfin arrêtée. La paix faite avec la Toscane a fait renoncer au projet d'aller à Livourne, et nous allons décidément en Corse."

zosen verloren in derselben zwei Schiffe und mussten sich in den Hafen von St. Juan unter den Schutz der Küstengeschütze flüchten. Diese Niederlage vereitelte das ganze Unternehmen. Die bereits seit dem 2. März eingeschifften Truppen erhielten Befehl, schleunigst wieder zum italienischen Heere zu stossen, welches durch ihren Abzug bedenklich geschwächt worden war, und Napoleon's kühnste Hoffnungen waren — in eben dem Augenblicke, als sie sich endlich verwirklichen zu sollen schienen — gänzlich gescheitert! Die Eroberung von Toulon, die Bewaffnung der Südküste, die Instandsetzung der Flotte, die Beredung zum Kriegszuge gegen Corsica und die Ausrüstung desselben, dieser ganze Aufwand ebenso genialer als ausdauernder Thatkraft — hatte ihn dem vorgesetzten Ziele um keinen Schritt näher gebracht! Er und seine Familie, die ihre ganze Zuversicht in seine Erfolge gesetzt hatte und mit Sehnsucht auf die erste Nachricht von der glücklichen Landung in der Heimath wartete [1]), blieben nach wie vor — Verbannte.

Es ist für Napoleon und seine Tendenz bei Abfassung seiner Denkwürdigkeiten bezeichnend, dass er dieses Missgeschickes gar nicht gedenkt. Er schildert vielmehr nur das Unternehmen, wie es gegen den Kirchenstaat geplant worden war, um daran seine Kritik auszulassen, und erwähnt Corsica mit keiner Sylbe! Die von der Flotte erlittene Niederlage preist er sogar als eine Gunst des Schicksals, denn dadurch sei das Unternehmen, welches keinen vernünftigen Zweck gehabt hätte und schlecht berechnet wor-

1) „Nous avions loué une maison de campagne, d'abord près Antibes, et depuis, plus près de Nice, où notre mère s'était établie avec ses plus jeunes enfants. Je me réunis à elle, ainsi que ma femme, en attendant le résultat de l'expédition projetée sur la Corse. Je m'embarquai sur le vaisseau amiral . . . ." Mém. du Roi Joseph, I, 56.

den sei'[1]), unterblieben. „Diese Ausrüstung kostete dem Schatze", führt er dreist aus, „einige Millionen". Doch habe sie wenigstens den Frieden mit Toscana sowie die Annäherung Venedig's und Genua's an Frankreich zur Folge gehabt. In Wahrheit hatte er und kein Anderer durch seine Hartnäckigkeit die Millionen des Schatzes vergeudet, das italienische Heer bedenklich geschwächt, die kaum hergestellte Flotte wieder seeuntüchtig gemacht; darüber hätte er sich leicht getröstet, wenn er nur sein Ziel auf Corsica erreicht hätte! In diesem Falle konnte ihm eine Schwächung der Macht Frankreichs möglicherweise sogar willkommen sein. Das merkte man damals in Paris und beschloss daher, die vielen Corsen, die als Offiziere im italienischen Heere angestellt waren oder die, wie Salicetti, Multedo und Casabianca als Conventscommissare an der Südküste befahlen, nicht länger beisammen zu lassen, sondern so viel als möglich über das Reich zu vertheilen. Diese Maassregel traf natürlich in erster Linie Napoleon selbst[2]), dem der Oberbefehl über die

1) Diese dreiste Verurtheilung des von ihm selbst eingegebenen Planes erinnert unwillkürlich an die Auslassungen über den Kriegszug gegen Sardinien. In beiden Fällen hatte er auf Kosten Frankreichs seine corsischen Pläne verfolgt. Das meinte der Kaiser der Franzosen auf St. Helena nicht besser verhüllen zu können, als indem er die Unternehmen unsinnig und zwecklos schalt. Merkwürdig ist es, dass Marmont im Texte seiner Denkwürdigkeiten nur eines Zuges gegen Toscana gedenkt, den ebenfalls Napoleon geplant hätte, und Corsica nicht erwähnt, während es doch gerade seine Briefe sind, die er als Belege anhängt, welche uns hierüber die erwünschte Aufklärung geben. Es dürfte dieses bei ihm übrigens auf blosse Leichtfertigkeit zurückzuführen sein, kann aber zugleich als Beweis dafür dienen, dass Napoleon ihn in seine corsischen Pläne nicht eingeweiht hat, was ziemlich selbstverständlich ist.

2) „Beaucoup d'officiers corses servaient à l'armée d'Italie; elle en était, pour ainsi dire, inondée. Les Corses sont belli-

tillerie beim Heere in der Vendée zugetheilt wurde. Er sollte also das italienische Heer, in welchem er seinen ganzen Anhang besass, Italien, Corsica verlassen, um, statt gegen den auswärtigen Feind zu kämpfen, die Anhänger des Königthums niederzuwerfen; das hiess auf alle seine bisherigen Pläne verzichten. Er war nicht der Mann, sich in diese Selbstverleugnung gutwillig zu schicken. Er machte sich daher, wie zur Zeit seiner Absetzung als Bataillonschef der besoldeten Nationalgarde, nach Paris auf, um zu sehen, wie er den vernichtenden Schlag von sich abwende. Marmont, Junot und der junge Ludwig Bonaparte, den er um diese Zeit zu seinem Adjutanten machte, begleiteten ihn dahin.

Napoleon's Aufenthalt in Paris im Sommer 1795.

Tags vor Napoleon's Ankunft in der Hauptstadt, hatte ihn eine noch empfindlichere Maassregel des Kriegsministers getroffen, als es diejenige war, die er von sich abwenden kam. Die Reaction gegen die Schreckenszeit forderte, dass auch im Heere mit den Anhängern und Geschöpfen der letzteren aufgeräumt werde. Dieses besorgte Aubry, ein Opfer des Gewaltstreiches gegen die Gironde, der an Stelle Carnot's als Delegirter für die Kriegsangelegenheiten im Wohlfahrtsausschusse sass und der die Offiziersliste im Sinne der Reac-

---

queux; leur pays était voisin; la prise de possession de Bastia par les Anglais avait rejeté en France tout ce qui tenaît à la Révolution, et la présence d'un représentant corse à l'armée les y avait attirés. Le gouvernement y trouva des inconvénients, et résolut de les disperser en les répartissant dans les différentes armées. Par suite de cette mesure, le général Bonaparte reçut la mission d'aller commander l'artillerie de l'armée de l'Ouest, en conséquence d'un travail fait et arrêté sur le rapport d'un membre du comité de salut public, Dubois de Crancé."

tion umgestaltete. Die unerhört schnellen Beförderungen der letzten $1^1/_2$ Jahre schienen ihm aus politischen und militärischen Gründen gleich unzulässig. Er verurtheilte dieselben um so unnachsichtiger, als er selbst, obgleich bei Jahren, es noch nicht weiter als bis zum Kapitän gebracht hatte. So ward auch Napoleon von ihm aus der Artillerie ohne Weiteres gestrichen und als Brigade-General der Infanterie dem Heere in der Vendée zugetheilt. Das war eine empfindliche Zurücksetzung, denn die Offiziere der Artillerie genossen unter ihren Kameraden ein höheres Ansehen und wir wissen, wie Napoleon überdiess dieser seiner Waffengattung eine weitgehende Unabhängigkeit zu sichern verstand. Er stellte Aubry wegen der Unbill zur Rede. Die Verdienste, deren sich der 26jährige General rühmte, waren nicht wegzuleugnen. Aubry wandte ihm daher seine allzu grosse Jugend ein. „Man altert schnell auf dem Schlachtfelde", lautete die schneidige Antwort, „und ich komme von dort!" Indess blieb es bei dem Beschlossenen. Das war kränkend; allein Napoleon hatte jetzt wenigstens einen guten Grund zur Beschwerde, hinter welchem er seine Abneigung gegen die Verwendung auf dem Kriegsschauplatze im Westen und sein brennendes Verlangen, wieder zum Heere nach Italien zu kommen, verbergen konnte. Da er sich unter keiner Bedingung der Anordnung Aubry's fügen wollte, befand er sich zur Zeit in einer Lage, ganz ähnlich derjenigen im Sommer 1792: auch jetzt ging seine Hoffnung auf den Sieg der Umsturzpartei, der zugleich Aubry beseitigen und dem Kriege mit dem Auslande einen frischen Aufschwung geben musste.

In diese Zeit fällt der Aufstand vom 1. Prairial (20. Mai), welcher die seit dem 9. Thermidor gegen die Jacobiner ergriffenen Maassregeln rückgängig machen sollte. Wäre derselbe so erfolgreich gewesen, als er für seine Anstifter ver-

ängnissvoll wurde, so war Napoleon so schnell am Ziele, wie ach dem 10. August 1792.

Ob er an diesem entscheidungsvollen Tage in Paris bereits wesend gewesen und in die Verschwörung eingeweiht wor- n ist oder nicht, ist Angesichts der Lückenhaftigkeit und s Widerspruchs unserer Quellen leider nicht zu ermitteln. mit, dass er selbst auf St Helena behauptet hat, die Be- higung der Hauptstadt auf dem Schlosse von Marmont's tern bei Chatillon s./S. abgewartet zu haben, ist die Frage niger erledigt als angeregt. Das Hervorheben seiner Ab- senheit fällt auf. Zwei der ihm bisher nächststehenden geordneten: Ricord und Salicetti, waren unter den Com- mittirten. Es scheint, dass sie den Aufstand, der zu glei- Zeit in Toulon ausbrach, im Süden organisirt hatten [1]). aber berichtet Bourrienne, der ganz wie im Sommer 1792, wieder mit Napoleon in Paris zusammentraf und täg- en Umgang mit ihm pflog, wie er ihn öfter in geheim- voller Unterredung mit Salicetti beobachtet und bemerkt e, dass er auf dessen Erscheinen mit Ungeduld zu warten egte [2]). Und auch die Herzogin von Abrantes, die Wittwe

1) Wenigstens verliessen sie ihre Sitze im Convent, als der richt aus Toulon verlesen ward. Dieses fiel so auf, dass sie leich darauf in Anklagezustand versetzt wurden. S. die tzung vom 8. prairial.

2) „J'allais le voir chez lui presque chaque matin. Il s'y ouvaient plusieurs personnes qui marquaient dans le temps, et, tre autres, Salicetti, avec qui il avait des conversations fort imées, et qui témoignait souvent le désir de rester tête-à-tête ec lui. Salicetti lui remit une fois 3000 Francs en assignats our prix de sa voiture que ses besoins l'avaient forcé à vendre. e m'aperçus aisément que notre jeune ami était initié, ou du oins cherchait à s'initier dans quelque intrigue politique. Je rois même m'être aperçu que Salicetti l'avait lié par serment, et qu'il s'était engagé à ne rien dire de ce qui se tramait. Il

Jounot's, bei deren Mutter, Madame Permon, einer Corsin, Salicetti in Paris eine Zufluchtsstätte fand, weiss zu erzählen, wie sich Beide dort im Hause begegneten. Dieses kann aber nur vor dem gegen Salicetti erlassenen Decret geschehen sein, denn dieser musste seitdem vor Niemandem sorgfältiger verborgen gehalten werden, als vor Napoleon, dessen Rache er wegen der Verhaftung bei dem Sturze von Robespierre zu fürchten hatte. Fanden diese Begegnungen mit Salicetti nicht vor dem 1. Prairial statt, so müssen sie in die Tage vom 24.—28. Mai fallen, denn am 23. ist Napoleon eine gute Tagereise von Paris entfernt, in Semur[1]), und am 28. wird das Decret gegen Salicetti erlassen. Diese Annahme wäre mit der Behauptung des Imperators auf St Helena in Noth in Einklang zu bringen. Allein nicht nur die Erzählungsweise von Bourrienne und der Herzogin von Abrantes erleiden hierdurch offenbar einen Zwang, sondern Napoleon selbst scheint, durch eine Wendung in einem Schreiben, welches er bei diesem Anlass an Frau Permon richtete, sich zu widersprechen. Dieses Schreiben, eines der interessantesten, die wir aus dieser Zeit von ihm besitzen, liess er der Frau Permon auf der ersten Poststation vor Paris zustecken, als sie den auf den Tod verfolgten Salicetti als Diener verkleidet in ihrem Wagen entführte. Dasselbe lautet:

Paris, d. 18. Juni 1795.

„Ich habe niemals zum Narren gehalten werden wollen; ich würde in Ihren Augen dafür gelten, wenn ich Ihnen nicht sagte, dass ich seit mehr als zwanzig Tagen weiss, dass Salicetti bei Ihnen verborgen ist. Gedenken Sie meiner Worte.

était toujours pensif, souvent triste et inquiet. Il attendait tous les jours avec une impatience masquée l'arrivée de Salicetti." Mém. de Bourr. I, 67.

1) Laut Brief von ihm an Joseph. Abgedr. in den Mém. du Roi J. In der Correspondance fehlt derselbe.

Am 1. Prairial selbst war ich moralisch davon überzeugt [1]); jetzt weiss ich es gewiss. Salicetti! Du siehst, ich hätte Dir den Schaden, den Du mir zugefügt hast, erwiedern können; indem ich so handelte, hätte ich mich nur gerächt, während dass Du mir geschadet hast, ohne dass ich Dich verletzt hatte. Welches ist die schönere Rolle in diesem Augenblick, die meinige oder die Deinige? Ja, ich habe mich rächen können, und ich habe es nicht gethan! Vielleicht wirst Du behaupten, dass Deine Wohlthäterin Dir als Schutz gedient habe. Es ist wahr: diese Rücksicht ist mächtig [2]); allein wärest Du auch vereinsamt, entwaffnet, verbannt gewesen, Dein Kopf wäre mir heilig geblieben. Geh, suche in Frieden eine Zufluchtsstätte, wo Du über Dein Vaterland besser denken lernst. Mein Mund wird über Dich ewig schweigen. Geh in Dich, und vor Allem würdige meine Beweggründe; ich verdiene es, denn sie sind edel und grossmüthig.

„Madame Permon, Sie und Ihr Kind haben meine besten Wünsche. Sie sind zwei schwache Geschöpfe, ohne irgend welchen Schutz. Mögen die Vorsehung und die Gebete eines Freundes Ihnen helfen! Vor Allem seien Sie vorsichtig, und machen Sie niemals in den grossen Städten Halt. Adieu; empfangen Sie die Versicherung meiner Freundschaft."

Die Wendung: ‚schon am 1. Prairial selbst' sei er überzeugt gewesen, dass Salicetti bei der Frau Permon eine Zufluchtsstätte gefunden hätte, ist vieldeutig. Sie lässt vermuthen, dass er damals schon in Paris anwesend war und scheint zugleich die Annahme auszuschliessen, nach der er in den Tagen vom 24.—28. Mai mit Salicetti zusammen-

1) „Le jour même du 1er Prairial, j'en avais presque la certitude morale."

2) Mme Permon hatte namentlich Joseph Bonaparte und Fesch beim Tode des Vaters Bonaparte in Montpellier freundschaftliche Dienste erwiesen. S. Mém. du Roi Joseph.

gekommen wäre. Es bliebe daher, wenn man Bourrienne und die Herzogin von Abrantes nicht völlig Lügen strafen will, nur übrig: anzunehmen, dass er selbst gleich nach oder kurz vor dem 1. Prairial es für gerathen erachtete, Paris auf einige Tage zu meiden und also in die Provinz, nach Semur, gegangen wäre, wo er Ausflüge in die Umgegend unternahm, um seinem Bruder Joseph Vorschläge wegen Ankaufs eines Grundstücks zu machen. Es kann diese Abwesenheit aber nur von kurzer Dauer gewesen sein, denn am 28. Mai schreibt er an Joseph von Paris aus [1]). Für die Ankunft in der Hauptstadt vor dem 1. Prairial spricht endlich eine Angabe Coston's, nach welcher er auf seiner Reise dahin Lyon am 5. Mai verlassen hätte. Der Aufenthalt bei Marmont in Chatillon war ein bloss viertägiger, so dass man wohl fragen muss, wo er die Zeit bis zum 20. Mai zubrachte?

Kurz, der Widersprüche sind zu viele und das Material ist ein zu unvollständiges, als dass man endgültig schlüssig zu werden vermöchte. Mag er nun anwesend und in die Verschwörung eingeweiht gewesen sein oder nicht, jedenfalls waren seine Interessen am 1. Prairial mit im Spiele; die Niederlage der Aufständischen traf auch ihn, denn Aubry war in seiner Stellung nicht erschüttert, sondern, ganz wie seiner Zeit Lajard am 20. Juni 1792, nur gefestigt worden. Napoleon's Lage war daher eine sehr missliche. Er beschloss, sich krank zu melden und einen längeren Urlaub zu nehmen, und so eine neue Krisis, eine günstigere Wendung in Paris abzuwarten.

Die nächsten Wochen gehören zu den unerquicklichsten, die ihm beschieden waren. Er legte sich in seiner Verzweiflung mit Bourrienne auf Geldspeculation und verlor dabei, wie Marmont sich ebenso zart als vieldeutig ausdrückt, ‚das We-

1) Auffällig ist, dass in den Briefen, welche in den Mémoires du Roi Joseph veröffentlicht worden sind, der 1. Prairial und die Aufregung in Paris gar nicht erwähnt worden.

nige was er vom Heere mitgebracht hatte'[1]). Dieses war um so misslicher als die Assignaten von Tag zu Tage im Werthe fielen, so dass im Juli der Louisd'or mit 750 Francs bezahlt wurde. Unter diesen Umständen hatte er, trotzdem er sein Gehalt als General fortbezog, kein leichtes Auskommen. Marmont, der ihm blindlings gefolgt war, indem er seinen Posten bei dem Heere in den Pyrenäen völlig eigenmächtig verlassen hatte, und der sein Glück erst noch machen musste, trennte sich von ihm und ging zum Heere, welches Mainz belagerte. Napoleon gab ihm den jungen Bruder Ludwig mit, welcher in Chalons ein Artillerie-Examen ablegen sollte. Junot endlich lebte in Saus und Braus und verthat, wie Napoleon sich in einem Briefe an Joseph ausdrückt, seinem Vater so viel Geld als möglich.

Die unmittelbarste Kenntniss von Napoleon's eigenem Thun und Lassen erlangen wir hauptsächlich aus Briefen, die er in dieser Zeit an seinen Bruder Joseph richtete und die in den Denkwürdigkeiten des Letzteren zur Veröffentlichung gekommen sind. Zunächst fällt auf, wie er auch jetzt wieder (ganz wie in dem bekannten Schreiben an Lucian aus dem Sommer 1792 und anderwärts) seinen glühenden, durch bittere Enttäuschung noch gesteigerten Ehrgeiz zu verleugnen sucht. Er schildert den Vergnügungstaumel, wie er in Paris wieder in Schwung zu kommen begann: das Wogen auf den Strassen, die Theater, die Concerte, die Stutzer, die umworbenen Frauen — als wenn er selbst darin aufginge. „Hier zu Lande", ruft er aus, „ist Alles darauf angelegt, zu zerstreuen und das Leben angenehm zu machen. Man entreisst sich dem Nachsinnen; wie in aller Welt soll man schwarz sehen, wo sich die Geister derart regen, in diesem wirren Taumel? Die

1) „Des spéculations, faites par l'entremise de Bourrienne, lui firent perdre en peu de moments le peu d'assignats qu'il avait rapportés de l'armée."

Frauen sind allenthalben: in den Theatern, auf den Spaziergängen, in den Bibliotheken. In der Studierstube des Gelehrten trifft man sehr hübsche an. Hier nur, unter allen Orten auf Erden, verdienen sie das Steuer zu führen; die Männer sind denn auch in Betreff ihrer wie vernarrt: dieselben denken nur an sie und leben nur durch sie und für sie. Eine Frau muss sechs Monate in Paris gewesen sein, um zu wissen, was ihr zukömmt und wie sie zu herrschen vermag." Diese Auslassungen erhalten um so mehr Gewicht, als er mit Heirathsgedanken ernstlich umzugehen scheint. Fast in jedem Schreiben erkundigt er sich nach der jungen, reichen Schwägerin des Bruders, welche dieser für ihn bestimmt hatte, und die später als Gemahlin von Bernadotte Königin von Schweden werden sollte. Auch der Eifer, den er für eine günstige Capitalanlage für Joseph entwickelt und vorkehrt, lenkt die Aufmerksamkeit von der Politik und seinem Streben nach Emporkommen ab. „Hier (in Paris) ist es", lautet eine Stelle, welche diese ganze Tendenz unverkennbar klarlegt, „wo der Mann, der grad und vorsichtig ist und sich nur um seine Freunde bekümmert, ungezwungen lebt, wie er will, durchaus frei."

Da er auf Oeffnung der Schreiben gefasst war, so versäumt er natürlich nicht, seine Ergebenheit in Bezug auf Frankreich und die Republik zu äussern: er freut sich des in Aussicht stehenden Friedens, wünscht eine Stärkung der Regierung, bezeugt seine Theilnahme für die neue, in Vorbereitung befindliche Verfassung u. dergl. m. In hundert Zügen verrathen sich immer wieder die Umsicht und Verschlagenheit, mit denen er bestrebt ist, sich den Machtverhältnissen und der landläufigen Meinung anzupassen.

Die Vergnügen, die er so lebhaft schildert, hat er mitgemacht, gewiss aber noch mehr aus Berechnung, als aus Neigung oder gar Leichtsinn, denn sie gehörten, ganz wie

ehedem das Behagen am Schreckenssystem, zur politischen Losung. Die Fréron, Barras, Tallien, d. h. eben Diejenigen, welche die Guillotine mit am eifrigsten gehandhabt, sich im Blute berauscht und bereichert hatten, führten den Reigen. Je mehr sie vergessen zu machen hatten, desto toller trieben sie es. Wie sie einst den Machthabern Marat, Danton, Robespierre zu Willen gewesen waren, so hofften sie jetzt, sich durch ihren Diensteifer deren Widersachern zu empfehlen. Die Sitten und das Salonleben der ehemaligen Aristokratie wurden daher ihr Ziel. Dabei überboten sie womöglich ihre Vorbilder; denn ganz wie sie sich vor dem Schreckenssystem zu schützen verstanden hatten, indem sie sich in die vorderste Reihe drängten und sich in ihrem Eifer gegenseitig überboten, genau so verfuhren sie seit dem 9. Thermidor in der Richtung der Reaction. Fréron, welcher sich rühmen konnte, in dem blutschnaubenden Journal Marat's die kräftigsten Artikel verfasst zu haben, stand jetzt an der Spitze der s. g. jeunesse dorée, der jungen Stutzer, die mit Knitteln bewaffnet die Jacobiner zu Paaren trieben und in den Theatern die Büsten des vergötterten Marat in Trümmer schlugen. Sein Ansehen in Paris verlieh ihm zur Zeit eine fast dictatorische Gewalt. Napoleon kannte ihn von Toulon her und versäumte natürlich nicht, sich in seine Gunst zu setzen. Dieses gelang ihm so sehr, dass Fréron sich bald mit ihm und seinen Brüdern eng befreundete. Er verliebte sich sogar in die Schwester Pauline und warb um ihre Hand, die ihm aber, trotzdem auch sie in Liebe zu ihm entbrannt war, von Napoleon verweigert wurde, denn dieser war unterdessen Oberbefehlshaber in Italien geworden und konnte Fréron zum Schwager nicht mehr brauchen, der Moor hatte damals seine Schuldigkeit bereits gethan und konnte daher — wieder gehen! — Tallien hatte am 9. Thermidor den Muth zum Sturm gegen Robespierre um so eher gefunden, als er nebst seinem eigenen Da-

sein auch das seiner schönen Frau zu retten gehabt hatte. Diese war jetzt die Königin unter jenen Damen, welche die Salons der Hauptstadt beherrschten. In ihrem Salon sammelten sich auch die verkappten Aristokraten und Royalisten, welche in Tallien ein geeignetes Werkzeug für ihre Pläne erkannten [1]). Auch hier gelang es Napoleon, sich einzuschmuggeln. Barras endlich, der Genosse Fréron's auf der blutigen Mission im Süden, hatte sich am 9. Thermidor und bei den letzten Aufständen als Feldherr des Convents gegen die Jacobiner unentbehrlich gemacht und war durch seine aristokratische Abkunft und ausschweifende Lebensart wie kein Anderer für das damalige Treiben in den Salons geeignet. In dem Maasse als sein Einfluss wuchs, buhlte Napoleon um seine Gunst: Keiner hat ihm während der nächsten Jahre bei seinem Emporkommen grössere Dienste geleistet.

Die eigenartige Erscheinung des kleinen, finstern, eckigen, von Ehrsucht verzehrten Corsen inmitten des ausgelassenen Taumels dieser Genusssüchtigen, des Schweifes von Danton, wie sie die Robespierristen getauft hatten, muss eine sehr auffällige gewesen sein. Barras behauptet denn auch in seinen Denkwürdigkeiten, dass ihn Napoleon zunächst durch seine Aehnlichkeit mit dem fürchterlichen Sonderling Marat gefesselt hätte, welcher bekanntlich ein Schweizer und also ebenfalls kein geborener Franzose gewesen war. Doch verstand es Napoleon, sich auch in diesen Kreisen zur Geltung zu bringen und der Gesellschaft anzupassen. So wird z. B. erzählt, wie er in dem Salon der Tallien eines Tages den Wahrsager machte [2]). Der junge heldenmüthige General Hoche, der Stolz der Republikaner, war zugegen. Er war mit Napoleon fast in gleichem Alter, ihm aber dennoch in der militärischen

1) Vrgl. hierüber die Mémoires et correspondance de Mallet du Pan.

2) S. Michelet, Hist. du XIXe Siècle, I, 371.

aufbahn so weit voraus, dass dieser unter ihm, dem Oberefehlshaber, in der Vendée zu stehen kam. Das mochte it ein Grund sein, wesshalb Napoleon sich unter keiner Beingung auf seinen Posten begeben wollte. Auch Hoche reichte em Wahrsager seine Hand hin. „Sie, General", lautete die ckene Prophezeihung, „werden ruhig in Ihrem Bette ster-n!" Hoche schoss vor Zorn über diese giftige Bosheit das ut in die Wangen, er beherrschte sich aber und schwieg. apoleon hatte unter der Maske des Scherzes einen Pfeil geschnellt gegen — seinen gefährlichsten Nebenbuhler.

Ein ständiger Genosse des jungen Generals auf seinen gnügungsfahrten war zur Zeit Bourrienne. Er selbst geht in seinen Denkwürdigkeiten, dass er für seine Person n Napoleon, der ihn wie einen alten Freund und Schulmeraden behandelte, blindlings eingenommen gewesen sei. theilt aber zugleich einige Anmerkungen seiner Frau mit, zu sehr das Gepräge unmittelbarer, treffender Beobachtung gen, als dass wir sie nicht dankbar entgegen nehmen lasten. Bonaparte's Wesen erschien ihr kalt und finster; f seinen Lippen schwebte oft ein falsches und schlecht anbrachtes Lächeln. Er verstand es, Anecdoten aus den Feldgen mit unwiderstehlichem Reiz, wenn auch nicht ohne nismus, zu erzählen. Allein er lachte dabei so roh, dass davor erschrak und den Eindruck, den dieses Lachen auf machte, nicht verwinden konnte. Sie gingen oft zusammen s Theater und in die Concerte. Eines Tages, als ein Lustiel das ganze Haus unwiderstehlich hinriss, bemerkte sie, ie Bonaparte mitten unter all den Lachenden eisig kalt daus, ohne eine Miene zu verziehen. Er hatte überhaupt in einem Benehmen stets etwas Absonderliches. Oft verschwand r unversehens und erschien ebenso unerwartet wieder an rgend einem entfernten Ende des Theaters, wo er finster vor sich herschaute und zu schmollen schien. Auch Bourrienne's

gegenüber heuchelte er die Vorliebe für ein Stillleben. „Dieses Haus", rief er eines Tages als er mit ihnen nach einer Wohnung suchte, „Ihnen gegenüber, mit meinen Freunden und einem Wägelchen, und ich wäre der Glücklichste unter den Sterblichen!"

Ein erfreulicheres Bild als sein Verhältniss zur Gesellschaft bietet dasjenige zur Familie. Er hielt bekanntlich als echter Corse an Blutsbande fest. Dem Bruder Joseph bezeugt er seine Freundschaft, indem er ganz in seine Interessen und Neigungen aufzugehen scheint. Die Liebenswürdigkeit, mit der er sich ihm, dem verachteten Salonmenschen, anpasste, wirkte unwiderstehlich. So weit sich Geringschätzung mit Liebe verträgt, liebte er den Bruder, der ihm ein treuer Jugendgefährte und politischer Helfershelfer war, wirklich. Er war auch keineswegs ohne weichere und edlere Empfindung. Ueber die Entwicklung des jungen Ludwig, den er bekanntlich schon in Auxonne unter seiner Aufsicht gehabt hatte, drückt er einmal seine Freude aus mit den Worten[1]): „Ich bin mit Ludwig sehr zufrieden; er entspricht meiner Hoffnung und den Erwartungen, die ich von ihm hegte. S'ist ein wackerer Geselle, dafür aber auch ganz nach meinem Geschmack: Wärme, Geist, Gesundheit, Talent, Pünktlichkeit im Umgang, Güte — er vereinigt Alles in sich." „Du weisst, mein Freund, fügt er hinzu, ich lebe nur von der Freude, die ich den Meinen bereite. Falls mir das Glück, das mich in meinen Unternehmungen niemals verlässt, günstig ist, so werde ich Euch glücklich machen und Eure Wünsche erfüllen können." Lucian, den er ebenfalls unterzubringen suchte, wurde im Juli, wahrscheinlich wegen der Rolle, die er während der Schreckenszeit in St Maximin gespielt hatte, verhaftet, Napoleon erwirkte aber sofort, mittels seiner hohen Connexionen

1) Brief an Joseph vom 6. Sept. 1795.

in Paris, dessen Freilassung. Hieronymus wünschte er in Paris unterzubringen. Man versteht, wie ihm die Brüder, die ihm ihre Weltstellung verdankten und um die er sich so eifrig bemühte, warme Theilnahme zusprechen und sein gebieterisches, herzloses Wesen, wie es sich in der Folge immer schärfer ausprägte, als ein einstudirtes, auf sichere Herrschaft berechnetes aufgefasst wissen möchten.

Joseph stand zur Zeit auf Wache in Genua, von wo er zugleich über die Vorgänge beim italienischen Heere und auf Corsica berichten konnte. Sein Auftrag war dabei offenbar kein ganz unverfänglicher, denn Napoleon beschwert sich einmal darüber, dass er aus lauter Vorsicht ihn ohne hinreichende Mittheilungen lasse; um den Aufenthalt daselbst zu begründen, soll Joseph die Rettung der auf Corsica verbliebenen Habseligkeiten vorgeben [1]); Napoleon versorgt ihn auch zu diesem Behufe mit Empfehlungsschreiben von Fréron, Turreau und Mariette an den französischen Geschäftsträger in Genua; Joseph selbst endlich erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, wie er daselbst jene Corsen antraf, mit denen Napoleon während seines Aufenthaltes in der Stadt im Sommer 1794 angeknüpft hatte; dennoch erfahren wir aus dem Briefwechsel — und dieser ist hierfür unsere einzige Quelle — über Joseph's bezügliche Bemühungen Nichts. Napoleon fragt sogar einmal, wie beiläufig, als wenn er eine Ewigkeit her ohne irgend welche Mittheilungen gewesen wäre, nach Nachrichten über die politischen Zustände auf Corsica. Im Uebrigen begann Napoleon sich unter dem Eindruck von Paris, diesem grossartigen politischen Centrum der revolutionären Machtentfaltung, offenbar immer mehr als Franzose zu fühlen, so dass die corsischen Pläne von Tag zu Tage entsprechend in

1) „Tu peux rester à Gênes tant que tu voudras; ton motif est simple, c'est, de tirer de Corse le peu d'épingles qui nous restent." Brief v. 6. Sept. 95.

den Hintergrund traten. Doch blieb sein ganzes Sinnen und Trachten deswegen doch nach wie vor in erster Linie auf den Süden, auf Italien und das dortige Heer gerichtet.

Ende Juli gewann er frischen Boden. An der Stelle von Aubry trat Doulcet Pontécoulant als Delegirter für den Krieg in den Wohlfahrtsausschuss. Das italienische Heer, welches durch das unzeitgemässe Unternehmen gegen Corsica so empfindlich geschwächt worden war, war aus seinen Stellungen verdrängt worden, so dass die Verbindung mit Genua abermals unterbrochen wurde. Doulcet suchte nach einem Sachverständigen, der mit den dortigen Verhältnissen bekannt, ihm mit Rath beizustehen wisse. Er klagte seine Verlegenheit seinem Collegen Boissy-d'Anglas [1]). Dieser aber machte ihn aufmerksam auf den jungen General, der seit geraumer Zeit an allen Thüren klopfe und Jedem das ihm angeblich widerfahrene Unrecht erzähle. Doulcet liess ihn sofort rufen. Napoleon kam und antwortete nicht nur auf die ihm vorgelegten Fragen, sondern entwickelte einen ganzen Feldzugsplan, der auf Nichts Geringeres ausging, als die Lombardei in schnellem Siegeslaufe zu erobern und durch Tyrol nach Oesterreich gegen Wien vorzudringen. „General, unterbrach ihn der erstaunte Minister, Ihre Gedanken sind ebenso glänzend als kühn, doch sie wollen, bevor an ihre Ausführung gegangen werden kann, mit Ruhe geprüft sein. Nehmen Sie sich die erforderliche Zeit und setzen Sie mir einen Bericht auf, den ich dem Ausschuss unterbreiten will." „Zeit! — rief Bonaparte — mein Plan ist so reif und mir so gegenwärtig, dass ich denselben im Laufe einer halben Stunde niederschreiben kann. Ich brauche Sie hierzu nur um ein paar Blätter Papier und eine Feder zu bitten." Gesagt, gethan.

1) Hierüber und für das Folgende: Souvenirs du comte de Pontécoulant. Paris 1861. I, 325 f.

Auf dem Tische des Wohlfahrtsausschusses warf er mit seiner unleserlichen Handschrift den Plan auf's Papier. Am folgenden Tage brachte er Doulcet eine vollständige Ausarbeitung desselben, abgeschrieben von der reinlichen Hand Jounot's. Alles war auf ein ungestümes Vorgehen berechnet. Der Friede mit Spanien und Preussen, führte er aus, verstatte, mit ganzer Macht auf Oesterreich einzudringen. Hierbei könne der wirksamste Schlag, im Zusammenhange mit einem über den Rhein durch Süddeutschland vordringenden Heere, in Italien geführt werden. Hierzu gelte es, das Heer daselbst dahin zu verstärken, dass es zunächst den Vormarsch nach Piemont unternehmen könne. Beim ersten entscheidenden Vorstoss werde es leicht gelingen, die Oesterreicher und Piemontesen zu trennen. Der König von Sardinien werde einsehen, dass er nach all den glänzenden Siegen der französischen Republik Nizza und Savoyen mit Waffengewalt nicht wiedererlangen könne und daher am Besten thue, im Bunde mit Frankreich, auf Kosten von Oesterreich, eine Entschädigung für diese Gebiete in der Lombardei zu suchen. Nach Beseitigung dieses Feindes werde das französische Heer gleich im ersten Feldzuge bis in die Tyroler Berge vordringen und im zweiten sich mit dem durch Deutschland kommenden Heere vor Wien vereinigen können, um dem Kaiser den Frieden zu dictiren. Doulcet prüfte diesen grossartigen Entwurf mit anderen Autoritäten; man fand denselben in der That so empfehlenswerth und in den einzelnen Angaben so stichhaltig, dass derselbe den Feldherren beim Heere in Italien zur Begutachtung [1]) überschickt wurde.

1) Nur von einer solchen ist die Rede in dem bezüglichen Schreiben Doulcet's an Kellermann vom 24. Aug. 1795. Abgedr. in den Souvenirs etc. I, 330. Zur Ausführung konnte selbstverständlich erst nach erfolgter Verstärkung des Heeres geschritten werden.

Es ist derselbe Plan, den Napoleon unter den Auspicien von Carnot im Jahre 1796|7 wirklich durchführen sollte; allein vorläufig blieben seine Hoffnungen unerfüllt. An seine Zurückversetzung zum italienischen Heere war nicht zu denken. Alles, was Doulcet für ihn thun konnte, war: ihn vorläufig dem topographischen Bureau vorzusetzen, welches Carnot eingerichtet hatte und in seiner anspruchslosen, ganz auf die Pflichterfüllung gerichteten Weise, unter seinem Nachfolger selbst verwaltete [1]); so dass Napoleon sich rühmen konnte, an Carnot's Stelle gekommen zu sein. Obgleich er sich vorzugsweise mit dem Heere in Italien zu befassen hatte, so fand er doch bei seiner fieberhaften Thätigkeit — er arbeitete oft bis um 3 Uhr in die Nacht hinein — Gelegenheit, sich mit den verschiedensten Heeren und Truppenkörpern der Republik in Beziehung zu setzen. Vor Allem aber gelangte er jetzt täglich in Berührung mit den Mitgliedern der Regierung.

In dieser Lage nahm er einen neuen Anlauf, um entweder an's Ziel seiner Wünsche oder wenigstens von dem Heere in der Vendée loszukommen. Er kam darum ein, nach Constantinopel beordert zu werden, um die türkische Artillerie auszurüsten und so den natürlichen Bundesgenossen Frankreich's gegen Oesterreich und Russland in die Aktion wirksam eingreifen zu machen, wozu seiner Zeit Sémonville vergeblich abgeschickt worden war. Eine solche Diversion im Osten war geeignet, den europäischen Krieg, der schon zu erlöschen drohte, frisch anzuschüren und neue unberechenbare Verwicklungen heraufzubeschwören, sicherte also Napoleon jene unabsehbare Kriegslaufbahn, auf die sein ganzes Wesen hindrängte. Dennoch war es ihm mit dem Vorschlage nur bedingungsweise Ernst. Das geht schon aus den Gutachten hervor, die dem Gesuch beigefügt wurden. Das erste war

1) Mémoires sur Carnot par son fils. Paris 1861. I, 559.

von Doulcet, der ihn für jede Verwendung, sei es in der Artillerie, sei es selbst im diplomatischen Fach, nachdrücklichst empfahl; das zweite von Jean Debry, der ebenfalls als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses seinerseits anmerkte: „Indem ich den Empfindungen, denen mein College Doulcet in Bezug auf den Brigadegeneral Bonaparte (den ich gesehen und gesprochen habe) Ausdruck gegeben hat, zustimme, glaube ich, dass dieselben Beweggründe, welche ihn und mich leiten, den Wohlfahrtsausschuss bestimmen müssten, einen so ausgezeichneten Offizier, zumal in diesem Augenblick, nicht sinken zu lassen. Meiner Meinung nach müsste der Ausschuss damit beginnen, seine Verdienste dadurch zu belohnen, dass es ihn in seiner Waffengattung befördert, jedoch ihn zuerst vernehme und seinem Wunsche willfahre, falls er darauf besteht." Napoleon aber hatte diese Gutachten, wie aus einem Briefe an Joseph hervorgeht, schon 24 Tage vordem vorausgesehen [1]) und offenbar selbst veranlasst. Namentlich dasjenige Jean Debry's klingt als wenn er es ihm in die Feder diktirt hätte.

Doch schlugen seine Berechnungen dieses Mal vollständig fehl. Die Ausschussmitglieder wurden durch Neuwahlen beständig gewechselt und Doulcet ward Mitte September durch Letourneur ersetzt. Dieser aber bestand darauf, dass Napoleon sich auf seinen Posten in die Vendée zu begeben habe. Als er sich dazu nicht verstehen wollte, ward er am 15. September (12 Tage nach den so schmeichelhaften Zeugnissen von Doulcet und Jean Debry) durch einen Beschluss des Wohlfahrtsausschusses zum zweiten Mal aus der Armee-

1) Die Gutachten sind vom 27. Fructidor, er schreibt aber schon am 3. „La commission et l'arrêté du Comité de salut public qui m'emploie pour être chargé de la direction des armées et des plans de campagne, étant très-flatteurs pour moi, je crains qu'ils ne veuillent plus me laisser eller en Turquie; nous verrons."

liste gestrichen. Er liess sich's aber, wie es scheint, wenig anfechten. Dem Bruder erwähnt er den Vorfall gar nicht, sondern meldet kurz, dass von seiner Reise nach Constantinopel mehr als je die Rede sei. „Ich sehe in der Zukunft", hatte er ihm kurz zuvor geschrieben, „nur Angenehmes, und wenn es auch anders wäre, man muss doch in der Gegenwart leben: der Muthige verachtet die Zukunft." Ein unerschütterliches Selbstvertrauen, dazu die vielen Wechselfälle des Schicksals, die glücklichsten Erfolge, denen ebenso schnell die bittersten Enttäuschungen gefolgt waren, hatten ihn längst zu einem Fatalisten gemacht, ohne ihn seines Sanguinismus zu berauben.

Zur Zeit brauchte er um so weniger zu verzweifeln, als abermals eine gewaltige innere Krisis der jungen Republik dicht bevorstand und er seine Vorkehrungen darnach getroffen hatte. Die Reaction war so weit angeschwollen, dass die Hoffnungen der Royalisten ungemein hoch gingen. Zwar hatte ihnen Hoche neuerdings durch die gründliche Niederlage, die er den mit dem Grafen von Artois gelandeten Emigranten bei Quiberon beigebracht hatte, die Hoffnung auf einen Sieg mit Waffengewalt genommen und der junge König Ludwig XVII. war gestorben, allein die neue Verfassung, die vor Allem der Anarchie und Clubherrschaft vorbeugen sollte, war sehr conservativ geartet und bot durch die Neuwahlen, die sie anordnete, die beste Aussicht, mit Hülfe der Volksvertreter selbst, wenn auch nur allmählich, zum Ziele zu kommen. Der Convent selbst fürchtete Dieses und hatte daher einen Zusatz beschlossen, laut welchem die zwei ersten Drittel der gesetzgebenden Körperschaft aus Conventsmitgliedern bestehen und also vorläufig nur ein Drittel der Abgeordneten durch das Volk neu gewählt werden sollten. Darüber erwachte namentlich in Paris, wo die Gemässigten seit dem Kampfe gegen die Anarchisten und der Neubildung der

Nationalgarde zur Geltung gekommen waren, eine so starke Opposition, dass ein Kampf zwischen den von Royalisten angetriebenen Sectionen und dem Convent, welcher sich auf die Annahme des Zusatzdecrets durch die Heere und die Mehrheit einer wenn auch sehr geringen Stimmenzahl berufen konnte, unausbleiblich schien. Beide Parteien rüsteten gegen einander.

Napoleon sah den Sturm kommen. Schon am 6. September beruhigt er daher Joseph mit dem Hinweis darauf, dass er sich mit den Hervorragendsten aller Parteien auf guten Fuss gestellt habe. Er hatte in dieser Beziehung so gut vorgearbeitet, dass er bereits sich den vermuthlichen Candidaten der zukünftigen Regierung eifrig genähert hatte. Die Tage des ihm so verhängnissvollen Ausschusses waren gezählt und Niemand konnte zur Zeit voraussehen, wer in wenigen Wochen oder gar Tagen über die Stellen im Heere zu verfügen haben würde. Napoleon konnte sich über dessen Verfügungen daher schon trösten. Kam es zum Kampfe und siegte der Convent, woran Napoleon schwerlich zweifelte, so konnte das nur mit Hülfe Derjenigen geschehen, die am 1. Prairial niedergekämpft worden waren; alsdann aber standen Napoleon's Aussichten so günstig wie nur je.

Der 13. Vendémiaire.

Da die aufständischen Sectionen der Hauptstadt ihre Wahlversammlungen, nach Ablehnung des Zusatzdecretes nicht wieder auflösen wollten, blieb dem Convent Nichts übrig, als sich entweder in ihre Forderungen zu schicken oder gewaltsam gegen sie einzuschreiten. Hierzu hatte er kaum 5000 Mann Truppen zur Verfügung, wogegen die Nationalgarde, welche man bedrohte, auf mindestens 20,000 Mann geschätzt wurde. Wohl waren die regulären Truppen weit besser bewaffnet und

disciplinirt, allein das half nur wenig, wenn nicht schnelle Entschlossenheit und rücksichtslose Energie hinzukamen. An diesen aber gebrach es vorläufig. Der General Menou wurde zwar am Abend des 4. October in die Section Lepelletier, die sich durch ihr Ungestüm unter den aufständischen am meisten hervorthat, entsandt, damit er das Versammlungslocal derselben schliesse, liess sich aber in Unterhandlungen ein und endigte damit, dass er unverrichteter Sache zurückkehrte. Für den Convent war, wenn er sich nicht selbst aufgeben wollte, kein Augenblick mehr zu verlieren. Menou wurde als ein Verräther verschrieen und durch Barras ersetzt, der sich seit dem 9. Thermidor bei Bewältigung der städtischen Aufstände so hervorgethan hatte. Mit dieser Ernennung des Helden der Thermidorianer waren, wie Napoleon selbst sich in seinen Denkwürdigkeiten vieldeutig ausdrückt, nicht alle Parteien einverstanden. Den Jacobinern, mit denen Barras aufgeräumt hatte, war er verhasst, und doch bedurfte man ihrer Mitwirkung! Hier bot sich Napoleon als ein trefflicher Vermittler dar. Wie, wenn Barras sich den von Aubry als Terroristen zurückgesetzten General als zweiten Befehlshaber zugesellte? Mussten ihm alsdann nicht alle jene Offiziere, die ein gleiches Schicksal erfahren hatten — und ihrer waren genug nach Paris gekommen! — zufallen? Mit ihnen aber regte sich die ganze Schaar der aus den Civilämtern vertriebenen Jacobiner. Santerre selbst, der Held aller Volksaufläufe gegen das Königthum, befand sich unter den Opfern der Reaction und sein Ansehen in der Vorstadt St Antoine war noch ein entscheidendes. Schon diese Erwägung empfahl Napoleon so nachdrücklich, dass sie allein ausgereicht haben dürfte, seine Wahl zu bestimmen. Dazu kamen all jene Connexionen, die er in den letzten Monaten so eifrig gepflegt hatte und die ihm die Stimme selbst so gemässigter Männer wie Doulcet Pontécoulant sicherten. Er selbst endlich wird

sich gewiss nicht im entscheidenden Augenblick ganz so passiv und müssig verhalten haben, wie er es auf St Helena geschildert hat. Darnach hätte man ihm den Auftritt in der Section Lepelletier im Theater gemeldet, worauf er auf die Tribünen des Convents geeilt wäre und dort gehört hätte, wie sein Name in Vorschlag gebracht wurde. Das Letztere scheint in der Conventssitzung selbst gar nicht geschehen zu sein, sondern nur im Ausschuss, wo, wie er selbst erzählt, Mariette sich seiner Sache annahm; schwerlich ohne sich zuvor mit ihm darüber verständigt zu haben! Da er im Falle eines Misserfolgs in erster Linie durch Barras gedeckt war, auf dem die Verantwortung lastete, er selbst Nichts zu verlieren hatte und die Heere auf Seiten des Convents standen, da Niemand mehr als er den Sieg der Gemässigten oder gar der Königlichen zu befürchten hatte, so kann er in seinem Entschlusse nicht lange geschwankt haben.

Seine Ernennung erfolgte noch in der Nacht, kurz vor Tagesanbruch. Von der Tragweite derselben war sich von seinen Wählern und Gönnern gewiss Niemand auch nur im Entferntesten bewusst. Zum ersten Mal in der Revolution sollte eine Krisis mittels der regulären Truppenmacht zum Austrag kommen. Damit hierüber kein Zweifel bestehe, der General durch keine bürgerliche Gewalt behindert werde, begann Napoleon damit, die Volksvertreter, die dem General Menou auf seiner Sendung gegen die Section Lepelletier mitgegeben worden waren und die auch jetzt den militärischen Befehlshabern bei und übergeordnet werden sollten, — zu beseitigen. Barras selbst, der Oberbefehlshaber und Volksvertreter, trat ganz in den Hintergrund. Napoleon traf seine Anordnungen, wie ein Feldherr auf dem Schlachtfelde, neben welchem Niemand zu gebieten hat.

Als der Tag anbrach, waren die Tuilerien, in denen der Convent seinen Sitz hatte, zu einer Festung umgewandelt.

Die Kanonen, welche ausserhalb der Stadt lagerten, wurden, noch bevor die Nationalgarde, welche sie vor Kurzem freiwillig ausgeliefert hatte, sich derselben bemächtigen konnte, von Murat, dem verwegenen Reitergeneral und späteren Schwager Napoleon's, glücklich hereingebracht. Zu den 5000 Mann regulärer Truppen stiessen, Dank der Mitwirkung von Santerre und Genossen, 1500 Vorstädter und Clubisten, die sich „Patrioten von 1789" benannten und dazu ausersehen waren, die Entscheidung herbeizuführen. Auf ihr Ungestüm konnte man sich so sicher verlassen, wie am 10. August 1792 auf den der Marseiller.

Als die Sectionen am folgenden Tage, am 13. Vendémiaire, den Convent zum Kampfe gerüstet sahen, zogen sie von allen Seiten gegen die Vorposten und Kanonen von Bonaparte heran. Ihre Zahl war eine überwältigende. Der Convent war sichtlich bestürzt. Die grosse Mehrzahl der Abgeordneten hoffte auf eine Verständigung, schon einfach deswegen, weil wenn Verhandlungen nicht zum Ziele führten, wenn statt der Macht der Rede und der Achtung vor dem Gesetze Waffen den Ausschlag gaben, ihr Ansehen dadurch offenbar ernstlich gefährdet wurde. Dabei war der Sieg nichts weniger als sicher. Napoleon trieb seine Vorsorge soweit, dass er für die Abgeordneten selbst Flinten in den Sitzungssaal stellen liess, worüber die Herren Advocaten, wie er auf St Helena mit triumphirendem Behagen bemerkt, nicht wenig erschraken!

Napoleon hätte die Schlacht gewiss am Liebsten gleich eröffnet. Allein die Aufständischen verhielten sich ruhig und Verhandlungen wurden eingeleitet. Darüber verging der Tag. Schon begann es zu dämmern. Die Nationalgardisten und die Truppen drohten, sich zu verbrüdern und der Convent verlor mit jeder Stunde an Entschlossenheit.

Kein Augenblick ist für Napoleon's Emporkommen entscheidungsvoller gewesen als diese Dämmerstunde am 13. Ven-

démiaire. Verständigten sich die Gemässigten über die Radicalen hinweg, versöhnte sich der Convent mit den Sectionen, so kam die Revolution vielleicht wirklich zum Abschluss, wenn auch nur dadurch, dass sie in die Monarchie wieder einmündete. Dann aber waren ihre Thore für Napoleon Bonaparte geschlossen worden, bevor er seine Chance gehabt hatte! In diesem Augenblick, wo sich beide Parteien so ängstlich wogen, hatte er die Entscheidung in seiner Hand. Seine Person, die vor wenigen Stunden noch Nichts bedeutete, konnte den Ausschlag geben. Anzunehmen, dass er sich dieser Lage nicht klar bewusst und darnach zu handeln entschlossen gewesen wäre, hiesse von seiner Befähigung sehr gering denken.

Um $^1/_2$5 Uhr fiel der ersehnte Schuss. Nach Napoleon's Behauptung natürlich von Seiten der Aufständischen. Dem sei, wie ihm wolle. Es ward das Signal zur Schlacht. Napoleon stieg zu Pferde und in wenigen Stunden hatten seine Kanonen die Strassen nach allen Richtungen gründlich gesäubert. „Es ist mit Unrecht behauptet worden", bemerkt er auf St Helena, „dass man zu Beginn der Action mit Pulver hat schiessen lassen; das hätte nur dazu gedient, die Sectionen zu ermuthigen und die Truppen zu gefährden; allein, es ist wahr, nachdem der Kampf einmal eingeleitet und der Sieg unzweifelhaft war, dann in der That hat man nur noch mit Pulver geschossen." Am folgenden Tage genügten wenige Salven und die Aufständischen waren aus ihren letzten Stellungen vertrieben. „Es ist Alles vorüber", schrieb Napoleon sofort an Joseph, „das Glück ist mit mir. Meine Huldigungen an Eugénie und Julie."

Das Blutbad war um so grauenhafter als ein grosser Theil der Opfer aus unbewaffneten Bürgern bestand. Doch verfuhr der Convent gegen die Besiegten so mild als möglich. Nur ein einziger Führer der Aufständischen, der sich in

seiner Ritterlichkeit als Emigrant und Royalist nicht verleugnen wollte, wurde ergriffen und erschossen. Die Anderen liess man entkommen. Dieses hinderte natürlich nicht, dass die Parteien sich schroffer und erbitterter denn je entgegengesetzt blieben. Allein noch verhängnissvoller, als diese unabwendbare Folge einer mit Waffengewalt herbeigeführten Entscheidung, war die Verständigung der Machthaber mit jenen jacobinisch-anarchischen Elementen, welche, indem sie den Sieg wesentlich mit herbeigeführt hatten, nun auch die Früchte desselben ernten kamen. Dadurch wurde die eben vereinbarte Verfassung, mit deren Einführung man die Revolution abzuschliessen, Ruhe und gesetzmässige Ordnung wieder herzustellen gehofft hatte, noch bevor sie in's Leben getreten war, in ihren Grundfesten erschüttert und in den weitesten Kreisen discreditirt.

Womöglich noch verhängnissvoller für die Zukunft des Staates war der Umstand, dass Barras durch die Rolle, die ihm am 13. Vendémiaire zugefallen war, so sehr in den Vordergrund trat, dass er die augenblickliche Lage geradezu beherrschte und bei der bevorstehenden Wahl der Regierungshäupter unmöglich übergangen werden konnte. Je mehr er als Thermidorianer bei den Clubisten und Anarchisten gut zu machen hatte, desto diensteifriger erwies er sich denselben. Seine Verbindung mit ihnen bildete fortan die wirksamste Handhabe zur Behauptung einer Stellung, die er, als ein echter Glücksritter der Revolution, nur so lange behaupten konnte, als die Anarchie andauerte, welche in seiner Sitten- und Gesinnungslosigkeit wie personificirt erschien.

Was aber für den Staat und die Ausbildung der neuen Verfassung so verhängnissvoll war, das eben war für Napoleon und sein Emporkommen das Vortheilhafteste. Mit einer Selbstverleugnung, die bei einem Barras nicht wenig überrascht, trat dieser am 18. Vendémiaire vor den Convent und

erklärte, dass ‚die ebenso durchdachten als schlagfertigen militärischen Anordnungen', mittels deren der Convent gerettet worden wäre, keinem Anderen als dem General Bonaparte zu danken seien. Er beantragte, denselben dafür zum zweiten Befehlshaber der Armee des Innern zu ernennen; was denn auch sofort geschah. Damit hatte Napoleon seinen Lohn mehr als voll erhalten. Er selbst nutzte seine neue Stellung als Corse und Emporkömmling, indem er so schnell als möglich Verwandte und Anhänger unterbrachte und dadurch zu seinen Werkzeugen zu machen trachtete. „Ich kann für Alle", versichert er dem Bruder Joseph bereits am 19. Vendémiaire, „nicht mehr thun, als ich thue." Lucian ging alsbald mit dem mächtigen Fréron nach dem Süden ab, um dort mit jenen Reactionären aufzuräumen, die ihn vor Kurzem verhaftet hatten. Der Familie, Mutter und Schwestern, schickte er das Geld bald haufenweis. Die Letzteren sollten nur reiche Heirathen machen. Kurz, er war in vollem Zuge, sein und der Familie ‚Glück' zu machen.

Den zuverlässigsten und wirksamsten Anhang erhielt er in all jenen Offizieren, die gleich ihm in Folge der Arbeit von Aubry ihre Stellungen im Heere verloren und am 13. Vendémiaire unter seinem Befehle mitgekämpft hatten. Fréron machte sich im Convent zu ihrem Wortführer. „Eure Heere, hub er in der Sitzung vom 18. Vendémiaire an, haben die Erwartungen des Vaterlandes übertroffen, Eure Dankbarkeit gegen sie ist ohne Grenzen, und doch sind ein Theil der tapfern Offiziere, die sie zum Ruhme geführt haben, in Ungnade und ohne Anstellung! Ein Theil derselben waren in Paris, um ihre Wiedereinsetzung bemüht, als die Kanonen des 13. Vendémiaire erdröhnten. Obgleich ohne Anstellung, ergriffen sie doch mit Eifer die Gelegenheit, um für die Vertretung der Nation zu kämpfen und das Gebäude der Freiheit noch einmal mit ihrem Blute zu cementiren, indem sie die

Hyder der Rebellion und des Royalismus niederdonnerten. — Vergesset nicht, dass der General der Artillerie, Bonaparte, der in der Nacht vom 12. an Stelle von Menou ernannt wurde und der nur den Morgen des 13. Zeit hatte, die trefflichen Anordnungen zu treffen, die so glückliche Folgen gehabt haben, — aus seiner Waffengattung entfernt und der Infanterie zugetheilt worden war."

Alle diese Unzufriedenen schaarten sich um Napoleon, wie um ihren Führer: auf ihn setzten sie ihre besten Hoffnungen. Das Gleiche gilt mehr oder minder auch für die aus dem Civildienst Entlassenen, wie überhaupt für Alle, welche der Reaction zum Opfer gefallen waren. So bekennt z. B. Fouché[1]), der sich jetzt erst aus seinem Versteck wieder hervorwagte, dass er für den Helden des 13. Vendémiaire, dem er seine Befreiung zu danken hatte, von diesem Augenblicke an ein Interesse hatte.

Vollends als Napoleon am 26. October an Stelle von Barras, der in die Regierung eintrat, Oberbefehlshaber der Armee des Innern wurde, als er die Polizei, den Wachtdienst, die Schutzwehr der Regierung und der Volksvertretung zu organisiren hatte, wen konnte er nicht alles unterbringen? Von Woche zu Woche stieg sein Einfluss und erweiterte sich seine Machtsphäre. Jetzt, da er in der Hauptstadt gebot, da er die Regierung unmittelbar von sich abhängig wusste, da er in einer gewaltigen Krisis über das Schicksal der Republik entschieden hatte, war ihm der Gedanke: selbst einmal über Frankreich zu herrschen, zu nahe gelegt, als dass er fortan dieses Ziel nicht fest im Auge behalten hätte. Seine derzeitige Stellung eignete sich vortrefflich, durch allerhand Verbindungen sich in Paris dauernden Einfluss zu sichern.

---

1) Mémoires de J. Fouché, duc d'Otrante. Paris 1824. 2. édit. I, 27.

Allein, dass er nicht eher seine Hand nach dem Herrscherstab ausstrecken dürfe, als bis er sich durch Glanzthaten ein weit grösseres, womöglich alle Uebrigen ausstechendes Ansehen erworben habe, darüber täuschte er sich keineswegs. Hierzu musste ihm sein Schwert verhelfen, indem es ihm die Siegeslorbeeren um die Stirne wand. Der Schauplatz für seine Heldenthaten konnte natürlich nur Italien sein. War doch sein Plan, der die ganze Entscheidung des Weltkrieges nach dem Kriegsschauplatz in der Lombardei verlegte, bereits genehmigt. Sein nächstes Ziel blieb daher nach wie vor: die Zurückversetzung zum Heer nach Italien, jetzt natürlich nicht anders denn als Oberbefehlshaber. Wenn der Krieg nur andauerte, konnte es ihm alsdann an der ersehnten Auszeichnung nicht fehlen und Zeit konnte er um so mehr draufgehen lassen, als die neue Verfassung weder für einen Alleinherrscher zugeschnitten war, noch ihn, den 27jährigen, unter die Zahl der Regierungshäupter, die mindestens 40 Jahre alt sein mussten, zuliess; sie musste daher — um seinen eigenen Ausdruck anzuwenden — sich erst abnutzen.

Mit diesen Aussichten war die corsische Laufbahn, wie sie Napoleon einst vorgeschwebt hatte, endgültig abgethan. Angesichts der europäischen, wie sie sich ihm jetzt aufthat, erschien jene so winzig und nichtssagend, dass sie ihn unmöglich länger locken konnte. Das Vaterland, das ihm einst Alles gegolten hatte, war in seinen Augen fortan nur noch eine kleine Insel, von der die Engländer wieder vertrieben werden mussten. Sobald sich die spanische Flotte zur französischen schlug und die Engländer zum Abzuge aus dem Mittelmeer zwang, die französischen Waffen aber unter seiner Führung in Italien siegreich vordrangen, genügte hierzu eine Handvoll Soldaten, die von Genua und Livorno aus hinübersegelten und den Unzufriedenen zum Siege verhalfen. Die

bezüglichen Vorbereitungen waren längst getroffen. Im October 1795 wurde der Handstreich glücklich ausgeführt und Corsica war abermals der französischen Herrschaft oder vielmehr diessmal dem Machtgebot Napoleon's unterworfen. Seine eigenen Landsleute, die der junge Schwärmer vom entnervenden Joche des Eroberers hatte befreien und der Tugend wieder zuführen wollen, wurden bei dieser Gelegenheit die Ersten, deren vaterländische Begeisterung er, der sich zum Völkerbezwinger aufgeschwungen hatte, dadurch entwaffnete, dass er die Unbeugsamsten aufgreifen liess und unter seine Bataillone vertheilte [1]).

Und Paoli? Der Schwergeprüfte war schon im Herbst 1795 mit Pozzo di Borgo und dem englischen Vicekönige so weit zerfallen, dass diese ihn von dem Könige Georg III. nach London einladen liessen; wo er auf das Schmeichelhafteste empfangen werden sollte. Er wusste wohl, was das zu bedeuten hatte, allein er hoffte, von dort aus eine grössere Selbständigkeit und bessere Verwaltung für sein Volk erwirken zu können. Die Engländer sollten, wie er meinte, der Insel eine Unabhängigkeit zugestehen, ähnlich derjenigen, wie sie Amerika für sich errungen hatte, zum Heile zugleich des Mutterlandes und der Colonie. Es war der alte Traum! der, wie einmal die Lage von Corsica war, nie in Erfüllung gehen konnte. Er hat das Vaterland nicht wiedergesehen. Doch starb er erst im Jahre 1807; so dass er den vollen Glanz von Napoleon's unvergleichlichem Stern erlebte. Als das Schwert des Corsen die Völker Europa's, eines nach dem anderen, seinem Willen unterwarf, da konnte Paoli am Wenigsten seinen Stolz und seine Genugthuung verbergen: er

1) S. Instruction an Gentili v. 17. Oct. 1796. Corresp. II, 78. „Le seul moyen de faire sortir de Corse tous les hommes inquiets, ceux mêmes qui ont combattus pour les Anglais, c'est de les envoyer à l'armée."

feierte Napoleon's Siege als wären es seine eigenen gewesen. An dem Gewaltigen sollten die Nationen, welche über sein Völkchen so geringschätzig gedacht und ihm in der Noth ihre Hülfe versagt hatten, erkennen, was der Corse für ein Menschenschlag sei. Es war in der That, als hätte die Insel ihn geboren, um an ihren Unterjochern die heilige Vendetta zu üben. Allein dieses waren nicht die einzigen Empfindungen, mit denen Paoli die Siegeslaufbahn des jungen Landsmannes verfolgte. Wieviel auch derselbe während seines Emporkommens gegen ihn und ihr Volk gesündigt hatte, er schien in seiner Allmacht die verursachten Schäden durch Wohlthaten mehr als gut machen zu können. Paoli rechnete auf ihn und geduldete sich, als Nichts geschah, indem er meinte, dass der Corse den Franzosen nicht durch Bevorzugung seiner Heimath vor den Kopf stossen dürfe und den dringenderen Interessen des grossen Reiches erst genügen müsse. Doch scheint schliesslich sein Misstrauen rege geworden zu sein, wenigstens bat er 1805, als er eine Summe aussetzte, damit in Corte wieder, wie zur Zeit der Freiheitskriege, eine Hochschule errichtet werde, ihm eine Bürgschaft zu geben, dass es wirklich geschehen werde. Seine Bitte blieb jedoch unerfüllt, sein Legat vergeblich. Für seine Wünsche und Bestrebungen war in dem Soldatenstaat Napoleon's kein Boden. Dass er nicht wenigstens ihn selbst der Heimath wiedergegeben hat, war für den Imperator ein solcher Schandfleck, dass er sich auf St Helena glaubte desshalb rechtfertigen zu müssen; er that es mit der Bemerkung, dass der Drang der Weltereignisse ihm für seine persönlichen Neigungen keine Zeit gelassen hätten. In Wahrheit musste unter seinem Regiment der nationale Freiheitsheld ebenso nothwendig ein Verbannter bleiben, wie er es unter der alten Monarchie der Bourbonen gewesen war. Gehörte er doch zu jenen Idealisten, die der Imperator als Metaphysiker und

[illegible] Frankreich [illegible] Volksvertretung [illegible] Paris

[illegible] Paoli [illegible] mit Frankreich, mit [illegible] Rückhalt finden. [illegible] 179[illegible] Paoli seinen Timoleo[illegible] [illegible] Worten [1]:

„[illegible] mit der Feder ich,
„[illegible] Paoli, [illegible], ach!
„[illegible] Tags zu wecken.“

Eine Zeitung [illegible] es, als wenn Napoleon diese Rolle übernehmen wollte. Wenn irgend Einem, so [illegible] dazu Gelegenheit gegeben. Allein er setzte seinen [illegible] in dauernden Schwankungen, in blendende Machtfü[lle] blutiger Kriegslorbeeren. Er war so wenig der Held, [d]en Paoli einst zum Genossen bei seinem Unternehmen gewünscht hatte, dass er statt den corsischen Volk in seiner Entwicklung zu fördern, ihm die Krone g[e]ab[b]rach und den Lebensnerv durchschnitt.

[1] [illegible]ovius, Corsica, II, 90.

Berichtigungen.

S.	80	in der Anmerkung N. 1	auf der 8. Zeile	statt:	était	lies	avait
„	81	„ „	„	„	p. 113	„	117
„	303	auf der 14. Zeile		„	mit ihnen	„	mit ihr

NAPOLEON BONAPARTE

SEINE JUGEND UND SEIN EMPORKOMMEN.

ZWEITER BAND.

VOM 13. VENDÉMIAIRE BIS ZUM 18. BRUMAIRE

(5. OCTOBER 1795 — 9. NOVEMBER 1799).

VON

Dr. ARTHUR BÖHTLINGK,

A. O. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT JENA.

JENA,

DRUCK UND VERLAG VON ED. FROMMANN.

1880.

Das Recht der Uebersetzung behält sich der Verfasser vor.

HERRN PROF. DR. ADOLF SCHMIDT

DEM UNERMÜDLICHEN ERFORSCHER UND GEISTVOLLEN DARSTELLER
ALTER UND NEUER GESCHICHTE

MEINEM HOCHVEREHRTEN LEHRER

AUS

HOCHACHTUNG UND DANKBARKEIT.

Vorwort.

Vorliegender Band schliesst sich unmittelbar dem 1877 öffentlichten an, in welchem ich den inneren Entwickgsgang und das Emporkommen Napoleon Bonaparte's klaregen versucht hatte, bis zu dem Augenblick, wo er im ttelpunkt der Revolutions-Bewegung, in Paris selbst, eine scheidende Rolle zu spielen beginnt. Ich hatte mit Nachck darauf hingewiesen, wie seine ganze Individualität, ch ihre äusseren Schicksale, nur aus der corsischen schichte heraus verstanden werden könne. Sein Ehrgeiz tte zunächst darin gegipfelt, ein zweiter Sampiero de Balico, ein Pasquale Paoli, d. h. ein corsischer Nationalld zu werden. Noch im Frühjahr 1795, nachdem er in lge des Sturzes von Robespierre und der gegen die hreckensherrschaft hereingebrochenen Reaction in Frankich gescheitert war, hatte er die specifisch französischen teressen hintangesetzt, um wieder nach der Heimathinsel gelangen und von Neuem in jene corsische Laufbahn einlenken, aus der er durch die ihm von Paoli beigebrachte derlage gewaltsam herausgedrängt worden war. Gelang n Dieses, so konnte er die Gelegenheit, seinem Herrscherie Bahn zu brechen, die ihm in Frankreich entgehen zu

sollen schien, möglicherweise in Italien finden, wo die Wiedergeburt der Nation, die Revolution, erst noch bevorstand[1]). Indess das Unternehmen missglückte. Er ward hierauf, weil man in Paris mit Recht den missleitenden Einfluss der Corsen fürchtete, vom italienischen Heere abberufen. Indem er alle Hebel ansetzte, um diesen Schlag, der seine besten Hoffnungen zu vernichten drohte, von sich abzuwenden, ward er plötzlich Oberbefehlshaber in der Hauptstadt. Von diesem Augenblicke an war seine Stellung eine solche, dass die kleine Heimathinsel vor seinem ehrgeizigen Blicke jede Bedeutung verlor. Die Revolution war durch den von ihm, als Befehlshaber der Truppen, am 13. Vendémiaire geführten Gewaltstreich wieder frisch in Fluss gekommen; er konnte darauf sinnen, sie zu seinem Vortheile auszubeuten, sich in Frankreich selbst zum Herrscher aufzuschwingen.

So weit der erste Band. Der vorliegende umfasst den Zeitraum vom Herbst 1795 bis zum Herbst 1799, d. h. von der Einsetzung der directorialen Regierung bis zu deren Sturz am 18. Brumaire, also bis zu dem Augenblick, wo Bonaparte seine Alleinherrschaft in Frankreich begründet hat. Dieses ist ihm keineswegs mit Einem Schlage oder durch das blosse Abwarten der Ereignisse geglückt, um an's Ziel zu kommen, hat er unausgesetzter Ränke und Kämpfe bedurft, welche einen maassgebenden Einfluss auf das Schicksal nicht nur Frankreichs, sondern ganz Europa's ausgeübt haben. Von dem Augenblicke an, wo er an der Spitze des Heeres siegreich nach Italien hinein vordringt, liegt die Weiterentwicklung der Revolution wesentlich mit in seiner Hand; nicht lange und er entscheidet über Krieg oder Frieden, und damit zugleich

1) Ich komme hierauf zurück, weil ich von den meisten und maassgebendsten Beurtheilern meines Buches dahin missverstanden worden bin, als wäre ich der Ansicht, dass Bonaparte damals nur noch an die Herrschaft auf Corsika gedacht hätte.

darüber, ob die Revolution zum Abschluss kommen, die s. g. natürlichen Grenzen Frankreichs eingehalten oder immer weitere Eroberungen gemacht werden sollen u. s. w. Die Geschichte seines Emporkommens wird schon während dieses Zeitraums zur Geschichte Europa's. Seine ganze spätere Laufbahn ist bereits deutlich vorgezeichnet. Alle seine künftigen Anstrengungen gelten der Verwirklichung von Plänen, die ihm zur Zeit nicht nur dunkel vorschweben, sondern die von ihm bereits ernstlich in Angriff genommen und zum Theil sogar der Verwirklichung näher geführt worden sind, als es ihm je wieder hat gelingen wollen.

Dieses Alles ist, meines Erachtens, bisher lange nicht hinreichend beachtet und klar genug zur Darstellung gebracht worden. Barante hat in seiner „Histoire du Directoire" — ein Werk, das ebenso sehr des umfassenden, zu klarer Uebersichtlichkeit zusammengestellten Materials als des unbefangenen Urtheils des Verfassers wegen äusserst schätzbar bleibt — sein Augenmerk zu ausschliesslich auf das Directorium selbst gerichtet, um die aufstrebende Macht Bonaparte's hinreichend zu würdigen. Thiers ist so fest davon überzeugt, dass die Revolution in die Herrschaft Bonaparte's ausmünden musste, und dass dieser erst lange nachdem er zur höchsten Macht gelangt war, inmitten seiner Kaiserlaufbahn, vom cäsarischen Wahnsinn erfasst, auf Abwege gerieth, seine Bewunderung des Feldherrn und Staatsmannes ist so maasslos, dass die napoleonische Legende in ihm bekanntlich ihren einflussreichsten Förderer gefunden hat. Lanfrey hat, indem er seine Geschichte Napoleon's dem Werke von Thiers unmittelbar entgegenstellte, eine zu sehr polemisirende Tendenz, als dass die Objectivität seiner Darstellung nicht darunter gelitten hätte. Er kehrt nicht nur die Schattenseiten von Bonaparte's Wesen und Wirken zu ausschliesslich hervor, sondern legt auch häufig ein zu grosses Gewicht auf Nebensächliches, wogegen oft sehr

Wesentliches unberücksichtigt bleibt. Hierzu kommt, das er, namentlich während der in Frage stehenden Periode, de ausserhalb der französischen Machtsphäre liegenden europä schen Verhältnissen viel zu wenig Aufmerksamkeit schenk Er lässt hier ein umfassenderes und tieferes Quellenstudium sehr vermissen. Die Triebfedern der Politik der auswärtige Mächte, mit denen die französische Republik und Bonapart ihre Kräfte messen, bleiben in einem Maasse unberücksich tigt, dass darüber der Einblick in die Beschaffenheit un Tragweite des Kampfes verloren geht. Dieses gilt schon fü die Feldzüge in den Jahren 1796 und 1797, noch mehr fü den zweiten Coalitionskrieg und die damit zusammenhängend Expedition nach Egypten. Endlich hat Lanfrey, obgleic derselbe der Lösung der Aufgabe, wie sie mir vorschwe am Nächsten kommt, doch noch zu wenig auf das Empo kommen des Usurpators als solches, d. h. auf den leitende Gedanken seines ganzen Thuns geachtet: eine Reihe der en scheidendsten Momente und Wendungen in dessen Laufbah sind ihm dadurch entgangen oder werden nur obenhin be rührt. Alle diese Mängel finden sich bei Michelet, i seiner: „Histoire du XIXe Siècle, Origine des Bonaparte in noch gesteigertem Maasse. Dieser geht zwar auf di Interessensphäre der auswärtigen Mächte, wenigstens Eng lands und Russlands, etwas mehr ein, allein so willkürlich sprunghaft, oberflächlich, dass dadurch die Erkenntniss we niger gefördert als irregeleitet wird. Sein politisches Ide besteht in der Herrschaft der radikalen Demokratie und i einem Bunde zwischen Romanen und Slaven, welcher di barbarische Race der Germanen erdrücken und vom Erd boden verschwinden machen soll. Sein Werk ist zu seh darauf berechnet, für dieses Ideal Propaganda zu mache um darüber nicht den wissenschaftlichen Charakter zu ver lieren.

Unvergleichlich mehr als in Frankreich ist in den letzten Jahren für die Klarlegung der in Frage stehenden Periode in Deutschland geschehen. Die Häusser, Sybel, Vivenot und Hüffer haben eine solche Fülle von neuem Material zu Tage gefördert und zugleich zur Darstellung verarbeitet, dass weder die älteren Werke von Wachsmuth und Schlosser, noch die angezogenen französischen dem derzeitigen Stande der Forschung zu genügen vermögen. Indess der Gegenstand, der nichts Geringeres als die Geschichte unseres Welttheils und aller einzelnen Staaten desselben in sich begreift, ist ein viel zu umfassender und verwickelter, als dass er selbst durch diese epochemachenden, durchgreifenden Arbeiten erschöpft, erledigt worden wäre. Innerhalb desselben haben die verschiedensten Auffassungen den weitesten Spielraum. Von den erwähnten Forschern hat überdies keiner das Emporkommen Bonaparte's sich zur speciellen Aufgabe gesetzt. Und doch dürften gerade von diesem Gesichtspunkte aus die ereignissvollen, schicksalsschweren Jahre vom Herbst 1795 bis in den Herbst 1799 — und damit auch die ganze Folgezeit — am leichtesten überschaut und verstanden werden. Je näher man zusieht, desto mehr überzeugt man sich, wie gesagt, dass schon damals die Geschicke Europa's wesentlich von Demjenigen bestimmt worden sind, der sie noch über ein Jahrzehnt hinaus beherrschen sollte.

Nur noch ein Wort über die zur Verwendung gekommenen ungedruckten Quellen. Im Geheimen Staats-Archiv zu Berlin haben die bekannten Depeschen des preussischen Gesandten in Paris, Sandoz-Rollin, noch eine reiche Ausbeute gewährt. In Paris fand ich in den „Archives Nationales" einzelne noch unverwerthete Aktenstücke und Briefschaften in Bezug auf die Friedensverhandlungen mit Oestreich, die Finanzverwaltung bei den Heeren, den Fall Bernadotte. Im Ganzen leider sehr Weniges. Der Hauptsache nach scheinen —

jedenfalls die diplomatischen — Aktenstücke im Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu liegen. Mein durch die deutsche Botschaft vermitteltes Gesuch um Einlass in letzteres blieb erfolglos. In den Archives Nationales selbst wurden meiner Forschung die engsten Schranken gezogen. Von den Protocollen des Directoriums vermochte ich nur einige wenige, aus dem Sommer 1799, zur Einsicht zu erlangen. Meine Bitte, nach in den Registern des Archivs aufgeführten Briefen des Generals Bonaparte, wurde abgeschlagen, mit dem Vermerk, dass dieselben bereits sämmtlich gedruckt seien. Glücklicher erging es mir in London, wo ich, Dank der zuvorkommenden Vermittlung des Grossherzoglichen Weimarischen Staatsministeriums, in dem Record Office Zulass erhielt. Seitens der Archivverwaltung daselbst hatte ich mich des liebenswürdigsten Entgegenkommens und der anerkennenswerthesten Liberalität zu erfreuen. Von den eingesehenen Akten sind mir die Berichte und Denkschriften der royalistischen Agenten, die in London ihr Hauptquartier hatten und von Paris aus das englische Ministerium über die dort herrschenden Zustände und Stimmungen ausführlich unterrichteten, am Werthvollsten geworden. Dieselben werden unter den „Domestic papers“ aufbewahrt

Ich kann die Feder nicht aus der Hand legen, ohne noch am Schlusse meinem Freunde Dr. Hermann Rau, Secretair an der Königl. Universitäts-Bibliothek in Bonn, dafür zu danken, wie er mir schon bei dem ersten und nun auch beim zweiten Theile dieses Werkes behülflich gewesen ist, die oft schwer aufzutreibende Literatur ausfindig zu machen und herbeizuschaffen.

Im Herbst 1880.

A. B.

Inhalt.

Seite

Vorwort. V

1. Napoleon und die Verfassung des Jahres 1795. . . 1

Bonaparte's Machtstellung nach dem 13. Vendémiaire — Die Verfassungsurkunde des Jahres 1795 — Das Nationalitätsprincip — Bonaparte und die Verfassung — Mängel der letzteren — Der Abbé Sièyes — Die ersten Directoren — Barras — Rewbell — Carnot — Letourneur — Lareveillère — Zwiespalt im Directorium — Bonaparte als Oberbefehlshaber in Paris — Sein Verhältniss zu Barras und zu Carnot — Seine Sehnsucht nach Italien.

2. Bonaparte's Heirath und Ernennung zum Befehlshaber in Italien. 30

Bonaparte's Motive bei seiner Verheirathung — Josephine — Ihr Verhältniss zu Barras — Bonaparte's Ränke zur Erlangung des Oberbefehls in Italien — Uebernahme des Kommando's.

3. Der italienische Feldzug des Jahres 1796. . . . 41

Carnot's Feldzugsplan — Bonaparte's erste Siege — Waffenstillstand mit Sardinien — Bonaparte's Eigenmächtigkeit bei Abschluss desselben — Furcht vor Missbilligung seiner Handlungsweise — Entscheidung des Directoriums — Bonaparte soll den Befehl in Italien mit Kellermann theilen — Bonaparte's Einwendung dagegen — Sein bezügliches Schreiben an Carnot — Kelmann verbleibt in Chambery — Bonaparte rückt ins Venetianische ein und besetzt die Etsch-Linie — Bewältigung der mittelitalienischen Staaten — Waffenstillstand mit Neapel und mit dem Papste — An Stelle der östreichischen Oberherrschaft in Italien

will Bonaparte die französische setzen — Entscheidungskampf um Mantua — Capitulation der Festung am 19. Januar 1797 — Das Gesammtergebniss des Feldzuges 1796, wie ihn Carnot geplant hatte.

4. Napoleon's Herrschaft in Italien und Verhältniss zum Directorium. 1

Bonaparte und die italienischen Staaten — Der Gegensatz seiner Politik zu derjenigen des Directoriums — Wie Bonaparte zugleich vom Landheer und von der Flotte Besitz nimmt — Seine gebieterische Machtstellung — Sein Einfluss im südöstlichen Frankreich — Er begünstigt die Anarchie daselbst — Bezüglicher Konflict mit General Willot — Das Kommando über dessen Division wird Bonaparte entzogen — Sein Verhältniss zu Kellermann und der Alpenarmee — Er buhlt um Carnot's Gunst, indem er seinen Bruder Lucian als Terroristen brandmarkt — Wiederholte Betheurungen seiner vaterländischen, republikanischen Gesinnung — Seine Finanzverwaltung in Italien — Wie er dem Directorium die italienische Beute vorenthält — Sein Factotum Haller — Er entzieht sich jeder Kontrole — Erbeutung der Kunstschätze — Die Revolution und das Papstthum — Bonaparte's Haltung der römisch-katholischen Hierarchie gegenüber — Zweiter Anmarsch gegen Rom — Friedensvertrag zu Tolentino — Bonaparte's Machtstellung im Frühjahr 1797 — Cäsar und Alexander, seine Vorbilder.

5. Friedensverhandlungen im Jahre 1796. 10

Lord Malmesbury in Paris — Seine Ausweisung — Abbruch der Verhandlungen mit England — Anknüpfung der Unterhandlungen mit Oestreich — Clarke via Italien nach Wien — Bonaparte widersetzt sich der Verhandlung — Clarke wird angewiesen, ohne dessen Einwilligung Nichts zu unternehmen — Die Verhandlungen scheitern — Bonaparte's Feldzugsplan für das Frühjahr 1797 wird in Paris genehmigt.

6. Der Praeliminarfrieden von Leoben. 11

Bonaparte erhält bedeutende Truppensendungen — Die Oestreicher setzen ihm Erzherzog Karl entgegen — Der von Bonaparte vereinbarte Vertrag mit dem Könige von Sardinien wird in Paris verworfen — Bonaparte's Maassregeln gegen Venedig, um den Rücken seines Heeres zu decken — Sein siegreicher Vormarsch nach Tyrol und Oestreich hinein — Friedensverhandlung zu Leoben — Bonaparte bietet den Oestreichern das venetianische Festland an — Die bezüglichen Begehren der östreichischen

Seite

Staatslenker — Abschluss des Vertrages — Bonaparte's Pläne zur Hintertreibung der Vertragsbestimmungen — Wie Bonaparte's Handlungsweise die Erfolge des gesammten Feldzuges beeinträchtigte — Die Eroberung Venedigs — Fortgesetzte Verhandlung mit Oestreich — Dieselben kommen ins Stocken.

Der 18. Fructidor. 140

Die Krisis im Innern — Zwiespalt zwischen der Mehrheit im gesetzgebenden Körper und dem Directorium — Zwiespalt im Directorium — Die Parteien — Pichegru — Moreau — Hoche — Der Club von Clichy — Dumolard's Interpellation und Tadel der Politik in Italien — Bonaparte's Zorn und Antwort — Die Adressen des italienischen Heeres — Bonaparte droht, an der Spitze seines Heeres gegen Paris vorzurücken — Das Directorium soll gegen den gesetzgebenden Körper und die Presse energisch einschreiten — Barras und Carnot — Ministerwechsel — Hoche — Bonaparte entsendet Augereau nach Paris — Carnot und Pichegru — Carnot versucht, Bonaparte von dem Gedanken an einen Staatsstreich abzubringen — Sein bezügliches Schreiben an Bonaparte — Der Gewaltstreich am 4. September 1797 — Carnot's Sturz und Flucht — Bonaparte's zweideutige Haltung — Barras' und Augereau's Besorgniss darob — Der Tod des Generals Hoche — Krieg die Losung des Tages — Abbruch der zu Lille mit England gepflogenen Friedensunterhandlung — Steigerung der Forderungen den Oestreichern gegenüber — Die Entscheidung in Bonaparte's Hand.

Der Vertrag von Campo Formio. 178

Bonaparte's Kriegsrüstung — Besitzergreifung der Jonischen Inseln — Bonaparte's orientalische Pläne — Griechenland — Albanesen — Egypten — Niederhaltung Neapel's — Malta — Festigung der Herrschaft über Italien — Beginn der Zerstückelung und Bewältigung der Schweiz — Fortgesetztes Plünderungssystem — Streitmacht — Wiederaufnahme der Verhandlungen mit Oestreich — Vertrag zu Campo-Formio — Preisgebung Venedigs — Bonaparte's Zukunftspläne.

Bonaparte's Abreise aus Italien. 199

Bonaparte's wiederholte Demission — Talleyrand — Bonaparte macht ihn zu seinem Vertrauten — Bonaparte's Plan einer neuen Verfassung — Sièyes soll für denselben gewonnen werden und nach Italien kommen — Manifeste an die italienischen Freistaaten — Bonaparte wird zum Oberbefehlshaber der englischen Armee und zum Bevollmächtigten am Friedenscongress zu Rastatt er-

Seite

nannt — Joseph Bonaparte als Gesandter in Rom — Napoleon verlässt Italien, um die Herrschaft in Frankreich zu ergreifen.

10. Bonaparte's Reise nach Rastatt und Aufenthalt daselbst. 213

Bonaparte in Chambery — In Genf — Er verfolgt den flüchtigen Carnot — Carnot in Nyon — Die Schweizer — Bonaparte in Rastatt — Vertrag bezüglich der Räumung von Mainz — Bonaparte eilt nach Paris — Einnahme von Mainz — Vorspiel des Rastatter Friedenscongresses.

11. Bonaparte in Paris. 220

Bonaparte's Empfang Seitens der Bevölkerung und der Behörden der Hauptstadt — Bonaparte spielt den friedlichen Bürger — Der Moniteur — Bonaparte's feierliche Begrüssung im Hofraum des Luxembourg — Gedrückte Stimmung des erschöpften Volkes — Bonaparte's Haltung den einzelnen Parteien gegenüber — Die Royalisten sondiren ihn — Misstrauen der eifrigsten Anhänger der Revolution gegen ihn — Augereau — Arena — Bonaparte's Stellung zum Heere — Der geplante Gewaltstreich erscheint ihm noch zu gewagt — Die Wahlen zum gesetzgebenden Körper — Bonaparte fördert die kriegerische Verwicklung — Die Niederlande — Die Cisalpina — Piemont — Die Eroberung des Kirchenstaates — Begründung der römischen Republik — Eroberung und Plünderung der Schweiz — Begründung der helvetischen Republik — Der Berner Schatz — Bonaparte's Einfluss auf den Gang der Unterhandlungen zu Rastatt — Die verzweifelte Lage und Herausforderung Oestreichs — Bernadotte in Wien — Austritt daselbst — Abreise — Kriegsfall — Oestreich und Frankreich — Piemont und Preussen die natürlichen Bundesgenossen Frankreichs gegen Oestreich — Preussen als der Träger der deutschen nationalen Idee — Dessen Verhältniss zu Frankreich — Mirabeau's de la Monarchie Prussienne — Preussen während der Revolutionskriege — Dessen Neutralität — Nachgiebigkeit gegen Frankreich — Bonaparte's Politik Preussen gegenüber — Spanien und Portugal — Russland — Bonaparte leitet die französische auswärtige Politik, giebt sich jedoch zugleich den Anschein, als missbillige er dieselbe — Sein Einverständniss mit Barras, Talleyrand und Sièyes — Der Welteroberer.

12. Der Aufbruch nach Egypten. 274

Die Eroberung Egyptens seit der Zeit der ersten Kreuzzüge ein Ziel der französischen Politik — Philipp der Schöne u. Pierre du Bois — Ludwig XIV und Leibnitz — Choiseul — Raynal —

Seite

Volney — Magellan — Bonaparte's frühzeitiges Interesse am Orient — Der Einfluss Raynal's — Bonaparte's Plan — Seine Abreise wird durch die schnelle Reise Bernadotte's von Wien verzögert — Das ganze Unternehmen dadurch gefährdet — Bonaparte citirt Cobenzl nach Rastatt — Lässt ihn jedoch im Stich und eilt nach Toulon — Wie er das Directorium zu discreditiren sucht — Ansprache an das Heer — Abfahrt — Das Gelingen der egyptischen Expedition hat den Wiederausbruch des Continentalkrieges zur Voraussetzung.

13. Die Einnahme Malta's und die Landung in Egypten. 303

Nelson wird ins Mittelmeer abgeordnet — Er liegt vor Toulon auf der Lauer — Wird vom Sturm verschlagen — Bonaparte vereinigt seine Flotte und erscheint vor Malta — Einnahme der Veste — Auflösung des Ritterordens — Annexion der Inselgruppe — Ausbeutung des Erfolges — Bonaparte's Verhältniss zu den Mahomedanern und Griechen — Wirkung der Eroberung Malta's durch die Franzosen auf die europäischen Mächte — Zar Paul — Bonaparte verbietet den Griechen jeden Verkehr mit den Russen bei Todesstrafe — Nelson's Geschwader wird bedeutend verstärkt — Seine verzweifelte Jagd nach Bonaparte — Wie ihm Bonaparte entkömmt — Landung der Franzosen in Egypten — Einnahme von Alexandrien — Bonaparte's Manifest an die Mahomedaner — Seine Anordnungen zur Sicherung der Flotte — Nelson findet dieselbe am 1. August auf der Rhede von Abukir vor Anker — Vernichtung der Flotte — Wer trägt die Schuld an der Katastrophe? — Die Folgen derselben — Bündniss zwischen den Türken und den Russen — Bonaparte's Fassung.

Bonaparte's Herrschaft in Egypten, Feldzug nach Syrien und Rückkehr nach Frankreich. 331

Die Mameluken — Niederwerfung ihrer Herrschaft in der Schlacht bei den Pyramiden — Einzug in Kairo — Beschaffenheit von Land und Volk — Bonaparte's Herrschaftssystem — Aufstand in Kairo — Bonaparte's Politik der Pforte gegenüber — Der Feldzug nach Syrien — Niedermetzelung der Besatzung von Jaffa — Die Belagerung von Akkon — Die Schlacht am Berge Tabor — Niederlage vor Akkon und Rückzug — Tragweite des Misserfolgs — Bonaparte's orientalische Pläne — Der Alexanderzug nach Indien — Nelson's bezügliche Ansichten — Die Beulenpest im Heere — Eroberung Ober-Egyptens durch Desaix — Mühsame Niederhaltung der Bevölkerung in Egypten — Landung der Türken bei Abukir — Bonaparte's Sieg über dieselben — Die Nachricht von dem Wiederausbruch des Continentalkrieges in Europa bestimmt

Se

Bonaparte zur Heimkehr — Heimlicher Aufbruch — Die Rückfahrt — Acht Tage auf Corsika — Landung in Frejus — Er eilt nach Paris.

15. Die Bonapartisten und der zweite Coalitionskrieg. 3(

Europäische Lage zur Zeit der Abfahrt Bonaparte's nach Egypten — Die Bonapartisten — Barras, Talleyrand, Sièyes — Lucian, Joseph, Josephine — Die Umtriebe in Italien — Piemont — Neapel — Gründung der Parthenopäischen Republik — Das gleiche Verfahren in Deutschland — Der Rastatter Congress — Jean Debry — Treilhard — Dessen entscheidender Einfluss im Directorium — Er sucht dem Wiederausbruch des Krieges vorzubeugen — Nachgiebigkeit in Graubündten — Wiederausbruch des Krieges — Auflösung des Rastatter Congresses — Der Gesandtenmord — Jean Debry der wahrscheinliche Mörder — Die Betheiligung der Bonapartisten — Sièyes tritt ins Directorium — Der Gewaltstreich am 30. Prairial — Bernadotte Kriegsminister — Jourdan — Lucian Bonaparte — Joubert — Die Verlegenheit der Bonapartisten — Bonaparte's Heimkehr.

16. Der 18. Brumaire. 4

Wie Bonaparte seine Ankunft in Paris inscenirt — Der Director Gohier — Bonaparte und Sièyes — Barras — Moreau — Bernadotte — Fouché — Talleyrand — Ueberrumpelung der gesetzgebenden Räthe — Der 9. November — Bonaparte versammelt die Generale um sich und stellt sich an die Spitze der Truppen — Seine Ansprache an den Rath der Alten — Sprengung des Directoriums — Der 10. November — Die gesetzgebenden Räthe und Bonaparte in St. Cloud — Bonaparte in Verlegenheit — Lucian rettet die Situation — Einsetzung einer provisorischen Regierung — Bonaparte Dictator — Vorbereitung der neuen Verfassung — Der Plan des Abbé Sièyes — Der Zusammenhang desselben mit den Absichten Bonaparte's — Sièyes will nur die Macht der Volksvertretung einschränken, Bonaparte seine Alleinherrschaft begründen — Beseitigung von Sièyes — Daunou — Bonaparte octroyirt die neue Verfassung nach seinem Willen — Inkraftsetzung derselben am 25. December 1799 — Bonaparte ernennt selbst seine beiden consularischen Collegen und die anderen Träger der wichtigsten Staatsämter — Seine Haltung den Verbannten gegenüber — Carnot wird Kriegsminister — Bonaparte und die römisch-katholische Hierarchie — Seine Friedensbetheuerungen.

17. Schluss. . . . . 4(

Die Ziele des zweiten Coalitionskrieges — Auflösung der Coalition — Der Bruch Russlands mit Oestreich und mit England —

Seite

Das Bündniss Bonaparte's mit den neutralen Mächten und Zar Paul — Bonaparte's siegreicher Feldzug gegen Oestreich — Marengo und Hohenlinden — Der Lüneviller Friedensvertrag. — Die Machtstellung Frankreichs auf dem Continente — Wie Egypten verloren ging — Rückgang der französischen Macht auf dem Mittelländischen Meere — Bonaparte vermag weder die französische Kolonialmacht wieder zu entfalten noch sein Weltreich zu begründen — Er hinterlässt Frankreich schliesslich schwächer, als es zur Zeit vor der Revolution gewesen war — Ursache seines Misserfolges.

Berichtigungen.

S. 13 Z. 4 v. u. statt „Sur le Tiers-Etat“ lies „Qu'est-ce que le Tiers-Etat?“
„ 31 Z. 26 statt „de Taschen de la Pagerie“ lies „Tascher de la Pagerie“
„ 299 vorletzte Z. statt „nicht“ lies „einst“.
„ 305 in der Anmerkung statt „solent“ lies „soient“.
„ 361 letzte Z. statt „9. Oktober“ lies „16. Oktober“.

NAPOLEON BONAPARTE

SEIN EMPORKOMMEN

VOM 13. VENDÉMIAIRE BIS ZUM 18. BRUMAIRE.

Napoleon und die Verfassung des Jahres 1795.

Am Tage vor dem 13. Vendémiaire (5. October 1795) war oleon Bonaparte ein von der Armeeliste gestrichener Offi- gewesen, der bereits daran gedacht hatte, sein Glück ernen Orient, unter dem Banner des Halbmondes, zu en; wenige Tage später war er Oberbefehlshaber der ee des Innern, mit seinem Hauptquartier in Paris. Die iner Hand befindliche Macht war eine so gebieterische, er sie nur wünschen konnte. Stand er doch an der e eben jener Truppen, mit denen er der revolutionären ei in der Hauptstadt und damit in ganz Frankreich Siege verholfen hatte! Er war es, der die National- e der Hauptstadt entwaffnete, die Schutzwehr der Re- ng und der Volksvertretung organisirte, für Ruhe und ung aufkam; und das Alles zu einer Zeit, da der ganze t aus den Fugen war und es eine neue Verfassung ein- hren galt! Die Sicherheit der obersten Staatsverwaltung wesentlich in seiner Hand.

Schon diese Machtstellung und der plötzliche Glücks- sel waren dazu angethan, sein Selbstgefühl, die Zuver- in sein Gestirn ins Unermessliche zu steigern; dazu noch, dass die Revolution, deren naher Abschluss bevor- hen schien, durch den 13. Vendémiaire wieder in Fluss mmen war: wer konnte wissen, wie hoch ihn ihre Wogen emportragen würden? Für die Zukunft, wie sie sich

vor seinem ehrgeizigen Blicke aufthat, schien kein Ziel unerreichbar. Er selbst betrachtete jeden Erfolg nur als eine Vorstufe zu einem neuen; Keiner verstand den errungenen besser auszubeuten; sein Ehrgeiz schien ihn so wenig zu befriedigen als zu berauschen; die Gluth seiner Leidenschaft diente nur dazu, alle Sinne zu schärfen und seine ganze Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu richten; selbst bei den verwegensten Plänen seiner Phantasie leitete ihn kalte, kluge, listige Berechnung, als wenn es ein mathematisches Exempel zu lösen gelte. Vernunft und Wille stimmten wunderbar zusammen. In diesem Einklang seiner Seelenkräfte lag eine dämonische Gewalt. Nirgends war er mehr in seinem Elemente, als wo er zu gebieten hatte.

Die erhöhte Machtstellung und Zuversicht prägten sich in seiner ganzen Haltung aus. Seine bisherigen Kameraden mussten sich fortan in einer gewissen Entfernung halten und durften sich die gewohnten Vertraulichkeiten nicht mehr erlauben. Nur unter dieser Bedingung konnten sie auf sein Wohlwollen zählen. Wer ihm huldigte und sich als Werkzeug brauchen liess, war ihm willkommen und konnte auf ihn als auf seinen Glücksschmied rechnen. „In ihm war so viel Zukunft", dass auch die Ehrgeizigsten sich gerne seinem Glückswagen anhängten. Er vernachlässigte Keinen: schon jetzt brachte er, wie er auf St Helena selbst gesteht, in der Hauptstadt jene Getreuen unter, welche ihm beim Ergreifen der Herrschaft am 18. Brumaire die wirksamsten Dienste leisten sollten.

Bis dahin war freilich noch ein langer, schicksalsvoller Weg zurückzulegen. Er selbst täuschte sich nicht im Mindesten darüber; der Erfolg hing vor Allem davon ab, dass er sich nicht überstürzte, dass er seine Zeit abwartete; bevor er nicht auf dem Schlachtfelde den Ruhm des ersten Feldherrn erworben und auf das Heer rechnen konnte, war an

eine Beherrschung Frankreichs, wie sie ihm unzweifelhaft schon vorschwebte, nicht zu denken. Er musste sich um so mehr gedulden, als innerhalb der Verfassung, wie sie eben eingeführt wurde, für ihn und jene Alleinherrschaft, nach der seine ganze Natur hindrängte, kein Platz war; sollte er an erster Stelle zu stehen kommen, so musste diese Verfassung erst wieder beseitigt sein. Das ist der Angelpunkt, um den sich sein Sinnen und Trachten während der nächsten vier Jahre der Hauptsache nach dreht: mag er an der Spitze seiner siegreichen Schaaren in Italien oder Egypten weilen — sein Blick bleibt unverwandt auf Paris und jene Verfassung gerichtet, die es, einer festen Burg gleich, einzunehmen, zu sprengen gilt. Es muss daher unsere nächste Aufgabe sein, diese Verfassung und sein Verhältniss zu derselben kennen zu lernen.

Die Verfassung des Jahres 1795 oder III, wie man sie zu nennen pflegte, war hervorgegangen aus dem Bedürfniss, mit der Revolution abzuschliessen und zugleich die republikanische Staatsform dauernd zu begründen.

Die Monarchie der Bourbonen sollte auf immer gestürzt sein, mit ihr zugleich der Adelsstand mit all seinen Vorrechten, Titeln und Besitzthümern, und auch die katholische Hierarchie, die in Form einer Staatskirche eine Hauptstütze des absoluten Königthums gebildet hatte, beseitigt sein. Der neue Staat sollte aus Bürgern mit gleichen Rechten bestehen, Freiheit des Gewissens und Unantastbarkeit des Besitzes sichern. Bei dem Besitze kamen in erster Linie jene Güter in Betracht, welche als Eigenthum des Adels und der Kirche im Laufe der Revolution confiscirt und zum grösseren Theil bereits vom Staate veräussert worden waren; diese wurden natürlich den neuen Besitzern zugesprochen. Besonders auch

[illegible]

[illegible] gegen Monarchie, Aristokratie, Prie-

sterherrschaft, Ochlokratie und Anarchie entsprach der ganze Bau des geplanten Staatswesens. Mit der ängstlichsten Sorgfalt waren gesetzgebende, vollziehende und gerichtliche Gewalt von einander getrennt, die einzelnen Verwaltungs-Körperschaften getheilt und gegen einander abgewogen worden. Nur mittels einer solchen Theilung der Gewalten und des Gleichgewichtes aller Theile schien die Harmonie des Ganzen gesichert und jede Willkür ausgeschlossen.

Gleich die Volksvertretung oder das Parlament zerfiel in zwei Körperschaften: in den Rath der Fünfhundert, dem die Initiative zustand, und in den Rath der Alten, der die Controle übte; letzterer zählte nur 250 Mitglieder, die alle über 40 Jahre alt sein mussten; beide zusammen besassen die gesetzgebende Gewalt so ausschliesslich, dass die Regierung oder vollziehende Gewalt ihre Beschlüsse ohne Widerrede einfach zu vollstrecken hatte.

Die oberste Regierungsgewalt lag in der Hand eines Directoriums von fünf Mitgliedern, welche von der gesetzgebenden Körperschaft gewählt wurden. Die Minister wurden von dem Directorium völlig selbständig ernannt, ohne dass dabei auf die Mehrheit im gesetzgebenden Körper Rücksicht genommen zu werden brauchte. Ein Gesammt-Ministerium gab es nicht: jeder Minister war auf sein Ressort angewiesen, er war ausschliesslich der Regierung gegenüber verantwortlich und unterhielt einen Verkehr weder mit seinen Collegen, noch mit der Volksvertretung. Für die Verwaltung der Finanzen bestand eine besondere, vom Directorium und den Ministern unabhängige Commission.

Das Directorium ernannte alle Offiziere und Beamten beim Heere, von den Verwaltungsbeamten aber nur die verhältnissmässig wenigen, die nicht, wie in den Gemeinde-, Districts- und Departements-Räthen, aus Volkswahlen hervorgingen. Bei ihm stand die Repräsentation des Staates nach

Innen und nach Aussen; es regelte die Verhältnisse zu den auswärtigen Mächten, führte Krieg und schloss Frieden, Letzteres nicht ohne Genehmigung der gesetzgebenden Körperschaft, in welcher denn doch, als dem unmittelbarsten Ausdruck des Volkswillens, der Schwerpunkt des Verfassungs-Organismus lag.

Die richterliche Gewalt war mittels Volkswahl der Richter von der gesetzgebenden und vollziehenden gleich unabhängig gestaltet. Damit Keiner mit seinem Amte zu sehr verwachse und wohl auch damit möglichst Vielen ein Amt zufalle, ward Alles vom Gemeinderath bis zum Directorium einer jährlichen Neuwahl unterworfen. Der gesetzgebende Körper wurde in jedem Frühjahr zu einem Drittel erneut und auch aus dem Directorium musste jährlich ein Mitglied ausscheiden und einem neuen Platz machen.

Nichts schien für den Fortbestand der Republik und des Rechtsstaates gefährlicher, als ein militärischer Dictator, das Heer sollte daher niemals unter Einen Oberbefehlshaber zu stehen kommen; ebenso wenig durfte es sich mit Politik befassen; im Felde standen dem Feldherrn Civilcommissare zur Seite, welche allein das Recht hatten, mit dem Feinde zu unterhandeln; die Regierung konnte jeden Befehlshaber nach Gutdünken abberufen.

Eine Revision der Verfassung durfte erst nach Ablauf von neun Jahren vorgenommen werden. So lange wollte man ihr Zeit lassen, Wurzel zu fassen, denn dass auch die beste Verfassung, wenn sie Bestand haben sollte, zur Gewohnheit werden müsse, darüber waren sich ihre Ausarbeiter klar gewesen.

So war Alles darauf berechnet, einen Rechtsstaat zu gründen, in welchem das Gesetz, wie es die Volksvertretung vereinbarte, als der möglichst adäquate Ausdruck des Gesammtwillens der Nation, ausschliesslich herrschen sollte.

Gleichheit, Selbständigkeit und Besitz schienen so für Alle und Jeden gesichert.

Diesem Staats-Organismus entsprach auch die nationale Idee, die demselben zu Grunde lag und ihm bestimmte Grenzen setzte. Es ist das ein Moment, das überhaupt bei Betrachtung der französischen Revolution selten hinreichend gewürdigt wird. Die ganze Bewegung, wie sie zunächst in der National-Versammlung zum Ausdruck gekommen war, fand zugleich ihren Ausgangspunkt und ihr Endziel in dem Gedanken: das alte in mehr oder minder selbständige Provinzen und Stände zerklüftete Frankreich zu einer einheitlichen Nation umzugestalten. Daher mussten die Zollgrenzen im Innern schwinden, an Stelle der in sich abgeschlossenen Provinzen die rein bureaukratische Eintheilung in Departements treten; daher mussten die Standesvorrechte des Adels und der Geistlichkeit hinwegfallen, der König nur den einen Titel: König der Franzosen führen u. s. w. Aus diesem nationalen Princip wurden alle Rechte und Pflichten der Bürger abgeleitet. Durch Nichts hatte der Adel die Leidenschaften gegen sich so gesteigert als dadurch, dass er Zuflucht und Bundesgenossenschaft im Auslande suchte. Nichts ward der Geistlichkeit verhängnissvoller, als dass sie ihre Befehle aus Rom erhielt. Der monarchische Gedanke vertrug sich so sehr mit der nationalen Idee, dass Ludwig XVI. niemals populärer gewesen war, als da er von derselben getragen wurde; von dem Tage an, an dem er in der Frage: ob die Geistlichkeit sich nach den Gesetzen des Landes oder nach den Befehlen aus Rom richten solle? sich für Rom entschied, lag der Bruch mit der Nation, deren Haupt er sein sollte, klar am Tage; gar als er — wie vor ihm der Adel — seine Zuflucht zu den Heeren des Auslandes nahm, da war es um ihn geschehen: die Volksvertretung sprach über den Hochverräther am Vaterlande das Todesurtheil. Selbst als

die Leidenschaften sich bis zur Verzweiflung gesteigert hatten, blieb die nationale Idee das treibende Motiv: niemals hätte der Wohlfahrtsausschuss mit noch nicht dagewesener Rücksichtslosigkeit alle Kräfte des Volkes in Anspruch nehmen können, wenn es nicht die Rettung der Nation und ihrer Selbständigkeit gegolten hätte.

Die Verwirklichung der nationalen Idee sollte nicht nur den Frieden im Innern — „ein Volk von Brüdern“ — im Gefolge haben, sondern auch den Frieden mit allen andern Völkern verbürgen. Zwar die Grenzen des alten Frankreich sollten bis an den Rhein erweitert und auch Belgien, Savoyen und Nizza einverleibt werden, allein dieses waren in der Vorstellung der Franzosen nur die natürlichen Grenzen des nationalen Staates, jeder Schritt über dieselben hinaus sollte als eine unberechtigte Eroberung gelten, die nur fruchtlose Kriege verursachen konnte. Wenn alle umliegenden Völker sich in gleicher Weise gestalteten, dann, so träumten die Begeisterten, würden alle Kriege ein Ende nehmen; denn keine Nation könne, wenn sie ihren eigenen Vortheil einsehe, darauf sinnen, eine andere zu vernichten. Das war die Linie, welche auch von der Verfassung des Jahres III eingehalten wurde. Auch sie erklärte die Einverleibung von Belgien, Savoyen und Nizza als unwiderruflich geschehen und nahm den Rhein als Grenzfluss in Aussicht; allein nur weil so der grosse Kampf nach nationaler Einheit und Unabhängigkeit ein endgültiger scheinen konnte, der einen dauernden Frieden hoffen liess. Die Leiter der Republik, welche sich streng innerhalb der Verfassung hielten, wie z. B. Carnot, waren daher gegen jede weiter gehende Eroberung; sie hatten sich auch schon dahin resignirt, die anderen Völker sich selbst befreien zu lassen; es genügte ihnen, wenn die natürlichen Grenzen Frankreichs, wie sie die Verfassung in Aussicht genommen hatte, von dem übrigen Europa anerkannt wurden.

Nur um dieses Endzieles willen liessen sie, trotz aller Erschöpfung, vom Kriege nicht ab. Freilich machten sie ihre Rechnung dabei auf Kosten sowohl der italienischen wie der deutschen Nation, allein diese lagen zur Zeit so danieder, die nationale Idee war bei ihnen und ihren Regenten so wenig entwickelt, dass diese einseitige, gewaltthätige Lösung der Grenzfrage sehr begreiflich erscheint; ist es doch noch heutigen Tages schwer, um nicht zu sagen unmöglich, selbst einem besonnenen Franzosen begreiflich zu machen, dass nicht ein Strom wie der Rhein, sondern höchstens ein mächtiges Gebirge, wie z. B. das der Vogesen, die natürliche Grenzscheide zwischen zwei Völkern bildet! Kurz: die von der Verfassung in Aussicht genommene Erweiterung der Grenzen entsprach nur der — freilich übertriebenen — Idee eines Nationalstaates, weitergehende Eroberungen waren grundsätzlich ausgeschlossen.

Man braucht nur einen Blick auf diese Verfassung des Jahres III zu werfen und man erkennt, wie ein Napoleon Bonaparte nur im Gegensatz zu derselben emporkommen konnte. Der ganze Bau derselben war darauf angelegt, die Herrschaft eines Einzelnen unmöglich zu machen: die höchste Stelle, die der Einzelne bekleiden konnte, war, wenn er Präsident des Directoriums wurde, und in dem Präsidium wechselten die fünf Mitglieder fortlaufend mit einander ab, so dass jeder von ihnen nur 73 Tage lang der Körperschaft vorsass; und auch der Präsident vermochte keinen von der Mehrheit seiner Collegen unabhängigen Beschluss zu fassen. Das war keine Machtbefugniss, wie sie ein Napoleon erstrebte. Selbst diese jedoch war für ihn zur Zeit unerreichbar, weil ein Director der Republik mindestens 40 Jahre alt sein musste, er aber zählte ihrer noch nicht 27.

Wie die republikanische, so entsprach auch die nationale Idee, welche der Verfassung zu Grunde lag, weder der Anlage, noch der Tendenz seiner Persönlichkeit: er war von Geburt nicht Franzose, sondern Italiener, und selbst wenn er als Corse in dem französischen Staat hätte aufgehen wollen oder können, so entsprach der Begriff der natürlichen Grenzen desselben in keiner Weise dem unbändigen kriegerischen Sinn, der ihn vor allen Uebrigen auszeichnete und dessen Begehren so weit reichte als die Macht seines Schwertes. Mit dem Nationalstaat, wie ihn die Verfassung des Jahres III noch festhielt, hatte er wenig oder Nichts gemein. Um so innigere Fühlung hatte er mit jenen Elementen, welche den universalistischen, cosmopolitischen Charakter der Revolution zum Ausdruck brachten, mit jener radikalen Umsturzpartei, welche die Revolution um der Revolution willen wollte und sich aus Schwärmern und Abenteurern aller Nationen rekrutirte. Nicht dass er dieser Partei, die immerhin, obgleich von völlig utopistischen, so doch von republikanischen, richtiger demokratischen Grundsätzen beherrscht wurde, angehört hätte, — er schloss sich keiner Partei an, er war nur er selbst, — er theilte ihre Leidenschaften auch nur in sofern sie auf Umsturz der bestehenden Ordnung, im Inlande, wie im Auslande, gerichtet waren; allein er machte mit ihr gemeinsame Sache: sie konnte ihm zur Beseitigung der wesentlich gegen sie gerichteten Verfassung dienen und ihre revolutionäre Propaganda deckte sich mit seinem Durst nach Eroberung. So lange es die Zertrümmerung der Verfassung des Jahres III, die Fortsetzung der Revolution und des Krieges gegen das alte Europa galt, war diese radikale Umsturzpartei, mit deren Hülfe er schon so weit emporgestiegen war, sein natürlicher Bundesgenosse. Zugleich lag es in seinem Interesse, sich auch der Royalisten zu bedienen, wel-

che gegen jede Form der Republik anstürmten und also auch gegen die Verfassung des Jahres III.

Die Aussicht auf Zertrümmerung dieser Verfassung war eine nur zu grosse. So sehr auch deren Ausarbeiter die Erfahrungen der Revolutionsjahre zu nutzen bestrebt gewesen waren, so sehr sie der Mehrheit nach unzweifelhaft ein redlicher Wille geleitet hatte, so war ihr Werk doch Nichts weniger als vollkommen ausgefallen. Eine Verfassung kann selbst in den ruhigsten Zeiten, unter den günstigsten Verhältnissen niemals wie eine Minerva fertig aus dem Haupte eines Jupiter ins Leben treten: jeder Staat ist ein organisches Gebilde, dem man seine Formen nicht willkürlich geben kann, der sie aus sich selbst herauswachsen lassen muss; selbst der ausgezeichnetste Staatsmann vermag nicht, den Bauplan, und ein solcher ist eine Verfassungsurkunde, mit jener Sicherheit zu entwerfen, wie z. B. der Architekt, welcher mit todtem Materiale rechnet; wieviel weniger vermag Solches eine vielköpfige, von den widersprechendsten Anschauungen, Interessen, Leidenschaften zerklüftete Versammlung, wie es diejenige des Conventes gewesen war! Mittels der Abstimmung im Convent hatten die Feinde der Verfassung bei ihrer Gestaltung sogar mitgewirkt! Was Wunder dass dieselbe den auf Umsturz derselben Zielenden mehr als eine schwache Seite bot, in die sie Bresche schiessen, mehr als einen Stützpunkt für den Hebel, mit dem sie dieselbe aus den Angeln heben konnten?

Schon die strenge, doctrinäre Theilung der Gewalten musste ihr Zusammenwirken behindern; dieses war nirgends gefährlicher als in dem Verhältniss zwischen der gesetzgebenden Körperschaft und der obersten Vollziehungsgewalt oder dem Directorium. Beide waren so unabhängig von einander gestaltet worden, dass im Falle eines Conflictes Keiner dem Anderen zu weichen brauchte: das Directorium hatte

mit der Verfügung über das Heer und den Beamtenstand die factische Macht in Händen, hatte aber nicht das Recht, die Volksvertretung, wenn es mit derselben in Meinungsverschiedenheit gerieth, aufzulösen und Neuwahlen anzuordnen. Hierzu kam die Permanenz des Parlaments, welche die Regierung in ihrer freien Bewegung ebenfalls sehr beengte. Vor Allem aber fehlte, als Mittelglied zwischen der gesetzgebenden Körperschaft und der Regierung, ein Ministerium, welches den Verkehr zwischen beiden vermittelte und durch seine Verantwortlichkeit als Blitzableiter diente. Das Bestreben, einer Alleinherrschaft vorzubeugen, hatte auch dahin geführt, die oberste Vollziehungsgewalt einer Körperschaft von fünf Mitgliedern zu übertragen; wenn zwischen diesen, wie völlig unvermeidlich, Zwist ausbrach, so war auch dadurch die Thatkraft der Regierung, des Staatsoberhauptes in bedenklichster Weise gelähmt.

Zu diesen organischen Fehlern [1]) kamen noch die Stürme der Revolution. Der Convent selbst hatte so geringes Vertrauen in die Lebenskraft oder wenigstens in die Durchführung seines Verfassungswerkes gehabt, dass er selbst die Zügel in der Hand behalten wollte und daher die ersten Wahlen auf die Neuwahl eines Drittels der Volksvertretung beschränkte. Die Folge hiervon war der Aufstand der pariser Sectionen gewesen, dessen blutige Niederwerfung nur mit Hülfe des revolutionären Pöbels geglückt war, so dass diesem in der Besetzung der Beamtenstellen, wie überhaupt in der ganzen Handhabung der Verfassung, bedenkliche Concessionen gemacht werden mussten. Zumal wurden die Ausweisungsmaassregeln gegen die Emigranten — die ohnedies von Schwäche

---

1) Diese deckte Niemand schärfer auf als der frühere Minister Ludwig's XVI. zur Zeit der Nationalversammlung, in der selbst Mirabeau vergeblich für ein parlamentarisches Ministerium gerungen hatte. S. Necker, De la révolution française. 2 vol. 1796.

eugten — noch verschärft, so dass die Einführung der Verassung, die den Frieden bedeuten sollte, mit einer Verchärfung des Kriegszustandes begann.

Von sehr schlimmer Vorbedeutung für den Bestand der Verfassung war es auch, dass derjenige Mann, welcher nun einmal in den weitesten Kreisen für den Berufensten geachtet wurde, eine solche zu entwerfen, dass der Abbé Sièyes seine Mitwirkung bei der Ausarbeitung derselben versagte. Als sie im Convent zur Abstimmung gelangte, meinte er: „Ce n'est pas encore la belle!" Es ist noch nicht die rechte! Als dem Regierungsausschuss gemeldet wurde, dass sie auch das Volk angenommen habe, fragte er die Umstehenden mit jenem skeptischen Hochmuth, der ihn kennzeichnete: „Wisst Ihr wesshalb? Weil sowohl Diejenigen, welche die Verfassung vorschlagen, als auch Diejenigen, welche dieselbe annehmen, sie belächeln." Als ihn trotzdem die gesetzgebenden Räthe zum Mitglied des Directoriums wählten, lehnte er den Posten ab. Dieses war um so bedenklicher, als er zu den allergefährlichsten Wühlern zählte: bei allen Krisen der Revolution hatte er seine Hand mit im Spiele gehabt, meist war er der geheime Dränger gewesen, der die Handelnden anzuspornen und sich vor der Katastrophe rechtzeitig zurückzuziehen verstanden hatte, wesshalb ihn Robespierre, der ihn vergeblich zu fassen gesucht hatte, den Maulwurf der Revolution zu nennen pflegte. Er war kein Redner, er sprach so selten, dass Mirabeau einmal, nicht ohne Sarkasmus, ausgerufen hatte: „Das Schweigen des Abbé Sièyes ist eine öffentliche Calamität!" Um so wirksamer waren die wenigen, scharfen, meist giftigen Aussprüche, die er that. Sein ausserordentliches Ansehen schrieb sich her von der Flugschrift: „Sur le Tiers-Etat", welche bei der Einberufung der Generalstände, aus der die Nationalversammlung hervorgehen sollte, wesentlich mit bewirkt hatte, dass der dritte Stand, als Grundlage

des Staatsbaues oder der „Pyramide", wie Sièyes sich ausgedrückt hatte, an Kopfzahl noch einmal so stark bemessen wurde wie einer der beiden anderen Stände. Trotzdem er für den Tod des Königs gestimmt hatte und zwar mit den grausig lakonischen Worten: „La mort sans phrase", galt er für keinen grundsätzlichen Gegner des monarchischen Princips. Die royalistischen Agenten im Solde Englands, welche auf eine Gegenrevolution zusteuerten, hielten ihn für ein brauchbares Werkzeug; sie zählten ihn zu den Orléanisten, welche mit Zuversicht auf die Zeit warteten, wo der Sohn des verrufenen Prinzen, der mit der Revolution kokettirt hatte und so weit gegangen war, für den Tod seines blutsverwandten Königs zu stimmen, der Prinz Louis Philippe, den Thron der Bourbonen wieder aufrichten und selbst, als Haupt der Zweiglinie des Hauses, besteigen werde. Sie hielten Sièyes jedoch mit Recht für viel zu verschlagen, als dass er das Geheimniss verrathen oder Farbe bekennen werde. Er gehörte, wie sie scharfsinnig bemerkten, zu Jenen, die, ähnlich wie Bonaparte, ihre Aufgaben auf mehrere Weisen berechnet hatten und deren persönliches Interesse den Leitstern ihrer Politik bildete. Die Ausarbeiter und Vertreter der Verfassung des Jahres III [1]) hielten dafür, dass seine Gegnerschaft zurückzuführen sei auf verletzten Eigendünkel, indem sein eigener Verfassungsplan nicht zur Annahme gekommen war; unzweifelhaft hatte man seinen Bemerkungen weniger Achtung geschenkt, als er beanspruchte; in der Hauptsache ist seine abweisende Haltung jedoch darauf zurückzuführen, dass er das neue Fahrzeug nicht voreilig besteigen wollte; einen im Einzelnen fertigen Verfassungsplan scheint er zur Zeit gar nicht gehabt zu haben. Um diesen Abbé Sièyes werden wir Diejenigen sich schaaren sehen, welche die Verfassung

1) Ich habe hier namentlich Thibaudeau im Sinne, der in seinen Mémoiren den Abbé Sièyes eingehend bespricht.

les Jahres III wirklich zu Falle gebracht haben; er war Derjenige, den Bonaparte bei seinen bezüglichen Plänen am wenigsten missen konnte.

Nicht nur die, wenn man so sagen darf, ausserhalb der Verfassung Stehenden waren derselben gefährlich, auch unter Denjenigen, welche sich an der Spitze der neuen Regierung befanden, gab es Solche, die zu Nichts weniger berufen waren, als den Staat in ihrem Sinne auszubauen und zu lenken. Aus Furcht vor der monarchischen Strömung hatte man zwar nur solche Männer zu Mitgliedern des Directoriums gewählt, die für den Tod des Königs gestimmt hatten und dadurch eine hinreichende Bürgschaft gegen eine Restauration der Bourbonen zu bieten schienen; allein unter diesen befand sich auch der provençalische Edelmann Barras, der, um mit Robespierre zu reden, mit so vielen anderen Lebemännern den „Schweif Dantons" gebildet hatte und der, gleich Sièyes, zu jener undefinirbaren Partei Orléans gehörte, deren eigenstes Element die Anarchie war, mit dem Unterschiede jedoch, dass er an dem Hofe einer wiederhergestellten bourbonischen Monarchie viel eher am Platze war als der scharfkantige, hochmütige, lakonische Abbé, der sich zum Doctrinär der Revolution aufgeschwungen hatte; so dass die Royalisten nicht ohne triftigen Grund in ihm bald den Mann erkannten, der mit Gold, Titeln und anderem Flitterwerk zu erkaufen war. Dieses schien ihnen ein grosser Glücksfall, denn Barras' Persönlichkeit wog in der öffentlichen Meinung und als Inhaber der Macht sehr schwer. Er hatte sich schon am 9. Thermidor, da es Robespierre zu stürzen galt, als ein unerschrockener Führer im Strassenkampf bewährt; auch am 13. Vendémiaire hatte er sich, wenn auch sein Schützling Bonaparte, den er gewähren liess, das Meiste dabei that, als Vertheidiger des Convents ausgezeichnet; er war der Held des Tages, seine Wahl unvermeidlich geworden. Vor den meisten übrigen

Volksvertretern hatte er den grossen Vorzug voraus, dass er als früherer Marineoffizier auch bei dem Heere in Ansehen stand, welches auf „die Advocaten“ im gesetzgebenden Körper sehr schlecht zu sprechen war. Seine ganze Persönlichkeit hatte etwas Martialisches; er erinnert darin lebhaft an seinen Landsmann und Standesgenossen Mirabeau, mit dem er auch die gewaltige Stimme und jenen nationalen Pulsschlag gemein hatte, der ihnen Beiden einen dämonischen Zauber lieh und sie mit den Massen des Volkes in die innigste Fühlung brachte. Eine ähnliche Natur war auch Danton gewesen. So sehr Barras Beiden im Temperament und in der Art des Auftretens, in der ausschweifenden Lebensart und im Selbstgefühl glich, so wenig reichte er in Bezug auf innere Tüchtigkeit und Gesinnung auch nur an Danton heran: eben weil er keine Selbstaufopferung kannte, hatte er sich durch die Stürme der Schreckenszeit zu retten gewusst. Während seine Collegen im Directorium ihren Republikanismus auch durch eine einfache, bürgerliche, arbeitsame Lebensweise zu bekunden suchten, bildete er sich sofort einen förmlichen Hofstaat; verschwendete unermessliche Summen, die unmöglich aus lauteren Quellen fliessen konnten; hielt sich die schönsten Pferde und Maitressen; gefiel sich besonders auf der Jagd; war nirgend mehr am Platze als im glänzenden Salon, — kurz trieb ein Wesen, als wäre er Prinz-Regent von Frankreich geworden. Diese lärmende, berauschende, edelmännische Art aber war entschieden im Geschmack der Pariser, so dass er der einzige von den Directoren war, um den sich die Hauptstadt kümmerte, für den sie eine gewisse Sympathie bezeugte [1]). Unter seinen Collegen stand ihm der Elsässer Rewbell am nächsten. Auch dieser war für die Verfassung, die er ins Leben rufen sollte, ein höchst zwei-

1) E. M. Arndt giebt in seinen Reisebriefen aus Paris aus dem Jahre 1799 ein sehr anschauliches, treffendes Bild dieses Treibens.

tiger, gefährlicher Hüter: nicht dass er, wie Barras, für einstigen Hof von Versailles geschaffen gewesen wäre, Gegentheil, er hatte die ganze schroffe, ungelenke Art der nanischen Race und war, im Unterschiede von dem südlischen Edelmanne, eine durchaus biederbe, grobkörnige, gerliche Natur; er war auch unvergleichlich gesinnungsıtiger als Barras: der Sache der Revolution war er unifelhaft aufrichtig ergeben, an einer Mitwirkung zur Wieherstellung des Ancien Régime war bei ihm nicht zu denken; in er hatte mit Barras die Neigung zu Gewaltmaassregeln ıein, die sich mit dem Rechtsstaat, wie ihn die Verfassung ründen sollte, schlecht vertrug, er glaubte daher auch ıt an die Haltbarkeit der letzteren[1]); hierzu kam seine tsche Abstammung, welche ihn im französischen Nationalıte zu einem Fremden machte, er ging daher auch nicht lessen Rahmen auf, sondern blieb beständig darauf beht, die umliegenden Länder, zum Mindesten Holland, tschland und die Schweiz zu revolutioniren, so dass er den Revolutionären von propagandistischer, universalinder Tendenz zu zählen ist; er hatte demgemäss die Oberung der auswärtigen Angelegenheiten an sich gerissen, um so bedeutungsvoller war, als er — abermals im Unterıede von Barras, der sich fast nur um Personalien oder atsstreiche bekümmerte — ein unermüdlicher Arbeiter war. ıem eigenen Rufe, und damit auch demjenigen des Direcums, schadete er nicht wenig durch die ausgesprochene liebe, sich mit Börsenmännern, Armee-Lieferanten, überpt mit Geldangelegenheiten zu befassen; er galt in Folge sen bei nur zu Vielen für einen Wucherer und Dieb am atseigenthum; doch scheinen diese Beschuldigungen mintens sehr übertriebene gewesen zu sein, wenigstens hat

1) S. Carnot Réponse à Bailleul. Dieses geht auch aus seiner ganzen ıdlungsweise hervor.

sich bei seinem Tode kein grosses Vermögen vorgefunden und giebt ihm Napoleon auf St Helena ausdrücklich das Zeugniss, dass man ihn mit Unrecht im Verdacht gehabt habe; immerhin hat dieser Verdacht bei der Discreditirung der directorialen Regierung nur zu sehr mitgewirkt.

Wenn die Gefahr, die daraus erwuchs, dass Sièyes sich geweigert hatte in das Directorium einzutreten, durch irgend Jemanden gebannt werden konnte, so war es durch den Mann, der statt seiner in die höchste Regierungsbehörde gewählt wurde, dieser Mann war Lazare-Nicolas-Marguerite Carnot, von dem ein Niebuhr urtheilte [1]), dass er vielleicht der Edelste und Grösste der ganzen Revolutionsepoche gewesen sei.

Carnot [2]) war geboren im Jahre 1753. Er gehörte mit Napoleon zu jenen Militärs, welche noch die ausgezeichnete Fachschulung genossen hatten, wie sie die alte Monarchie in ihren Staats-Anstalten gewährte; doch reichte sein Bildungsgrad, als derjenige eines Ingenieuroffiziers über denjenigen des Artilleristen noch weit hinaus: er war nicht nur Offizier, sondern im vollen Sinne des Wortes ein Mann der Wissenschaft und dazu ein Genie. Gleich in seinen ersten Arbeiten auf dem Gebiete der mathematischen Physik zeigte er sich als ein schöpferischer Kopf von epochemachender Bedeutung. Kein Problem, das seine Zeit beschäftigte, blieb ihm fremd; überall rang er nach Licht und Wahrheit. Dabei lag ihm nicht nur an der Ausbildung des Intellects, sondern des ganzen Menschen, der Persönlichkeit als solcher. Er

1) In den Vorlesungen über das Revolutionszeitalter I, 335.

2) S. für das Folgende hauptsächlich: Mémoires sur Carnot, par son fils, 2 Vols. Paris 1861. Die Darstellung ist zwar recht eigentlich eine Lobrede des Sohnes auf den Vater, allein sie gründet sich doch im Wesentlichen auf die Schriften, Erlasse, Reden, Briefe, Aufzeichnungen und Erzählungen von Carnot selber; dieser ist auch so gross, dass der Sohn — kein Geschichtschreiber von Beruf — dessen kaum zu hoch anzuschlagende Bedeutung für die Geschichte Frankreichs, Europas, der Welt nicht einmal hinreichend erkannt und gewürdigt hat.

ruhte nicht, als bis er über die Grundlagen aller Erkenntniss, der Wissenschaft wie der Ethik, im Klaren zu sein glaubte. Durch und durch ein selbständiger Charakter, regelte er sein Verhalten gegenüber der Kirche, der Gesellschaft, dem Staate nach eigenstem Ermessen; ohne sich um die Meinung Anderer zu bekümmern that er was er für Recht und Pflicht erkannte und that es voll und ganz. Die Verwirklichung des Humanitäts-Ideals des 18. Jahrhunderts, jener Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, welche die Revolution auf ihre Fahne geschrieben hatte, war das herrliche Ziel, das er sich gesetzt hatte und dem er bis zum letzten Athemzuge nachgerungen hat. Er war dabei kein Schwärmer gewöhnlichen Schlages, der in den Wolken schwebt und den die Winde willkürlich einhertreiben, sondern rechnete mit Realitäten, kein Wortheld, sondern ein Mann der That. Wie er ein trefflicher Sohn, Gatte und Vater war, so setzte er auch seinen ganzen Ehrgeiz drein, ein mustergültiger Bürger zu sein. Das Vaterland ging ihm über Alles, diesem mit der denkbar grössten Selbstverleugnung bis in den Tod zu dienen gewährte ihm die innigste Befriedigung, schien ihm der glänzendste Ruhm, den Einer zu erringen vermag. Wo immer er sich demselben nützlich erweisen konnte, in hoher oder niedriger Stellung, stets fand er sich bereit, niemals mehr, als wenn es aus äusserster Noth und Gefahr zu retten galt. In Sachen des Vaterlandes schien ihm jede Parteistellung kleinlich, verächtlich, verderblich: als er, zur Zeit der Allmacht des Jacobinerclubs, in denselben eintrat und einen Redner hörte, wie er die Jacobiner als die einzigen Patrioten pries, verliess er den Saal, um ihn nie wieder zu betreten. Es war ihm stets um das Ganze zu thun. Er vermochte selbst der verhasstesten, seinen Grundsätzen am wenigsten entsprechenden Regierung zu gehorchen, sobald deren Sturz über Frankreich nur noch grösseres Unheil zu bringen drohte,

als ihr Bestand. Namentlich dem Auslande gegenüber stand er für Frankreichs Ehre und Grösse fortwährend mit fast eifersüchtiger Liebe auf Wache [1]). Seine Begeisterung für die Revolution deckte sich mit derjenigen fürs Vaterland: er wollte die Wiedergeburt Frankreichs, die volle Entfaltung der Volkskraft im Innern und eine entsprechende Machtstellung dem Auslande gegenüber, die Wiedergeburt in ihrem vollen Umfange und mit allen Consequenzen, jedoch nicht mehr; auch hier war die nationale Idee bei ihm die herrschende: jeder Schritt über die vermeintlichen natürlichen Grenzen Frankreichs hinaus (in die auch er Belgien, die Rheinlinie, Nizza und Savoyen einbegriff) schien ihm vom Uebel, ein Verstoss gegen den allein berechtigten Grundsatz der Nationalität, eine Versündigung gegen die Nachbarvölker zugleich und gegen die Menschheit, die nur endlose Kriege im Gefolge haben konnte. Seinen Neigungen und Grundsätzen nach war er ein entschiedener Republikaner. Zur Zeit Ludwig's XVI. war er, in Folge seiner bürgerlichen Geburt, zu einer tödlich langsamen Beförderung verurtheilt. Er konnte um so weniger auf Gunst rechnen, als er in Worten und Thaten jenem Marschall Vauban nachstrebte, welcher sich nicht gescheut hatte, einen Ludwig XIV. darauf aufmerksam zu machen, wie das Volk, auf dessen Kosten er seine Kriege führte und seinen eitlen Prunk in Versailles zur Schau trug, zu zwei Drittheilen aus Bettlern bestehe; wofür ihn sein König mit Ungnade strafte und gebrochenen Herzens sterben liess. Auf diesen Vauban hatte der junge Carnot eine Lobrede verfasst, die in Lyon von der Akademie gekrönt worden ist. Im Uebrigen hielt er sich vor der Revolution und auch noch als Deputirter in der legislativen Versammlung bei seinem politischen Wirken fast ausschliesslich in den Grenzen seines

1) Er stimmte u. A. für den Tod Ludwig's XVI. weil er es für erwiesen erachtete, dass derselbe mit den auswärtigen Feinden im Bunde war.

Faches, des Heerwesens. Hier galt es zunächst, die Usurpation aller höheren Offiziersstellen durch den Adel zu beseitigen und später die allgemeine Dienstpflicht durchzuführen. Der Eintritt Carnots in den Wohlfahrtsausschuss, im Herbst 1793, wodurch er die oberste Leitung des Krieges in die Hand bekam, hat — man darf es behaupten — den Sieg der Revolution und den Zusammensturz des baufälligen Staatswesens des alten Europa entschieden. Wohl waren die grossen Volksheere, wie er sie ins Leben rief, zunächst wilde, ungeordnete, schlecht bewaffnete Massen, ohne inneren Halt, ohne sichere Führung; allein er verstand es, sie für militärische Auszeichnung zu begeistern und zu befähigen: er versorgte sie mit geeigneten Waffen, wies ihnen den Gebrauch derselben an, gab ihnen eine ihrer Beschaffenheit entsprechende neue Taktik, entwarf einen zusammenhängenden Feldzugsplan im grossen Styl und zog endlich, oft aus ganz niedriger Stellung, jene Feldherren hervor, unter denen sich Bonaparte selbst befand. Im Wohlfahrtsausschuss standen ihm, namentlich für das Armee-Material, ausgezeichnete Kräfte, wie Prieur de la Côte d'Or und Lindet zur Seite, allein er war nicht nur der leitende Kopf, sondern er griff allenthalben unmittelbar ein. Hierfür nur ein — allerdings das glänzendste — Beispiel. Als im October 1793 die Oestreicher nach der Einnahme von Landrecies und Quesnoy im Begriffe standen, das feste Lager bei Maubeuge zu bewältigen und damit das letzte Hinderniss von Belang auf dem Marsche von Belgien nach Paris, verliess Carnot sein Arbeitspult, eilte an Ort und Stelle, gab einen Plan an, griff — als dieser in Folge der mangelhaften Führung von Jourdan fehl zu schlagen drohte — in die Schlacht ein, stellte sich mit seinem Bruder als Volksvertreter, mit der dreifarbigen, dictatorischen Schärpe, an die Spitze der Sturmcolonnen, befreite Maubeuge und trieb die Oestreicher in die Flucht, denen die Engländer zu spät

zu Hülfe kamen. Zwei Tage nach der Schlacht, die über das Schicksal des Feldzuges entschied, sass Carnot wieder an seinem Pulte im Wohlfahrtsausschuss, erstattete dem Convent über das Vorgefallene Bericht, dankte dem Heere und liess nirgends durchblicken, dass er selbst dabei gewesen! Nicht lange und er hatte den Beinamen „Organisator des Sieges". Der junge Hoche war noch Unteroffizier, als er eine Denkschrift an Carnot einsandte; dieser hielt sie in seiner Freude über die ausserordentlichen Fähigkeiten, die darin zu Tage traten, dem Collegen Robespierre hin. „Ein sehr gefährlicher Mensch!" bemerkte der misstrauische Gewalthaber; „Einer der seinen Weg finden wird", antwortete Carnot. Kurze Zeit darauf war Hoche General. Als ihn Robespierre's Genosse St Juste verfolgte, hielt ihn Carnot verborgen, bis die Schreckenszeit vorüber war. Auf diese Weise schuf er aus jenen undisciplinirten Massen, die zunächst mehr einer Zigeunerschaar als einem Heere glichen, das erste grosse Nationalheer, welches Europa gesehen hat, jenes Heer, mit dem Bonaparte bis nach Cairo und Moskau vorgedrungen ist. Ohne den Vorgang Carnots, urtheilte Niebuhr [1]), der in diesem Falle Bescheid wissen musste, wäre das preussische Volksheer in den Freiheitskriegen nie

1) A. a. O. Niebuhr begründet das Urtheil im Einzelnen. „So hat Carnot die französische Armee geschaffen und seine Ausbildung ist auf die fremden Heere übergegangen; wir sind seine Schüler und die Siege unserer Armeen 1813 und 1814 verdanken wir seiner Taktik." Niebuhr findet nicht Worte genug, um seine Bewunderung auszudrücken für den ausserordentlichen Mann, von dem man nicht wisse, ob man seinen Intellect oder sein Gemüth mehr bewundern solle. „Wäre mir nichts in der Welt geblieben als ein Stück Brod, ich würde stolz sein es mit Carnot zu theilen"; ist ein Ausspruch von ihm, den F. Lieber in den „Reminescenses of Niebuhr", London 1835 citirt; derselbe gewinnt erst seine ganze Bedeutung, wenn man bedenkt, dass Carnot durch seinen Urtheilsspruch im Convent zu den s. g. Königsmördern gehörte, welche Niebuhr als Ausgeburten der Hölle galten. „Im Process des Königs, bemerkt er daher, hat Carnot ein Urtheil ausgesprochen, das ich mit meinen Thränen und meinem Blut auslöschen möchte!"

ins Leben getreten. Die fast unfassbare Grösse seiner Persönlichkeit tritt noch schärfer ins Licht, wenn man bedenkt, dass der damalige Dictator in inneren Angelegenheiten, sein College Robespierre, nur darauf sann, wie er ihn entbehren könne, um ihn aufs Blutgerüste zu schicken. Carnot verachtete ihn wegen seiner doctrinären, engherzigen, hinterlistigen Natur; er fürchtete den Mächtigen so wenig, dass er ihm, seinem Mitverschworenen Couthon, und dem ihnen Beiden an Energie und Unerschrockenheit weit überlegenen St Just, eines Tages vor dem versammelten Wohlfahrtsausschuss, als ihm St Just mit der Guillotine drohte, ausrief: „Ihr seid lächerliche Dictatoren!“ Nichts vermochte den Kaltblütigen aus der Fassung zu bringen. Als jenes Triumvirat, über das er so geringschätzig die Achseln gezuckt hatte, am 9. Thermidor zu Falle gekommen war, und die hereinbrechende Reaction den ganzen Wohlfahrtsausschuss, mit Ausnahme Carnots, für die Blutthaten der Schreckenszeit verantwortlich machen wollte, erhob sich dieser im Convent und gab die Erklärung ab, dass er sich möglicherweise in seinen Mitarbeitern getäuscht hätte, allein er habe die Ueberzeugung, dass auch sie Alles nur gethan hätten, um das Vaterland zu retten, er verlange daher ihr Loos mit ihnen zu theilen. Diese Grossartigkeit der Gesinnung machte Eindruck: von der summarischen Anklage ward Abstand genommen.

Das war der Mann, der an Stelle des Abbé Sièyes in das Directorium gewählt worden war; er schien um so unentbehrlicher, als während des laufenden Jahres, seitdem die Leitung der Heere nicht mehr in seinen Händen gelegen hatte, Niederlage auf Niederlage gefolgt war. Er stand seiner innersten Ueberzeugung nach auf dem Boden der Verfassung, welche den nationalen Rechtsstaat verwirklichen, Ruhe und Ordnung im Innern, den Frieden mit dem Auslande herbei-

führen sollte. Er war um so eifriger darauf bedacht, die Revolution glücklich zum Abschluss zu bringen, als er, der selbst zur Zeit des Schreckens im Wohlfahrtsausschuss gesessen, die Blutbefehle eines Robespierre und Genossen mit unterzeichnet hatte, darauf brannte, seinem Vaterlande, der ganzen Welt zu beweisen, dass sie zum Heil der Menschheit ausschlagen müsse; dass sich Freiheit und Gleichheit mit Gesetzlichkeit und Würde sehr wohl vertrügen; dass man, wie er sich einst in Bezug auf sich selbst ausgedrückt hatte, zu Zeiten ein Brutus und doch im höchsten Maasse human sein könne.

Der Bestand der neuen Ordnung hing wesentlich davon ab; ob der Einfluss Barras' oder derjenige Carnots im Directorium überwiegen werde; sie waren gleichsam die beiden Pole, um die sich die übrigen Mitglieder der obersten Regierungsbehörde schaarten: in Barras war die wüste Ausschweifung des Ancien Régime, wie es sich mit der Hefe des Volkes vermählt hatte, verkörpert, in Carnot die republikanische, nationale Idee, das Ideal der Revolution; jener konnte sich nur so lange halten, als die Anarchie dauerte, dieser setzte seine ganze Kraft ein, dieselbe zu bewältigen; ein grösserer Gegensatz als ihre beiden Persönlichkeiten war kaum denkbar; wofern der Eine zur Geltung kam, musste der Andere unterliegen, je länger sie bei einander am Steuer des Staatsschiffes standen, desto heftiger mussten sie sich befehden, ein Ausgleich zwischen ihnen war unmöglich. Wenn Rewbell meist mit Barras stimmte, so konnte Carnot dafür unbedingt auf Letourneur rechnen, der, ebenfalls ein Ingenieur-Offizier aus der alten Schule, ihm rückhaltslos ergeben war. Unter solchen Umständen hing die Entscheidung im Directorium, da die Mehrheit der Stimmen entschied, meist von der Haltung des fünften Mitgliedes ab, des Lareveillère-Lépeaux.

Ganz entsprechend seiner Mittelstellung zwischen Barras und Carnot, war Lareveillère, der einst zur Gironde gehört hatte, von den Mittelparteien in den gesetzgebenden Räthen gewählt worden; er empfahl sich ihnen durch den Eifer, den er bei Ausarbeitung der Verfassung gezeigt hatte, durch seine Rednergabe und durch die Festigkeit seiner republikanischen Ueberzeugung; er vereinigte bei der Wahl weit mehr Stimmen auf sich als irgend einer seiner Collegen, und dieses bezeugt um so mehr die hohe Meinung, die man sich allgemein von seiner Unbescholtenheit und Zuverlässigkeit gebildet hatte, als er ein kleiner verwachsener Mann mit grossem Buckel war und das Amt eines Directors mit der pomphaften Vertretung des Staates nach Aussen verknüpft war. Dennoch war seine Wahl ein entschiedener Fehlgriff gewesen: mochte er auch ein tugendhafter Bürger, ein gewissenhafter, brauchbarer Volksvertreter sein, so war er doch Nichts weniger als ein Staatsmann, wie ihn der ihm zugewiesene hohe Posten erheischte. Nur zu bald entpuppte er sich als ein fanatischer Doctrinär, der weit mehr Hochmuth und Ehrgeiz als Fähigkeiten besass; es war eine kleinliche, giftige, zelotische Natur, in der Art wie Robespierre. Carnot, der Anfangs die gute Meinung in Betreff seiner getheilt und die grösste Hoffnung auf seine Mitwirkung gesetzt hatte, konnte ihn nicht ausstehen [1]). Je bitterer er sich in ihm getäuscht sah, desto härter beurtheilte er ihn. Ihre politische Parteistellung war ziemlich dieselbe, denn auch Lareveillère war ein ehrlicher Republikaner, doch fasste er — als Doctrinär — die Revolution radikaler, propagandistischer als Carnot, so dass er in dieser Beziehung Rewbell weit näher stand. Was

1) So sehr Carnots Auslassungen über Lareveillère in der Réponse à ailleal von Zorn, Entrüstung, Verachtung, Hass gegen denselben zeugen, geben sie uns doch den besten Maassstab für beide Persönlichkeiten und m klarsten Einblick in ihr Verhältniss zu einander.

sie entzweite und schliesslich unversöhnlich verfeindete, war weniger diese verhältnissmässig geringfügige Differenz, als die Grundverschiedenheit ihrer Individualitäten; diese war nirgends fühlbarer als in religiösen Dingen. Lareveillère kämpfte, als Apostel der Revolution, gegen Nichts mit mehr Leidenschaft an, als gegen die katholische, überhaupt die christliche Kirche, er wollte an ihrer Stelle einen neuen, auf Vernunft und Humanität gegründeten Cultus ins Leben rufen; er war das Haupt der s. g. Theophilantropisten, die diesen Cultus pflegten. Carnot, der die Toleranz über Alles setzte und in Folge dessen in Glaubenssachen sehr indifferent war, sah in ihm einen Sectirer, einen Pfaffen, einen Papst im Kleinen, der sich — auch hierin Robespierre ähnlich — als Hohepriester und Prophet beräuchern lasse, er vermochte — wie so oft zu seinem Schaden — seine stolze Verachtung nicht zu verbergen; nur zu häufig mag er den Empfindlichen durch ein sarkastisches, sicher treffendes Witzwort in der tiefsten Seele verletzt haben. Nicht lange — und ihre Wege gingen mehr und mehr auseinander. Die nothwendige Folge hiervon war, dass Lareveillère sich Rewbell und Barras näherte, Carnot in der Minderheit blieb; denn mit Rewbell vertrug er sich noch weniger als mit Lareveillère, den er doch wenigstens für unbestechlich und für einen Mann von Grundsatz hielt.

Dieser Zwiespalt im Directorium war um so verhängnissvoller, als ein fester, durchgreifender, einheitlicher Wille einem Staatswesen niemals mehr Noth gethan hat, als dem dermaligen Frankreich. Noch war der Bürgerkrieg nicht überwunden: in der Hauptstadt selbst wurde das hungernde Proletariat, wurden die Royalisten nur mit Mühe niedergehalten; im Rhonethal, in der Normandie, in der Vendée mussten [illegible]ere erst noch niedergekämpft werden; die Verwaltungswaren erst zu schaffen; die Finanznoth war eine solche,

dass weder die Beamten noch die Heere besoldet werden konnten; die Gerichte, die Schulen, die Strassen, die Industrie, der Handel, wo man auch hinblickte: überall nur Zerstörung und Anarchie! Dabei dauerte der Kampf mit dem halben Europa noch fort. Preussen mit sammt dem nördlichen Deutschland, Spanien und Toscana waren zwar von der Coalition zurückgetreten und Russland verhielt sich passiv, allein nur um so energischer bot der Kaiser in Wien die ganze östreichische Macht auf, unter seinen Fahnen kämpften auch noch die süddeutschen Staaten, Piémont und Neapel und zwar so erfolgreich, dass die französischen Heere im Herbst 1795 sowohl am Rhein, wie auch in Italien so weit zurückgedrängt waren, dass sie wieder auf französischem Boden lagern mussten; und auch England stand noch auf dem Plane, hielt die Küsten fest umklammert, drohte mit Landungen, besoldete und organisirte die royalistischen Banden, die s. g. Chouans, welche das Inland nicht zu Ruhe kommen liessen; so dass die Regierung, die im Inlande Alles noch zu schaffen hatte, zugleich die besten Kräfte der Nation zum Kampfe gegen das Ausland verwenden musste. Die dringende Gefahr hatte aber doch das Gute, dass das Directorium — wie schon ehedem der Wohlfahrtsausschuss — trotz der einander widerstrebenden Kräfte in demselben, für's Erste fest zusammenhielt.

Bonaparte's Stellung als Oberbefehlshaber der s. g. Armee des Innern, der für die Ruhe in Paris und der Umgegend aufzukommen hatte, war keine leichte. In der Hauptstadt selbst herrschte in Folge grosser Kälte Arbeitslosigkeit, zugleich in Folge der grenzenlosen immer noch zunehmenden Entwerthung des Papiergeldes, gegen welches die Bauern ihre Naturalien nicht eintauschen wollten, die fürchterlichste Hungersnoth [1]), welche die Chouans durch Behinderung der Zu-

1) Den Zustand des damaligen Paris lernt man am besten kennen aus

fuhr noch vermehrten, und die jeden Augenblick zu einem Aufstand führen konnte. Der finstere, fremdartige, kleine Corse, der am 13. Vendémiaire nicht davor zurückgeschreckt war, mit Kartätschen in die Volksmenge hinein zu feuern, und nun mit gewohnter Rührigkeit und Entschiedenheit die Bevölkerung entwaffnete und niederhielt, war Nichts weniger als beliebt [1]). Die Directoren selbst, denen er solcherweise diente, waren über seine herrische Art, die nicht erst um Verhaltungsregeln einkam, ungehalten [2]). Indessen gab er sonst, wie es scheint, keinen Anlass zur Klage: als ihm der Auftrag wurde, den grossen Club am Pantheon, in welchem sich die revolutionären Gegner der bestehenden Ordnung zusammengeschaart hatten, zu schliessen, führte er den heiklen Auftrag persönlich aus. Den ganzen Winter über blieb die Ruhe ungestört.

Bonaparte begnügte sich nicht, sich durch solche Dienste den Directoren zu empfehlen, er that obendrein das Erdenkliche, um sich wenigstens bei Barras und Carnot, den beiden Häuptern, persönlich einzuschmeicheln. Mit Barras, der ihn schon vor Toulon kennen gelernt hatte, stand er seit dem 13. Vendémiaire auf dem besten Fusse. Sie waren einander unentbehrlich und Bonaparte versäumte nicht, ihm den Hof zu machen. Bei Carnot fand er leicht Eingang, schon weil dieser wie kein Anderer sein militärisches Genie zu würdigen verstand und Bonaparte den Arglosen, der, wie er selbst auf St Helena bemerkt, leicht zu täuschen war, auch dadurch

---

der Urkundensammlung von Ad. Schmidt: Tableaux de la Révolution française, publiés sur les papiers inédits du Département et de la Police secrète de Paris. 3 vols. 1869|70. Das reiche Material hat Ad. Schmidt bekanntlich selbst verarbeitet in seinem Werke: Pariser Zustände zur Zeit der Revolution, 3 Bde.

1) Ad. Schmidt, Tableaux . ., III, 8 „Le commandant en chef de la force armée de Paris ne jouit pas de la confiance publique."

2) Lavalette, Mémoires.

einzunehmen verstand, dass er den Patrioten, den guten Bürger, den Republikaner bei jeder Gelegenheit vorkehrte und ihn anscheinend zum Vertrauten seiner intimsten Familienangelegenheiten machte. Er bedurfte der Gunst Beider vor Allem, um so bald als möglich — nur natürlich als Oberbefehlshaber — zu jenem italienischen Heere zurück zu gelangen, von dem er so sehr gegen seinen Willen entfernt worden war. Zu der dem Corsen angeborenen Sehnsucht nach dem Süden gesellte sich bei ihm der Gedanke an die Eroberung Italiens, schon hatte er vom Gipfel des Col di Tenda hinausgeschaut in die lombardische Ebene, wie in das Land der Verheissung; Italien war die Wiege jener römischen Heldengestalten, für die Plutarch die Schwärmer des 18. Jahrhunderts, die Generation der Revolution, insbesondere auch die Franzosen über Alles begeistert hatte; wer dort seine Kriegslorbeeren pflückte, konnte sich diesen antiken Heroen in der Vorstellung der Zeitgenossen leicht anreihen; wenn irgendwo, so war ihm hier die Gelegenheit geboten, jenen Ruhm zu erwerben, der es ihm möglich machen sollte, sich zum Herrscher Frankreichs, zum ersten Helden der Revolution aufzuschwingen. Auf dem Polizeiposten, den er in Paris bekleidete, konnte er wohl dem Directorium und der Republik die grössten Dienste erweisen, wenn er für Ruhe und Ordnung sorgte, allein ihm selber war damit in keiner Weise gedient: je weniger das Directorium der Anarchie zu steuern vermochte, je weniger die Verfassung des Jahres III die gehegten Erwartungen befriedigte, desto grösser war die Aussicht für ihn, mit einer neuen Ordnung der Dinge sein eigenes Regiment zu begründen.

Bonaparte's Heirath und Ernennung zum Befehlshaber in Italien.

Der junge corsische Patriot hatte vor vier Jahren in seinem Sendschreiben an Buttafuoco diesen auch dadurch zu brandmarken gesucht, dass er dessen Heirath als einen politischen Schachzug kennzeichnete, der zum Zweck gehabt haben sollte, ihn, zur Zeit als er die nationale Sache der Corsen verloren gab, persönlich aus dem Schiffbruch zu retten; Buttafuoco handelte dabei, wie Bonaparte bemerkte, als ‚ein Mann von Kopf'. Er selbst befand sich zur Zeit in einer ähnlichen Lage. Während seines Aufenthaltes im Süden, bei der Niederwerfung von Marseilles und Toulon, später als General bei der italienischen Armee, wo er sich an den Bruder von Robespierre so eng angeschlossen hatte, hatte er sich als Terrorist hervorgethan. Seitdem die Gegner und Besieger Robespierre's in Paris geboten, war daher seine Lage eine sehr missliche gewesen. Indess eben weil er für einen entschiedenen Terroristen galt, war ihm am 13. Vendémiaire die Niederwerfung der gemässigten, von Royalisten angespornten Parteien der Hauptstadt übertragen worden. Nun, da die Thermidorianer, die Barras, Tallien, Fréron und Genossen, die in ihrer Genusssucht mit dem Ancien Régime kokettirten, wieder obenauf waren, musste ihr terroristischer General mehr als je zusehen, wie er mit der herrschenden Strömung Fühlung gewinne, in den Salons, wo ein Barras den Ton angab, zu Ansehen komme. Schon vor dem 13. Vendémiaire, als er, statt sich auf seinen Posten in die Vendée zu begeben, in Paris geblieben war, hatte er es versucht; schon damals hatte er

an eine reiche Heirath, wie sie seinem Bruder Joseph geglückt war, als das einfachste Mittel hierzu, gedacht. Wenn zu dem Reichthum der Auserwählten noch ein alter Adel hinzukam, der ihn in Verbindung mit den angesehensten Geschlechtern des Ancien Régime brachte, so war sein Glück gemacht. „Die Frauen sind allenhalben", hatte er im Sommer 1795 von Paris aus an Joseph nach Genua geschrieben, „in den Theatern, auf den Spaziergängen, in den Bibliotheken. In der Studierstube des Gelehrten trifft man sehr hübsche an. Hier nur, unter allen Orten auf Erden, verdienen sie das Steuer zu führen; die Männer sind denn auch in Betreff ihrer wie vernarrt: dieselben denken nur an sie und leben nur für sie und durch sie. Eine Frau muss sechs Monate in Paris gewesen sein, um zu wissen, was ihr zukommt und wie sie zu herrschen vermag." Es war eben ganz, wie zur Zeit des bourbonischen Königthums; in keinem Lande haben die Frauen so oft und so durchgreifend das Regiment in Händen gehabt, wie in Frankreich.

Die Frauen, welche augenblicklich herrschten, waren diejenigen, welche die erste Rolle in dem Salon von Barras spielten. Unter diesen glänzte vor Allem Madame Tallien, geb. de Fontenay, eine leichtsinnige blendende Schönheit, die nur der 9. Thermidor vor der Guillotine gerettet hatte. Ihre nächste Schicksalsgenossin und Freundin war Josephine, die junge Wittwe des vom Revolutionstribunal enthaupteten Generals Marquis de Beauharnais; sie selbst (eine Geborene de Taschen de la Pagerie) hatte lange im Gefängniss geschmachtet und war ebenfalls nur durch den Sturz von Robespierre daraus befreit worden. In der Schönheit konnte sie sich mit ihrer Freundin nicht messen: sie hatte keine regelmässigen Züge und war schon im Verblühen; dafür hatte sie als eine auf der Insel Martinique geborene Creolin etwas Pikantes; vor Allem aber zeichnete sie sich aus durch eine unwiderstehliche echt weibliche Anmuth, welche um so mehr bestrickte,

als sie sich ungemein dienstwillig bezeigte; sie verstand es, überall Verbindungen anzuknüpfen und Intriguen zu spinnen, eine Eigenschaft, die Napoleon auf St Helena an ihr getadelt hat, die ihm aber zur Zeit nur eine erwünschte Zugabe sein konnte. Sie hatte die Nonchalance, die Trägheit der Südländerin, doch fehlte es ihr nicht an jener Lebhaftigkeit und Schlagfertigkeit des Geistes, an jener Gabe der Unterhaltung, welche der Franzose so hoch zu schätzen pflegt. Sie erweckte um so mehr Theilnahme, da sie zwei Kinder zu erziehen hatte, den 15jährigen Eugène und die 13jährige Hortense, beides sehr einnehmende Erscheinungen. Barras hatte sich ihrer sehr angelegentlich angenommen und stand mit ihr auf einem so vertrauten Fusse, dass ihr Verhältniss, in Anbetracht der herrschenden Sitten, zu anstössigen Deutungen nur zu sehr berechtigt, um so mehr als ihr Gemahl Bonaparte selbst durch zahlreiche Aeusserungen in seinen Briefen ihre Tugendhaftigkeit mit gewohntem Cynismus oft genug in Zweifel gezogen hat.

Eines Tages, als Bonaparte die Entwaffnung der Pariser vernahm, erzählt er selbst auf St Helena, erschien der Knabe Eugène de Beauharnais vor ihm und bat mit Thränen in den Augen, den Säbel seines Vaters behalten zu dürfen. Bonaparte gewährte ihm die Bitte. Am folgenden Tage kam die Mutter, um sich dafür bei ihm zu bedanken. Auf diese Weise lernte er sie kennen. Möglich dass sich Alles so zugetragen hat; doch ist die Erzählung offenbar mit darauf berechnet, den Eheund mit ihr, als ausschliesslich durch Ritterlichkeit und Liebe eingegeben, darzustellen und namentlich auch den Einfluss von Barras nicht zu schweigen. Dass Bonaparte von Leidenschaft zu Josephine entbrannte, wird zu erheblich bewiesen, auch von ihr selber, als dass Grund vorhanden wäre, daran zu zweifeln; allein diese Leidenschaft

es sich bei seiner Natur fast von selbst versteht,

sehr durch Eitelkeit als durch Liebe eingegeben.

Die hohe Geburt und die einflussreiche Stellung kamen sehr wesentlich mit in Betracht. Bezeugt doch kein Geringerer als sein damaliger Adjutant Marmont, der sonst nicht genug von seiner Zärtlichkeit und eifersüchtigen Liebe für Josephine zu berichten weiss, dass er diese Errungenschaft als die Ersteigung einer höheren gesellschaftlichen Stufe betrachtet hätte, als da er später die Kaisertochter aus Wien ehelichte. Bonaparte selbst erzählt, wie sie sich in dem intimsten Kreise der Josephine einzuschliessen liebten, um sich im Geheimen an der Nachäffung der einst in Versailles herrschenden Etikette zu vergnügen. Er hat für diese auch noch als Kaiser die lächerlichste Schwäche gezeigt. Sie war für ihn von je eine Art verbotener Frucht gewesen, die für ihn, eben weil er nicht danach greifen durfte, einen besondern Reiz hatte. War er doch schon auf der königlichen Adelsschule zu Brienne und noch als Offizier geringgeschätzt worden, weil sein corsischer Adel bei den Franzosen nicht für voll galt! Nun ward er, der Terrorist, der Gemahl der Wittwe des Marquis de Beauharnais, der zu den angesehensten Geschlechtern des Ancien Régime zählte. So fand er plötzlich Einlass in jene Kaste, die ihm seine Geburt für immer verschlossen zu haben schien. Dieser Umstand wog um so schwerer, als die Aristokraten und verkappten Royalisten, zumal in Paris und beim Heere, vielfach sehr einflussreiche Stellungen bekleideten. Erst durch die Heirath mit Josephine ward Bonaparte so zu sagen salonfähig.

Josephine vermochte seine glühende Leidenschaft nicht zu erwiedern, dieselbe erschreckte sie nur. Sie sah, wie sein gebieterisches Wesen Alle, die mit ihm in Berührung kamen, zum Gehorsam zwang, wie selbst die Directoren vor seinem Adlerblicke zitterten; wenn sie hierzu noch in Betracht zog, dass sie mehrere Jahre älter sei, als er, so sah sie sich in nicht zu ferner Zeit von ihm verlassen, vielleicht verstossen,

mit keiner anderen Zuflucht als ihre Thränen [1]). Genau so ist es bekanntlich gekommen. Allein die Zukunft des 27jährigen Generals, der mit einer solchen Zuversicht von der Zauberkraft seines Schwertes sprach, dass man auch den verwegensten Behauptungen desselben Glauben schenken musste, versprach eine so ausnehmend glänzende zu werden, Barras redete ihr so dringend zu, sie bedurfte so sehr eines Versorgers für ihre beiden Kinder, dass sie schliesslich in seine Werbung einwilligte.

Wenige Tage vor der Abreise Bonaparte's zum italienischen Heere, am 9. März 1796, fand die Trauung statt. Barras und Tallien waren die Hauptzeugen bei derselben. In dem Ring, den Bonaparte seiner Auserwählten an den Finger steckte, war sein fatalistisches Glaubensbekenntniss zu lesen: „Au destin."

Barras hatte, indem er Josephine zur Heirath beredete, ihr die Ernennung Bonaparte's zum Oberbefehlshaber in Italien wie eine Art Morgengabe in Aussicht gestellt. Sein Einfluss war in dieser Angelegenheit um so maassgebender, als er sich um das Personal der Heere eifrig bekümmerte; in der Hauptsache stand die Entscheidung jedoch bei Carnot, der allein über die Befähigung zu urtheilen vermochte und auf den die Verantwortung für den Erfolg der Kriegführung zurückfiel. Bonaparte brauchte dessen Urtheil nicht zu scheuen; seine an Ort und Stelle gemachten Erfahrungen fielen besonders schwer ins Gewicht, denn die Lage des in Frage stehenden Heeres war zur Zeit eine verzweifelte und das

---

1) S. den Brief von Josephine an eine Freundin bei Coston, Biographie des premières années de Napoléon Bonaparte. Leider giebt Coston, wie öfter, nicht an, wie er zu der interessanten Urkunde gekommen. Der Brief kennzeichnet Josephine und Bonaparte, ihr ganzes Verhältniss zu einander, so meisterhaft, dass man vermuthen könnte, derselbe sei nachträglich erfunden worden.

Directorium ausser Stande, derselben genügend abzuhelfen. Fassen wir dieselbe näher ins Auge.

Bonaparte hatte bekanntlich — obgleich nur Chef der Artillerie — Dank der Gunst, die er bei den allmächtigen Conventscommissaren genoss, die Operationen des Heeres in den Seealpen im Herbst 1794 wesentlich mit geleitet. Der Vorstoss gegen Dego war sein Werk gewesen; dadurch dass derselbe glückte, war die Strasse von Nizza nach Genua offen, und auch der Küstenhandel von Toulon und Marseille bis nach Genua war durch seine Batterien geschützt. Da brach der Winter herein und machte dem Feldzuge ein Ende. Bonaparte schlug vor, einen Theil des Heeres zur Wiedereroberung von Corsica zu verwenden. Er setzte den Plan durch, allein derselbe missglückte vollständig: das Seetreffen, welches den Engländern geliefert wurde, um die Ueberfahrt zu sichern, schlug fehl, die eben erst seit der Einnahme von Toulon in Stand gesetzte Flotte ward so gut wie vernichtet und die zur Landung auf Corsica bestimmten Truppen mussten wieder ausgeschifft werden. Das Schlimmste von der Sache war, dass die Schwächung des Heeres in Italien den Sarden und Oestreichern ermöglichte, sich Vado's zu bemächtigen und damit den Franzosen die Verbindung mit Genua abermals abzuschneiden. Die Erfolge des letzten Feldzuges gingen verloren. In Paris überzeugte man sich, dass die Corsen beim Heere im Süden die französischen Interessen ihren eigenen hintansetzten. Bonaparte erhielt den Befehl, sich unter dem General Hoche in die Vendée zu begeben. Er eilte nach Paris, in der Hoffnung, den Unwillen an maassgebender Stelle durch gute Rathschläge zu überwinden. Dort reichte er Denkschrift auf Denkschrift ein, um anzugeben, wie die verloren gegangenen Positionen wieder errungen werden könnten. Im Sommer 1795 erfolgten die Friedensschlüsse erst mit Spanien und dann mit Preussen; dadurch wurde

das Heer, das bis dahin in den Pyrenäen gekämpft hatte, für die Verwendung in den Seealpen frei; überdies war, da Preussen ganz Norddeutschland in die Neutralitätszone eingeschlossen hatte, der Krieg am Rhein auf den südlichen Theil des Reiches beschränkt; die französischen Heere in Italien und am Rhein wurden nur durch die neutrale Schweiz getrennt, in dem östreichischen Tyrol konnten sie sich, wenn ihnen beiden das Vordringen gelang, die Hand reichen, um alsdann gemeinschaftlich auf Wien vorzurücken. Bonaparte's Vorschläge gingen nun dahin, den Schwerpunkt des ganzen Krieges nach Italien zu verlegen. Er sah schon im Geiste, die Sarden — diese natürlichen Rivalen Oestreichs um die Oberherrschaft in Italien — sich von den Oestreichern trennen, mit den Franzosen Frieden schliessen und so diesen den Weg durch die Lombardei in das Herz der östreichischen Monarchie öffnen. Die Initiative in Italien empfahl sich besonders auch daher, weil die Oestreicher ihre Hauptmacht in Deutschland, am Rhein, concentrirt hielten, indem sie sich in Italien auf das kleine, aber tüchtige Heer des Königs von Sardinien verliessen, der mit Piemont die Thore zur Lombardei nun schon seit Jahren vertheidigt hatte; hierzu kam auch noch, dass die Franzosen in Italien zugleich als Vorkämpfer der Revolution und als Befreier von der deutschen Fremdherrschaft erscheinen und also auf das italienische Volk, als auf einen mächtigen Bundesgenossen, rechnen konnten. Der Plan entsprach so sehr der Lage der Dinge, dass er der Empfehlung durch Bonaparte kaum erst bedurft haben mag; jedenfalls machte ihn Carnot, sobald er wieder die oberste Kriegsleitung in Händen hatte, zu dem seinigen.

Der erste Schritt zur Verwirklichung des Planes war die Vereinigung des pyrenäischen Heeres mit dem italienischen[1]). Den Oberbefehl über die gesammte Streitmacht erhielt der

1) S. für das Folgende die Memoiren von Massena, herausgg. v. Koch.

General Scherer. Am 24. November 1795 erfocht derselbe einen entscheidenden Sieg bei Loano, der ihn in den Besitz der Seealpen setzte. Die Verbindung mit Genua war glücklich wieder hergestellt. Scherer traf bereits die Vorkehrungen, um, sobald der Schnee schmolz, durch die letzten Gebirgspässe in die Ebene hinabzusteigen. Unterdessen musste er seine Winterquartiere in den Bergen aufschlagen. Die Folge davon war, dass sein erschöpftes Heer vor Kälte und Hunger sich gänzlich aufzulösen drohte; die Noth war um so grösser, als, wie in allen Zweigen der Verwaltung und ganz besonders bei den Heeren, die Unterschleife zur Zeit mit einer völlig grenzenlosen Schamlosigkeit betrieben wurden. Es fehlte in gleicher Weise am Solde, an Nahrungsmitteln, an der nothdürftigsten Ausrüstung, jede Disciplin ging verloren. Alle Klagen und Bitten Scherers blieben vergeblich — das Directorium, Carnot selbst war rathlos. Die Anarchie in der Verwaltung und die Geldnoth waren derart, dass Bonaparte den Unterhalt sogar für die Armee des Innern erzwingen musste, indem er dem Kriegsminister drohte, dass er das Erforderliche sonst bei dem Landmanne nehmen werde! In ihrer Verzweiflung wandten sich die Machthaber an ihn: er sollte Rath schaffen. Scherer erhielt die Antwort auf seine Vorstellungen von Bonaparte. „Man muss sich überzeugen", raisonnirte derselbe am 19. Januar 1796, „dass grosse Erfolge in Italien ausschliesslich im Winter zu erkämpfen sind... Wenn die italienische Armee den Februar verstreichen lässt, wie sie den Januar hat verstreichen lassen, so ist der ganze Feldzug unwiderruflich verloren. . . Karren, Kleidungsstücke, Lebensmittel — wird die tapfere Armee, die sich der lombardischen Ebene bemächtigt, genug finden." Scherer erwiederte diese höhnische Expectoration mit dem Verlangen nach seiner Entlassung: Derjenige, der solche Rathschläge zu ertheilen verstehe, möge nur selber dieselben ausführen

kommen! Damit hatte Bonaparte eben Das erlangt, was er hoffte. Als wäre er selber bereits Oberbefehlshaber in Italien gewesen, hatte er in der angezogenen Denkschrift vom 19. Januar u. A. auch dafür plaidirt, dass derselbe die aller ausgedehntesten Vollmachten erhalte, denn jeder Monat erheische daselbst einen anderen Kriegsplan! Solche Begehren pflegte ein Bonaparte nicht für Andere zu stellen; dieses Raisonnement konnte ihn trefflich decken, wenn er etwa im März oder April Scherer ersetzte; wenn er alsdann nicht sofort vorrückte, hatte er die Ausrede: „was im Februar noch möglich war, ist es augenblicklich nicht mehr!“ Thatsächlich hat selbst er nach seiner Ernennung, die Ende Februar, auf Antrag zugleich von Barras und von Carnot, erfolgte, noch $2^1/_2$ Monate gebraucht, bevor er das Heer allernothdürftigst so weit ausgerüstet hatte, um den Feldzug eröffnen zu können, und selbst dann entschloss er sich zum Vorrücken nur, weil ihm die Gegner mit einem missglückten Angriff zuvorkamen! und dieses obgleich er das letzte Geld aus der Kasse des Directoriums erhielt; reiche Bankhäuser in Paris für das Unternehmen, das zugleich ein Beutezug werden sollte, zu interessiren verstand[1]); ein Zwangsanleihen in Marseille und Toulon ausschrieb; endlich seinen Landsmann Saliceti nach Genua schickte, wo er grosse Getreidelieferungen ohne Baarzahlung zu Wege brachte. Truppenzuzüge, die Scherer in Aussicht gestellt worden waren und denen der Kriegsminister vor Monatsfrist bereits den Befehl zum Aufbruch ertheilt hatte, setzten sich jetzt erst in Marsch[2]); wer weiss ob Bonaparte als Befehlshaber der Armee des Innern nicht Mittel und Wege gefunden hatte, diesen Zuzug ebenso zu hintertreiben, wie er von einer Hülfeleistung an Lebensmitteln u. s. w. abgerathen hatte? — Jetzt, da Scherer's Heer das seinige geworden war, setzte er Himmel und Hölle in Be-

1) S. hierfür Michelet, Histoire du XIXme Siècle.

2) S. Bonaparte's Schreiben an den Kriegsminister v. 29. Februar 1796.

wegung, um jene Lebensmittel und Karren in der Lombardei erkämpfen zu können, die er wie reife Früchte geschildert hatte, nach denen Scherer nur zu greifen brauche!

Am 27. März erliess Bonaparte von seinem Hauptquartier in Nizza aus folgende Proclamation an das Heer: „Soldaten! Ihr seid nackend, schlecht genährt; die Regierung schuldet Euch sehr viel, sie vermag Euch Nichts zu geben. Eure Geduld, der Muth, den Ihr inmitten der Felsen gezeigt habt, sind bewunderungswürdig; allein sie geben Euch keinen Ruhm, auf Euch fällt kein Glanzstrahl. Ich will Euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, grosse Städte werden zu Eurer Verfügung stehen. Ihr werdet dort Ehre, Ruhm und Reichthümer finden. Soldaten Italiens! (Soldats d'Italie!) werdet Ihr es an Muth oder Ausdauer fehlen lassen?“

Eine solche Sprache hatten die Soldaten der Republik, welche ausgezogen waren, um den Völkern die Freiheit zu bringen, noch nicht vernommen. An Stelle der Revolution und ihrer Ideale, welche bisher die opferfreudige Begeisterung genährt hatten, rief Bonaparte die Gier nach Reichthümern und den blendenden Wahn nach blutigem Kriegsruhm an; gleich in diesem seinem ersten Manifeste tritt der Eroberer so cynisch und so nackt als möglich ans Tageslicht. Wohl hatte er vom Directorium den Auftrag, in Italien zu nehmen, was er irgend nehmen konnte, um damit die leeren Staatskassen zu füllen; hierzu zwang die Noth; statt dessen versprach er die in Aussicht stehende Beute dem Heere, jenem Heere, dem die Regierung Nichts zu geben vermochte, dem er dagegen die ausschweifendsten Wünsche befriedigen wollte! Er verleugnete so in demselben Athemzuge die Revolution und das Directorium; an ihre Stelle trat er selbst; erfüllte er sein Versprechen, wie sollte das Heer ihm nicht blindlings anhängen?

Jede Wendung in dieser Proclamation ist beachtenswerth,

auch die Anrede: Soldaten „Italiens“ giebt zu denken. Die Wirkung, welche das Erscheinen des Revolutionsheeres in Italien hervorrufen konnte, war von unberechenbarer Tragweite; fing das italienische Volk Feuer, und an Zündstoff hierzu fehlte es wahrlich nicht! so konnte sich möglicherweise hier so gut wie in Frankreich die nationale Idee verwirklichen. Der Gedanke, dass der Corse Buonaparte die Gelegenheit benutzen mochte, sich ein italienisches Königreich zu gründen, lag so nahe, dass er — mit gewohntem Selbstgefühl — seine Heirath mit Josephine dem Directorium anzeigte, indem er bemerkte, dass dieselbe eine Bürgschaft mehr biete für seine Ergebenheit und Treue gegenüber der Republik. Eine solche Bürgschaft that also noth! Hiermit scheint auch zusammenzuhängen, dass er um diese Zeit seinen Namen dadurch französirte, dass er das italienische U in demselben fortliess: Niemand sollte sein Franzosenthum bezweifeln.

Wohl waren die älteren, erprobten Divisionsgenerale, die Massena, Augereau, Laharpe, Serrurier nicht wenig ungehalten und erstaunt darob, dass man ihnen aus Paris den unansehnlichen kleinen Corsen zum Oberbefehlshaber schickte, der nur bei dem kleineren Theil des Heeres, mit dem er Toulon bezwungen und an der Riviera gesiegt hatte, als militärische Capacität bekannt war, von dem die Uebrigen nur wussten, dass er auf wenig rühmliche Weise am 13. Vendémiaire den Muth gehabt hatte, die Strassen der Hauptstadt mit Kartätschen zu säubern. Indess gleich sein erstes Auftreten war ein so sicheres, an seinen Anordnungen war so wenig zu tadeln, dass er sich schnell genug die erforderliche Achtung und Fügsamkeit zu erzwingen verstand. Schon nach dem ersten Treffen war kein Zweifel, dass er der Mann war, die kühnsten Hoffnungen noch zu überbieten. Endlich, endlich war für ihn der so ersehnte Augenblick gekommen, der Welt zu zeigen, was er vermöge!

Der italienische Feldzug des Jahres 1796.

Carnot betrieb die Organisation der Heere mit gewohnter Rastlosigkeit. Es that aber auch Noth. Galt es doch im Inlande die Vendée und jene royalistischen Guerillabanden, die s. g. Chouans, welche mit Hülfe englischer Gelder immer wieder von Neuem erstanden, endgültig niederzuwerfen, und zugleich den bevorstehenden Feldzug gegen Oestreich so durchzuführen, dass der Friede, wie ihn die Verfassung zur Voraussetzung hatte, möglich würde; eher schienen die Errungenschaften der Revolution, schien die republikanische Staatsform nicht gesichert. Die Bewältigung des Bürgerkrieges und den Krieg gegen England übertrug er dem General Hoche, der schon im Sommer 1795 die Landung bei Quiberon (in der Vendée) glücklich zurückgeschlagen hatte, an dessen Patriotismus und Ergebenheit für die Sache der Revolution nicht zu zweifeln war. Am Rhein sollten zwei mächtige Heere, das eine bei Düsseldorf (unter Jourdan), das andere bei Strassburg (unter Moreau) gegen die Donau vorrücken, die kaiserliche Hauptmacht in Deutschland fesseln und so dem Heere in Italien den Weg durch die Lombardei offen halten; wenn alle drei Heere unaufhaltsam vordrangen, so konnten sie schliesslich vereint den Frieden in Wien dictiren.

Dass die Entscheidung durch das italienische Heer herbeigeführt werden würde, sahen die Scharfsinnigsten unter den Feinden der Revolution und der Republik voraus. Hier, wo die Rivalität zwischen den Sarden und den Oestreichern das

Zusammenwirken ähnlich lähmte, wie bis dahin der Hader zwischen Preussen und Oestreich es am Rhein gethan hatte; wo der Beherrscher von Piemont, wenn man ihm nur eine irgend genügende Entschädigung für das ihm entrissene Savoyen und Nizza zu bieten vermochte, zum Frieden nicht weniger geneigt war, als Preussen, das mit dem Beispiel voran gegangen war; hier war offenbar der schwächste Punkt der Coalition; dass die Franzosen dieses erkannt hatten und ihre Pläne darauf bauten, bezeugten die ungeheuren Rüstungen, die Aufgebote zu dem Heere an der Südostgrenze des Reiches. Der Royalist Dutheil, der das Genie von Bonaparte nicht mit in Rechnung bringen konnte, weil er es nicht kannte, rief dem Ministerium in London im April 1796 bereits die prophetische Warnung zu: „Von der Vertheidigung Italiens hängt das Schicksal von Europa und der französischen Republik ab!“ [1]). Dutheil hoffte, dass die Coalirten ihre Maassregeln danach getroffen hätten, es erwies sich jedoch bald genug, dass es nicht der Fall war.

Bonaparte verfügte über eine Streitmacht von ca. 45,000 Mann, die er zwischen dem Col di Tenda und Voltri, bis dicht vor Genua versammelt hatte; die ihm gegenüber stehenden Oestreicher (unter Beaulieu) und Sarden (unter Colli) waren ungefähr ebensostark, doch waren ihre Kräfte sehr verzettelt. Sie kamen ihm am 10. April mit einem Angriff zuvor, in der Hoffnung einen Theil seines Heeres gegen die Küste unter die Geschütze der englischen Flotte unter Nelson zu drängen; allein der Plan misslang vollkommen; Bonaparte ging selbst zur Offensive über und schon nach fünf Tagen

1) „La deffense de l'Italie intéresse trop les puissances coalisées pour ne pas supposer que leur prévoyance aura pris tous les moyens pour l'assurer. Les destinées de l'Europe sont attachées à cette défense, et les espérances de la république sont calculées sur des succès de ces côtés.“ Die hervorgehobenen Worte hat Dutheil selber unterstrichen. S. dessen „Mémoire sur l'Etat actuel de la France au mois d' Avril 1796“. Record Office. London.

war er glücklich in der Ebene; die Trennung der Bundesgenossen, auf die er seinen Plan gebaut hatte, war die unmittelbare Folge davon: die Oestreicher zogen sich eiligst auf der Strasse nach Mailand zurück, um diese Hauptstadt ihrer lombardischen Provinz zu decken, die Sarden dagegen eilten auf Turin zu, jeder Tagemarsch führte sie weiter auseinander. Bonaparte's Instructionen, wie sie in Paris aufgesetzt waren, befahlen ihm für diesen Fall, die Sarden links liegen zu lassen und so schnell als möglich den Oestreichern nachzurücken, bevor sie sich wieder sammeln könnten; er aber erachtete es mit Recht für sicherer, sich der Sarden erst endgültig zu entledigen, die ihm sonst den Rücken bedrohten und die Verbindung mit Frankreich nur zu leicht verlegen konnten. Am 21. April wurden dieselben bei Mondovi von ihm auf's Haupt geschlagen. Bonaparte stand nur noch 10 Stunden von Turin entfernt. Da ging dem Könige Victor Amadeus der Muth aus. Seine Lage war eine völlig verzweifelte. Das Stammland seines Hauses (Savoyen und Nizza) war bereits seit Jahren im Besitz der Franzosen; auf der Insel Sardinien herrschte, in Folge von revolutionären Umtrieben, eine solche Anarchie, dass er sie kaum noch zu seinem Reiche zählen konnte; auch Piemont war von der Revolution bereits unterwühlt, so dass ihm in seiner eigenen Hauptstadt, zumal nachdem die republikanische Streitmacht herangerückt war, ein Aufstand drohte; die Kassen waren leer; das zertrümmerte Heer konnte höchstens noch hinter Festungsmauern Widerstand leisten; siegten die Oestreicher, so hatte er von ihnen wenig oder Nichts zu erwarten; wogegen die Franzosen, falls sie die Oberhand behielten, ihm möglicherweise Mailand selbst verschaffen konnten. So drängte Alles auf eine Verständigung mit diesen hin. Bonaparte erklärte sich zu einem Waffenstillstande bereit, falls ihm das Besetzungsrecht in den Festungen Coni, Tortona und Ceva eingeräumt,

dazu freier Durchzug durch Piemont für seine Truppen und Courriere verstattet werde; auf diese Bedingungen ward derselbe zu Cherasco abgeschlossen.

Gleich bei diesem ersten entscheidenden Schritt in Italien verfuhr Bonaparte mit einer Eigenmächtigkeit, wie sie sich kein anderer General der Republik erlaubt haben würde. Für das bürgerliche Regiment der Republik war Nichts gefährlicher, als wenn das Militär sich demselben entzog. Mit der grössten Eifersucht und Strenge hatte der Convent darüber gewacht, dass dieses nicht geschehe; seine Commissare bei den Heeren hatten dictatorische Gewalt geübt: der General musste sich bei Strafe der Guillotine ihren Anordnungen so blindlings fügen, wie der geringste Soldat oder Bürger. Nur so war es möglich gewesen, das Heer zu einem Volksheer zu machen, den Militär in den Schranken seiner Bürgerpflicht zu halten, einer Militärdictatur vorzubeugen, mit einem Worte: die Armee dem Interesse der Gesammtheit ein- und unterzuordnen; dieselbe sollte täglich, namentlich auch im Felde, daran erinnert werden, dass sie, so gut wie jeder Andere, dem Vaterlande und nur diesem zu dienen habe. Die grosse Schwierigkeit bestand darin, diesen Grundsatz zur Geltung zu bringen und dabei doch dem Fachmanne hinreichend freien Spielraum zu lassen. Auch hierin, wie in so vielen anderen Stücken, hatte die Verfassung des Jahres III die richtige Mitte einzuhalten versucht: die commandirenden Generale hatten in militärischen Dingen freie Hand, nur dass sie mit dem Feinde über keinen allgemeinen Waffenstillstand verhandeln durften; sie mussten diesen, wie überhaupt alle Maassregeln von politischem Charakter, den ihnen beigegebenen Regierungscommissaren überlassen. Auch Bonaparte hatte zu diesem Behufe zwei Commissare zur Seite; er aber unterhandelte und schloss den Waffenstillstandsvertrag ab, ohne sie auch nur zu befragen! Indem er Dieses

hat, verstiess er zugleich gegen einen Grundgedanken der Revolution, gegen die Verfassung des Jahres III, gegen den ausdrücklichen Wortlaut seiner Instruction, in der er an diese Bestimmungen gemahnt worden war. Er war sich dessen vollkommen bewusst: in seiner ersten Erwiederung an den General Colli, der im Auftrage seines Souverains unterhandelte, hatte er selbst darauf hingewiesen, wie die Regierung in Paris sich den Friedensschluss selber vorbehalten habe, dass er, als General, nur einen einfachen Waffenstillstand abschliessen könne; allein er hatte zugleich die Bedingungen genannt, unter denen er bereit wäre, zu einem dauernden Waffenstillstande, der in Wirklichkeit einem Präliminarfriedensvertrage fast gleichkam, die Hand zu bieten. Hierauf war Colli eingegangen.

Bonaparte wusste sehr wohl, wie er mit solcher Eigenmächtigkeit bei der Regierung in Paris Anstoss erregen werde, er that daher auch das Erdenkliche, den Eindruck derselben zu verwischen. Er rechnete dabei zunächst auf die Begeisterung, welche seine einander überbietenden Siegesbulletins in der Hauptstadt entzünden mussten. Um den Parisern seine Grossthaten noch mehr zu Gemüthe zu bringen, sandte er ihnen seinen Adjutanten Junot mit 21 erbeuteten Fahnen, welche, in feierlichem Aufzuge durch die Provinzen und durch die Strassen von Paris getragen, trefflich geeignet waren, die Sinne zu berauschen. Er gab demselben auch ein Schreiben an das Directorium mit, wo es am Schlusse hiess: „Das Heer in Italien beauftragt mich, Ihnen seine Ergebenheit zu bezeugen, sowohl für die Verfassung, wie für die Magistrate, die mit starker Hand die verschiedenen Factionen niederhalten, die noch immer den Schooss des Vaterlandes zerreissen möchten.“ Selbst so liess ihm seine Gewissensangst noch keine Ruhe. Auch sein Bruder Joseph musste nach Paris, um den gefürchteten Blitzstrahl von seinem Haupte

abzuwenden. Auch er erhielt ein Schreiben an das Directorium mit auf den Weg: „Während des einmonatlichen Waffenstillstandes mit den Sarden", führte Bonaparte in demselben aus, „werde er sich der Lombardei bemächtigen und die Oestreicher aus Italien herauswerfen." Selbst diese Betheuerung genügte noch nicht. Kaum war Joseph abgereist, so folgte ihm ein Courrier mit noch einem Schreiben an das Directorium: „Wenn der Waffenstillstand ein dauernder werde oder gar zum Frieden führe, wolle er, noch bevor die Heere am Rhein sich in Bewegung setzten, durch Tyrol nach Bayern vorrücken und ihnen die Hand reichen." Hierzu machte er sich anheischig, obgleich, nach seinen wahrhaft unglaublich frechen Angaben, ihm nur 37,500 Mann zu Gebote standen und diese in völlig zügellosem Zustande, indem die Truppen in Folge der erlittenen Entbehrungen (er hätte hinzufügen können: und seiner Versprechungen) sich in der ausschweifendsten Weise der Plünderung hingaben; mit diesen habe er an die 100,000 Feinde zu bekriegen, welche ihm an Reiterei und Artillerie weit überlegen seien und die, von Wuth und Verzweiflung angetrieben, wie die Löwen kämpften. Wenn selbst diese Wunder nicht verfingen, so mussten die Millionen, die er, wenn man ihn nur gewähren lasse, in nächste Aussicht stellte, den Unwillen der Machthaber beschwichtigen helfen: schon die besetzten Landestheile von Piemont gewährten eine reiche Ausbeute, die Provinz Mondovi allein werde eine Million zahlen; von den Genuesen könne man dreist 15 Millionen erpressen, sie hätten es durch ihr Benehmen den Engländern und Oestreichern gegenüber nicht besser verdient; hierzu kämen die Millionen aus Modena, Piacenza und Parma, die nicht ausbleiben könnten; den Plünderungen des Heeres habe er durch einige Erschiessungen bereits Einhalt gethan, Alles gehe gut. Endlich musste sein künftiger Schwager, der Reitergeneral Murat

(der sich am 13. Vendémiaire dadurch ausgezeichnet hatte, dass er die vor der Stadt lagernden Geschütze glücklich zu Bonaparte in die Tuilerien gebracht hatte) Carnot die den Waffenstillstandsbedingungen gemäss erfolgte Besetzung von Coni und Tortona melden, zugleich, dass Bonaparte dessen Befehle fortan über Turin, in der Hälfte der Zeit, zu empfangen hoffe!

Den unwiderstehlichen Reiz, welchen die Eigenmächtigkeit als solche für einen Bonaparte hatte, ermisst man erst, wenn man bedenkt, dass er zur Uebung derselben so dreist gegen die Staatsgesetze verstossen hatte, gerade in dem Augenblicke, wo er mehr als je der Gunst der Machthaber bedurfte: er hoffte nämlich, dass sie ihm auch das s. g. Alpenheer unterordnen würden, welches unter dem Befehl von Kellermann als Reserve zwischen Lyon und Genf lagerte und nun auf dem kürzesten Wege ungehindert zu ihm stossen konnte.

Der Waffenstillstand mit dem Könige von Sardinien war in der That so ausserordentlich vortheilhaft, dass über dessen Annahme im Directorium nur eine Stimme sein konnte. Im Uebrigen hatte Bonaparte seine Rechnung vollständig ohne den Wirthen gemacht. Je unleugbarer seine unvergleichliche Thatkraft war, je weniger war die Regierung geneigt, ihm den Missbrauch derselben nachzusehen. Für Keinen waren die Gesetze, welche den Feldherrn auf das Militärische beschränkten, offenbar mehr am Platze als für einen Mann seines Schlages. Das wohlverdiente Lob für die glänzende Eröffnung des Feldzuges erhielt er vom Directorium in vollem Maasse gespendet. Dasselbe bestätigte auch den Vertrag in der Form, wie er ihn abgeschlossen hatte, erklärte ihm aber zugleich auf das Nachdrücklichste, dass derartige Unterhandlungen in Zukunft ganz ausschliesslich von den dazu bestimmten Commissaren geführt werden sollten. Die Alpenarmee sollte sofort nachrücken, allein Kellermann sollte den

herrschen über dasselbe behalten und sein Hauptquartier in Mailand aufschlagen. Somaglia sich mit seinem Heere auf einen Zug nach Livorno, die Unterwerfung von Parma, Modena, Lom und Neapel beschränken, mit anderen Worten: den Herrschern in Italien nur Kaiserman theilen, dieser dazu dienen, dessen Ehrgeiz und Verwegenheit zu zügeln! Das Zusammenwirken beider hatten jene Commissare zu überwachen, die Somaglia nicht einmal in politischen Dingen unwirksam lassen wollte.

Somaglia empfing diese niederschmetternde Botschaft in Lodi, eben nachdem er daselbst den Uebergang über die Adda erzwungen und die Oesterreicher unter Beaulieu geschlagen hatte. Mailand preisgeben und sich nach Mantua zurückziehen, war der Beschluss des Directoriums unwiderruflich, so waren seine kühnsten Träume, die sich eben so glänzend zu verwirklichen begannen, mit einem Schlage vernichtet. Indessen die Lage der Dinge war derart, dass er hoffen konnte, den verhängnissvollen Beschluss rückgängig zu machen. Er schrieb sofort nach Paris:

„Eure Befehle sind erfüllt: Die Lombardei gehört zur Stunde der Republik. Gestern habe ich eine Division abgehen lassen, um das Schloss in Mailand zu umzingeln. Beaulieu ist mit seinem Heere in Mantua: er hat das ganze umliegende Land unter Wasser gesetzt: er wird daselbst den Tod finden, denn es ist die ungesundeste Gegend in ganz Italien.

„Beaulieu hat noch eine zahlreiche Armee; er hat den Feldzug mit sehr überlegenen Kräften begonnen. Der Kaiser schickt ihm 10.000 Mann Verstärkung, die schon auf dem Marsche sind.

„Ich halte die Zweitheilung des Heeres in Italien für sehr unpolitisch: es ist auch den Interessen der Republik zuwider, wenn dort zwei Oberbefehlshaber eingesetzt werden.

„Das Unternehmen gegen Livorno (wo die Engländer eine grosse Flottenstation hatten), Rom und Neapel ist eine Kleinigkeit." . . . . . .

Die bisherigen Erfolge, führte er aus, seien nur dadurch möglich geworden, dass er bei Niemandem um Rath gefragt habe; in Folge dessen sei sein Marsch so schnell gewesen wie sein Gedanke. Italien sei so gut wie unterworfen, allein nur unter der Bedingung, dass der dort befehlende General unbeschränkte Vollmachten habe. Ein Jeder führe Krieg auf seine Weise; der General Kellermann habe mehr Erfahrung und werde ihn besser führen, als Er; Beide zusammen würden sie Nichts vermögen. Die Entscheidung des Directoriums wiege in diesem Falle so viel, als wenn der Kaiser Beaulieu 15,000 Mann Verstärkung schickte. Die Antwort auf dieses Schreiben werde ihn wahrscheinlich bereits in der Nähe von Livorno antreffen.

Trotz dieser schlagenden Argumentation, trotz aller Siegeszuversicht, waren Verlangen und Furcht zu gross, als dass Napoleon gewagt hätte, dieses Schreiben dem Directorium als solchem ohne Weiteres zukommen zu lassen: dieses brauchte ihn nur beim Worte zu nehmen und die Antwort konnte seine Abberufung sein. Er adressirte das Schreiben daher an Carnot, den er beständig auf jede erdenkliche Weise für sich einzunehmen bemüht war. „Da es möglich wäre", schrieb er ihm jetzt, „dass das Schreiben an das Directorium nicht gut aufgenommen würde, und Sie mir Freundschaft bezeugt haben, so adressire ich dasselbe an Sie, mit der Bitte, den Gebrauch davon zu machen, den Ihnen Ihre Vorsicht und Ihre Anhänglichkeit an mich eingeben werden. — Kellermann wird das Heer so gut befehligen wie ich, denn Niemand ist mehr als ich überzeugt, dass die Siege dem Muthe und der Kühnheit des Heeres zu verdanken sind; allein ich glaube: Kellermann und mich in Italien zusammen einsetzen, hiesse

Alles verlieren. Ich kann nicht mit einem Manne zugleich dienen, der sich der erste General in Europa dünkt. Und dann glaube ich, dass ein schlechter General mehr taugt, als zwei gute. Der Krieg ist, wie die Regierungskunst, eine Sache des Tactes.

„Ich kann Ihnen nur dann von Nutzen sein, wenn Sie mir dieselbe Achtung zu Theil werden lassen, die Sie mir in Paris bezeugten. Ob ich hier oder dort Krieg führe, ist mir gleichgültig: dem Vaterlande nutzen, bei der Nachwelt ein Blatt in unserer Geschichte verdienen, der Regierung Beweise meiner Anhänglichkeit und Ergebenheit geben, das ist mein Ehrgeiz. Aber mir liegt sehr am Herzen, nicht in acht Tagen die Mühen und Gefahren zweier Monate einzubüssen und mich gehemmt zu sehen. Ich habe mit einigem Ruhme begonnen, und ich wünsche Ihrer würdig fortzufahren. . . . . .

„Ich schwöre Ihnen, dass ich hierbei nur das Wohl des Vaterlandes im Auge gehabt habe. Uebrigens werden Sie mich stets auf grademWege finden. Ich schulde der Republik das Opfer all meiner Ideen. Wenn man mich bei Ihnen anzuschwärzen sucht, mein Herz und mein Gewissen sind Antwort genug."

Hier, wie so oft, fordert Napoleon den Spruch heraus: „qui s'excuse s'accuse." Dass er in der Sache Recht hatte, darüber konnte kein Einsichtiger im Zweifel sein; die Frage war nur, ob man seiner Gesinnung hinreichend vertrauen dürfe, um ihm eine solche Macht in die Hand zu geben. Er selbst wusste am besten, wie wenig ein derartiges Vertrauen Seitens des Directoriums gerechtfertigt war. Eben deswegen hatte er Betheurung auf Betheurung, Lockung auf Lockung gehäuft, Drohung und Schmeichelei durcheinander gemengt, um dasselbe zu bethören.

Die Regierung befand sich dem eigenwilligen, verdächtigen General gegenüber in grösster Verlegenheit: mochte der Zweifel an seine Ergebenheit noch so stark sein — man musste seinen Wünschen entsprechen oder das durch ihn Errungene auf's Spiel setzen. An seine Abberufung war Angesichts der Begeisterung, die ihn in den Himmel hob, nicht wohl zu denken. Wurde doch eben in dem Augenblicke, da sein Schreiben in Paris eintraf, in Folge der endgültigen Niederwerfung der Vendée durch Hoche und Bonaparte's Glanzthaten in Italien ein Siegesfest in Scene gesetzt! Dieser Stimmung entsprechend lautete die zugleich so gefürchtete und so ersehnte Antwort des Directoriums, welchem zur Zeit Carnot vorsass. „Das Vertrauen, welches das Directorium in Ihr Talent und Ihren republikanischen Eifer setzt", ward dem General unterm 21. Mai geschrieben, „hat über den künftigen Befehlshaber in Italien Ihrem Wunsche gemäss entschieden: Kellermann bleibt in Chambery."

Damit waren die Würfel gefallen; Bonaparte hatte die Probe seiner Unentbehrlichkeit gemacht, die Regierung die Zügel aus der Hand gegeben: er konnte fortan in Italien schalten und walten wie ihm beliebte. Dieser Erfolg machte ihm den Kopf ordentlich schwindeln. Ihm sei es vorbehalten, rief er seinem Adjutanten Marmont um diese Zeit eines Tages zu, Thaten zu vollbringen, von deren Grösse das lebende Geschlecht keine Ahnung habe. „Damals erst, heisst es in den Denkwürdigkeiten von S' Helena, glaubte ich an meine Grösse und dass ich schliesslich doch noch eine entscheidende Rolle auf unserer (d. h. der französischen) politischen Bühne spielen werde."

Unterdessen hatte er seinen Siegeslauf durch die Lombardei unaufhaltsam fortgesetzt. Schon am 16. Mai hatte er seinen triumphalischen Einzug in Mailand gehalten, wo er von der italienischen Bevölkerung als Befreier und Held mit

unermesslicher Begeisterung und Bewunderung empfangen worden war. Die Zuversicht in seine nationale Sendung war um so grösser, als er doch selbst ein geborener Italiener war. Dennoch beruhte sie auf einer argen Täuschung: die Verwirklichung des nationalen Staates, das Nationalitäts-Princip, war für Bonaparte ein überwundener Standpunkt, sein Herrschergelüste umfasste bereits mehr als eine Nation, die nationale Idee hatte mitsammt dem damit zusammenhängenden Begriff politischer Freiheit oder Selbstbestimmung für ihn nur noch in sofern Werth, als sie ihm dazu diente, die Völker im Namen der Revolution um seine Fahne zu schaaren, und die Betrogenen um so sicherer unter sein Schwert zu beugen. Die volle Entfaltung der italienischen Nation lag ihm um so ferner, als er bereits von Paris aus, das er gern als das neue Rom bezeichnete, die Welt zu beherrschen gedachte. Der Schwerpunkt der revolutionären Macht, mit deren Hülfe er seine cäsarischen Pläne auszuführen hoffte, lag offenbar an der Seine und nicht an der Tiber. Nur noch wenige Monate und seine Blicke schweiften über das adriatische Meer hinüber nach dem Orient, die apenninische Halbinsel war dann nur noch eine Brücke hin, ein unterworfener Landstreifen, über den hinweg der Weg nach Constantinopel führte! Der Jubel, mit dem er begrüsst worden war, nahm denn auch in den von ihm besetzten Gebieten ein jähes Ende: es ward nur zu klar, dass er mehr auf Plünderung und Eroberung, als auf Befreiung ausging. Im Mailändischen allein, wo — wie er seiner Regierung schrieb — die Oestreicher während der letzten Kriegsjahre bereits eine reiche Ernte gemacht hatten, wurde eine Contribution von 20 Millionen ausgeschrieben. In der Hauptstadt selbst brach in Folge dessen ein Aufstand aus, der um so gefährlicher werden konnte, als die Citadelle noch von den Oestreichern besetzt war; Bonaparte, der die Stadt schon wieder verlassen

hatte, erschien selbst, um denselben im Keime zu ersticken. Dieses gelang hier leichter als in der Landschaft, wo er u. A. die Ortschaft Binasco niederbrennen und deren Einwohner unterschiedlos niedermetzeln liess. Nur durch solche Schrekensmaassregeln glaubte er Herr der Lage bleiben zu können. Das reiche Pavia, dessen Thore er sich mit Gewalt öffnen musste, überlieferte er seinen Soldaten zur Plünderung. Auch hier war er persönlich zugegen.

An einer schnellen Bewältigung des Aufstandes hing das Schicksal des ganzen Feldzuges; denn Bonaparte hatte zwar die Oestreicher in die Tyroler Berge gejagt, allein noch keineswegs aus Italien hinausgeworfen, hierzu bedurfte er noch fast eines ganzen Jahres an Zeit und einer langen Reihe der glänzendsten Siege, die seine Feldherrnlaufbahn überhaupt aufzuweisen hat. Es handelte sich dabei um den Besitz des mächtigen Bollwerks Mantua am Mincio-Fluss; die Oestreicher hatten das Land ringsum unter Wasser gesetzt; eine Belagerung in aller Form war dadurch unmöglich geworden, zumal in der Sommerhitze während der herrschenden Sumpffieber; Bonaparte musste sich begnügen, die Festung zu berennen und ein Beobachtungsheer gegen die Tyroler Berge aufzustellen, von wo ein östreichisches Entsatzheer zu erwarten stand. Um dieses wirksam thun zu können und auf alle Eventualitäten gefasst zu sein, erachtete er es für das Beste, sich jenseits des Mincio der Etsch-Linie zu bemächtigen. Hierzu musste er freilich das neutrale Gebiet der Republik Venedig in Besitz nehmen. Er aber war nicht der Mann vor solchen völkerrechtlichen Schranken zurückzuschrecken, die militärischen Gesichtspunkte allein kamen bei ihm in Betracht: sobald er sein Heer stark genug wähnte, sich einer strategisch vortheilhaften Stellung zu bemächtigen, war er auch schon entschlossen, dieselbe einzunehmen. Ohne sich um irgend Wen zu bekümmern ging er sofort ans Werk.

Den erwünschten Vorwand gab ihm der Rückzug der Oestreicher, welche ihren Weg aus der Lombardei nothwendig durch das venetianische Gebiet nehmen mussten, wo ihnen für diesen Fall zwei Militärstrassen vertragsmässig zu Gebote standen. Bonaparte folgte ihnen auf dem Fusse nach. Die Venetianer, welche sich auf ihre Neutralität verliessen und mit Rüstungen zurück gehalten hatten, schon um bei den kriegführenden Mächten kein Misstrauen zu wecken, wagten nicht, ihm auch nur die Thore ihre Festungen zu verschliessen: Verona, Peschiera, Pizzeghetone, Brescia wurden ohne Widerstand von den Franzosen besetzt. Bonaparte erhob Contributionen und plünderte das Gebiet der Republik, als hätte er dasselbe im Kriege erobert. Wer seiner Willkür Schranken setzen wollte, musste es mit dem Schwerte thun, da die Venetianer dieses nicht einmal zu zeigen wagten, wurden ihre Bitten und Klagen mit Spott und Hohn erwiedert. Bonaparte trieb es so arg, dass selbst der französische Gesandte in Venedig sich darüber empörte und ihn erinnern zu müssen glaubte an seine Versprechungen bei Ueberschreitung der Grenze, sowie dass er es mit einem neutralen Staate zu thun habe, mit dem Frankreich im Frieden lebe. Auch diese Vorstellungen blieben völlig unberücksichtigt: wie sollte Der sich von einem Gesandten Etwas vorschreiben lassen, der sich nicht einmal um die Ansichten und Anordnungen des Directoriums kümmerte?

Nachdem Bonaparte sich solcherweise der Etschlinie bemächtigt hatte, blieb ihm Nichts übrig, als Mantua umzingelt zu halten und den Heranmarsch eines östreichischen Ersatzheeres abzuwarten. Vordem dieses geschah, mussten Wochen verstreichen, so entstand auf dem Hauptkriegsschauplatze eine längere Pause, die er dazu benutzte, um die noch übrigen feindlichen Staaten in Italien, die — sobald sie nur mit den Oestreichern zusammenwirkten — ihm noch äusserst

gefährlich werden konnten, möglichst zu entwaffnen und einzuschüchtern. Hierbei zeigte er, was die Vereinigung von Diplomatie und Kriegskunst in seiner Hand bedeutete, wie meisterhaft er eine Kunst durch die andere zu ergänzen, beiden die höchste Wirkung abzugewinnen verstand. Gleich am 5. Juni gelang es ihm, mit Neapel einen Vertrag abzuschliessen, demgemäss die neapolitanische Reiterei, die bisher in den Reihen von Beaulieu mit gekämpft hatte, sich bis zum Friedensschluss in den Kreis des französischen Heeres begab, wo sie jederzeit entwaffnet werden konnte; zugleich musste sich die Flotte des Königreichs von der englischen trennen; so dass Neapel, ähnlich wie Preussen und Piemont, fortan Neutralität beobachtete, ohne dass der Friede vereinbart worden wäre. Bonaparte's Absicht ging dahin, den ohnmächtigen italienischen Staaten gegenüber auf diese Weise freie Hand zu erhalten, mit ihnen erst dann endgültig abzurechnen, wenn er eine erdrückende Macht gegen sie aufzubieten im Stande wäre. In Paris war die Regierung es zufrieden, wenn dieselben die Waffen niederlegten und sich zu einem dauernden Friedensschlusse bereit finden liessen. Namentlich war Carnot darauf bedacht, die Zahl der Feinde zu verringern und dem europäischen Frieden so vorzuarbeiten. Er glaubte obendrein, Bonaparte im Besondern einen grossen Dienst zu leisten, wenn er mit den Feinden in seinem Rücken dauernde Verträge vereinbarte [1]). In Folge dessen ward sowohl mit dem Könige von Sardinien als auch mit Neapel ein Friedensvertrag geschlossen. Indess war der erstere fast illusorisch, indem Bonaparte seinerseits mit Piemont einen Militärvertrag zu Wege brachte, laut welchem ihm, zu den schon besetzten Festungen, auch noch Alessandria eingeräumt wurde; für seine Truppen erhielt er freien Durchzug und Verpflegung. Trotzdem blieb die Verbindung mit Frankreich gefährdet, denn in

1) S. Réponse à Bailleul. p. 39.

den ligurischen Alpen sammelten sich immer wieder bewaffnete Schaaren, die s. g. Barbets, welche die Etappenstrassen bedrohten. Dieses bewog Bonaparte gegen Genua einzuschreiten. In mehreren Ortschaften, welche an dem allgemeinen Aufstande in der Lombardei theilgenommen haben sollten, wurden die Angesehensten unter den Einwohnern ergriffen und vor ihren Thüren erschossen. In Genua selbst erschien Bonaparte's Adjutant Murat vor dem Senat und verlas eine drohende Note, in der die sofortige Ausweisung des kaiserlichen Gesandten und strenge Bestrafung aller Schuldigen gefordert wurde. Dabei blieb es vorläufig. Das Herzogthum Parma musste einen Waffenstillstand mit Geld, Lebensmitteln, Pferden und vielen werthvollen Gemälden erkaufen; der Herzog wurde verhältnissmässig schonend behandelt, weil er spanischer Infant war und die Franzosen darauf ausgingen, in Madrid ein Bündniss zu vereinbaren. Die spanische Regierung sollte hierzu namentlich auch dadurch verlockt werden, dass man ihr einen bedeutenden Machtzuwachs in Italien in Aussicht stellte. In Bezug auf Modena, wo ein östreichischer Erzherzog herrschte, walteten keine solche Rücksichten ob; Bonaparte nahm daher keinen Anstand, die Bevölkerung zum Sturze des bisherigen Regiments aufzurufen und das Land als ein erobertes zu behandeln und gründlich auszuplündern. Ganz Oberitalien gehorchte seinen Winken.

Im mittleren Italien hatte das Grossherzogthum Toscana mit der französischen Republik bereits Frieden geschlossen. An seiner Küste aber befand sich der grosse, von den Engländern als Flottenstation ausersehene Handelshafen von Livorno, den er — gemäss dem aus Paris ihm gewordenen Auftrage — zu überfallen unternahm. Ihn persönlich interessirte der Zug nicht nur der reichen Beute wegen, die man dort in den englischen Magazinen vorzufinden hoffte, sondern

vor Allem auch, weil er von dort aus die Wiedereinnahme seines Corsica am besten betreiben konnte. Er traf die Vorkehrungen zu dem Zuge mit der grössten Heimlichkeit und Hinterlist: während seine Colonnen sich in Eilmärschen ans Ziel begaben, traf er selbst zum Besuche des Grossherzogs in Florenz ein, der denn auch gute Miene zum bösen Spiele machte und sich in sein Schicksal fügte. Im Uebrigen gelang der Ueberfall nur halb, indem die Engländer ihre Schiffe und den grössten Theil ihrer Vorräthe noch zeitig in Sicherheit brachten. Immerhin war die Beute eine sehr grosse und die Franzosen richteten sich in der Stadt ein, als wenn ihnen dieselbe gehörte.

Es blieb nur noch der Kirchenstaat zu bewältigen übrig. Auch hier ging Bonaparte sofort ans Werk. Die päpstlichen Legationen nördlich der Apenninen empfingen die Franzosen mit lautem Jubel als Befreier. Der Eindruck hiervon war in Rom ein so mächtiger, man fürchtete so sehr, dass Bonaparte seine Fahnen auf dem Kapitole selbst aufpflanzen könne, dass — mit Hülfe der Vermittlung des spanischen Gesandten Azara — bereits am 23. Juni zu Bologna ein Unterwerfungsvertrag zu Wege kam. Danach blieben die Legationen, mit sammt Ancona, dem nach Venedig wichtigsten Hafenplatze am adriatischen Meere, bis zum endgültigen Friedensschlusse von den Franzosen besetzt; alle anderen päpstlichen Häfen mussten den Engländern verschlossen, den Franzosen geöffnet werden; alle politischen Gefangenen, welche mit einer Revolutionirung des Kirchenstaates drohten, sollten freigegeben werden; ausserdem hatte der Papst 21 Millionen zu zahlen und eine lange Reihe unschätzbarer Kunstwerke und Handschriften auszuliefern; darunter die Büsten von Junius und Marcus Brutus, die womöglich im Sitzungssaal der gesetzgebenden Räthe an der Seine für Bonaparte's Republikanismus Zeugniss ablegen sollten. Auch in diesem Falle galt es nur

eine vorläufige Abfindung, einen ersten Beutezug. „Dieser Waffenstillstand", schrieb Bonaparte nach Paris, „ist eigentlich mehr mit den Hundstagen, als mit der päpstlichen Armee abgeschlossen; meine Meinung wäre, sich mit dem Friedensschlusse nicht zu übereilen; damit wir im September, wenn es unsere Angelegenheiten in Deutschland und Norditalien verstatten werden, uns Roms bemächtigen.

So war es Bonaparte in wenigen Wochen geglückt, ganz Italien von der Coalition zu trennen und vor seinen siegreichen Waffen erzittern zu machen. Freilich waren die meisten der ohnmächtigen Staaten mehr eingeschüchtert als bewältigt, allein sie waren so morsch, dass die revolutionäre Propaganda und die Heeresmacht, über die Bonaparte gebot, offenbar vollkommen hinreichten, um sie, sobald sie nur auf ihre eigenen Kräfte angewiesen blieben, mit leichter Mühe über den Haufen zu werfen. An Stelle der östreichischen Oberherrschaft war solcherweise bereits die französische getreten. Noch war aber die Entscheidung keineswegs eine endgültige: nur eine Niederlage vor Mantua — und die errungenen Erfolge gingen ebenso schnell wieder verloren, wie sie gewonnen worden waren! Dieses erkannten die Oestreicher nicht weniger klar als die Franzosen: so lange sie sich in Mantua hielten, so lange schien noch Nichts unwiederbringlich verloren. So entbrannte um dieses Bollwerk ein Kampf, der zu den zähesten, blutigsten und denkwürdigsten gehört, von denen die Geschichte zu berichten weiss[1]).

Der Waffenstillstand mit dem Papste war kaum unterzeichnet, so eilte Bonaparte zurück an den Mincio. Er hoffte, die Veste zu bezwingen, noch bevor ein Entsatzheer heran kam; allein seine Stürme wurden alle abgeschlagen. Am 29. Juli war der General Wurmser, ein siebzigjähriger Greis

1) Die folgende Darstellung gründet sich im Wesentlichen auf Rüstow, Die ersten Feldzüge Napoleon Bonaparte's in Italien und Deutschland 1796 und 1797.

von seltener Ausdauer und Tapferkeit, mit 50,000 Mann glücklich durch Tyrol in die Ebene herabgekommen. Wohl war unterdessen die Citadelle von Mailand gefallen, so dass Bonaparte die dort verbliebenen 15,000 Mann hatte heranziehen können, wohl hatte er 10,000 Mann Verstärkung aus Frankreich erhalten, wohl hatte er nicht versäumt, die zum Zuge nach Mittelitalien verwendeten Truppenkörper zur Stelle zu bringen, trotzdem verfügte er im Augenblick nur über etwa 35,000 Mann, mit denen er Wurmser im freien Felde begegnen konnte; die übrige Truppenmacht bildete den Ring um Mantua. Wurmser, der zu beiden Seiten des Gardasees herabgezogen kam, hoffte, Bonaparte zwischen seinen beiden Colonnen zu fassen und zu erdrücken. Dieser Plan drohte zu glücken: die Hochebene von Rivoli, wo Wurmser und Bonaparte selbst zur Stelle waren, mussten die Franzosen nach verzweifeltem Widerstande räumen; zu gleicher Zeit hatte Wurmser's Unterfeldherr Quasdanowitsch mit der zweiten Hauptcolonne des Heeres bereits Brescia eingenommen und damit die Strasse von Verona nach Mailand, also Bonaparte's Rückzugslinie verlegt. Die Lage war eine ungemein kritische. Da entschloss sich Bonaparte, noch gerade rechtzeitig, die Belagerung von Mantua aufzuheben, die Kanonen zu vernageln, die sämmtliche Mannschaft gegen das Entsatzheer heranzuführen. Auch so vermochte er selbst nicht an Sieg zu glauben. Seine ganze Zukunft stand auf dem Spiele. Er war zum ersten Male rathlos. Ganz gegen seine Gewohnheit versammelte er einen Kriegsrath. Alle Anwesenden stimmten für den Rückzug bis hinter den Po; nur allein der tollkühne Augereau verliess aus Entrüstung über solchen Kleinmuth den Saal. Bonaparte verbrachte die Nacht in verzweifeltem Sinnen. Um 2 Uhr Morgens endlich erklärte er, der Meinung Augereau's beipflichten zu wollen und befahl die Fortsetzung des Kampfes. Als er abermals im Nachtheil

blieb, berief er einen zweiten Kriegsrath [1]). Seine Meinung ging jetzt dahin, dass der Rückzug nothwendig sei; seine Generale aber erklärten ihrerseits, dass es zu einem solchen nun su spät sei; er bekam von ihnen wegen seiner Unentschlossenheit harte Vorwürfe zu hören; Augereau trat mit seiner kecken, soldatischen, prahlerischen Art an ihn heran, fasste ihn am Knopfloch und rief: „Ich will Deinen Ruhm, hier müssen wir uns schlagen, und ich stehe für den Sieg! Uebrigens", fügte er mit Aplomb hinzu, indem er seinen Hut fest auf den Kopf drückte, „wenn es uns wieder schlecht geht, so kann es nur geschehen, wenn Augereau todt ist." Als sich Bonaparte mit seinen Rückzugsgedanken allein sah, rief er: „Ich will Nichts mit der Sache zu thun haben, ich gehe!" und stürzte hinaus. „Wer aber wird befehligen?" rief ihm Augereau nach. „Du!" lautete die vieldeutige Antwort und der Obergeneral zog sich zurück. Unter den Divisionsgenerälen war Kilmaine der älteste, da er sich bereit erklärte, unter Augereau zu dienen, thaten die anderen ein Gleiches und so übernahm Augereau den Oberbefehl. Wie so oft im Kriege entschied die Verwegenheit über das Glück. Quasdanowitsch liess sich aus Brescia wieder hinauswerfen und suchte sich mit Wurmser nun zu vereinigen, indem er um das Nordende des Gardasees zurückging. So konnte Bonaparte seine gesammte Streitkraft gegen Wurmser's Colonnen richten. Am 5. August gewann er über diesen bei Castiglione einen entscheidenden Sieg; am 12. war er am Mincio und Etsch wieder Herr der Lage; das östreichische Entsatzheer musste, wie einst Beaulieu, seine Zuflucht in den Tyroler Bergen suchen. Immerhin war der Belagerungstrain der Franzosen verloren gegangen und Mantua frisch verproviantirt worden. Beide Heere waren so erschöpft, dass

1) S. für das Folgende die Beilage in den: Mémoires de Masséna, herausgegeben v. Koch, der die Aufzeichnungen eines Augenzeugen beibringt.

ie, bevor sie den Kampf mit einander wieder ernstlich auf-ehmen konnten, erst Verstärkungen abwarten mussten.

Indess Bonaparte's Ueberlegenheit war, nachdem er von Neuem beträchtliche Zuzüge aus Frankreich erhalten hatte und die französischen Heere in Deutschland vom Rheine aus unaufhaltsam gegen die Donau vorrückten, eine solche, dass er Wurmser in der Offensive zuvorzukommen beschloss. Moreau, der bei Kehl über den Rhein gesetzt war, stand mit seinem Heere bereits in München. Der Augenblick schien gekommen, da Bonaparte ihm über Tyrol hinweg die Hand reichen sollte. Er zog zu diesem Zwecke das Etschthal hinauf und kam wenigstens bis Trient. Sein Hauptaugenmerk blieb aber natürlich auf Wurmser gerichtet, der ebenfalls bedeutende Verstärkungen erhalten hatte; er fiel dessen Aufstellung an der Brenta in den Rücken und zwang ihn bei Bassano zur Schlacht. Am 15. September sah Wurmser keine Rettung mehr, als sich mit dem Rest seines Hauptheeres nach Mantua hinein zu werfen. Doch blieb eine Heeresabtheilung in Tyrol stehen, welche Bonaparte den Weg nach Deutschland verlegen sollte. An einen Vormarsch der Franzosen gegen Wien war übrigens nicht mehr zu denken: Jourdan, welcher bei Düsseldorf über den Rhein gegangen war, liess sich, bevor er mit Moreau Fühlung gewann (der sich des italienischen Heeres wegen zu weit südlich hielt), vom jungen Erzherzog Karl aufs Haupt schlagen, so dass auch Moreau Nichts übrig blieb, als sich wieder hinter den Rhein zurück zu ziehen, ja, er musste sich glücklich schätzen, dass ihm Dieses noch gelang. So war Bonaparte ganz allein auf sich angewiesen; er bedurfte seiner ganzen Macht, um nur seine Stellung an der Etsch zu behaupten.

In Wien wurde (wie Bonaparte nach Paris meldete) die Bildung immer neuer Heereskörper, Dank Thugut's Thatkraft, nicht weniger eifrig betrieben, als in Frankreich, Dank Carnot.

Angesichts der ebenso überraschenden, als glänzenden Erfolge in Deutschland, war man daselbst weniger als je geneigt, Mantua und damit die ganze Machtstellung in Italien preiszugeben. Schon in den ersten Tagen des November kam ein neues Entsatzheer unter Alvintzy heran. Der Plan ging dahin, Wurmser die Hand zu reichen und mit ihm zugleich Bonaparte's Hauptmacht, etwa bei Verona, zu umzingeln und zu vernichten. Der Ansturm war ein so gewaltiger, dass Bonaparte abermals in die allergrösste Bedrängniss gerieth. Die Stellung in Tyrol, wo die Oestreicher das Bergvolk zum Kampfe aufriefen, ging verloren; Bonaparte wagte schon nicht mehr, dem Feinde gradwegs entgegenzutreten; er griff zur List und versuchte, mittels eines heimlichen Nachtmarsches, demselben in den Rücken zu fallen. Das verwegene Manoeuver gelang ihm, aber mit knapper Noth. Drei Tage lang dauerte das Ringen bei Arcole. Schliesslich erlangten die französischen Kerntruppen mit ihren ausgezeichneten Führern über die meist jungen Rekruten Alvintzy's, denen es auch an erprobten Offizieren fehlte, die Oberhand; einmal ins Schwanken gerathen, ergriff die jungen Truppen der Oestreicher ein panischer Schrecken: sie stoben auseinander und flüchteten sich zurück ins Gebirge. Bonaparte konnte, auch in Tyrol, seine früheren Stellungen alle wieder einnehmen. „Die Schlacht bei Arcole", berichtete der Unüberwindliche am 19. November an das Directorium nach Paris, „hat über das Schicksal von Italien entschieden. Mantua kann sich keine 14 Tage mehr halten. Schickt mir die Verstärkung, wie Ihr sie mir versprochen habt, und ich verspreche, innerhalb sechs Wochen den Kaiser zum Frieden gezwungen zu haben und in Rom zu sein." Zwar eilte Bonaparte's Phantasie den Thatsachen wieder um viele Monate voraus, Mantua hielt sich noch 4 Mal 14 Tage, er erhielt die gewünschten Verstärkungen und hat den Kaiser doch

erst nach mehr als 4 Monaten zum Frieden gezwungen, allein die Entscheidung hat er seitdem wirklich nicht wieder aus der Hand gegeben. Alvintzy stürmte zwar im Januar 1797 abermals heran; allein ebenso vergeblich wie das erste Mal: Bonaparte jagte ihn in jäher Flucht zurück, besetzte Vicenza und Padua und gewann so eine neue vorgeschobenere Operationsbasis gegen Wien. Hiermit war endlich das Schicksal von Mantua besiegelt. Am 19. Januar zwang die völlige Erschöpfung der Lebensmittel Wurmser zur Capitulation. Er selbst durfte in Anbetracht seines Heldenmuthes mit 700 Mann abziehen, die übrigen 15,000 Mann der Besatzung wurden Kriegsgefangene. Bonaparte hatte eine der schwierigsten Kriegsthaten, die ihm jemals aufgegeben worden, glücklich durchgeführt. Sein Ruhm strahlte um so heller, als er von den französischen Oberfeldherren im Jahre 1796 der einzige war, welcher dem auswärtigen Feinde gegenüber den Sieg an die republikanischen Fahnen zu heften verstanden hatte: Hoche hatte zwar die Vendée endgültig bewältigt, allein die Offensive gegen England, eine Landung auf Irland, misslang ihm; Jourdan und Moreau, welche mit Bonaparte gleichsam auf derselben Rennbahn, auf dasselbe Ziel zugeeilt waren, hatten zwar die Hauptmacht der Oestreicher von ihm abgehalten, allein sie selber waren von derselben erdrückt worden: die Welt sprach nur von ihrer Niederlage.

So sehr alle Erwartungen des Directoriums auf dem Kriegsschauplatze im Norden und Osten zu Schanden geworden waren, so sehr waren dieselben im Süden noch übertroffen worden. Bonaparte's Siege in der Lombardei hatten mit der Oberherrschaft in Italien zugleich die Oberherrschaft auf dem mittelländischen Meere eingebracht; er selbst hatte beständig die französische Seemacht kaum weniger nachhaltig zu begründen und zu entwickeln versucht, als die Landmacht: von Genua und Livorno aus hatte er, fast ohne

Schwertstreich, Corsica wieder der französischen Herrschaft unterworfen. Es gelang so leicht, weil die Engländer nicht nur von den Neapolitanern verlassen wurden, sondern die Spanier, mit denen im August 1796 das Directorium ein Schutz- und Trutzbündniss zu Stande brachte, sogar zu Feinden erhielten; so dass sie ihre Flotte aus dem mittelländischen Meere vollkommen zurückzogen.

Dieser Erfolg war jedoch keineswegs das ausschliessliche Verdienst von Bonaparte: wie in Deutschland Jourdan und Moreau die Hauptmacht des Kaisers, so hatte Hoche durch seine Rüstungen an der Nordküste Frankreichs die Hauptmacht der Engländer am Kanal festgehalten; Bonaparte erntete die Frucht ihrer Anstrengungen und zugleich den Ruhm des ganzen Feldzuges. Dieses verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als er es auf St Helena nicht hat unterlassen können, den Plan des letzteren, als in seinen Grundzügen verfehlt, zu tadeln. Und doch scheint der Umstand, dass — trotzdem die Unternehmungen in Deutschland und gegen England gescheitert waren — die Ergebnisse so glänzende waren, ein schlagender Beweis dafür zu sein, dass Carnot im Grossen und Ganzen richtig gerechnet hatte. Er brauchte das Spiel keineswegs verloren zu geben: gelang es ihm, Bonaparte in Italien hinreichend zu verstärken, um ihm die Initiative zum Vormarsch gegen Wien zu ermöglichen und zugleich die Heere am Rhein so weit zu reorganisiren, dass sie, womöglich noch stärker als im Jahre 1796, von Neuem gegen die Donau vorbrechen konnten, so schien der Einzug in Wien, die völlige Bewältigung der östreichischen Macht, mehr als je gesichert; die ihm zu Gebote stehenden Mittel waren jedenfalls unvergleichlich grössere, als da er den Feldzug des Jahres 1796 inscenirte.

Napoleon's Herrschaft in Italien und Verhältniss zum Directorium.

Dass Bonaparte in Italien nicht ausschliesslich im Interesse seiner Regierung oder der Republik, überhaupt Frankreichs handelte, sondern als Emporkömmling, der vor Allem seine eigene Machtstellung begründen wollte, zeigt schon ein flüchtiger Blick auf die Art und Weise, wie er auftrat und wirthschaftete. Gleich nach den ersten grossen Erfolgen über Wurmser hatte er Mailand zu seiner Residenz erhoben. Er brannte darauf, sich daselbst als Herrscher zu bezeigen und konnte den Augenblick kaum abwarten, bis die liebenswürdige, für die Gestaltung eines Hofstaates so ungemein geeignete Josephine aus Paris herbeikam. Schon jetzt bildete er zu seiner persönlichen Sicherheit unter der Benennung „corps des guides" jene Leibgarde, die den Imperator künftig zugleich beschützen und kennzeichnen sollte. Diesem fürstlichen Gebahren entsprach bald seine ganze Haltung den Italienern gegenüber.

Im September 1796 fühlte er sich so sicher, dass er einen Theil der Geisseln wieder freigab. Ueberhaupt trat um diese Zeit der französische General gegen den Machthaber in Italien, den angeblichen Befreier mehr und mehr zurück. In sofern die nationale Bewegung ihm einen Rückhalt gewährte für die Begründung seiner Herrschaft in Italien und seiner Machtstellung gegenüber der Regierung in Paris, för-

derte er dieselbe. In der Lombardei selbst musste er hierbei sehr vorsichtig auftreten, denn das Directorium erklärte wiederholentlich, dass dieselbe beim allgemeinen Friedensschluss als Tauschobject dienen sollte, sei es an Sardinien gegen Savoyen und Nizza, sei es an Oesterreich gegen die bereits der Republik einverleibten Niederlande, und dass daher jede Ermuthigung der Bevölkerung zu nationaler Selbständigkeit oder zum Anschluss an die französische Republik unstatthaft sei. Er begnügte sich daher vorläufig, die Geisseln, die er bei Gelegenheit des ersten Aufstandes den einzelnen Städten abgenommen hatte, wieder frei zu geben, die noch rückständigen Contributionen zu erlassen und eine nationale Miliz (natürlich mit seinen Offizieren) zu organisiren. Dass diese Zurückhaltung nur Vorsicht gegen den Argwohn in Paris war, das geht aus einer Proclamation vom 26. September, die er in Form eines offenen Schreibens an den Senat von Bologna erliess, unzweideutig genug hervor. Dieses Manifest liest sich fast wie seine erste Thronbesteigungsurkunde. „Die Zeit ist gekommen", heisst es in demselben, „da Italien sich mit Ehren einreihen wird unter die mächtigen Nationen. Die Lombardei, Bologna, Modena, Reggio, Ferrara, vielleicht die Romagna, wenn sich dieselbe dessen würdig zeigt, werden eines Tages Europa in Verwunderung setzen und uns die schönen Tage Italiens wiederbringen. — Ergreifet die Waffen! Der Theil Italiens, welcher frei ist, ist auch bevölkert und reich. Machet sie erzittern, die Feinde Eurer Rechte und Eurer Freiheit. Ich lasse Euch nicht aus den Augen. Die Republikaner werden Euch den Weg des Sieges weisen; Ihr werdet mit ihnen die Tyrannen besiegen lernen. Ich werde Eure Bataillone leiten, und Euer Glück wird zum Theil Euer Werk sein. Saget nur, besonders den Wahnsinnigen, welche wagen sollten, dem Zorne des französischen Volkes zu trotzen, dass es die Völker d die Religion beschützt, dass es aber fürchterlich sein

wird wie der würgende Engel für den Hochmüthigen, der ihm widersteht."

Der mit Modena und Reggio abgeschlossene Waffenstillstand wurde gekündigt und die Bevölkerung dieser Staaten kurz und bündig unter den Schutz „der französischen Armee" gestellt. Am 14. October begab Bonaparte sich persönlich nach Modena und eröffnete einen feierlichen Congress, auf welchem Abgeordnete aus Modena, Reggio, Ferrara, Bologna etc. eine Verfassung von ihm entgegen nahmen, welche diese bisher gesonderten Staaten in ein Gemeinwesen zusammenfasste. Zugleich ward hier die erste „italienische Legion" gebildet. Kurz, Bonaparte begann, die italienische Nation zu freier selbständiger Gestaltung aufzurufen und kann es nicht überraschen, wenn sich bei Vielen der Argwohn regte, dass er für sich selbst eine Herrschaft in Italien zu gründen beabsichtige.

Dieser Argwohn war um so natürlicher, als, wie gesagt, das Directorium mit diesen seinen Vorkehrungen Nichts weniger als einverstanden war. „Es ist von Belang", ward ihm u. A. am 20. September von Paris aus geschrieben, „die politischen Neuerungen, welche dem Abschluss des Friedens und der Festigung unserer Freiheit verhängnissvoll werden könnten, nicht unbedachtsam zu begünstigen." Und schon am 21. wieder: „Man muss die Eroberung Italiens um jeden Preis sicher stellen, nicht um die Grenzen der Republik weiter auszudehnen, sondern zu Gunsten des Friedens." Am 11. October endlich, als Antwort auf Bonaparte's Bitte um bezügliche Instructionen: „Die Politik und unser wohlverstandenes Interesse schreiben uns vor, die Begeisterung der Mailänder sogar zu dämpfen; es gilt, dieselben in einer günstigen Stimmung zu erhalten, ohne jedoch den gegenwärtigen Krieg durch offene Beschützung oder durch zu starke Ermuthigung derselben zur Bekundung ihrer

Selbständigkeit zu verlängern. Das Nämliche gilt von Bologna, Ferrara, Reggio und Modena, sowie von allen übrigen kleinen Staaten Italiens, wir müssen unsere Umsicht und Vorsicht verdoppeln, damit wir nicht die zukünftigen Interessen der Republik beeinträchtigen. Es ist gut, den Herzog von Modena zur Zahlung der laut Waffenstillstand rückständigen Summe anzutreiben; allein man muss sich hüten, die Völker, welche ihm vor unserer Ankunft in Italien unterthänig waren, gegen ihn in die Waffen zu rufen." An demselben 11. October, an welchem das Directorium diese Instruction in Paris ausfertigte, berichtete Bonaparte demselben von Mailand aus: „Die Angelegenheit von Modena, Bürger Directoren, ist vollständig geglückt: das Land ist zufrieden und glücklich, sich von dem Joche, das auf ihm lastete, befreit zu sehen. Die Patrioten sind zahlreich zur Stelle. . . Die von ihnen angenommenen Nationalfarben sind: Grün, Weiss, Roth." Demnach that Bonaparte genau das Gegentheil von Dem, was ihm seine Regierung vorschrieb. Er that es offenbar, weil er in Italien dauernd festen Fuss fassen wollte und weil ihm persönlich natürlich Nichts daran lag, den gegenwärtigen Krieg, der ihm täglich neue Lorbeeren und grössere Macht einbrachte, abzukürzen. Je mehr er durch seine Handlungsweise dem Directorium, auf das die Verantwortung nothwendig zurückfiel, Verlegenheiten bereitete, desto sicherer konnte er darauf rechnen, dass die neue republikanische Verfassung von kurzer Dauer sein werde.

Um die Regierungscommissare kümmerte er sich, trotz des ihm gewordenen Verweises, nach wie vor so wenig, als wären sie gar nicht vorhanden gewesen. Er that es ungestraft und ohne Furcht, denn er war allgemach unentbehrlich geworden. Seine Machtstellung war überdies bereits eine solche, dass er es im äussersten Falle auf einen Bruch

mit dem Directorium ankommen lassen konnte. Sein Heer war ihm blindlings ergeben; „die Regierung vermag Euch Nichts zu geben, ich werde Euch mit Allem versorgen!“ hatte er demselben bei Uebernahme des Oberbefehls dreist zugerufen und er hatte sein Wort gelöst: die entblössten und verhungerten Schaaren, wie er sie überkommen hatte, waren von ihm wirklich in die reichsten Gegenden geführt, mit Kleidung, Lebensmitteln und Geld reichlich versorgt worden; vollends der Ruhmesglanz, den er ihnen in Aussicht gestellt hatte, war ihnen in vollen Strahlen zu Theil geworden; er konnte ihnen ohne Prahlerei zurufen: „Ganz Europa hat die Blicke auf Euch gerichtet!“ In der ersten Zeit hatte er zum Plündern geradezu aufgefordert; nur langsam und vorsichtig zog er die Zügel der Disciplin schärfer an; die kampfgewohnten Krieger erkannten schliesslich selbst, dass eine strenge Ordnung und Zurückhaltung in dieser Beziehung zum Siegen unentbehrlich seien. Der gemeine Mann musste damit zufrieden sein, dass ihm der Sold in klingender Münze ausbezahlt wurde, zu einer Zeit, wo derselbe im Inlande gar nicht oder nur in werthlosen Assignaten verabfolgt werden konnte. Die Offiziere aber durften sich die Taschen nach Möglichkeit füllen; Bonaparte zwang die höheren Chargen geradezu, sich so auf Kosten des Staates zu bereichern. Sein damaliger Adjutant, der offenherzige Marmont, erzählt selbst in seinen Denkwürdigkeiten, wie ihn sein Chef in Pavia dazu aufforderte, wie ihn damals aber noch die vorherrschende republikanische Scheu zurückhielt, worüber er von Bonaparte Vorwürfe zu hören bekam. Diesem lag so sehr daran, dass seine Offiziere stahlen, weil es das sicherste Mittel war, sie sich zu verbinden und ihm gegenüber zu entwaffnen: hatte Einer einmal die ihm dargebotene Gelegenheit benutzt, so stand es jeden Augenblick in Bonaparte's Macht, ihn zu denunziren, sein Zeugniss zu entkräften, ihn womöglich sofort

erschiessen zu lassen. Da bei den vielen siegreichen, blutigen Schlachten, die er schlug, die Beförderung eine sehr schnelle wurde und sie immer ausschliesslicher in seiner Hand lag, so war auch das ein sehr wesentliches Mittel, sich die Heerführer zu verpflichten, sich ergebene Werkzeuge heranzuziehen. So wurde das Heer, das er befehligte, täglich mehr sein persönliches Eigenthum.

Da die Existenz der Flotte im mittelländischen Meere von seinen Lieferungen an Materialien und seinen Geldvorschüssen bedingt war, er ihr die Häfen öffnete und die Ziele anwies, so ward auch sie von ihm abhängig: nicht lange und er wird über dieselbe ebenso verfügen können, wie über das Landheer.

Wenn solcherweise die französischen Truppen, die er führte, dem Directorium und allen Eventualitäten der noch fortdauernden Revolution gegenüber einen sicheren Rückhalt boten, so waren die italienischen Truppenkörper, die er organisirte, erst recht an seine Person gebunden; nicht nur dadurch, dass er sie ins Dasein rief, sondern vor Allem auch daher, weil die Verfassung des Jahres III, den Grundsätzen des nationalen Staates gemäss, die Einreihung fremder Soldaten in das französische Heer ausdrücklich untersagte und dem Directorium also den italienischen Truppen gegenüber keinerlei Autorität zustand. Wie stark diese italienische Truppenmacht Bonaparte's zur Zeit war, ist, da er ein Interesse daran hatte, sie möglichst zu verbergen, und nicht in den Fall gekommen ist, sie zu entfalten, nicht auszumachen; offenbar konnte dieselbe, wenn er sie zur Vertheidigung ihrer Nationalität und Unabhängigkeit ernstlich aufrief, eine sehr beträchtliche werden; seine corsische Heimath allein vermochte 10,000 und mehr Mann ins Feld zu stellen.

Was von den Italienern gilt, gilt auch von mehreren Tausend Polen, die er an seine Fahnen kettete, indem er sie

zur Desertion aus dem östreichischen Heere verleitete und die ebenfalls ein besonderes Corps bildeten.

Diese Streitmacht wog besonders schwer, weil er ja im Besitze der starken Festungen zugleich am Mincio und an der Etsch und in Piemont war; letztere liess er, obgleich dieselben laut Friedensvertrag mit dem Könige von Sardinien geschleift werden sollten, gleichfalls noch befestigen, denn er zog, wie er der Regierung nach Paris vieldeutig meldete, „alle“ Eventualitäten in Betracht. Die Vermuthung liegt nahe, dass zu diesen Eventualitäten auch diejenige seiner Abberufung und Widersetzlichkeit zu rechnen ist.

Er verfügte aber nicht nur über die Streitmacht in Italien, vor Allem kommen hierbei seine Verbindungen in Südfrankreich in Betracht. Die vier südöstlichsten Departements, mit Toulon und Marseille, gehörten in aller Form noch zu seinem Kommandobezirk; hierzu kam der Rayon des Alpenheeres, welches nur noch ein Reservecorps für ihn bildete und bezüglich seiner Besoldung von seinen Geldsendungen abhing, so dass er eigentlich bis über Lyon hinaus gebot. Dieser Umstand wog um so schwerer, als die heissblütige Bevölkerung im Rhonegebiet von jeher mehr als irgend ein anderer Theil Frankreichs durch die Revolution aufgeregt worden und noch keineswegs zur Ruhe gekommen war: bald waren es die fanatischen Royalisten, bald die radikalen Terroristen, welche die leichtbeweglichen Massen in Bewegung setzten und zu Gewaltthaten verleiteten. Das Directorium war wegen der dort herrschenden Anarchie nicht wenig besorgt[1]). Für die Aufrechthaltung der Ruhe hatte zur Zeit der General Willot aufzukommen, dessen Division zum italienischen Heere gehörte und der also unter dem Oberbefehle von Bonaparte stand. Dieser verlangte von ihm einen Truppentheil nach dem andern; Willot glaubte bereits, keinen

1) S. das Einzelne bei Thibaudeau, Mémoires II, 136 f. Troubles du Midi.

Mann mehr entbehren zu können; Bonaparte aber verlangte von ihm nicht nur noch mehr Mannschaften, sondern Willot sollte dieselben obendrein wählen „aus den Bürgern, welche der Republik am treuesten anhingen und am meisten interessirt seien in der Aufrechthaltung der Ordnung"; desgleichen sollte derselbe sämmtliche Linientruppen aus Aix und anderen Städten des Inlandes entfernen und in den Forts zu Marseille und Toulon unterbringen. Damit Willot Angesichts eines so ungelegenen, geradezu verdächtigen Befehls, sich nicht etwa erst nach Paris um Verhaltungsmaassregeln wendete, sollte er demselben innerhalb 24 Stunden nachkommen; „will die Regierung andere Truppentheile dahin verlegen", beruhigte ihn Bonaparte, „so ist dazu immer noch Zeit!"

Diese Anordnungen Bonaparte's erregen um so mehr den Verdacht, dass er der Regierung in Paris Verlegenheiten bereiten, den Bürgerkrieg nähren und für sich ausbeuten wollte, wenn man das Schreiben liest, welches Willot wenige Tage zuvor an ihn gerichtet hatte. „Ich habe, General, vernommen", hatte er ihm geschrieben [1]), „dass Sie die Absicht hätten, mir die Grenadiere zu entziehen, bei den gegenwärtigen Zuständen in den mir untergebenen Departements könnte die Maassregel die schlimmsten Folgen haben. Das Feuer glimmt unter der Asche, jene Aufwiegler, die nur in der Anarchie ihren Vortheil finden und daher die natürlichen Gegner jeder Regierung sind, welche bestrebt ist, die Herrschaft der Gesetze zu sichern, schmieden täglich neue Verschwörungen. Die Aufhebung aller eingesetzten Behörden, wie sie vom gesetzgebenden Körper ausgesprochen worden ist [2]), kann nicht verfehlen, eine grosse Unruhe hervorzurufen, wenn nicht hin-

1) S. sein Schreiben vom 9. Sept. 96. Corresp. inéd. II, 21.

2) Vrgl. Thibaudeau a. a. O. Die Aufhebung erfolgte, weil in den Wahlversammlungen die grösste Anarchie geherrscht hatte und sogar Blut geflossen war.

reichende Kräfte vorhanden sind, derselben zuvor zu kommen. Allenthalben ist die gefährliche Partei bewaffnet, sie rottet sich zusammen und verübt Gewaltthaten; die Deserteure, die Begnadigten, welche Civilämter bekleiden, sind so viele Werber, welche die Vagabunden aller Länder um sich schaaren." Das Gemeinwohl stehe auf dem Spiele. „Sie erringen Siege", mahnt Willot am Schluss, „über die auswärtigen Feinde; ich beglückwünsche Sie dazu von ganzem Herzen; allein das ist für das Wohl des Vaterlandes nicht genug, sorgen Sie auch für Ruhe und Ordnung im Innern und Sie werden jederart Ruhm theilhaftig werden, die ein republikanischer Held erstreben kann."

Ein General, der so mit ihm zu reden wagte, war kein Mann, wie ihn Bonaparte brauchte. „Der General Willot", berichtet er unterm 30. September nach Paris, „hat zu ungelegener Zeit eine halbe Brigade zurück gehalten." Damit hatte er den Angriff gegen denselben eröffnet. Es war aber auf dessen Vernichtung abgesehen. Am 2. October fährt er daher fort: „Der General Willot hat sich geweigert, einem Befehle von mir nachzukommen und hat allerhand Truppen zurückgehalten. Dieser General hat dabei in seiner Division 8000 Mann, eine hinreichende Anzahl Truppen, um damit den Süden Frankreichs, wenn sich derselbe im Aufstande befinden sollte, zu erobern. Ich halte ein feindliches Land, welches grösser ist als das Gebiet seiner ganzen Division, in Respect und übe die Polizei mit 8—900 Mann. Dieser General hat zu übertriebene Ansichten und theilt zu sehr die verschiedenen Meinungen jener Parteien, welche Frankreich zerreissen, als dass er die Ordnung im Süden aufrecht erhalten könnte, ohne eine starke Armee.

„Der General Willot hat zu Anfang der Revolution in der italienischen Armee gedient; er erfreut sich des Rufes eines wackeren Mannes und eines guten Militairs, aber auch

eines rasenden Royalisten. Ich kenne ihn nicht und habe nicht Zeit gehabt, seine Maassregeln zu untersuchen, ich bin daher weit entfernt, dieses Urtheil zu bestätigen; aber was mir erwiesen scheint, das ist, dass er im Süden handelt wie in der Vendée, was die beste Art ist, eine solche ins Leben zu rufen.

„Wenn man auf keine eingesetzte Behörde Rücksicht nimmt, wenn man sämmtliche Einwohner mehrerer Departements in Masse unwürdig erklärt, Bürger zu heissen, will man entweder sich ein ansehnliches Heer bilden, oder den Bürgerkrieg veranlassen; ich sehe keinen Mittelweg. Wenn Sie den General Willot in Marseille lassen, müssen Sie ihm ein Heer von 20,000 Mann geben oder sich auf die verdriesslichsten Auftritte gefasst machen u. s. w.

„Ich bitte, mir den Befehl über die achte Division abzunehmen, denn die Grundsätze und das Benehmen des Generals Willot sind nicht derart, wie sie seine Stellung erheischt und ich würde mich entehrt fühlen, zu sehen, wie in einer Gegend, wo ich befehlige, sich ein Ansatz zu Unruhen bildet, ich kann nicht dulden, dass ein General, der unter meinem Befehle steht, nur das Werkzeug von Factionen sei. In Folge seiner Widersetzlichkeit verursacht Er die Greuel, welche augenblicklich in dem Departement der Seealpen geschehen". Das heisst Willot, der darüber klagte, dass es ihm an Truppen fehle, die Wegelagerer daselbst zu bewältigen, sollte an deren Umtrieben schuld sein! Falls Willot dem ihm ertheilten Befehle nicht sofort nachkomme, habe er vor, ihn abzusetzen.

Dem Wunsche Bonaparte's entsprechend beantragte Barras im Directorium Willot's Abberufung. Indess Carnot und Genossen bestanden darauf, dass dessen Verhalten erst von einem Commissar an Ort und Stelle geprüft werden

sollte[1]). Der Bericht dieses Abgesendeten aber lautete für Willot in jeder Hinsicht so günstig, dass selbst Barras für dessen Absetzung nicht zu stimmen wagte. Bonaparte erhielt daher zur Antwort: „Der General Willot hat während seiner Anwesenheit beim Heere in den Pyrenäen, wo er sich sehr ausgezeichnet hat, nicht aufgehört, Beweise seiner Vaterlandsliebe zu geben, er ist es, der zum Theil die wirkliche Beruhigung der Vendée, welche der Obergeneral Hoche so glorreich durchgeführt hat, vorbereitete; sein Benehmen bei dieser Gelegenheit ist ein Beweis seiner republikanischen Empfindungen und vernichtet jeden Verdacht bezüglich seiner Anhänglichkeit für das Königthum oder dessen Parteigänger." — Willot blieb in Folge dessen in seiner Stellung und Bonaparte ward beim Wort genommen, indem die achte Division seinem Kommando entzogen wurde.

Nicht viel anders als gegen Willot, welcher für Ruhe und Ordnung in den südöstlichen Departements aufzukommen hatte, verfuhr Bonaparte gegen Kellermann, dem die gleiche Pflicht bis über Lyon hinaus oblag. Auch von Kellermann verlangte er mehr Truppen, als dieser glaubte entbehren zu können. Das zum Aufruhr nur zu geneigte Lyon sollte solcherweise genau ebenso von Truppen entblösst werden, wie die übrigen Städte im Rhonethal. „Denn", demonstrirte Bonaparte, „es ist besser, dass man in Lyon sich Faustschläge ertheilt und wir Italien behalten, als umgekehrt." Die Regierung habe immer Zeit andere Truppen hinzuschicken; die Regierung, welcher die Mittel abgingen, auch nur für die Truppen Kellermann's und Willot's zu sorgen! Beide lebten von der Gnade Bonaparte's, der sie darben liess[2]). Wenn Kellermann ihm die geforderten Truppen nicht schickte, so

1) Vergl. Carnot, Réponse à Bailleul.

2) Vrgl. das angezogene Schreiben Willot's v. 9. Sept. sowie des Directoriums vom 26. Sept. 96. Corresp. inéd. II, 51.

sollten nicht einmal die ihm bereits zugesprochenen 700,000 Francs weiter verabfolgt werden!

Bonaparte hatte noch andere Mittel und Wege, um die Unruhen im Süden zu nähren, als dadurch, dass er die dort stationirten Truppen an sich zog: seit seiner ersten Garnisonszeit in Valence hatte er gerade im Rhonegebiet allerhand politische Verbindungen gepflegt, welche ihm bei seinen revolutionären Umtrieben zu Statten gekommen waren; nirgend war er so eingebürgert, wie hier; nirgend standen ihm mehr geheime Werkzeuge zu Gebote. Willot hatte eine so vorwurfsvolle, entschiedene Sprache gegen ihn gewagt, weil er überzeugt war, dass Bonaparte die Anarchie (durch geheime Agenten etc.) schüre[1]). Er hatte ihm deutlich zu verstehen gegeben, dass er ihn durchschaut habe, eben daher musste er in Paris gebrandmarkt und zu Falle gebracht werden. Der Verdachtsgründe waren so viele, Bonaparte wusste sich so wenig frei von Schuld, dass er es für rathsam hielt, die Directoren in der Hauptstadt zu beschwichtigen, namentlich lag ihm daran, sich die Gunst Carnots zu erhalten. Wenn er diesem seinen eigenen Bruder als Anarchisten denunzirte, der wegen seiner revolutionären Umtriebe streng genommen den Tod verdiene, wie sollte derselbe an seiner Ergebenheit für seine Person und für die bestehende Ordnung noch zweifeln? Nicht erst auf St Helena, schon um diese Zeit, diente ihm Lucian als Blitzableiter und Schuldenbock. „Mein Bruder", schreibt er am 25. October 1796 an Carnot, „ist ein überspannter Kopf, er hat sich im Jahre 1793 mehrfach compromittirt, trotz der wiederholten Rathschläge, die ich nicht aufgehört habe, ihm zu ertheilen. Er wollte den Jacobiner machen, so dass, wenn nicht glücklicherweise seine 18 Jahre, die er damals zählte, ihn entschuldigten, er zu der

1) S. Thibaudeau a. a. O. Bonaparte schürte die Unruhen und „Willot le savait".

kleinen Anzahl Menschen gerechnet werden müsste, welche der Nation zur Schande gereichen.

„Sein Aufenthalt in Marseille wäre gefährlich, nicht nur für ihn selber, sondern sogar für das Gemeinwohl; die Intriganten würden nicht verfehlen, ihn zu umschwärmen, und seine alten Beziehungen in jenen Gegenden sind sehr schlechte.

„Entschuldigen Sie, dass ich Sie mit diesen kleinen häuslichen Misshelligkeiten unterhalte, allein wenn ich sehe, dass man mich häufig sprechen, handeln und schreiben lässt im Sinne der verschiedenen Factionen, wenn ich sehe, dass ein Mensch, den man in Lyon mörderisch anfällt, und von dem ich niemals habe sprechen hören, gleich für einen meiner Abgesandten oder Verwandten ausgegeben wird, dann wird es begreiflich, wie ich das politische Betragen der mir Nahestehenden überwachen muss."

Es ist wahr: Bonaparte hatte schon 1792, von Paris aus, Lucian zur Mässigung in seinen wilden politischen Leidenschaften ermahnt, er selbst war vollständig erkaltet, er blickte längst auf die revolutionären Heisssporne herab, als auf blinde Werkzeuge, deren Leidenschaften es zu seinem persönlichen Vortheile auszubeuten galt; allein er war, wie wir genugsam wissen, deswegen doch mit ihnen in Fühlung geblieben; er brauchte sie zu seinem Emporkommen und eben jener Lucian, den er bei Carnot so brüderlich anschwärzte, mit dem er keinerlei Gemeinschaft pflegen wollte, sollte ihm mit Hülfe seiner „schlechten" Verbindungen bis zum Staatsstreich am 18. Brumaire die allergrössten Dienste leisten! Je nachdrücklicher er ihn verleugnete, desto wirksamer konnte er ihn benutzen. Der arglose Carnot sollte ihm selbst die Hand dazu bieten: in eben demselben Schreiben, in welchem er sich von Lucian lossagte, bat er Carnot, ihn, der bisher als Commissar bei der Rheinarmee functionirt hatte, nach

Corsica zu dirigiren, dort könne er der Republik (sic!) von Nutzen sein, d. h. dort konnte er, gleich dem Bruder Joseph, als Abgeordneter in den gesetzgebenden Rath zu Paris gewählt werden, in jene Stellung einrücken, wo er Napoleon am meisten nutzen konnte!

Je mehr Bonaparte im Geheimen Hebel ansetzte, um das Directorium und die Verfassung des Jahres III zu stürzen, desto öfter fühlte er sich gedrängt, das Gegentheil zu betheuern. In der mörderischen Schlacht bei Arcole waren u. A. sein Adjutant Muiron und Elliot, ein Neffe des Kriegsministers Clarke, geblieben. Dieses bot ihm Gelegenheit, einen Brief für Clarke an Carnot zu adressiren. Elliots Loos sei ein beneidenswerthes zu nennen; „Wer von uns", ruft er aus, „hätte nicht hundert Mal gewünscht, auf diese Weise den mächtigen Angriffen der Verleumdung entzogen zu werden, dem Neide und allen gehässigen Leidenschaften, die das Betragen der Menschen ausschliesslich zu leiten scheinen." Bezüglich Muiron's schrieb er an das Directorium selbst. Derselbe hätte am 13. Vendémiaire die Freiheit retten helfen. „Ich fragte ihn", führt er aus, „ob die Regierung auf ihn rechnen könne. ‚Ja', lautete die Antwort, ‚ich habe geschworen, der Republik zu dienen, ich gehöre zum Heere, ich werde meinen Vorgesetzten gehorchen; ich bin übrigens, bei meiner Art zu sehen, ein Feind aller Aufständischen; ebenso sehr Derjenigen, welche den revolutionären Grundsätzen und Handlungen nur deswegen huldigen, um den Königsthron wieder herzustellen, als auch Derjenigen, welche mit Hülfe derselben die Schreckensherrschaft erneuern wollen." Mochte Muiron einst so gesprochen haben oder nicht, Bonaparte legte ihm offenbar Worte in den Mund, welche den Ohren der Directoren klingen sollten, als wenn Bonaparte selbst sie spräche.

„Ich sage es mit wahrer Befriedigung", äussert er sich um dieselbe Zeit (28. December 96) bezüglich seines Heeres, „es giebt kein Heer, welches mehr als das italienische die Aufrechthaltung der heiligen Verfassung wünschte, der letzten Zuflucht der Freiheit des französischen Volkes[1]). Man hasst hier die neuen Revolutionäre, welches ihr Ziel auch sein möge, und ist bereit, sie zu bekämpfen. Keine Revolution mehr! das ist die liebste Hoffnung des Soldaten. Er verlangt nicht nach dem Friedensschluss, den er im Herzen wünscht, denn er weiss, dass es die einzige Art ist, denselben nicht zu erhalten, und dass Diejenigen, welche ihn nicht wünschen, recht laut nach ihm verlangen, damit er nicht erfolge. Der Soldat bereitet sich auf neue Schlachten vor, und wenn er bisweilen einen Blick wirft auf den Geist, der mehrere Städte im Innern beseelt, so bedauert er zu sehen, wie die Ausreisser aufgenommen und beschützt werden und wie die Gesetze ohnmächtig sind, in einem Augenblicke, wo es das Schicksal des französischen Volkes zu entscheiden gilt."

All diese Betheurungen und Rechtfertigungen, denen seine Handlungen so wenig entsprachen, verfehlten, wie es scheint, nicht ganz die erwünschte Wirkung, doch vermochten sie natürlich nicht, den gegen ihn gehegten Verdacht ganz zu beseitigen: Carnot nannte ihn einen zweiten Cäsar, der, wenn man ihm die Gelegenheit biete, nicht zögern werde, den Rubicon zu überschreiten[2]); und als sein Adjutant Marmont dem Directorium 22 in Mantua erbeutete Fahnen überbrachte, liess der Präsident Lareveillère in seiner Erwiederung die Mahnung einfliessen, dass es dem siegreichen Krieger obliege, auch die Gesetze des Vaterlandes zu achten.

---

1) „la conservation de la Constitution sacrée, seul refuge de la liberté du peuple français."

2) S. Mémoires de Barère, herausgegeben von Carnot und David IV, 111.

Das Directorium musste Bonaparte um so mehr fürchten, als es der Anarchie im Inlande nicht Herr zu werden vermochte; zwei Mal war es bereits durch eine gefährliche Verschwörung in der Hauptstadt selbst in seiner Existenz bedroht worden: einmal durch die Royalisten und einmal durch die Socialisten unter ihrem entschlossenen Führer Baboeuf; seitdem war es, indem es bald nach der einen Seite, bald nach der anderen Front machte, bedenklich ins Schwanken gerathen. Hierzu kam die bevorstehende Wahlbewegung: es war nur zu wahrscheinlich, dass das im Frühjahr eintretende neue Drittel der Abgeordneten in dem gesetzgebenden Körper sich zur Opposition schlagen und damit ein Conflict zwischen den beiden höchsten Gewalten im Staate ausbrechen werde, dessen Folgen nicht abzusehen waren. Wie gross und gerechtfertigt aber auch Argwohn und Furcht sein mochten — Bonaparte schien in Italien unentbehrlich und sass schon viel zu fest im Sattel, als dass die Regierung hätte wagen können, ihn abzurufen; sie hätte ihn dadurch womöglich noch gefährlicher gemacht, zum Heldenruhm den Märtyrerkranz gefügt, ihm jene Gelegenheit gegeben, die ihn — um mit Carnot zu reden — zu einem Cäsar gemacht hätte.

Er selbst war sich seiner Machtstellung zu sehr bewusst, um sie nicht voll auszubeuten: weder über den Bestand seines Heeres, noch über den seiner Kassen gab er Rechenschaft; er forderte nur immer mehr und mehr Truppen und versprach Millionen über Millionen, die immer wieder ausblieben. Bezüglich des letzteren Punktes sind so irrige Vorstellungen im Gange, es ist in den verbreitetsten Geschichtswerken so oft erzählt worden, wie das Directorium von den Summen, die Bonaparte demselben von Italien aus zukommen liess, geradezu existirt habe, dass wir auf den wirklichen Thatbestand näher eingehen müssen; haben wir es hier doch mit

einem Hauptfactor in dem Process seines Emporkommens zu thun!

Die Geldnoth des Directoriums blieb nach wie vor eine solche, dass sie allein hinreichte, dessen Autorität zu untergraben und den ganzen Verwaltungsapparat aus den Fugen gehen zu machen. Alle Versuche, dem Papiergelde Metallwerth zu geben, mit anderen Worten dem Staatsbankerott ein Ende zu bereiten, blieben erfolglos. In der Staatskasse herrschte überdies fortdauernd eine solche Ebbe, dass weder die Beamten, noch die Truppen besoldet werden konnten. Die nothwendige Folge dieser Zustände war, dass Wucher und Unterschleif in vollem Schwange blieben. Eben diese Finanznoth hatte Bonaparte zum Oberbefehl über das italienische Heer verholfen; die italienische Beute sollte derselben abhelfen; Bonaparte hatte daher Befehl, Alles, was nur irgend zu Geld zu machen war, nach Paris gelangen zu lassen. Er selbst hatte die bezüglichen Erwartungen ins Maasslose gesteigert: Piemont, die Lombardei, Parma, Modena, Genua, Livorno, Venedig, der Kirchenstaat, — er nannte keines der seinem Schwerte unterworfenen Gebiete, ohne mit den Millionen zu prahlen, die sie zahlen mussten. Er wollte nicht nur für sein eigenes Heer sorgen, sondern auch für die Heere in den Alpen und am Rhein. Gegen die Beute gehalten, die er in sichere Aussicht stellte, schien dieses Alles eine Kleinigkeit.

Wirklich waren die Reichthümer, die ihm in die Hände fielen, unermessliche: zu den regelmässigen Contributionen, die er ausschrieb, kamen die öffentlichen Kassen (die überaus wohlgefüllten der Kirchen und Hospitäler nicht ausgenommen), kamen allerhand Waarenlager, Zeughäuser, Gotteshäuser und Heiligenbilder, kamen sämmtliche Domänen [1]) und geistlichen

1) „Le général Bonaparte avait admis en principe que tous les domaines conquis en Italie étaient acquis à la République française et qu'ils

Liegenschaften, darunter die reichen Lehen der Malteserritter; kamen endlich die Millionen an baarem Gelde und Natural-Lieferungen, welche bei jedem Waffenstillstande oder vorläufigen Friedensvertrage von den ohnmächtigen Souverainen erpresst wurden.

Die Erbeutung dieser Werthe schloss ihre Abführung in die Staatskasse nach Paris noch nicht in sich. Hierfür hatten an erster Stelle eben jene Regierungscommissare Sorge zu tragen, die Bonaparte auf jede erdenkliche Weise zu beseitigen suchte. In der ersten Zeit, so lange diese functionirten und Bonaparte der Unterstützung der Regierung noch zu sehr bedurfte, als dass er es mit ihr verderben durfte, gelangten einige Millionen wirklich nach Paris; Bonaparte selbst will (laut Bericht an das Directorium) bis zum 17. October 1796 ihrer 20 dorthin verabfolgt haben; ob diese seine Angabe der Wahrheit entspricht, ob der Betrag als wirklich in baarer Münze gezahlt zu verstehen ist, vermögen wir ihm nicht nachzurechnen; gesetzt Beides wäre der Fall, so reichten diese 20 Millionen gewiss nicht viel weiter, als um die Kosten zu decken für die Verstärkungen, die er fortwährend erhalten hatte. Wie spärlich er Kellermann's Alpenheer bedachte und wie er selbst den kleinsten Betrag von Gegendiensten abhängig machte, haben wir bereits gesehen; sogar zur Zeit der ungeheuren römischen Beute (im Jahre 1797) erhielt Kellermann, als er um 100,000 Franken einkam, welche noch obendrein dazu bestimmt waren, die für Bonaparte heranrückenden Truppenzuzüge mit Schuhwerk zu versehen, zur Antwort, dass dieses für die Kasse des ita-

---

pouvaient être vendus comme tels." S. Rapport au Directoire Exécutif sur les opérations des agens politiques et les commissaires civils, envoyés par le Directoire Exéc. dans les lieux occupés par les armées françaises sur le Rhin, dans l'Helvétie, et dans les differents Etats de l'Italie, datirt: 8. Thermidor VII (26. Juli 1799) unterschrieben vom Finanzminister Ramel. Archives Nat^les zu Paris.

lienischen Heeres bereits eine bedenkliche Summe sei! Den Heeren am Rhein hat er ein Mal im Herbste 1796 und ein Mal im Frühjahre 1797 eine Million zukommen lassen und das obgleich ihm Moreau allein im Winter 1796/97 eine ganze Division, in der Stärke von 15,000 Mann, abgetreten hat! Kärglicher konnte er die Gegenleistung wahrlich nicht bemessen. Wenn er die Flotte in Toulon ausstattete, so geschah es, weil diese seine eigene Kriegsmacht unmittelbar verstärkte; als eine von ihm für dieselbe bestimmte Million in den Staatsschatz nach Paris wanderte, liess er seinen Unwillen darob dem Directorium gegenüber aus, als stünde die Disposition in solchen Angelegenheiten allein bei ihm.

Die beste Entschuldigung für das Nichteinlaufen der erbeuteten Werthe bot ihm der Umstand, dass dieselben zum grössten Theil zuvor realisirt, in Geld umgewandelt werden mussten. Zum Hauptstapelplatz hatte er Genua ausersehen, wo schon vor Beginn des Feldzuges sein Landsmann Saliceti, ein äusserst geriebener Geldmann, als Regierungscommissar Verbindungen mit grossen Bankhäusern angeknüpft hatte. Die Realisirung der Werthe ward daselbst der Compagnie Flachat übertragen. Mitte October 1796 war diese aber noch dermaassen im Rückstande, dass die Compagnie nicht nur Nichts auszuzahlen, sondern 600,000 Franken sogar zu fordern hatte! Selbst die ungeheure Beute in Livorno, die der französische Geschäftsträger in Rom auf 40 Millionen schätzte [1]) und die ebenfalls zum grössten Theile nach Genua dirigirt werden sollte, brachte kein Geld in Fluss. Dass dieses nicht mit rechten Dingen zugehe, war offenbar; die Frage war nur, wer die Schuld daran trage. Um sich von jedem Verdachte zu reinigen, griff Bonaparte zu dem einfachen Mittel: die Gesellschaft Flachat mit sammt allen Anderen, die mit den Finanzen zu thun hatten, des Diebstahls

1) S. v. Sybel.

zu zeihen. „Die Gesellschaft Flachat", fuhr er am 12. October 96 in einem Schreiben an das Directorium los, „ist Nichts als ein Haufe von Spitzbuben, ohne Credit, ohne Geld, ohne Moralität." Er selbst hatte dieselbe seiner Zeit empfohlen; er bedauert daher, sich in ihr getäuscht zu haben. Flachat wurde, als französischer Bürger, vor ein Kriegsgericht gestellt, welches ihn jedoch frei sprach. Die Gesellschaft veröffentlichte auch eine Rechtfertigungsschrift, die uns aber leider nicht mehr vorliegt [1]).

Wie mit der Compagnie Flachat, so verfuhr Bonaparte mit Allen, welche bei der Finanzverwaltung in Italien angestellt waren. Die Betreffenden, schrieb er nach Paris, seien sämmtlich Spitzbuben, Spione, welche dem Feinde die Bewegungen und die Stärke des Heeres verriethen und es sich zur Aufgabe machten, ihn selbst, den Obergeneral, bei seiner Regierung zu verdächtigen, indem sie aussprengten, er wolle sich zum Herzoge von Mailand oder gar zum Könige von Italien aufschwingen. Wenn irgend Einer eine Ausnahme macht, so ist's wenigstens ein „beschränkter Kopf", der den Unterschleif dadurch begünstigt, dass er demselben nicht vorzubeugen versteht. „Sie haben zweifelsohne darauf gerechnet", ruft er den Directoren zu, „dass Ihre Beamten stehlen würden, allein doch auch, dass sie es mit einiger Scham thun würden; sie aber stehlen auf eine so lächerlich unverschämte Weise, dass, wenn ich einen Monat Zeit dazu hätte, es nicht Einen geben würde, der nicht verdiente, erschossen zu werden!"

---

1) In der Correspondance wird dieselbe vol. II, 50 erwähnt. Ihr Titel lautete: „Aux membres du corps législatif, Justification de la compagnie Flachat, Laporte et Castelin, denoncée par le général en chef de l'armée d'Italie"; unter diesem Titel wird die Schrift in dem gedruckten Katalog der Bibliothèque Nationale zu Paris aufgeführt; als ich daselbst um Einsicht in dieselbe bat, ward mir vom Bureau die Antwort zu Theil, dass dieselbe verloren gegangen sei!

Diese eines Robespierre würdige Taktik unbestimmter, grenzenloser Verdächtigung und Denunciation, ohne Beweise, war um so leichter zu handhaben, als das Directorium in seiner hülflosen Verzweiflung Nichts vermochte, als den General zur durchgreifendsten Strenge aufzufordern; dessen eigene Unbescholtenheit wagte man nicht in Zweifel zu ziehn, schon weil es vollkommen an Mitteln fehlte, ihn zu controliren und also auch seine Schuld zu erweisen.

Je klarer die Ohnmacht der Regierung ihm gegenüber am Tage lag, desto entschlossener ging Bonaparte den eingeschlagenen Weg. Im November 1796, grade einen Monat nach der Beschuldigung der Compagnie Flachat, ertheilte er den Beamten in Genua den bündigen Befehl, alle daselbst vorhandenen Werthe innerhalb 48 Stunden direct in die Armeekasse abzuliefern. Selbst die Summen, welche nach Ratification des Friedensschlusses zwischen der französischen Republik und der Freistadt von dieser zu zahlen waren, wurden sofort von ihm in Beschlag genommen [1]). Auch in Livorno durfte Nichts veräussert oder verabfolgt werden, wenn nicht auf seinen Befehl. Nach Paris aber schrieb er, dass wenn die Finanzverwaltung in Italien keine bessere würde, man sich darauf gefasst machen müsse, ihm zum Unterhalt seines Heeres baares Geld zu schicken!

So hatte er Alles vorbereitet, um den letzten Schritt zu thun: sich jeder Controle entziehend die gesammte Finanzverwaltung in seine eigene Hand zu nehmen. Die beiden Regierungscommissare, Saliceti und Garrau, wurden einfach beseitigt, und auch der General-Zahlmeister Denniée, dessen Unbescholtenheit er nicht direct anzugreifen wagte, musste das Feld räumen. An ihre Stelle trat, unmittelbar unter ihn gestellt, der Schweizer Haller. Bonaparte kannte ihn schon vom Jahre 1794 her; damals waren sie zu gleicher

1) S. den bezügl. Befehl an Faypoult v. 14. Dec. 96.

Zeit in Genua gewesen; der Ausflug dahin hatte den Anlass gegeben, Bonaparte, den Vertrauten des eben gestürzten Robespierre, zu verhaften; auch Haller sollte, des Unterschleifs verdächtig und beschuldigt, vor Gericht kommen, hatte jedoch die Flucht ergriffen. Gleich nach Uebernahme des Oberbefehls über das Heer in Italien hatte Bonaparte den Gebrandmarkten, zugleich mit Saliceti, hervor gezogen und ihn als finanziellen Beirath angestellt. Am 19. November 1796 schrieb er an den Regierungscommissar Garrau: „Haller ist ein Spitzbube, der — als Ausländer und seinem ganzen Charakter nach höchst verdächtig — ins Land gekommen ist, nur um zu stehlen." Wenige Tage darauf war eben dieser „Spitzbube" sein erster Vertrauensmann, sein Factotum in allen Geldangelegenheiten! ihm ward die Eintreibung, Realisirung, Verwaltung der ganzen italienischen Beute übertragen, er hatte Niemandem Rechenschaft zu geben als Bonaparte, von ihm allein Befehle zu erhalten!

Im Herbst 1796 war, unter den Auspicien der Regierungscommissare, eine Rechnungsablage erfolgt, gemäss welcher nicht weniger als fünf Millionen mehr in die Kasse des Zahlmeisters der Armee eingezahlt worden sein sollten, als dieser empfangen haben wollte. Bonaparte begnügte sich, diesen Thatbestand einfach zu constatiren [1]). Später ist gar keine Rechnung mehr nach Paris gekommen [2]).

Als Bonaparte solcherweise die gesammte Finanzverwaltung in seine Hände gebracht hatte, waren — wie aus einem Schreiben von ihm an Garrau hervorgeht — weder die ausgeschriebenen Contributionen alle eingegangen, noch die ungeheuren Vorräthe an Waaren und Edelwerthen zu Geld gemacht, noch die in Beschlag genommenen Ländereien an den Mann gebracht worden, so dass also die Realisirung der

1) S. Bonaparte's Schreiben an das Directorium vom 12. Oct. 96.

2) S. den mehrfach angezogenen Bericht in den Arch. Nles.

Beute noch bevorstand. Im Frühjahr 1797 kamen noch 30 Millionen hinzu, welche der Papst zu zahlen hatte und wirklich auch zahlte; kaum dass dieselben zu fliessen begannen, so erhielt Haller Befehl, diese, so gut wie alle in Italien vorhandenen Werthe, ohne jede Ausnahme, zu seiner alleinigen Disposition zu halten, indem das Heer dieselben brauche [1]). Dass im Jahre 1797 irgend welche namhafte Summen der Regierung in Paris übermacht worden wären, erfahren wir nicht. Und doch betrieb Bonaparte die Ausplünderung des eroberten Landes eifriger und rücksichtsloser als je! In der Mark Ancona u. A. wurde Alles, was an Pferden, Ochsen, Tuch, Hemden, Schuhwerk u. s. w. irgend aufzutreiben war, nach Ancona abgeführt; zugleich wurden, trotz des Friedensschlusses mit dem Papste, alle dort, im Herzogthum Urbino, in der Romagna oder im Mailändischen belegenen geistlichen Güter in Beschlag genommen und unter den Hammer gebracht. Der französische Geschäftsträger in Rom, Cacault, fand diese Handlungsweise der Würde und Ehre der Republik so wenig angemessen, dass er die bezüglichen Vorstellungen des Fürsten Massimi, der sich zu diesem Behufe zu Bonaparte ins Hauptquartier begab, unterstützte [2]). Bonaparte kam dadurch in einige Verlegenheit, gab dem Fürsten, der sich als päpstlicher Gesandter nach Paris begeben sollte, gute Worte und berichtete dem Directorium, dem der Vorfall nicht verborgen bleiben konnte, der Fürst Massimi hätte ihm, in kaum leserlicher Schrift, Reclamationen eingehändigt über einen Haufen nichtssagender Gegenstände (sur un tas d'objets de détail); die Angelegenheit sei bereits erledigt und so unwichtig, dass er nicht einmal eine

1) S. das Schreiben an ihn vom 19. Febr. 97.

2) S. Cacault's Schreiben an Bonaparte vom 10. März 1797. Corresp. inédite etc. Italie, II, 494 f.

Abschrift des fürstlichen Schreibens beilegen wolle! Von Paris aus war er auf den berühmten Wallfahrtsort Loreto aufmerksam gemacht worden, man vermuthete daselbst mit Recht grosse Schätze. Er bemächtigte sich des Ortes und meldete, dass daselbst sieben Millionen Franken vorgefunden worden seien; nach fünf Tagen jedoch war es nur noch ungefähr eine Million! Das Directorium erhielt, wie es scheint, nur die hölzerne Puppe des angebeteten Muttergottesbildes![1]).

Statt der ersehnten Gelder, des täglichen Brodes, an dem es so argen Mangel litt, empfing das Directorium aus Italien Kisten auf Kisten, angefüllt mit den herrlichsten Kunstwerken und den seltensten alten Handschriften, welche in den Museen und Bibliotheken zu Paris von Bonaparte's Ruhm zeugen sollten! Die Hinwegführung dieser unersetzlichen nationalen Schätze ist damals sehr verschieden beurtheilt worden: die Franzosen, selbst ein Thibaudeau und eine Frau von Staël, wissen dieselbe fast Alle nur zu loben: ihnen dünkten dieselben die eines Culturvolkes würdigsten Trophäen, der herrlichste Schmuck ihrer Haupt- und Weltstadt. In der That sind bis auf den heutigen Tag die europäischen Regierungen und Souveraine ohne Ausnahme bestrebt, wenn auch nicht mit Waffengewalt, so doch mittels grosser Geldsummen, die besten Werke der alten Meister in ihren Besitz zu bringen, sie rechnen sich — mit Recht — derartige Erwerbungen zum Ruhm an; je höher der Kunstsinn eines Volkes entwickelt ist, desto grösserer Werth wird auf solche Erwerbungen gelegt. Trotzdem dünkt uns Deutschen das damalige Verfahren der Franzosen ein barbarisches, in uns klingt unwillkürlich noch Schiller's verewigte Geisselung desselben nach:

---

1) S. Bonaparte's Schreiben vom 10. und 15. Februar 97.

„Was der Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen,
Führen nach der Seine Strand,
. . . . . .
Dem Vandalen sind sie Stein."

Jedenfalls hatte Bonaparte selbst, indem er diese Schätze eroberte, vor Allem die Absicht: sie „dem erstaunten Vaterlande in prangenden Museen als seine Siegestrophäen zu zeigen". Er war es, der den Gedanken zuerst anregte [1]). Dem Directorium war zur Zeit das Geld weit nothwendiger und daher auch lieber, als diese kostspieligen Sendungen, die nur dazu dienten, den ohnedies schon zu sinnbetäubenden Ruhm seines Generals noch berauschender zu gestalten. Indem Bonaparte die Regierung mit diesen Trophäen bedachte, ihr aber das Geld vorenthielt, fügte er zum Hochverrath noch den Hohn. Er selbst erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, dass er den heiligen Hieronymus des Correggio, der sich im Besitze des Herzogs von Modena befand, einer Million Franken vorgezogen habe, und seine blinden Bewunderer haben nicht ermangelt, hierin ein glänzendes Zeugniss für seinen Idealismus zu erkennen, ohne zu bedenken, dass er der Mann war, zugleich das Bild und die Million zu nehmen: jenes, um es nach Paris zu schicken, dieses, um seine Kasse damit zu füllen! Er ging in diesem Systeme so weit, dass er sogar die Kunstkenner, welche er hatte kommen lassen, um die Stücke auszusuchen, wegen ihrer Besoldung an die Regierung wies! [2]).

So sind — trotzdem der Natur der Sache nach Beweise schwer beizubringen sind — mehr als genug Anhaltspunkte vorhanden, um mit Sicherheit behaupten zu können, dass Bonaparte das Erdenkliche that, um dem Directorium die

1) S. das Schreiben des Directoriums an ihn vom 5. October 96.
2) Ebendas.

italienische Beute vorzuenthalten, sich selber dieselbe anzueignen, und dass ihm Dieses im Wesentlichen auch geglückt ist. Wie in allen übrigen Dingen, ging er auch hierin mit der ganzen Gewissenlosigkeit und Entschiedenheit seiner Natur darauf aus: zugleich seine Machtstellung möglichst zu vergrössern und diejenige der Regierung in Paris zu untergraben. Hierbei fiel das Geld kaum weniger schwer in die Wagschale als das Schwert.

Bonaparte hatte, als Oberbefehlshaber in Italien, nicht nur die Initiative im Kriege gegen Oestreich, die Entscheidung über die Oberherrschaft in Italien und im ganzen mittelländischen Meere, die Kriegskasse des Directoriums in Händen, — bei ihm stand auch die Regelung des Verhältnisses der Republik zu Rom, zum Papstthum, und damit die Entscheidung darüber, ob die leitenden Ideen der Revolution der römisch-katholischen Hierarchie gegenüber mit Consequenz durchgeführt werden sollten oder nicht. Diese Frage war eine ebenso schwerwiegende als brennende. Die Gegensätze, wie sie hier auf einander stiessen, waren grundsätzlich und praktisch die denkbar grössten. Die leitenden Ideen der Revolution verlangten in erster Linie Denk- und Gewissensfreiheit, die römisch-katholische Kirche, wie jede Priesterherrschaft, die Unterjochung der Vernunft und der Gewissen unter ihre Dogmen. Der Toleranz der Freidenker, welche Jeden, wenn er nur seine Pflichten gegenüber der Gesellschaft und dem Staate erfüllte, auf seine Weise selig werden lassen wollten, stand die Intoleranz der alleinseligmachenden Kirche in schroffster Weise entgegen. Hierzu kam die Forderung republikanischer Freiheit oder politischer Selbstbestimmung und Mündigkeit der Staatsangehörigen, denen der Absolutismus der patriarchalischen Kirche gegenüberstand. Das patriarchalisch-absolutistisch gedachte Königthum der Bourbonen hatte sich mit der ihm grundsätzlich so ver-

wandten Priesterherrschaft auf das Innigste verbündet, mit ihr geradezu identificirt. Ludwig XVI. musste als der „allerchristlichste“ König bei seiner Salbung in Rheims ausdrücklich schwören, die Ketzer austilgen zu wollen, seine Macht der römisch-katholischen Hierarchie, dem Papstthum, der Staatskirche zur Verfügung stellen. Vergeblich hatte seiner Zeit sein Minister Turgot den jungen Herrscher darauf aufmerksam gemacht, wie eine solche Denk- und Handlungsweise mit den Forderungen des modernen Staatsbewusstseins unvereinbar sei [1]): Ludwig XVI. hatte den verhängnissvollen Schwur geleistet und halten wollen; er war geneigt, eher alle seine souverainen Rechte aufzugeben, als den blinden Gehorsam gegen die katholische Kirche, den er mit der Religion als solcher Eins wähnte. Als er das Gesetz bestätigen sollte, welches von den katholischen Geistlichen den Eid auf die Verfassung und damit Unterordnung unter die Gesetze des Staates verlangte, da glaubte er sein Seelenheil auf dem Spiele und hielt es mit denen, die den Eid verweigerten. Von diesem Tage an war es offenbar, dass die französische Nation bei ihm gegen Rom und das Papstthum zurückstand. Die Priester, welche den Gesetzen den Gehorsam aufkündigten, wurden — genau wie jene Adligen, welche die auswärtigen Mächte um Schutz anriefen — verbannt, eingekerkert, guillotinirt. Sie verehrten seitdem in dem enthaupteten Könige einen Märtyrer ihrer eigenen Sache und setzten ihre ganze Hoffnung auf die Wiederaufrichtung des Thrones der Bourbonen; sie nicht allein; da nicht nur die Staatskirche abgeschafft wurde, sondern überhaupt jede Besoldung des geistlichen Standes, dem man all seine Güter und Einkünfte genommen hatte, von Staatswegen aufhörte, so waren fast sämmtliche Geistliche der Republik abgeneigt

1) S. Turgot's noch heute beherzigenswerthen Denkschriften in der Ausgabe seiner Werke von Daire.

und einer Wiedereinführung der alten Ordnung zugewendet. Die Royalisten konnten noch sicherer auf sie rechnen, als der Papst selbst: wo nur irgend in Frankreich die Königlichen sich erhoben, im offenen Bürgerkriege oder in geheimen Verschwörungen, da standen die katholischen Priester in vorderster Reihe. Die gegen sie gerichteten Gesetze waren daher bei jeder neuen Bedrohung der Republik verschärft worden. Obgleich die Verfassung des Jahres III den Grundsatz vollständiger Religionsfreiheit aussprach, wurden sie, in Folge des Aufstandes in Paris am 13. Vendémiaire, auch jetzt noch aufrecht erhalten. Diese unerbittliche Verfolgung der Geistlichen machte sie in den Augen der Menge zu Märtyrern des Glaubens. Der religiöse Eifer, auf den sich ihr Ansehn gründete, ward von ihnen um so leichter frisch angeregt, als die drückendste Noth und beständige Lebensgefahr die Gemüther dafür ausserordentlich empfänglich machten und die Republik für Volksschulen, welche die Menge aufgeklärt hätten, noch nicht hatte sorgen können. Vergeblich waren die Sonntage und alle Heiligentage durch den neuen Kalender abgeschafft, an Stelle der kirchlichen Feste allgemein menschliche angesetzt worden; vergeblich hatte Robespierre mit feierlichem Pompe die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele verkündet; vergeblich waren zur Zeit die Theophilanthropen bemüht, einen der Vernunft mehr entsprechenden Cultus ins Leben zu rufen: Herz und Phantasie des Volkes hingen so sehr an der althergebrachten Kirche mit ihrem Mysticismus und ihrem die Sinne berauschenden Prunke, dass alle Versuche, einen neuen Cultus an die Stelle des römisch-katholischen zu setzen, durch ihre Ohnmacht geradezu lächerlich erschienen. Auch die gläubigsten Anhänger der Republik mussten sich gestehen, dass die religiöse Revolution vollständig gescheitert sei und dass man daher am Klügsten thue, sich mit dem Papstthum provisorisch abzufinden, bis

das Volk mit Hülfe einer freien Presse und tüchtiger Schulen so weit sei, dass es selbst das Demüthigende und Gefahrvolle des religiösen Fanatismus und des damit zusammenhängenden Aberglaubens erkennen könne. Darüber mussten freilich im glücklichsten Falle Jahrzehnte vergehen. Diese Resignation erschien um so mehr geboten, als das Papstthum weit über die Grenzen Frankreichs hinaus, in vielen mächtigen Staaten einen gewaltigen Rückhalt hatte, der, wenigstens so lange Frankreich mit dem protestantischen England im Kampf auf Leben und Tod begriffen war, dasselbe völlig zu isoliren drohte.

Das Directorium, dem die Initiative bei der gegen Rom einzuschlagenden Politik zustand, war nicht nur durch die bestehenden Gesetze gebunden, sondern auch in sich uneinig. Carnot stand in dieser Frage, wie in so vielen anderen, durchaus auf dem Boden der Verfassung: ihm war jeder Sectengeist zuwider, er wollte unbedingte Glaubensfreiheit, Trennung der Kirche vom Staate und war einer gewissen politischen Connivenz gegen Rom nicht abgeneigt. Lareveillère dagegen, der nächst Carnot für solche Angelegenheiten am meisten Sinn hatte, stand bekanntlich an der Spitze der Theophilantropen und war als Theoretiker geneigt, den Kampf gegen die katholische Hierarchie und deren Haupt bis in die letzte Consequenz hinein zu verfolgen. Mit Lareveillère stimmten, so oft es Maassregeln gegen Rom galt, auch Rewbell und Barras; die bezüglichen Instructionen, welche der Oberfeldherr und die übrigen Geschäftsträger in Italien von Paris aus empfingen, waren dieser Mehrheit der Stimmen im Directorium entsprechend.

Dass Bonaparte in dieser politischen Angelegenheit ersten Ranges seinen eigenen Weg ging, kann nicht überraschen. Seine Armee, welche in Italien eindrang, um die Völker zur Freiheit aufzurufen, und die damit begann, die kirchlichen

Güter mit in erster Linie als willkommene Beute anzusehen, konnte eines Entgegenkommens Seitens der Geistlichkeit unmöglich gewärtig sein. Gleich der erste Aufstand in der Lombardei, kurz nach der Einnahme Mailands, war wesentlich von ihr angeregt worden. Je weniger sich Bonaparte dadurch in der Beschlagnahme der Güter und der Ausplünderung der Kirchen behindern liess, desto nachdrücklicher verkündete er, dass den Republikanern die Religion so heilig sei wie die Freiheit der Völker und dass daher das Volk weder in seinem Glauben, noch in seinem Gottesdienste beeinträchtigt werden solle. Den Geistlichen versprach er sogar besonderen Schutz, allein nur unter der Bedingung, dass sie sich von jeder politischen Bethätigung fern hielten; wo Unruhen entstehen, dort sollten sie strenger als Andere bestraft werden. Immer wieder wies er als Muster auf die Grundsätze der Armuth und Einfachheit hin, wie sie das Evangelium predige und die ursprüngliche Kirche hoch gehalten hätte. „Ich ergreife mit Freuden diesen Anlass", schreibt er u. A. am 1. Januar 1797 einem venetianischen Beamten, „um dem Bischof von Bergamo und seinem achtungswerthen Klerus wegen des Eifers, den sie bei Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe an den Tag gelegt haben, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich überzeuge mich täglich mehr von einer, in meinen Augen erwiesenen Wahrheit, nämlich dass, wenn der Klerus in Frankreich seiner Zeit ebenso weise, so mässig, dem Evangelium entsprechend gehandelt hätte, die römische Kirche in Frankreich keinerlei Aenderung erfahren hätte. Allein die Corruption der Monarchie hatte alle Stände, bis zu den Verwesern der Religion hinan, ergriffen: man sah daselbst keine Männer mehr von einem so musterhaften Lebenswandel, von so reinen Sitten, wie es der Cardinal Mattei, der Cardinal-Erzbischof von Bologna, der Bischof von Modena, der Bischof von Pavia, der

Erzbischof von Pisa sind. Mir war bisweilen, wenn ich mich mit diesen Ehrwürdigen unterhielt, wie wenn ich mich in den ersten Jahrhunderten der Kirche befände."

Diese Kundgebungen sollten zunächst Volk und Geistlichkeit in Italien möglichst beschwichtigen und vom Aufstande abhalten; allein Bonaparte wollte offenbar auch in Rom selbst und in Frankreich gehört werden. Er stellte sich dabei grundsätzlich auf den Boden der römisch-katholischen Kirche, die nur der Reform zu bedürfen schien, um wieder hergestellt zu werden. Er traf in dieser Rolle den erforderlichen Ton um so sicherer, als er von der Macht der römischen Kirche einen sehr hohen Begriff hatte und er selbst, als Corse und auf der Militärschule zu Brienne, streng in ihren Formen erzogen worden war. Nicht dass er in Folge dessen selbst ein Gläubiger gewesen wäre, allein er besass dadurch ein Verständniss, ein Tactgefühl für die katholische Kirche, wie es Andern, die über deren Dogmen, so nüchtern und frivol dachten, wie er, abging. Hierzu kam — und dieses wiegt wohl am schwersten — dass die römische Hierarchie ihrer ganzen monarchisch-absolutistischen Organisation und universalistischen Tendenz nach ihm zugleich imponirte und eine ebenso sichere als weitgreifende Handhabe der Herrschaft darbot. Jener tiefgehende Gegensatz zwischen ihr und der französischen Republik war für ihn, den absolutistischen Alleinherrscher, nicht vorhanden. Wenn er daher dem Papste erklären liess, dass sein Ehrgeiz weit mehr darauf ausgehe, der Retter als der Zerstörer des heiligen Stuhles zu sein [1]), so geschah das keineswegs nur, um ihn zu entwaffnen: die Wiederherstellung der wie noch nie gesunkenen römisch-katholischen Kirche gehörte wirklich mit zu seinen Weltherrschaftsplänen.

Doch dachte Bonaparte deswegen nicht entfernt daran, die

1) S. sein Schreiben an Cacault, vom 27. October 96.

römische Hierarchie in ihrer alten, Alles umfassenden Machtstellung wieder herzustellen: er wollte sie, wie alle niederen politischen Factoren, nur als Werkzeug benutzen, sie für seine Herrscherpläne ausbeuten. Er unterschied demgemäss auch streng zwischen dem Papste als Oberhaupt der Kirche und als Beherrscher des Kirchenstaates. So viel Achtung er Jenem bezeugte, so wenig hielt er auf Letzteren. Sollte Italien dauernd bewältigt werden — und dieses hatte Bonaparte für eine nähere oder fernere Zukunft unzweifelhaft schon jetzt im Auge — so musste der Kirchenstaat unterworfen, beseitigt werden, so gut wie jeder andere Staat auf der apenninischen Halbinsel. Ihm musste an dessen Zerstörung oder wenigstens Lahmlegung zur Zeit um so mehr gelegen sein, als der Papst seine ganze Macht einsetzte, um mit den Oestreichern gegen die Franzosen zusammen zu wirken. Den feindlichen Fürsten behandelte Bonaparte in ihm mit ganz besonderer Erbitterung, weil dieser seinen Rückhalt fand in dem Papste als solchem und ihm daher, trotz seiner lächerlich kläglichen Militärmacht, durch den Einfluss, den er auf die Gemüther aller Katholiken ausübte, gefährlich zu werden drohte. Bonaparte's Sinnen und Trachten war demnach darauf gerichtet, die Weltherrschaft des Papstes zu vernichten, ohne es mit diesem selbst zu verderben. Dieses konnte ihm am ehesten gelingen, wenn er dem Papste gegenüber die Politik des Directoriums verurtheilte und sich ihm dadurch empfahl, dass er sich von derselben lossagte [1]). Hierzu sollte die erwünschteste Gelegenheit nicht ausbleiben.

Der erste Feldzug gegen Rom, im Juni 1796, der mit dem Vertrage zu Bologna schloss, war, wie Bonaparte selbst hervorhob, nur ein Waffenstillstand, der mehr mit den Hunds-

1) Vergl. sein Schreiben an Cacault vom 28. October 97. „Vous pouvez l'assurer (c. a. d. le pape) de vive voix que j'ai toujours été contraire au traité qu'on lui a proposé, et surtout à la manière de négocier."

tagen, als mit dem Papste abgeschlossen worden war. Indessen das Directorium hoffte doch ohne neuen Kampf zu einem Friedensschlusse zu gelangen und der Papst hatte nicht versäumt, bezügliche Unterhändler nach Paris zu entsenden. Da die Republikaner jedoch auf unbedingter Anerkennung der die Kirche betreffenden Gesetze bestanden und der Papst hierin eine Principiendifferenz sah, welche die Lebensbedingungen der römischen Hierarchie gefährdete, so waren die Unterhandlungen bald genug ins Stocken gekommen. Der Krieg zwischen der Republik und der alten Ordnung, für die das verbündete Europa eintrat, war noch in vollem Gange und der Papst rechnete mit kaum geringerer Zuversicht auf den Sieg der östreichischen Waffen, als das Directorium auf die Triumphe, welche Bonaparte in Aussicht stellte. Bei diesem war eine gründlichere Niederwerfung und Ausplünderung Roms eine längst beschlossene Sache, nur musste Mantua erst gefallen sein. Bis dahin sollte der französische Geschäftsträger in Rom den „alten Fuchs", wie er Pius VI. bei dieser Gelegenheit nennt[1]), hinhalten und nach Kräften ins Unrecht setzen. Das Scheitern der Verhandlungen in Paris diente ihm dazu, die Angelegenheit ganz in seine Hand zu bringen. Schon der Vertrag zu Bologna, wo einige Millionen Contribution weniger vereinbart worden waren, als Bonaparte in Aussicht gestellt hatte, hatte ihm Gelegenheit geboten, die Einmischung der Regierungs-Commissare zu bekriteln, jetzt erklärte er dem Directorium kurz und bündig[2]): „Jedesmal dass Ihr General in Italien nicht der Mittelpunkt von Allem sein wird, laufen Sie die grösste Gefahr." Das war keine leere Drohung, denn wirklich lag es beständig in seiner Macht, die Beziehungen zu Rom zu erleichtern oder zu erschweren. Wie immer, wenn es auf der Bahn seiner Selbst-

1) S. Napoleon's Schreiben an Cacault vom 24. October 96.

2) Schreiben vom 8. October 96.

herrschaft einen entscheidenden Schritt vorwärts galt, nahm er die Miene an, als wäre ihm persönlich gar Nichts daran gelegen. „Man wird diese Sprache", fügt er der maasslosen Forderung hinzu, „nicht dem Ehrgeize zuschreiben: ich habe nur zu viel Ehren, und meine Gesundheit ist so mitgenommen, dass ich mich genöthigt sehe, bei Ihnen um einen Nachfolger zu bitten. Ich kann nicht mehr zu Pferde steigen; es bleibt mir Nichts übrig als Muth, und dieser reicht bei einem Posten wie der hiesige nicht hin." Das Directorium war nicht so blind, als dass es dieses Entlassungsgesuch einer ernsten Antwort werth befunden hätte, allein es konnte, wie die Sachen nun einmal lagen, nicht umhin, ihm die Leitung auch der Verhandlungen mit dem Papste zu überlassen; so dass Bonaparte, als er im Februar 1797, sofort nach dem Falle von Mantua, gegen Rom aufbrach, vollständig freie Hand hatte.

Am 1. Februar erliess er eine Proclamation, die in den Augen von ganz Europa als Rechtfertigung des Krieges dienen sollte. Der römische Hof, führte er aus, habe die in dem zu Bologna geschlossenen Waffenstillstande auf die Contribution und die Auslieferung der Kunstgegenstände bezüglichen Artikel nicht eingehalten, der Vertrag sei daher hinfällig; ausserdem habe der römische Hof (wie durch aufgefangene und ebenfalls veröffentlichte Schriftstücke bewiesen wurde) das Erdenkliche gethan, um die Völkerschaften Italiens gegen ihn in die Waffen zu rufen, endlich habe derselbe — gemäss einem mit Oestreich abgeschlossenen Bündnisse — kaiserliche Offiziere an die Spitze seiner Truppen gestellt. Das Alles war nur der Wahrheit entsprechend.

Dem Directorium gegenüber nahm Bonaparte die Miene an, als werde er dieses Mal der päpstlichen Herrschaft ein so gründliches Ende bereiten, dass er bereits den Vorschlag that, den Kirchenstaat, mit Ausnahme der Legationen von

Ferrara und der Romagna, den Spaniern zu geben! Schwerlich war dieses sein Ernst. Wenn er wirklich solche durchgreifende Absichten gehabt hätte, so wäre er nicht mit kaum 11,000 Mann aufgebrochen, die überdies zur Hälfte aus Italienern und Polen bestanden[1]). Die Besiegung der päpstlichen Schlüsselsoldaten und der Priester, deren Ohnmacht schon längst das Gespött von Europa war, konnte ihm keinerlei soldatischen Ruhm einbringen, der Einzug in Rom ihm nur Verlegenheiten bereiten: sowohl dadurch, dass der Papst voraussichtlich jede Versöhnung von der Hand weisen und flüchtig werden würde, als auch dadurch, dass Neapel in diesem Falle aus seiner Zurückhaltung herauszutreten drohte; Beides musste Bonaparte nach Kräften zu vermeiden suchen. Dieses konnte er aber nur dadurch, dass er abermals auf halbem Wege stehen blieb.

Der Vormarsch erfolgte von zwei Seiten: ein kleineres Corps von 2000 Mann rückte von Westen her, durch Toscana, gegen die Tiber heran, während das Hauptcorps, bei dem sich Bonaparte selbst befand, von Bologna aus zunächst gegen Ancona, dann längst dem adriatischen Meere zog und schliesslich den Apennin überschritt. Von einem ernstlichen Kampfe war so wenig die Rede, dass gleich das wichtige Ancona, zu dessen Schutze der kaiserliche General Colli an 5000 Mann beisammen hatte, ohne Schwertstreich überliefert wurde. Die bei dieser Gelegenheit gefangenen päpstlichen Soldaten erschienen so wenig gefährlich, dass sie Bonaparte anredete, mit Prolamationen versah und dann als eben so viele Herolde seiner Milde und Friedensliebe in ihre Heimat entliess. Zu Ancona begannen auch schon die Friedensverhandlungen, welche am 19. Februar in Tolentino zum Abschluss gelangten.

In diesem Frieden zu Tolentino, den Bonaparte mit ge-

1) Vergl. Rüstow p. 418/19.

wohnter Eigenmächtigkeit unterzeichnete [1]), musste der Papst zu den seiner Zeit in Bologna versprochenen 15 Millionen noch 15 drauf geben, die Legationen von Bologna, Ferrara und der Romagna an Frankreich abtreten, die Stadt Ancona nebst Citadelle und umliegenden Dörfern den Franzosen bis zum Continentalfrieden überlassen, auf Avignon und Venaissin endgültig verzichten, seine frisch ausgehobenen Truppen entlassen, die politischen Gefangenen freigeben, für den seiner Zeit bei einem Volksaufstande in Rom umgekommenen französischen Geschäftsträger Basseville Genugthuung leisten, sich von allen Feinden Frankreichs trennen und denselben seine Häfen verschliessen; allein alle kirchlichen, grundsätzlichen Fragen wurden dafür völlig unberührt gelassen, ja es ward ausdrücklich verbürgt, dass die katholische Religion in den abgetretenen Legationen unverändert erhalten werden sollte. Dieses war so wenig im Sinne des Directoriums [2]), welches die Geistlichkeit in Frankreich mit Hülfe des Papstes selbst gefügiger zu machen hoffte, dass Bonaparte sich deswegen entschuldigen musste und auf spätere Verhandlungen vertröstete. Er sprach zugleich die Ueberzeugung aus, dass der Kirchenstaat nach der eben erlittenen Verstümmelung und Ausplünderung bald genug in sich selbst zusammen brechen werde. Wäre er nach Rom gegangen, so hätte sich Neapel eingemengt, der Papst und die Kardinäle wären mit sammt ihren Schätzen geflüchtet, die Folge davon wäre gewesen: eine unabsehbare Verwick-

---

1) Seine Unterschrift durfte gar nicht unter dem Vertrage stehen. Dem Directorium meldet er am 19. Febr. 97 einfach: „Je l'ai signé conjointement avec le citoyen Cacault, parce que, ce dernier n'ayant pas de pleins pouvoirs en règle, il a fallu y suppléer."

2) Vergl. u. A. bezügl. Instruction an Bonaparte vom 3. Februar 97. Corresp. inédite etc. Italie, II, 518 f. „Vous êtes trop habitué à réfléchir, citoyen général, pour n'avoir pas senti tout aussi bien que nous que la religion romaine sera toujours l'ennemie irréconciliable de la République."

lung im fernen Süden und dass er statt der 30 Millionen, die ihm der Vertrag sicherte, keine 5 zusammen gebracht hätte. Ueberdies wäre seine Gegenwart bei dem Hauptheere, wo der Frühjahrsfeldzug vorbereitet wurde, unentbehrlich. Das Directorium musste sich mit diesen zum Theil unwiderleglichen Argumentationen entweder zufrieden geben oder Alles von Neuem aufs Spiel setzen. Der Vertrag ward daher zu Paris ratificirt.

Der Einmarsch in den Kirchenstaat bot Bonaparte auch einen trefflichen Anlass, sein Verhalten gegenüber der französischen Geistlichkeit an den Tag zu legen. Eine grosse Anzahl der eidverweigernden Priester hatte in dem Kirchenstaate eine Zufluchtsstätte gefunden. Das Herannahen des republikanischen Heeres erfüllte sie mit der grössten Furcht, Viele suchten bereits nach Neapel zu entkommen. Da verkündete Bonaparte, dass das Gesetz ihnen zwar den Aufenthalt innerhalb des französischen Territoriums verbiete, allein deswegen nicht innerhalb der nur vom Heere besetzten Länder, er sei gesonnen, ihnen seinen Schutz in vollem Maasse angedeihen zu lassen. Nicht nur, dass er ihnen den Aufenthalt im Kirchenstaate verstattete und jedes ihnen zugefügte Leid strengstens zu ahnden drohte, er befahl den Klöstern, ihnen Wohnung, Nahrung, Licht, Feuerung zu reichen und sie sogar zu besolden. Dafür mussten die solcherweise Versorgten in die Hand der militärischen Kommandanten der Republik Gehorsam schwören. Das war Alles, was er von ihnen verlangte. Diese kluge politische Maassregel wirkte um so gewinnender auf die Gemüther, als sie von der reinsten Menschlichkeit eingegeben zu sein schien. Von diesem Gesichtspunkte aus stellte sie Bonaparte selbst dem Directorium dar, welches, auch wenn es seine heimtückischen Absichten dabei durchschaut haben sollte, zum bösen Spiel gute Miene machen musste. Es selbst war durch das Gesetz ge-

bunden, und konnte daher beim besten Willen ähnliche versöhnende Maassregeln in Frankreich nicht treffen, so dass Bonaparte's Verfahren von demjenigen der Regierung grell abstach und er den Dank der katholischen Geistlichkeit doppelt und dreifach erntete. Der Papst selbst beanstandete nicht, ihm zu schreiben und dem „lieben Sohne" den apostolischen Segen zu ertheilen. Bonaparte antwortete, indem er die Hoffnung aussprach, dass die französische Republik sich als eine der wahrsten Freunde Roms erweisen werde. Sein Adjutant Marmont, der seinen Brief überbrachte, wurde von Pius VI. mit ganz besonderer Auszeichnung empfangen.

Bonaparte war es solcherweise gelungen, auch Rom gegenüber völlig freie Hand zu erhalten, den Kirchenstaat mit Krieg zu überziehen, auszuplündern, an den Rand des Abgrundes zu bringen, ohne sich deswegen mit dem Papstthum und der Kirche als solcher zu entzweien. Indem er sich zum Schiedsrichter zwischen diesen und der republikanischen Regierung in Paris, der Revolution, aufschwang, konnte er alle Drangsale, die er über Rom verhängte, dem Directorium zu Last legen, alle Wohlthaten dagegen für sich in Anspruch nehmen. Er hatte mit seinem Adlerblick klar erkannt, wie eine Verständigung mit dem Papstthume ihm beim Umsturz der republikanischen Verfassung in Frankreich und der Aufrichtung seiner eigenen Herrschaft von unberechenbarem Nutzen sein werde. Doch ging er zur Zeit nicht weiter, als sich mit einer abwartenden vorbereitenden Haltung vertrug; so lange es irgend anging, durfte er es mit keiner Partei verderben: sie alle sollten ihm, jede an ihrer Stelle, zu seinem Emporkommen behülflich sein.

Bonaparte war, wie aus dem Vorhergehenden hervorgeht, zur Zeit weit mehr als Oberbefehlshaber in Italien. Er gebot nicht nur über sein Heer, das seiner Person blind ergeben

war, er hatte auch die Geldmittel in seiner Gewalt, welche das Directorium so wenig für die Verwaltung im Innern als für den Unterhalt der anderen Heere entbehren konnte und welches schon aus diesem Grunde von ihm und seinen Siegen so abhängig war, dass es ihn in den eroberten Ländern schalten und walten lassen musste, wie es ihm beliebte. Dabei erstreckte sich sein Einfluss bis weit nach Frankreich hinein: von seinen Anordnungen hing die Ruhe im Süden des Landes ab und auch sein Verhalten dem römischen Stuhle gegenüber wirkte auf die Stimmungen im Innern zurück. Selbst damit hatte seine Machtsphäre noch lange nicht ihre Grenze gefunden. Auch das Verhältniss Spaniens zur Republik lag wesentlich in seiner Hand. Die Schonung des Infanten in Parma hatte das zwischen Beiden bestehende Bündniss eingeleitet und der spanische Gesandte in Rom, Azara, ward von Bonaparte beständig als Vermittler verwendet. Die Spanier waren überhaupt, von wegen ihrer früheren Suprematie in Italien, die sie an die Habsburger hatten abtreten müssen, in diesem Lande seine natürlichen Bundesgenossen gegen Oestreich. Er hoffte immer, dass sie ihm mit ihrer Truppenmacht wirksam zu Hülfe kommen würden [1]). Dafür wurde bald das Mantuanische, bald der Kirchenstaat, für sie als Lockspeise in Aussicht genommen. Wenn auch diese Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, so war es doch die spanische Flottenmacht gewesen, welche die Engländer aus dem Mittelländischen Meere vertrieben hatte. Die Tragweite dieses Ereignisses war in Anbetracht von Bonaparte's hochfliegenden Entwürfen, die mit jedem Erfolge immer mehr und mehr ins Weite gingen, eine schier unermessliche. Seine frühzeitige Schwärmerei für die Heldengestalten des Alterthums, wie sie uns durch Plutarch überliefert worden sind, ist bekannt. Als er auf seinem Marsche gegen Rom die

1) S. seine Schreiben an das Directorium vom 26. Mai und 1. Juni 1797.

nämliche Strasse zog, die Cäsar gezogen war, als er den Rubicon überschritt, da ist ihm unzweifelhaft dessen Riesengestalt unmittelbar, wie nie zuvor, vor die Seele getreten. In Ancona erblickte er zum ersten Mal das adriatische Meer und sah sehnsüchtig hinüber nach der Wiege jenes Helden, der durch seine Jugend und die Ausdehnung seiner Eroberungszüge selbst Cäsar in Schatten stellen konnte. „Von hier aus", schrieb er nach Paris, „gelangt man in 24 Stunden nach Macedonien, in 10 Tagen nach Constantinopel." Sofort benutzte er die in der Hafenstadt anwesenden Juden, Albanesen und Griechen, um Verbindungen mit dem gegenüber liegenden Gestade anzuknüpfen. Hier begann er auch bereits jene Vorkehrungen zu treffen, welche zur Einnahme von Malta, der ersten Etappe auf dem Wege nach Egypten, führen sollten. Gewiss traf daher jener Kardinal, welcher sich ihm dadurch besonders zu empfehlen meinte, dass er ihm die beste Büste Alexander's des Grossen zum Geschenk darbrachte, genau das Rechte. Seine Schmeichler bemerkten bald, dass er zugleich die kurze Gestalt Alexander's und den classischen Kopf Cäsar's habe. Seine fast märchenhaften Pläne liefen in der That bereits darauf hinaus, womöglich Beide auszustechen und so den grössten Namen in der Weltgeschichte zu erobern.

So viele und so ausschweifende Pläne aber auch die Phantasie des Rastlosen beschäftigten und von ihm zu gleicher Zeit betrieben wurden, so blieb seine Thatkraft doch stets mit ganzem Nachdruck auf das Nächstliegende und Wesentlichste gerichtet. Dieses aber war natürlich der Kampf gegen Oestreich. Gelang es ihm, auch hier die Entscheidung an sich zu reissen, den Friedensschluss so lange hinaus zu schieben, bis er und er allein ihn dictirte, wer wollte sich dann noch in Frankreich, in Europa mit ihm im Ansehen messen?

Friedensverhandlungen im Jahre 1796.

Wenn auch der Feldzug des Jahres 1796 in seinem Endresultat den Anfangs gehegten Erwartungen nicht entsprochen hatte, so war doch die Macht, welche die directoriale Regierung entfaltet hatte, eine so imposante, befanden sich die auswärtigen Feinde der Republik zu Ende des Jahres in solcher Bedrängniss, dass sogar das stolze, aristokratische Albion Friedensunterhandlungen in Paris einzuleiten beschloss. Die diesem gegenüber errungenen Erfolge bestanden zunächst in der endgültigen Bewältigung der Vendée und der energischen Bekämpfung der royalistischen Guerillabanden der s. g. Chouans, welche, wie die Landungen an der Küste, von England aus organisirt und bezahlt wurden [1]). Nachdem dieses gelungen war, rüstete der General Hoche zur Landung auf Irland, wo vielleicht schon eine geringe Truppenmacht genügen konnte, um einen Volksaufstand im grössten Maassstabe in Scene zu setzen. Diese Gefahr erschien um so bedrohlicher, als die spanischen und holländischen Flotten mit der französischen verbündet waren und die Engländer, wie sich bald erweisen sollte, auf eine Auflehnung der fast wie Galeerensträflinge geknechteten Mannschaft auf ihren eigenen

1) S. hierfür die Domestic papers, advices and intelligence from France im Record Office zu London, so wie auch die Papiere (Denkschriften, Berichte u. s. w.) des Comte de Puissaye, im British Museum, die von 1796—1807 reichend eine Reihe von 116 Bänden füllen.

Schiffen gefasst sein mussten. Ja, die Reformpartei im englischen Volke, welche eine durchgreifende Umgestaltung der Verfassung in demokratischem Sinne erstrebte, war durch die Consolidirung der fränkischen Republik so mächtig geworden, dass die derzeitigen Machthaber in ihrer Stellung äusserst gefährdet erschienen. W. Pitt, der leitende Staatsmann, erachtete es daher für gerathen, noch vor Zusammentritt des Parlamentes, Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Zum Bevollmächtigten ersah er den damals hervorragendsten englischen Diplomaten, Lord Malmesbury. Die Wahl war keine sehr glückliche, denn Malmesbury zählte zu Denen, welche in Frankreich die Rivalin Englands erblickte, den Erbfeind, mit dem es auf Leben und Tod zu kämpfen gelte. Er war überdies ein entschiedener Aristokrat. Die glänzendste Probe seiner diplomatischen Meisterschaft hatte er während der 80ger Jahre in Holland abgelegt, wo er die oranische Partei organisirte und nächst den preussischen Waffen am meisten dazu beitrug, die national-demokratische Bewegung, welche vergeblich auf französische Hülfe hoffte, niederzuwerfen und die alte aristokratisch-absolutistische Ordnung wieder herzustellen [1]). Er selbst empfand die Reise nach Paris wie eine tiefe Demüthigung: als der leidenschaftlichste Gegner der französischen Revolution, der Publicist Burke, die Bemerkung machte, dass Malmesbury den Weg auf den Knien zurückgelegt habe, meinte er, das giftige Wort sei zu treffend, als dass es wieder vergessen werden könne. In Paris empfing man ihn mit grossem Misstrauen: man argwohnte, Pitt habe die Verhandlungen bloss eingeleitet, um sich die Gunst der Mehrheit im bevorstehenden Parlament zu gewinnen und fürchtete, der Lord werde seine Anwesenheit in der Hauptstadt dazu benutzen, mit den royalistischen Agenten in Ver-

1) S. hierüber meine Schrift: „Die holländische Revolution 1787 etc.“ Bonn 1874.

indung zu treten und einen Aufstand zu organisiren. Die 'erständigung mit ihm, dem erfahrenen, hochbegabten Staats-ıanne wurde noch dadurch erschwert, dass ihm der fran-ösische Minister des Auswärtigen, der unselbständige, un-lare, chauvinistische Delacroix, in keiner Weise gewachsen ıar. Schon gleich nach den ersten Conferenzen schien die Kluft nicht zu überbrücken; Malmesbury erklärte: England sei bereit, die in allen Welttheilen eroberten französischen Colonien zurück zu erstatten, allein nur unter der Bedingung, dass Frankreich auf Belgien verzichte. Das Directorium gab ihm zur Antwort, dass es durch die Verfassung verpflichtet sei, Belgien als einen integrirenden Theil von Frankreich zu betrachten. Als Malmesbury seinerseits auf seiner Forderung bestehen zu müssen glaubte, erhielt er die Weisung, Paris innerhalb 48 Stunden zu verlassen. Ihm konnte diese Rück-sichtslosigkeit in so fern willkommen sein, als solcherweise die Schuld des Bruches in den Augen der Engländer auf die französische Regierung zurückfiel. Diese handelte so schroff und unbesonnen offenbar weil Hoche mit seiner Flotte nur auf den Befehl wartete, um zur Landung auf Irland aufzu-brechen. Kaum hatte Malmesbury den französischen Boden verlassen, so stach er in See; allein das tückische Meer erwies sich wieder einmal als eine schier unüberwindliche Schutzwehr des Inselreiches: die Franzosen gelangten zwar glücklich an die irländische Küste, allein das Admiralschiff selbst, mit dem Oberbefehlshaber und der Kasse an Bord, wurde vom Sturm verschlagen; als es nicht anlangte, machte die ganze Expedition wieder Kehrt. Von einem weiteren Versuch wurde vorläufig Abstand genommen, indem Hoche, an Stelle von Jourdan, den Oberbefehl über das Heer am Niederrhein erhielt.

Nachdem die Verhandlungen mit England gescheitert waren, lag dem Directorium mehr als je an einer Verstän-

digung mit Oestreich. Zu dieser schienen alle Vorbedingungen gegeben, denn der leitende Staatsmann in Wien, der Baron Thugut, legte auf den Besitz von Belgien, das England unter keiner Bedingung an Frankreich kommen lassen wollte, wenig Werth, ebenso auf die Vorlande am Rhein: er erachtete es vortheilhafter für die östreichische Monarchie, wenn er diese entfernten Provinzen, die sich, wie die letzten Kriegsjahre klar an den Tag gelegt hatten, nur schwer vertheidigen liessen, gegen näher liegende Gebietstheile in Deutschland oder Italien eintauschte und so den nach allen Seiten auseinander gerissenen Staat in sich abrundete. Das Directorium seinerseits, wenigstens die Mehrheit desselben, vor Allem Carnot, war bereit, die Lombardei wieder zurück zu erstatten und, wenn auch ganz Baiern, an Oestreich fallen zu lassen. Man hoffte in Paris, auf diese Weise in den Besitz der ganzen Rheinlinie zu gelangen, um so zuversichtlicher, als die Regierung den anfangs siegreichen Vormarsch der Heere nach Deutschland hinein, im Sommer 1796, geschickt dazu benutzt hatte, mit Preussen, Baiern, Würtemberg, Baden, dem schwäbischen und fränkischen Kreise, Verträge abzuschliessen, in denen Frankreich die Abtretung aller linksrheinischen Lande verbürgt wurde. Sogar das entlegene Sachsen war damals so eingeschüchtert worden, dass es mit sammt dem sächsichen Kreise der Neutralitätszone von Norddeutschland beigetreten war und sein Contingent dem Reichsheere entzogen hatte. Die Abtretung der Rheingrenze schien demnach nur noch von der Einwilligung Oestreichs abhängig. Selbst wenn, in Folge des Widerstandes von Preussen und der übrigen Reichsstände eine Entschädigung desselben mit deutschen Gebietstheilen nicht zu bewirken war, so blieb doch noch der Ausweg, die volle Entschädigung Oestreichs für Belgien und die Besitzungen am Rhein in Italien zu suchen. Gelang es Thugut, hier womöglich Venedig und die päpstlichen

Legationen am adriatischen Meere zu gewinnen, so erachtete er den Tausch als eine Errungenschaft, zumal wenn in Folge dessen die Zustände im deutschen Reiche nur wenig geändert würden, denn die Erhaltung der geistlichen Reichsstände und des Adels war für das östreichische, römisch-katholische Kaiserthum eine Lebensfrage. Die Verständigung mit Oestreich hing demnach davon ab, ob die Franzosen ihre Eroberungen in Italien wieder preisgeben wollten oder nicht? Die Mehrheit des Directoriums — in erster Linie abermals Carnot — war entschieden der Ansicht, dass es geschehen müsse. Eben deswegen war Bonaparte ein Mal über das andere gemahnt worden, in den Italienern keine übertriebenen Hoffnungen zu wecken, die eroberten Gebiete nicht zu republikanisiren, weil sonst der Friedensschluss, auf Grundlage der Einverleibung Belgiens und der Rheinlinie, der s. g. natürlichen Grenzen, unmöglich erschien. Trotzdem hatte er es gethan! Dem Directorium war die Verhandlung dadurch sehr erschwert worden. Dass er dieselben nicht sonderlich begünstigen werde, stand zu erwarten. Andrerseits hatte er selbst — es war im November 1796, also lange vor dem Fall von Mantua, kurz vor dem verzweifelten Ringen bei Arcole gewesen — seine militärische Lage in so schwarzen Farben geschildert, dass sein Feldherrnruhm gesicherter erscheinen mochte, wenn der Waffengang, den er so glänzend bestanden hatte, ein Ende nahm. In jedem Falle war eine voraufgehende Verständigung mit ihm unerlässlich. Das Directorium liess daher den Friedensgesandten, General Clarke (ein Vertrauensmann Carnot's), über Italien, durch das Hauptquartier Bonaparte's, nach Wien reisen.

Bonaparte empfing denselben mit höflicher Zuvorkommenheit und liess ihn zunächst glauben, dass er mit seiner Sendung völlig einverstanden sei. Dieses war aber nur eine Maske. Als Clarke ihn in Anspruch nahm, um einen Geleit-

schein vom östreichischen Befehlshaber Alvintzy zu erhalten; da hielt es Bonaparte für rathsam, von dessen Sendung Seitens des Directoriums vorläufig zu schweigen und den Geleitschein in seinem, des Oberbefehlshabers Namen für einen einfachen Waffenstillstandsunterhändler zu erbitten. Man würde, meinte er, so sicherer zum Ziele kommen. Clarke war naiv genug darauf einzugehen. Erst als Alvintzy zur Antwort gab, dass er über den Fall zunächst nach Wien berichten müsse und Bonaparte dessen Vorschlag, den Waffenstillstand vorläufig nur bis zur Rückkunft des bezüglichen Courriers abzuschliessen, ablehnte, sah er seinen Fehltritt ein. Er beschloss, persönlich nach Wien zu schreiben und zu melden, wer er sei. Doch schwankte er, an Wen er sich daselbst wenden solle: an den Minister Thugut, dem er misstraute, oder an den Kaiser selbst? Bonaparte rieth zum Letzteren, d. h. zur Verletzung aller hergebrachten Formen, an denen man nirgends mehr hielt, als in der Hofburg an der Donau! Clarke ging auch in diese Falle[1]). Nicht lange und es offenbarte sich, dass die Ansichten des siegesgewissen Feldherrn und des Friedensunterhändlers einander diametral entgegen standen. So viele Gründe Clarke für die Einleitung einer Friedensunterhandlung beibrachte, so viele hatte Bonaparte dagegen zu setzen. Dass Mantua zuerst fallen müsse, stand bei ihm so fest und machte er mit solchem Nachdruck geltend, dass Clarke nicht daran denken konnte, ihn davon abzubringen. Ohne Mantua, demonstrirte Bonaparte dem Directorium, keine Millionen aus Rom, ohne Millionen aus Rom keine Möglichkeit, das Heer in Italien zu unterhalten! Man gebe ihm noch 20,000 Mann Verstärkung, zu den bereits in Aussicht gestellten 10,000, noch einige Kavalerie etc. und er mache sich anheischig: vor dem Aprilmonat den Heeren

1) S. dessen bezügliches Schreiben an das Directorium, Arches Nles in Paris.

am Rhein 30 Millionen (sic!) zukommen zu lassen, und den Krieg durch Friaul auf das Gebiet der kaiserlichen Erbstaaten hinüber zu spielen, sich ganz auf Feindeskosten zu nähren.

Clarke überzeugte sich bald, dass Bonaparte die Fortsetzung des Krieges unbedingt wolle und dass ein Einverständniss zwischen ihnen daher unmöglich sei. Da erhielt er zu seinem Erstaunen und seiner nicht geringen Entrüstung durch den Minister des Auswärtigen von Paris aus den Befehl: keinerlei Schritt zu thun und sogar dem Directorium Nichts vorzuschlagen, was nicht zuvor von Bonaparte, als den Interessen der Republik und der Sicherheit seiner Armee entsprechend, gut geheissen worden sei! Was half es wenn Clarke sein Leid über diese unerhörte Weisung seinem Carnot klagte, der sie schwerlich billigte[1])? Es war geschehen und Bonaparte hat sich von diesem Tage an um Clarke nur in sofern noch bekümmert, als er seine Schmeichlerkünste aufbot, um es mit dem Günstling Carnot's nicht zu verderben, der Friedensunterhändler war er fortan selbst.

Es hätte übrigens all dieser Machinationen Bonaparte's zur Hintertreibung des Friedens gar nicht bedurft. Der stahlfeste, zähe Thugut gab, trotzdem ihn in eben diesem Augenblick der plötzliche Tod der Kaiserin Katharina, der so lang vergeblich ersehnten, endlich nahe bevorstehenden russischen Hülfe beraubte und er wie kein Anderer die trostlosen Schwächen des eigenen Staates, vor allem der Heeresorganisation, einsah, das Spiel noch nicht verloren. Gelang es doch dem Erzherzog Karl, die wichtigen Brückenköpfe bei Kehl und bei Hüningen einzunehmen und war doch wenigstens die Möglichkeit vorhanden, dass sich auch in Italien das Blatt noch wendete! Hierzu kam, dass er die Anwesenheit Clarke's

1) S. Schreiben Clarke's an Carnot vom 15 pluviose an V (3. Febr. 97) Archs Natles in Paris.

in Wien wegen der dortigen „Jacobiner" genau ebenso fürchtete, wie das Directorium die Anwesenheit Malmesbury's in Paris, wegen der Royalisten [1]). Er liess ihn daher gar nicht nach Wien kommen, sondern verwies ihn für das Militärische an den Oberst St Vincent zu Vicenza, für das Diplomatische an den östreichischen Gesandten in Turin; mit diesen aber kam er, auch nach dem Falle von Mantua, keinen Schritt weiter. In Folge dessen wurde Bonaparte's Feldzugsplan für das kommende Frühjahr in Paris genehmigt. Mehr als je lag die Entscheidung des Schicksals der Republik in seiner Hand.

1) S. sein Schreiben an Colloredo vom 5. Dec. 96. Vivenot, Thugut's vertrauliche Briefe etc. Wien 1872.

Der Praeliminarfrieden von Leoben.

Bonaparte erhielt die ihm vom Directorium zugesagte bedeutende Truppenverstärkung schon Ende Februar 1797, so dass er den neuen Waffengang gegen Oestreich gleich nach seiner Rückkunft aus Tolentino beginnen konnte. Auch diesmal, genau wie im vergangenen Jahre, war ihm die Eröffnung des Feldzuges und damit die Initiative zugefallen. Die Heere am Rhein, mit denen er abermals gemeinschaftlich auf Wien vorrücken sollte, konnten Angesichts ihrer Desorganisation, welche um so fühlbarer war, als sie einen Theil ihrer besten Truppen dem Heere in Italien abgetreten hatten, erst mehrere Wochen später eingreifen. Je früher er seinerseits losschlug, desto sicherer konnte er auf Sieg hoffen; denn die Trümmer des im Kampfe um Mantua zersprengten kaiserlichen Heeres befanden sich noch in dem hülflosesten Zustande.

In Wien fürchtete man den Unbesiegbaren, der fünf Heere nach einander bewältigt und zu gleicher Zeit ganz Italien seinem Machtgebot unterworfen hatte, zu sehr, als dass nicht alle Hebel angesetzt worden wären, ihm erfolgreicher als bisher entgegen zu treten. Der jugendliche Erzherzog Karl, der sich als Sieger über Jourdan und Moreau glänzend hervorgethan hatte, musste vom Rheine herbei und sein Feldherrn-Genie einer neuen, gefährlicheren Probe aussetzen. Die ihm als Generalissimus untergeordneten, in Tyrol

und hinter der Piave aufgestellten Truppen fand er bei ihrer Besichtigung an Zahl und Beschaffenheit den ihnen gegenüber stehenden Franzosen so wenig gewachsen, dass er in seiner verzweifelten Lage kaum Rath wusste [1]). Für eine Offensive oder auch nur für eine ausreichende Defensive war nur dann Hoffnung vorhanden, wenn die ihm ebenfalls vom Rheine zukommenden Verstärkungen rechtzeitig eintrafen. Als sein ungestümer Gegner, Anfangs März, heranstürmte, waren dieselben noch so weit entfernt, dass bis zu ihrer Ankunft Wochen verstreichen mussten.

Bei allem Ungestüm ging Bonaparte doch mit der grössten Umsicht zu Werke. Jetzt, da er, weit über die Grenzen Italiens hinaus, in das Herz der östreichischen Monarchie vordringen wollte, musste er mehr als je darauf bedacht sein, sich im Rücken durch die feindlichen italienischen Staaten nicht gefährden zu lassen. In dieser Beziehung fiel der eben beendete Feldzug gegen Rom schwer ins Gewicht: durch denselben war ganz Mittel-Italien entwaffnet und gründlich eingeschüchtert worden. In Nord-Italien, gegen die französische Grenze, kamen höchstens noch Genua und Sardinien in Betracht. Bonaparte veranlasste Clarke, ein Bündniss mit dem Könige von Sardinien zu vereinbaren, demgemäss derselbe ein Truppen-Contingent von 10,000 Mann stellen sollte. Dafür ward ihm ein Zugang zum Meere in Aussicht gestellt; womit nichts Geringeres gemeint sein sollte, als die Erwerbung Genuas [2]), nach welchem die Beherrscher von Piemont beständig die Hand ausgestreckt hielten. Auf diese Weise

---

1) Vergl. u A. Thugut's bezügl. Schreiben an Colloredo v. 18. Febr. 97.

2) Dieses geht deutlich aus einem bezüglichen Schreiben Clarke's an Carnot hervor, in welchem er sich rühmt, Genua im Vertrage nicht ausdrücklich genannt zu haben, so dass die Möglichkeit bleibe, den König statt dessen etwa mit Louisiana abzufinden! Das Schreiben ist aus Turin vom 22. germinal V (11. April 97) und befindet sich in den Archs Natles zu Paris.

offte Bonaparte in dem ohnedies völlig von ihm abhängigen önige einen Bundesgenossen zugleich gegen Oestreich und gen Genua zu gewinnen. Die Ueberlassung des letzteren n Sardinien war aber nur eine Lockspeise: er betrachtete eide Staaten als eine Beute, die Frankreich, die ihm selber über oder später zufallen werde. Indess das Directorium ahm an dieser hinterlistigen, verrätherischen Preisgebung les kleinen Seestaates, mit dem es eben erst einen Freundschaftsbund geschlossen hatte, zumal es obendrein die Uebergabe einer Republik an einen König galt, solchen Anstoss, dass es dem bezüglichen Vertrage seine Genehmigung versagte, und das Verhältniss zu Piemont und Genua daher — zu Bonaparte's grossem Aergerniss — zunächst unverändert blieb.

Weitaus der gefährlichste feindliche italienische Staat in dem bevorstehenden Feldzuge, sowohl was Lage und Gesinnung als auch was Militärmacht anbetrifft, war Venedig. Auch hier versuchte es Bonaparte mit einem Bündniss, welches wenigstens zur Beschwichtigung dienen konnte; allein sein Anerbieten ward von dem aristokratischen Senat, der durch das Treiben der Republikaner auf dem venetianischen Festlande längst auf's Aeusserste gebracht war, und der aus Furcht vor demselben eine Anlehnung an Oestreich, als dem Vorfechter der alten Ordnung, suchte, abgelehnt. Bonaparte blieb daher auf militärische Maassregeln angewiesen. Diese bestanden zunächst darin, dass er mit den Unzufriedenen im Venetianischen anknüpfte, welche darauf sannen, die abgelebte aristokratische Verfassung durch eine demokratische zu ersetzen. Er liess sie in den von ihm besetzten Städten gewähren, so dass sie gleich nach Beginn des Feldzuges in Bergamo und Brescia die aristokratischen Behörden verjagten. Hierbei leisteten die zu einem Freistaat bereits von ihm aufgerufenen Lombarden die trefflichsten Dienste;

ihr Eifer bei der Revolutionirung des venetianischen Festlandes war um so grösser, als sie darauf ausgingen, sich einen Theil desselben selbst anzueignen; auf die aus ihnen gebildete Legion konnte er sich daher im Kampfe gegen Venedig noch mehr verlassen, als er es auf dem Kriegszuge gegen den Kirchenstaat bereits gethan hatte. Im Nothfall waren auch die durch den Frieden mit dem Papste frei gewordenen Truppen, so wie einige tausend Mann, die in Mailand standen und alle Nachschübe aus Frankreich zur Hand. Endlich hoffte Bonaparte auf die Flotte, welche im adriatischen Meere erscheinen sollte: schon jetzt hatte er in Ancona eine kleine Flotille beisammen, welche dem Handel der Venetianer gefährlich zu werden drohte. Diese Vorsichtsmaassregeln, dazu die kleinmüthige, unentschlossene Haltung, welche der Senat bisher beobachtet hatte, schienen vollkommen ausreichend, um den Rücken des gegen Wien vorrückenden Heeres, auch an der gefährlichsten Stelle, zu decken.

Mehr als die Feindschaft der Bevölkerung in Italien hatten die Franzosen diejenige in den deutschen Gebirgen zu fürchten. Schon im Jahre 1796 waren ihnen die Tyroler Landschützen entgegen getreten; jetzt war man in Wien bereits in so grosser Bedrängniss, dass man nicht länger anstand, die Volksmassen als solche in die Waffen zu rufen. Dieses geschah zunächst wieder in Tyrol. Bonaparte schlug die ihm hieraus erwachsende Gefahr keineswegs gering an: ihr zu begegnen ordnete er die strengste Mannszucht an, vermied er, Contributionen zu erheben, schmeichelte er den Priestern, und bedrohte die Bevölkerung, im Falle dass sie zu den Waffen greife, mit den härtesten Repressalien; insbesondere wurden die Tyroler Landschützen aufgefordert: sich in ihre Gemeinden heim zu begeben, widrigenfalls man sich an ihre Familien und Besitzthümer halten werde [1]). Diese

1) Vrgl. die Proclamation Joubert's vom 9. Februar 97.

Vorkehrungen bewirkten wirklich, dass die französischen Heere durch das Gebirgsvolk verhältnissmässig wenig belästigt worden sind.

Am 9. März erliess Bonaparte eine feierliche Proclamation an sein Heer, in welcher er die Grossthaten des letzten Jahres aufzählte und Oestreich als eine Macht zweiten Ranges bezeichnete. Dasselbe sei um so verächtlicher, als es im Solde Englands stehe, der „Krämer an der Themse". Zu dem Sturze desselben würden die nach Freiheit durstenden Ungarn mitwirken. — Hierauf begann der Vormarsch. Es war zunächst noch fraglich, wo die Oestreicher ihre Hauptmacht vereinigt hielten: ob in Tyrol, von wo aus ein Vorstoss nach Süden den ostwärts vorrückenden Franzosen äusserst verhängnissvoll werden konnte, oder in Friaul, wo die Flusslinien der Piave, des Tagliamento und schliesslich des Isonzo gegen einen auf Triest oder auf Wien vorrückenden Feind Schutz boten. Bonaparte musste beide Fälle in Erwägung ziehen. Er gab daher Joubert, der sich unter den jungen Generalen am Meisten hervorgethan hatte und sich seiner besonderen Gunst erfreute, etwa 18,000 Mann, mit denen derselbe in Tyrol festen Fuss zu fassen, eventuell bis an den Brenner und die Oeffnung des nach Kärnthen führenden Pusterthales vorzudringen hatte; er selbst rückte mit etwa 34,000 Mann nach Friaul vor, um nach Bewältigung der dort aufgestellten Feinde durch Kärnthen und Steiermark auf Wien zuzueilen. Es erwies sich bald, dass Erzherzog Karl ihn in einer nothdürftigen Aufstellung hinter dem Tagliamento erwartete, dessen Uebergang bereits am 16. März von den Franzosen erzwungen wurde. Drei Tage später war auch die Isonzolinie von ihnen überschritten und damit der Weg auf Triest offen. Zu gleicher Zeit hatte Bonaparte den Tarvispass, der zwischen den Karnischen und Julischen Alpen von Friaul nach Kärnthen hinüberführt, in Besitz

nehmen lassen. Vergeblich warf sich ihm Erzherzog Karl mit seinen zerstreuten, völlig desorganisirten Truppentheilen einmal über das andere in den Weg — er rückte unaufhaltsam vor, kam glücklich auch über die Norischen Alpen, und hatte seine Vorhut am 7. April bereits bis Leoben in Steiermark, nur noch wenige Tagemärsche von der Kaiserstadt entfernt, vorgeschoben. Auch Joubert hatte die ihm gestellte Aufgabe auf das Glücklichste ausgeführt; so dass er schon, für den Fall einer Entscheidungsschlacht vor Wien, durch das Pusterthal herangerückt kam, um sich mit Bonaparte zu vereinigen.

Diese Erfolge waren derart, dass Bonaparte hoffen konnte, den Frieden wenn auch nicht zu dictiren, so doch auf so günstige Bedingungen zu erlangen, dass man sich in Frankreich zufrieden geben werde, noch bevor die Heere am Rhein den Feldzug begonnen hätten. Eben hierauf hatte er bei seinem gewagten, isolirten Vormarsch gerechnet. Gelang es ihm, so stand er zugleich als alleiniger Sieger und als Friedensbringer da. Wenn jedoch der Wiener Hof seine Friedensvorschläge verwarf und selbst die Hauptstadt in seine Gewalt fallen liess, ohne nachzugeben, dann freilich befand er sich in einer sehr misslichen Lage und es blieb ihm schwerlich etwas Anderes übrig, als sich rückwärts zu concentriren und das Heranrücken der Heere am Rhein abzuwarten. Diese Wendung der Dinge wäre für Frankreich und die Politik des Directoriums die allervortheilhafteste gewesen, denn Hoche und Moreau waren, wie sich bald genug erweisen sollte, den ihnen gegenüber stehenden Oestreichern so entschieden überlegen, dass die geplante Vereinigung derselben mit dem italienischen Heere, vor den Thoren Wiens, voraussichtlich schon nach wenigen Wochen erfolgen musste; alsdann konnten sie den Frieden thatsächlich dictiren. Anders lagen die Interessen Bonaparte's: selbst wenn ihm in diesem Falle der Oberbefehl über die gesammte so vereinte

Truppenmacht zu Theil wurde, musste er den Ruhm des Friedensschlusses mit den beiden anderen Heerführern theilen; vollends aber wenn etwa Hoche den Oberbefehl erhielt, und er sich diesem unterordnen musste, was keineswegs unwahrscheinlich schien, war es mit seiner alle Anderen hoch überragenden Ausnahmestellung vorbei. Seine glänzenden Waffenerfolge halfen ihm daher wenig, wenn er sie nicht durch diplomatische ergänzte, die ihn zum Ziele führten.

Schon am 31. März richtete er (wie er sich Clarke gegenüber selbst ausdrückt) ein „philosophisches" Schreiben an den Erzherzog Karl, in welchem er ihn aufforderte, dem Blutverguss durch Herbeiführung des Friedens ein Ende zu bereiten. Er für seine Person, lautete die Schlussphrase des charakteristischen Schriftstückes, würde auf die Bürgerkrone für die Rettung eines einzigen Menschenlebens stolzer sein, als auf den traurigen Ruhm, wie er aus Waffenerfolgen erwachse! Erzherzog Karl konnte nur erwiedern, dass er zur Unterhandlung keine Vollmachten habe, und daher auf Instructionen von Wien her warten müsse. Ein Waffenstillstand, um den er einkam, ward ihm von Bonaparte verweigert.

In Wien war die Bestürzung, wie sich denken lässt, zur Zeit keine geringe. Doch hatten sich die Bewohner der bedrohten Hauptstadt wenigstens so weit ermannt, dass sie dem Aufruf zu den Waffen Folge leisteten und mittels Erdwerke eine Vertheidigung vorbereiteten. Trotzdem war das Verlangen nach Frieden allgemein[1]); nirgends stärker als am Hofe und bei dem Adel. Thugut war bei dem Letzteren als bürgerlicher Emporkömmling äusserst verhasst und wurde wegen seiner zähen Ausdauer in dem nun schon das sechste Jahr dauernden Kriege als „Kriegsbaron" verspottet. Namentlich auch die Kaiserin zählte entschieden zur Friedenspartei. Diese kleinmüthige Stimmung, dazu die drohende Vermittlung

1) Vergl. Sybel.

des nicht weniger gefürchteten als gehassten Preussens, welches sich zum Schutzherrn des Reiches aufzuschwingen suchte, die unzureichende Geldunterstützung Englands und die Unthätigkeit Russlands — dieses Alles bestimmte Thugut auf die von Bonaparte angebotene Verhandlung einzugehen. Wenn er bis ganz vor Kurzem noch die Hoffnung gehegt hatte, Oestreich Dank seiner Beharrlichkeit für die unermesslichen Opfer, die der Kampf gekostet hatte, durch eine Vergrösserung seines Gebietes entschädigt zu sehen, so war er jetzt bereit, den Frieden abzuschliessen, wenn die Monarchie nur den Umfang behielt, den sie vor Ausbruch des Krieges gehabt hatte. Er konnte um so günstigere Bedingungen erwarten, als er dafür hielt, dass Bonaparte's vorgeschobene Stellung demselben leicht verhängnissvoll werden könne.

Sobald Bonaparte die Versicherung erhalten hatte, dass es die Friedensverhandlungen einzuleiten gelte, bewilligte er (am 7. April) zunächst einen 6tägigen Waffenstillstand, der dann, als die Verhandlungen den erwünschten Verlauf nahmen, verlängert wurde.

Die Unterhändler östreichischerseits waren Merfeldt, der Generalstabschef des Erzherzog Karl, und der Marquis de Gallo, der neapolitanische Gesandte am Wiener Hofe. Bonaparte hatte ihnen gegenüber den grossen Vortheil voraus, dass er allein unterhandelte und an keinerlei Instructionen gebunden war. Er verfuhr hierbei mit gewohnter Willkür, denn er selbst hatte zum Unterhandeln überhaupt gar keine Vollmacht, diese besass ausschliesslich der General Clarke, der sich zur Zeit in Turin befand und der, wie Bonaparte die Sache betrieb, gar nicht rechtzeitig zur Stelle sein konnte[1]). Ausserdem beutete er den Umstand, dass Gallo der Beamte

1) Vergl. Schreiben Clarke's an Carnot vom 24. germinal V (13. April 97) aus Turin. Bonaparte's Courrier war eben erst eingetroffen und Clarke brauchte bis Leoben mindestens fünf Tage Zeit! Archs Natles Paris.

ines fremden Staates war, geschickt aus, indem er den Ehrgeizigen dadurch gefügig machte, dass er ihn abzuweisen rohte.

Zuerst hatte Bonaparte kurzweg die Niederlande und ie Rheingrenze verlangt und über Italien geschwiegen, so lass die Oestreicher glaubten, bereits wieder abbrechen zu nüssen; allein er hatte ihnen damit offenbar nur auf den ?uls fühlen wollen: sein Schweigen, erklärte er alsbald, be-ıage nur, dass in Bezug auf Italien die Verhandlungen Alles erst aufklären müssten. Als diese im Gange waren, machte er drei Vorschläge, zwischen denen in Wien gewählt werden sollte. Alle drei hatten zur Grundlage, dass Oestreich auf Belgien verzichtete und die s. g. constitutionellen Grenzen Frankreichs anerkenne; über die übrigen Länder am linken Rheinufer, welche noch nicht durch die Verfassung einverleibt waren, sollte der Reichsfrieden entscheiden. Bonaparte verzichtete demnach auf die unbedingte Anerkennung der Rheingrenze. Dafür sollte Frankreich in Italien festen Fuss fassen, wenn nicht in der Lombardei und der s. g. cispadanischen Republik, südlich des Po, zugleich, so doch jedenfalls hier oder dort. Je nach dem Umfang dieser französischen Herrschaft sollte eine entsprechende Entschädigung für Oestreich vereinbart werden; hierzu ward das festländische Gebiet der Republik Venedig angeboten. Dieser Vorschlag war nur in sofern überraschend, als er nicht von der französischen Regierung, welche mit der venetianischen Republik auf Friedensfusse stand, sondern von Bonaparte persönlich ausging und bisher in den Verhandlungen zwischen Paris und Wien nicht erörtert worden war. Im Uebrigen lag er nahe genug. Die Inselstadt mit ihrem festländischen Gebiet in der Poebene, das im Westen bis an die Adda reichte, trennte Oestreich von der Lombardei und seinen übrigen italienischen Besitzungen, zugleich hielt Venedig mit-

reis seiner Herrschaft an der dalmatischen Küste Triest und Fiume, die beiden einzigen Hafenstädte des oestreichischen Staates, fast umklammert. Solcherweise behinderte der venetianische Freistaat die Oestreicher, sowohl bei der Entwicklung ihrer Seemacht, wie bei ihrer Herrschaft über Italien. Die Lenker des oestreichischen Staates sannen daher schon länger auf dessen Unterwerfung. Hierbei sollte ihnen die Bundesgenossenschaft mit Russland behülflich sein. Kaiser Joseph II., der die oestreichische Macht nicht nur durch Reformen, sondern, wowöglich noch eifriger, auch durch Eroberungen zu vergrössern bestrebt gewesen war, hatte sich mit Katharina II. nicht nur über die Theilung Polens und der nächstgelegenen Provinzen der europäischen Türkei verständigt, — das cäsarische, weltumfassende Herrschergelüste Beider war noch viel weiter gegangen: wie Katharina, das Haupt der griechisch-katholischen Kirche, auf Constantinopel, die Hauptstadt des oströmischen, griechischen Reiches, zusteuerte, so Joseph, der römisch-katholische Kaiser, auf Rom selbst. Diese Tendenz der beiden Grossmächte war durch die Art und Weise wie sie den Krieg gegen das revolutionäre Frankreich auszubeuten suchten, noch verstärkt worden. In einem Vertrage, den Thugut im Januar 1796 mit Katharina abgeschlossen hatte, wurden die mit Joseph II. vereinbarten Pläne erneuert und bei dieser Gelegenheit die venetianischen Länder ausdrücklich als eine geeignete Compensation für Oestreich genannt[1]. Die bezüglichen Absichten waren der europäischen Diplomatie damals kein Geheimniss[2]. In Berlin, von wo aus die Schwächung der oestreichischen Macht am eifrigsten betrieben wurde, fürchtete man schon im December

---

1 S. den Vertrag bei Danilewsky und Militsin, Geschichte des Krieges Russlands mit Frankreich I. J. 1799. I. 194 f.

2 S. Franchetti, Storia d'Italia dopo il 1789. Ein Theil des Sammelwerkes: L'Italia Milano. Dottor Francesco Vallardi, tipografo-Editore.)

1796, dass die Annexion des Freistaates nahe bevorstehe und erbot sich daher zu einem Defensiv-Bündniss mit demselben [1]), das jedoch von dem furchtsamen und unentschlossenen Senate nicht angenommen wurde. Der derzeitige französische Gesandte in Venedig (Lallemant) hatte, als er im September 1796 ein Bündniss mit dem Freistaate anzubahnen suchte, ebenfalls bereits auf die demselben von Oestreich und Russland drohende Gefahr hingewiesen, ohne dass er den Senat zu einer Oestreich feindlichen Politik hätte bestimmen können.

Die von Bonaparte angebotene Beute war demnach in Wien eine hoch willkommene. Die Frage war nur, wie sich ohne beträchtliche Opfer und die schreiendste Verletzung des Völkerrechts in den Besitz derselben zu setzen? Da Bonaparte Dieses auf sich zu nehmen bereit war, so schlug Thugut in den Handel ein. Am 18. April bereits wurde der Praeliminarfrieden zu Leoben unterzeichnet. Oestreich erhielt in demselben das festländische Gebiet der zur Beute verurtheilten Republik bis zum Oglio, nebst Istrien und Dalmatien zugesichert, dafür musste es auf die Lombardei verzichten und sich damit zufrieden geben, dass der dem Kaiserhause angehörende Herzog von Modena eine Entschädigung ausserhalb Italiens zugesichert erhielt, wodurch die territoriale Verbindung mit Toscana verloren ging. Die Inselstadt Venedig selbst sollte unabhängig bleiben und durch die drei päpstlichen Legationen entschädigt werden, welche Bonaparte zur cispadanischen Republik geschlagen hatte. Letzteres hatten die Oestreicher durchgesetzt, welche dadurch die Franzosen und ihre Schutzstaaten von dem adriatischen Meere fern zu halten und ihren eigenen Einfluss in den kaum weniger sehn-

1) S. ebendas. Sandoz-Rollins bezügl. Aeusserung an den venetianischen Gesandten Querini in Paris, wie sie Romanin, in der Storia documentata di Venezia zu Tage gefördert hat.

süchtig als Venedig begehrten Legationen zu sichern hofften. Bonaparte hatte Dieses, wie manches Andere, zugestanden, weil er um jeden Preis so schnell als möglich zum Abschluss kommen wollte und nicht im Mindesten zweifelte, dass er das Zugestandene illusorisch werde machen können. „Was den Verzicht auf unsere Rechte über Bologna, Ferrara und die Romagna anbelangt", — schrieb er demgemäss alsbald dem Directorium nach Paris, — „so bleiben diese Provinzen immer in unserer Gewalt. Gelingt es uns und dem Kaiser gemeinschaftlich, den Senat zu dem Tausche zu zwingen, so ist offenbar, dass die Republik Venedig von der lombardischen beeinflusst werden und ganz zu unserer Verfügung sein wird. Kommt dieser Tausch nicht zu Stande und der Kaiser setzt sich in den Besitz eines Theiles der venetianischen Staaten, ohne dass der Senat die unpassende und ungenügende Vergütung annehmen will, so bleiben die drei Legationen stets in unserer Gewalt und wir wollen dann Bologna und Ferrara mit der lombardischen Republik vereinigen." So wenig war es Bonaparte mit dem geschehenen Zugeständniss Ernst! Für den allgemeinen Frieden, der das Reich mit einschliessen sollte, war ein Congress in einer neutralen Stadt, etwa Bern, in Aussicht genommen. Die Räumung der von Bonaparte's Heer besetzten Gebietstheile Oestreichs versprach er sofort nach erfolgter Ratification der Praeliminarien.

Durch diesen Vertrag zu Leoben hatte Bonaparte sein Ziel glücklich erreicht: er allein hatte anscheinend Oestreich besiegt und den Frieden unter Bedingungen erlangt, welche die zur Zeit der Entsendung Clarke's (im November 1796) vom Directorium gehegten Hoffnungen weit übertrafen. Der ihm dadurch gewordene Ruhm war ein unvergleichlicher. Sein Name leuchtete hervor wie kein anderer. Und doch hatte er die Interessen Frankreichs, der Republik, der Regierung

einem persönlichen Vortheil hintangesetzt. Die erlangten Bedingungen, so glänzend dieselben auch sein mochten, entsprachen kaum der militärischen Lage, wie sie sich gestaltet hatte. Das fühlten die östreichischen Unterhändler am besten, welche den Umstand, dass Bonaparte ohne Vollmacht handelte, als einen für sie vortheilhaften betrachteten und die Nichts mehr fürchteten, als dass die Ankunft Clarke's und nur zu wahrscheinliche Niederlagen am Rhein ihnen verhängnissvoll werden könnten. Bonaparte's Entschuldigung dem Directorium gegenüber bestand darin, dass die Heere am Rhein ihn in seiner vorgeschobenen Stellung im Stich gelassen hätten. „Dieselben", rief er aus, „müssen kein Blut in den Adern haben!" Ganz Europa werde über den Unterschied ihres Benehmens und des seinigen zu Gerichte sitzen, und was dergleichen giftige Auslassungen mehr waren. Thatsache ist, dass zur Zeit, als er die Praeliminarien unterzeichnete, sowohl Hoche bei Düsseldorf, wie Moreau bei Strassburg den Fluss glücklich überschritten hatten und mit solchem Ungestüm und so entschiedener Uebermacht vordrangen, dass Ersterer schon dicht vor Frankfurt stand, Letzterer den Schwarzwald überschritt, als Bonaparte's Courrier in ihrem Hauptquartier anlangte und ihnen Kraft des für alle drei Heere geschlossenen Waffenstillstandes Halt gebot. Beide gehorchten und mussten sich mit Clarke damit zufrieden geben, dass Bonaparte die Lorbeeren allein erntete. Dass Dieser ihre günstige Lage nicht voraussetzen konnte oder gar bestimmt wusste, dass sie nicht rechtzeitig vorrücken könnten, ist eine leere Ausrede von ihm gewesen, welche seine verblendeten Bewunderer für baare Münze genommen haben. Aus seinen Berichten an's Directorium geht hervor, dass er jedenfalls von Hoche's Vormarsch bereits unterrichtet war[1]), aber, raisonnirt er, nachdem er Dieses ein-

1) S. den Bericht vom 30. April 97.

gestanden hat, Moreau blieb unbeweglich und er habe daher den Feldzug verloren gegeben!

Dass sein Gewissen nicht rein war, geht schon aus der rechtfertigenden Form der Berichte an seine Regierung hervor. Vollends die Versicherung, dass seine bürgerliche Laufbahn, allen Verleumdern zum Trotz, so einheitlich und einfach (une et simple) sein werde, wie seine militärische, verräth seine Hintergedanken. Wie jedes Mal, wenn er besonders willkürlich, hinterlistig, eigennützig gehandelt hatte und sich in Folge der selbst geschaffenen Lage vollkommen unentbehrlich wusste, kam er auch jetzt, bei der Meldung des Vertrags-Abschlusses, um seine Entlassung ein: er bedürfe der Ruhe!

Das Directorium war keineswegs so blind, um dieses verrätherische Spiel nicht wenigstens zu beargwohnen; die sanguinischsten Mitglieder desselben, Rewbell und Barras, erachteten überdies die Friedensbedingungen der Lage nicht entsprechend und waren daher Willens den Vertrag zu verwerfen; allein Carnot war von der Nothwendigkeit des Friedens so sehr durchdrungen, dass er die Ansicht seiner beiden Collegen, in denen er unverbesserliche Anarchisten und geschworene Feinde einer dauernden, auf Gesetz und Ordnung beruhenden Republik sah, dahin auslegte, dass sie den Krieg ins Endlose fortführen wollten; um so energischer trat er für die Annahme des Vertrages ein, für die er Letourneur und Lareveillère gewann, so dass die Mehrheit für dessen Bestätigung stimmte. Bonaparte's Gesuch um Ruhe mag bei diesem Entschlusse mit in die Wagschaale gefallen sein, selbstverständlich wurde dasselbe abgelehnt.

Indem Bonaparte die Bewältigung und Auslieferung Venedigs an Oestreich auf sich nahm, bereitete er dem Directorium — auf welches die Verantwortung nothwendig zurückfiel — die grössten Verlegenheiten: nicht nur durch die

schreiende Verletzung alles Völkerrechtes, vor der selbst ein Thugut zurückgeschreckt war, sondern vor Allem auch dadurch, dass es möglichst schnell und heimlich geschehen musste und die französische Republik mit dem Freistaat Venedig in Krieg gerieth, ohne dass die gesetzgebende Körperschaft in Paris hierzu Vollmacht ertheilte; was eine Verletzung der Verfassung in sich schloss, die, wie wir bald sehen werden, die Gegner trefflich auszubeuten verstanden. Der Unwille im Aus- und Inland war um so mehr zu fürchten, als eine so schlechte Sache nur mit teuflischen Mitteln durchzuführen war.

Bonaparte's Benehmen gegen Venedig war überhaupt gleich nach seinen ersten Siegen über die Oestreicher ebenso zweideutig als gewaltsam gewesen. Er hatte gleich damit begonnen, die Regierung in Paris nach den in der alten Handelsmetropole aufgehäuften Schätzen lüstern zu machen. Die Flucht der Oestreicher durch das venetianische Gebiet hatte ihm den willkommenen Anlass geboten, ihnen auf dem Fusse zu folgen und von den festen Plätzen, welche sich sämmtlich in völlig wehrlosem Zustande befanden, Besitz zu nehmen. Seitdem hatte die Etschlinie ihm zur Basis bei den Operationen gegen Mantua und die zum Entsatz herbei kommenden östreichischen Heere gedient. Obgleich er bei seinem Einmarsch versprochen hatte, das Eigenthum zu achten und strenge Mannszucht einzuhalten; hatte er weder das Eine noch das Andere gehalten: die Venetianer mussten bald zugleich für den Unterhalt seines Heeres sorgen und dessen Ausschweifungen hülflos über sich ergehen lassen; ihre Arsenale wurden geplündert, ihre Festungen mit ihren Kanonen ausgerüstet und dabei stand eine letzte, gründliche Abrechnung, die Erpressung möglichst vieler Millionen, noch bevor, die Oestreicher mussten nur erst aus Italien heraus sein. So formulirte Bonaparte sein Programm bereits im Sommer

1796. Dass er, sobald er nur hinreichend freie Hand hatte, noch weiter gehen und die ganze Existenz des Freistaates in seiner dermaligen Verfassung in Frage stellen würde, geht aus Wendungen wie die, dass die venetianische Regierung die aller verrätherischste und verächtlichste sei, die es gebe, dass kein Volk die Franzosen so hasse, wie es die Venetianer thäten und dergl. m., Ausdrücke, die in seinen Berichten an das Directorium beständig wiederkehren, klar genug hervor. Bis dahin wollte er, wie er sich ausdrückt, einen Zwist mit dem Senat unterhalten, den man, wenn die Stunde schlage, nach Belieben ausbeuten könne. Die Vernichtung des alten Freistaates mit seiner aristokratischen Verfassung war daher für ihn nur eine Frage der Zeit gewesen.

Nachdem Mantua gefallen, der Papst durch den Vertrag von Tolentino entwaffnet worden war, in Mailand die Organisation der lombardischen Republik begonnen hatte und Bonaparte's Ueberlegenheit über das Heer des Erzherzogs Karl am Tage lag, war der in Aussicht genommene Zeitpunkt gekommen. Bonaparte befand sich im Besitze sämmtlicher venetianischen Festungen, in Ancona sammelte er, wie erwähnt, eine Flotte, welche im Anschluss an diejenige, die er aus Toulon erwartete, die Seemacht der Republik bewältigen sollte; die in Mailand und an der päpstlichen Grenze zurückgelassenen Truppen standen bereit, gegen Venedig anzurücken. So hatte er es wagen können, einen gegen die aristokratische Regierungsform gerichteten Aufstand anzufachen, die Heeresmacht der Republik zum Kampfe herauszufordern, obgleich dieselbe seiner auf Wien vorrückenden Hauptmacht im Rücken lag. Er that es natürlich soviel als möglich im Verborgenen, so dass die Bewegung eine völlig spontane erscheinen und er seine Betheiligung beliebig abschwören konnte. Hierzu dienten ihm die Lombarden und seine polnische Legion, die er u. A. auch mit von den Oestreichern erbeuteten Ge-

schützen versah. Schon in den ersten Tagen des März drangen die Revolutionäre in Bergamo und Brescia ein, vertrieben die dortigen Beamten und setzten selbstgewählte an ihre Stelle. Wohl nahmen die Franzosen die Miene an, als missbilligten sie die Bewegung, allein sie liessen sie nicht nur immer weiter um sich greifen, sondern erklärten das Einrücken venetianischer Truppen in die aufständischen Districte für unzulässig. Indess die Neuordnung hatte fast nur in den Städten, im mittleren Bürgerstand und dem niedrigeren Adel Anhänger, auf dem Lande, wo die herrschende Aristokratie den Bauernstand stets bevorzugt hatte, die Anhänglichkeit an das Althergebrachte stärker, für neue Ideen kein Verständniss vorhanden war, da wurden die Aufständischen zugleich als Neurer und als Fremde mit fanatischer Wuth empfangen. Da allenthalben die Franzosen an der Spitze derselben erschienen, so ward zwischen ihnen und den Uebrigen nicht unterschieden, Beide wurden, sobald sie mit unzureichender Macht angetroffen wurden, überfallen und niedergemacht.

Dass es so kommen werde, war vorauszusehen. Eben hierauf hatte es Bonaparte offenbar angelegt. Er erhielt die Nachricht von dem Vorgefallenen zu Judenburg, in dem Augenblicke, als die Friedensunterhandlung mit Oestreich angeknüpft wurde. Sofort entsandte er seinen ersten Adjutanten, Junot, an den Dogen, mit einem Schreiben, das einer Kriegserklärung gleich kam. „Das erste Volk der Erde", d. h. das französische, donnerte er, werde sich zu rächen wissen. Entweder die Venetianer legten die Waffen innerhalb 24 Stunden nieder, verhafteten und lieferten die Urheber der Mordthaten aus, oder sie befänden sich ihm gegenüber im Kriegszustande. In letzterem Falle würden die Bewohner des festländischen Gebietes der Republik einstmals noch die Greuelthaten segnen, welche das französische Heer nöthigten, sie von dem Joche einer tyrannischen Regierung zu befreien!

Dieser Drohbrief, dessen Forderungen gar nicht erfüllt werden konnten, war um so beleidigender, als Junot den Auftrag hatte, denselben im Senate zu verlesen, in dessen Versammlung kein Fremder eintreten durfte. Zugleich erhielt der französische Geschäftsträger in Venedig, Lallement, die Weisung, zu allem Anderen noch die sofortige Freilassung aller Derjenigen zu verlangen, welche nur wegen ihrer Anhänglichkeit an Frankreich verhaftet worden seien. Wenn sämmtliche Punkte nicht umgehend zugestanden würden, sollte Lallement nach 12 Stunden abreisen, thatsächlich befinde man sich bereits im Kriegszustande. Am nämlichen 9. April erliess Bonaparte endlich eine Proclamation an die Bewohner des in Frage stehenden festländischen Gebietes. „Der Senat von Venedig", hob er an, „hat seit Beginn des Krieges all seine Sorgfalt auf die Lagunen beschränkt; gleichgültig gegen die Leiden des festländischen Gebietes, hat er dasselbe den feindlichen Heeren, welche auf Euren Feldern kämpften, preisgegeben. Die Regierung des Senats von Venedig bietet Sicherheit weder für Eure Person, noch für Euer Eigenthum; sie hat sich durch diese Gleichgültigkeit gegen Euer Schicksal die Entrüstung der französischen Republik zugezogen. — Ich weiss, dass, da Ihr keinen Antheil habt an der Regierung, ich Euch bei der Züchtigung der Schuldigen schonen muss. Das französische Heer wird Eure Religion, Eure Personen, Eure Besitzthümer schützen. Ihr seid verletzt worden durch jene geringe Anzahl Menschen, die sich, von der Zeit der Barbarei her, der Regierung bemächtigt haben. Hat der Senat von Venedig das Recht der Eroberung über Euch, so werde ich Euch davon befreien; hat er das Recht der Usurpation, so werde ich Euch Eure Rechte wiedergeben." Das war deutlich genug. Neun Tage später war der Praeliminarfrieden zu Leoben, der über dieses festländische Gebiet der Republik unwiderruflich verfügte, unterzeichnet. „Die Re-

gierung von Venedig", schrieb Bonaparte zu seiner Rechtfertigung an das Directorium nach Paris, „ist die unsinnigste und tyrannischste aller Regierungen; es steht überdies ausser Zweifel, dass sie den Augenblick, da wir uns im Herzen von Deutschland befanden, benutzen wollte, um meuchlings über uns herzufallen. Unsere Republik hat keine unversöhnlicheren Feinde, die Emigranten und Ludwig XVIII haben keine aufrichtiger ergebenen Freunde." Kurz: das Gewitter, das Bonaparte von langer Hand vorbereitet hatte, sollte jetzt erbarmungslos über Venedig hereinbrechen. Als die Abgesandten des Senats in Gratz vor ihm erschienen, um ihm die Bewilligung aller seiner Forderungen auszusprechen, da erhielten sie zur Antwort[1]): „Ich habe 80 Tausend Mann, 20 Kanonenboote. Ich will keine Inquisition mehr, keinen Senat; ich werde für Venedig ein zweiter Attila sein. . . . Ich will kein Bündniss mehr mit Euch, ich will keine Vorschläge mehr hören, ich will Euch das Gesetz geben." . . . Zu den bisherigen Klagen kam ein blutiger Kampf in Verona, wo die Bewohner im Bunde mit dem Bergvolke (auf Beistand von den durch Tyrol vordringenden Oestreichern hoffend) über die Franzosen, welche die Stadt besetzt hielten und entwaffnen sollten, hergefallen waren; kam der Tod des Capitains eines französischen Kriegsfahrzeugs, der die Einfahrt in den Hafen von Venedig, den für alle Fremden bestehenden Anordnungen zuwider, hatte erzwingen wollen und auf dessen Schiff die Venetianer daher Feuer gegeben hatten, wobei er selbst und ein Theil seiner Mannschaft ums Leben kamen. Jetzt wollte Bonaparte die Gesandten, welche, wie er sich ausdrückte, von französischem Blute trieften, gar nicht mehr sehen.

1) S. den Bericht der Venetianer bei Daru, Histoire de la républ. de Venise, XXII, 74. Welchem Werke auch das Folgende im Wesentlichen entnommen ist.

Diese niederschmetternden Drohungen waren keine leeren Worte. Als Bonaparte sie aussprach hatten seine Truppen bereits das ganze Festland im Besitz; und auch Triest war in seiner Gewalt. Schon wurde der Angriff auf die Lagunen der Inselstadt vorbereitet; er selbst war zur Stelle; — da brach der morsche, von allen Seiten unterwühlte, von einer bewältigenden Uebermacht bedrohte Bau der aristokratischen Republik wie ein Kartenhaus in sich zusammen; er brauchte nur noch zu befehlen und sein Wille geschah.

Wie sehr Bonaparte seine so erstaunlichen Erfolge in Italien wesentlich auch der Macht der durch die Revolution gezeitigten Ideen, denen er mit seinem Heere Bahn brach, verdankte, liegt nirgends mehr zu Tage als in diesem seinem Siege über Venedig. Die Herrschaft einiger hundert Familien, welche den Staat wie eine Pfründe verwalteten und ausbeuteten, mochte noch so umsichtig und milde gehandhabt werden, so lastete sie doch auf allen Denjenigen, welche an der Regierung keinen Antheil hatten, wie ein Joch, das zugleich demüthigte und die besten Kräfte lähmte. Das empfanden nicht nur die intelligenteren Theile der Bevölkerung auf dem unterworfenen Festlande, auch in der Hauptstadt, im Schoosse der Bevorzugten selbst, fehlte es nicht an Solchen, welche nach dem Vorgange Frankreichs eine Neuordnung wünschten, die auf Grundlage umfassender Selbstverwaltung die schlummernden Volkskräfte entfesseln und entfalten sollte. Die Haltung des Senates war dem Auslande gegenüber so schwankend, kleinmüthig, für die Republik verhängnissvoll gewesen, nicht sowohl weil es ihm an Kriegern, Waffen und Geld gemangelt hatte, als weil er sich selbst im Inlande so wenig sicher fühlte. Die Furcht vor der Revolution hing ihm Frankreich gegenüber nicht weniger schwer an den Sohlen, als die Furcht vor Annexion Oestreich gegenüber. Wie sollte er

jetzt, da beide vereint auf ihn eindrangen, dem Sturme die Stirne bieten?

Wohl war, als Bonaparte seine Batterien gegen die Lagunen aufzurichten begann, die stattliche Kriegsflotte noch unversehrt; es waren auch noch 3000 Mann einheimischer und 11,000 slavonischer Soldtruppen in der Stadt, allein gegen die Letzteren waren die Regierenden so sehr von Misstrauen und Furcht erfüllt, dass die Flotte sie baldmöglichst entfernen und an der Küste Dalmatiens absetzen sollte. Kaum war am 30. April der erste Schuss gefallen, so gaben der verzweifelte Doge und die übrigen Häupter der Regierung das Spiel bereits verloren. Was sie dazu bestimmte, war nicht nur die französische Waffenmacht, sondern vor Allem auch der in der Stadt drohende Aufstand. Schon am 9. April war dem Dogen eine Denkschrift eingehändigt worden, welche den Rath ertheilte, den Wünschen des französischen Obergenerals entgegen zu kommen, widrigenfalls sei Alles verloren. Also solle man: den Baum der Freiheit auf dem Markusplatze aufpflanzen, eine neue Verfassung auf demokratischer Grundlage für sämmtliche Städte und Landschaften der Republik verkünden, einen Gemeinderath für die Hauptstadt einsetzen, der höchstens zu einem Drittel aus Adligen bestehen durfte, 4000 Franzosen in die Stadt einlassen, die Flotte unter ihren Befehl stellen u. s. w. kurz: man sollte die Franzosen in Venedig so schalten und walten lassen, wie sie es in Mailand oder Bologna thaten. Unzweifelhaft waren dieses die Wünsche Bonaparte's, wie sie, schwerlich ohne sein unmittelbares Zuthun, von seinen Agenten in der Stadt formulirt worden waren und die das Programm der Aufständischen bildeten. Die Bestürzung der Oligarchen war eine solche, dass sie sich entschlossen, dieses Todesurtheil an sich selbst zu vollstrecken; sie erbaten einen Waffenstillstand und erklärten ihre Unterwerfung. Sie kamen solcher-

weise den Wünschen Bonaparte's noch schneller und rückhaltsloser entgegen, als er selbst es zu hoffen gewagt hatte. Bereits am 16. Mai, an welchem Tage er in einem s. g. Friedensvertrage zu Mailand seine Bedingungen dictirte, holten venetianische Schiffe französische Truppen und landeten sie am Markusplatze, wo sie unter dem Rufe: „Es lebe die Freiheit! Es lebe St Markus!" von einem Theil der Bevölkerung mit lautem Jubel empfangen wurden.

Wenn sich die verzweifelnden Venetianer der Hoffnung hingaben, dass sie durch ihre Unterwerfung ohne Kampf wenigstens die Existenz ihres Staates gerettet hätten, so wurden sie nur zu bald bitterlich enttäuscht. Wohl schien Bonaparte dadurch, dass er mit der Republik einen Vertrag abschloss, ihre Selbständigkeit anerkannt zu haben und nicht nur diese: da für den Fall einer Abtretung von einzelnen Gebietstheilen eine entsprechende Entschädigung in Aussicht gestellt wurde, so schien auch die Integrität des Staates im Wesentlichen gesichert. Allein der Vertrag, die ganze Handlungsweise Bonaparte's war darauf berechnet, die Venetianer in dieser Täuschung gefangen zu halten, unter der Maske eines versöhnten Feindes, eines Bundesgenossen sich ihres Gebietes, ihrer gesammten Habe zu bemächtigen. Die verrätherische Gleissnerei ging so weit, dass, wie es im Vertrage hiess, die französische Republik, auf Wunsch der Venetianer selbst, eine Truppendivision gewähre, welche den Bewohnern der Lagunenstadt, deren Glück ihr am Herzen liege, Person und Besitzthümer schützen solle. Dieser offene Artikel erhielt durch einen geheimen, in welchem eine Contribution von 6 Millionen, mehrere Kriegsschiffe und die werthvollsten Kunstschätze und Handschriften als Beute ausbedungen wurden, bereits einen eigenthümlichen Commentar und doch war dieser erst das Vorspiel, die Einleitung, der Vorwand für die Plünderung, wie sie Bonaparte im Sinne hatte. Der

Vertrag, demonstrirte er selbst drei Tage nach Abschluss desselben seiner Regierung, habe zunächst den Zweck gehabt, ohne Schwierigkeit in die Stadt zu gelangen, das Arsenal in Beschlag zu nehmen und unter dem Deckmantel der geheimen Artikel Beliebtes an sich zu reissen. Dieser Absicht entsprachen seine weiteren Anordnungen. Zunächst musste sein Finanzmann Haller an Ort und Stelle und sehen, ob er nicht die Millionen erhaschen könne, welche der Herzog von Modena auf seiner Flucht dahin mitgenommen haben sollte, desgleichen sollte er alle in der Handelsstadt vorhandenen englischen Waaren zu Gelde machen; genau wie es schon zu Ancona geschehen war. Zugleich erhielt der General Gentili, ein Landsmann von ihm, den er bereits bei der Wiedereinnahme von Corsica verwendet hatte, den Auftrag, mit Hülfe einiger französischer Kriegsschiffe und der in Venedig vorgefundenen, sich der ionischen Inseln, überhaupt aller venetianischen Niederlassungen im Orient, zu bemächtigen; er sollte dabei als blosser Hülfsgenosse (auxiliaire) der Venetianer auftreten, nur von einer „venetianischen" Flotte reden und sich durch solche List in Besitz aller ihrer Schiffe und Hülfsquellen setzen. Vor allem sollte er auf Corfu festen Fuss fassen. „Wenn die Bewohner des Landes", schrieb ihm Bonaparte wörtlich vor, „der Unabhängigkeit geneigt sein sollten, so werden Sie dem Geschmack derselben schmeicheln und in Ihren Proclamationen nicht verfehlen von Griechenland, Athen und Sparta zu reden." Mit solchen rhetorischen Kunstgriffen hatte Bonaparte die Phantasie der Italiener zu berauschen und gefangen zu nehmen verstanden. Im Besitze der ionischen Inseln und Anconas, hoffte er, die Oberherrschaft auf dem adriatischen Meere behaupten, in die ganze maritime Machtstellung Venedigs im Orient einrücken zu können. Kaum war solcherweise Venedig erlegen, so kam die Reihe an dessen alten Rivalen Genua. Das Verfahren

war durchaus das gleiche: mit dem Unterschiede, dass hier ein feindliches Vorgehen noch weit schwerer zu rechtfertigen war. Genua musste fallen, einfach weil Bonaparte von demselben Besitz nehmen wollte. Auch hier schürten seine Agenten das Feuer bis es zu einem Zusammenstoss zwischen Aristokraten und Demokraten kam und er denselben zum Vorwande seiner Einmischung benutzen konnte. Er schlug dabei zwei Fliegen mit einer Klappe, indem er den König von Sardinien bei dieser Gelegenheit dahin brachte, dass er ihm seine Truppen zur Verfügung stellte. Schon am 5. Juni ward der Unterwerfungs-Vertrag der Genuesen ausgefertigt; an Stelle der bisherigen aristokratischen Verfassung trat eine demokratische, die natürlich ein blosses Werkzeug in der Hand des französischen Oberbefehlshabers war. Bonaparte rechnete, dass dieses neue Genua, als s. g. ligurische Republik früher oder später nothwendig verschmelzen werde mit den beiden Republiken am Po, der cisalpinischen, bestehend aus der Lombardei, Bergamo, Cremo, Modena, Massa-Carrara, der Carfagnana und Spezzia und der transpadanischen, bestehend aus den drei päpstlichen Legationen (Romagna, Bologna, Ferrara), Rovigo, einem Theil des Gebietes von Treviso und Venedig, welches nur noch die Bedeutung einer Provinzialstadt haben sollte.

Mittels eines solchen, unmittelbar von Frankreich abhängigen Staatencomplexes im Norden der Apenninen und der Herrschaft auf dem Meere war die Oberherrschaft über die ganze Halbinsel so gut wie gesichert. Schon jetzt traf Bonaparte Anstalten, um beim täglich erwarteten Tode Pius VI. der weltlichen Herrschaft des Papstthums ein Ende zu bereiten. Wenn, was wahrscheinlich erschien, der König in Neapel sich dagegen setzte, so sollte die Gelegenheit benutzt werden, auch mit seinem Reiche aufzuräumen. Als Gegengewicht gegen die neapolitanische Seemacht sollte die spa-

lische dienen. So plante Bonaparte bereits am 19. Mai, nur drei Tage nach der Unterzeichnung des Vertrages mit Venedig!

Ueberhaupt betrachtete er den Vertrag von Leoben, wie eden sog. Frieden, den er schloss, wie einen Waffenstillstand, len es auf jede Weise auszubeuten gelte. Nicht einmal den liplomatischen Feldzug unmittelbar Oestreich gegenüber betrachtete er als abgeschlossen. In Leoben war die Trennung Oestreichs von seinen Bundesgenossen im Kampfe gegen Frankreich noch keine endgültige gewesen, indem dieselben an dem in Aussicht genommenen Friedenscongresse theilnehmen sollten, nachträglich ward jetzt (am 24. Mai) vereinbart, dass der Reichsfrieden zu Rastadt verhandelt und keine fremde Macht bei dem Congresse zugelassen werden solle; Oestreich begnügte sich damit, seine Vermittlung zwischen der französischen Republik und seinen Bundesgenossen (England und Russland) geltend zu machen; so dass fortan der Friede zwischen Frankreich und Oestreich vollständig unabhängig von den nicht zum Reiche gehörenden Mächten abgeschlossen werden konnte, ein Vortheil, nach welchem die französische Diplomatie bislang vergeblich gerungen hatte.

Die bezüglichen Verhandlungen wurden auf dem Schlosse Montebello (oder Mombello) in der Nähe von Mailand gepflogen, wo Bonaparte seine Residenz aufgeschlagen hatte. Ihm war dabei um so siegesgewisser zu Muthe als er es zunächst nur mit dem Italiener de Gallo zu thun hatte, der ihm leicht genug zu Willen war. Kaum hatte er den grossen Erfolg vom 24. Mai errungen, so forderte er die Rheinlinie als Grenze, dafür sollte Oestreich sich in den Besitz von Salzburg und Passau setzen dürfen, dessen Rivale Preussen dagegen sich entweder mit einer gleich kleinen Entschädigung für das linksrheinische Herzogthum Cleve begnügen oder dasselbe zurück erhalten, im Uebrigen sollte der Reichskörper mit seinen geistlichen Ständen u. s. w. möglichst unverändert

bleiben. Zu dieser Mehrforderung in Deutschland kam noch eine in Italien, indem er nichts Geringeres verlangte als Mantua nebst dem Gebiete von Brescia bis zur Etsch, welches seiner Cisalpina einverleibt werden sollte! Hierfür wollte er Oestreich zu dem ihm bereits zugestandenen Theil des venetianischen Gebietes auch noch die Lagunenstadt überlassen, eben jenes Venedig, mit dem er erst vor 11 Tagen den berufenen Bundesvertrag geschlossen hatte!

Selbst in diese Combination hatte der Italiener Marquis de Gallo, der — wäre er bestochen gewesen! — Bonaparte nicht mehr zu Willen hätte sein können, gewilligt. Indess hatte es dieser schliesslich doch nicht mit Gallo, sondern mit dessen Vorgesetztem, dem leitenden Minister Thugut zu thun und dieser war weit entfernt, das Feld so leicht zu räumen. Wohl hatte er auf die Mitwirkung von England und Russland beim Friedensschluss verzichtet, allein nur um Angesichts der immer weiter um sich greifenden Eroberungen der Franzosen so schnell als möglich zum Abschluss zu kommen [1]). Im Uebrigen hoffte auch er, so gut wie sein Gegner, die Satzungen des Vertrages von Leoben möglichst zu seinen Gunsten wenden zu können; namentlich sollte der östreichische Einfluss auf das isolirte Venedig sich über die zu demselben zu schlagenden Legationen erstrecken, wodurch die Verbindung mit dem Kirchenstaate und das Fernhalten der Franzosen vom adriatischen Meere erzielt worden wäre. Eben Dieses wollte Bonaparte um jeden Preis vermeiden. Er hatte demgemäss nicht nur die cispadanische Republik bereits organisirt, sondern drohte auch, das festländische Gebiet Venedigs so ausgeplündert und demokratisirt zu übergeben, dass Thugut bei dem Gedanken daran vor Zorn und Entrüstung nicht aus noch ein wusste. Er hatte Gallo daher aufgegeben: die Entschädigung für Modena in den päpstlichen Legationen zu suchen. Bonaparte liess sich jedoch

1) Vrgl. Sybel.

durch diesen diplomatischen Schachzug so wenig von seinem Wege abbringen, dass er den Herzog statt dessen mit der Insel Zante abzufinden vorschlug! [1]). Den Vereinbarungen de Gallo's vom 24. Mai, in welchen die ganze Position in Italien, selbst Mantua, preisgegeben wurde, versagte Thugut die Bestätigung. Er kam statt dessen mit Nachdruck auf die Praeliminarien von Leoben zurück, welche so genau wie möglich eingehalten und verwirklicht werden sollten. Gallo erhielt zu seiner Ueberwachung den General Merveldt wieder zugesellt. Ueber Beide wurde bald der Graf Ludwig Cobenzl gesetzt, der zur Zeit noch Gesandter am russischen Hofe war und von dessen diplomatischer Geschicklichkeit und persönlicher Ergebenheit Thugut noch am Meisten erwartete.

Bonaparte, der sich bereits dicht am Ziele wähnte, war über diese Wendung der Dinge äusserst aufgebracht und machte seinem Unwillen in scharfen Auslassungen Luft. Da er keineswegs Willens war nachzugeben, so geriethen die Verhandlungen in's Stocken.

Unterdessen kam eine längst erwartete Krisis in den inneren Angelegenheiten Frankreichs zum Ausbruch; siegte in Paris die gemässigte Partei, so waren die Friedensaussichten gute und Thugut konnte auf billigere Bedingungen rechnen; siegten die Radikalen, dann freilich stand zu erwarten, dass Bonaparte durch seine Regierung statt in seinem maasslosen Begehren gezügelt zu werden, nur noch angespornt werden würde. Jedenfalls musste der Ausgang der ausgebrochenen Krisis auf die Verhandlungen mächtig einwirken. So hefteten sich die Blicke der Unterhändler (nicht nur der Oestreicher, sondern auch Bonaparte's) auf Paris, wo die Würfel fallen mussten, die auch über ihr Werk entscheiden sollten.

1) S. seinen Bericht an's Directorium vom 27. Mai 97.

Der 18. Fructidor.

Wir erinnern uns, wie zwei Drittel der gesetzgebenden Körperschaft aus ehemaligen Mitgliedern des Convents bestanden. Aus ihren Reihen waren auch die fünf ersten Directoren gewählt worden. Im Frühjahr 1797 mussten ein Drittel der Volksvertreter und ein Director zurücktreten und Neugewählten Platz machen. Die gewaltsame Art, wie sich die ehemaligen Mitglieder des Convents in die neue gesetzgebende Körperschaft eingedrängt hatten, insbesondere der blutige Strassenkampf am 13. Vendemiaire, war noch nicht vergessen. Die Wenigsten von ihnen durften daher auf eine Wiederwahl hoffen. Auch das Directorium, welches trotz aller Siege den über Alles ersehnten Frieden noch immer nicht gebracht hatte, zitterte vor den Neuwahlen. Beide fürchteten in erster Linie die Umtriebe der Royalisten, die erst wieder im Januar eine verwegene Verschwörung ins Werk gesetzt hatten, in zweiter Linie jene Communisten, deren Held Babeuf zur Zeit noch als Hochverräther vor Gericht stand. Sie schlugen Beschränkung der Pressfreiheit, ausgedehnteste Ausschliessung der Emigranten vor, forderten einen Credit zur Aufrechthaltung der Ordnung während der Wahlen, erlangten jedoch von der gesetzgebenden Körperschaft nur: dass die Wahlmänner die Versicherung abgeben mussten, die republikanische Verfassung des Jahres 1795 treu vertheidigen, Anarchisten und Royalisten bekämpfen zu

wollen, und selbst Dieses mit Müh und Noth; im Uebrigen mussten sie sich mit dem Einfluss ihrer Agenten zufrieden geben. Als am 9. April die Würfel fielen, waren ihre Befürchtungen in Erfüllung gegangen, namentlich in Paris selbst [1]) und im Süden, in Lyon und Marseille, waren nicht Wenige der aller unzweideutigsten Royalisten gewählt worden, welche als Abgeordnete im gesetzgebenden Körper langsam und sicher der Monarchie zusteuern sollten [2]). Um sie schaarten sich die s. g. Gemässigten oder Constitutionellen, welche der Politik des derzeitigen Directoriums entgegen waren. Diese oppositionellen Abgeordneten bildeten eine Art Club, der, nach der Strasse in welcher das Versammlungslocal gelegen war, der Club von Clichy hiess. Sie kamen dort täglich zusammen und vereinbarten eine gemeinsame Haltung in der Volksvertretung. Ihr Einfluss im Rathe der 500 war ein so überwiegender, dass der General Pichegru (mit 387 Stimmen von 444) zum Präsidenten der Versammlung gewählt wurde; d. h. der Mann, auf den die royalistischen Verschwörer seit dem Herbst 1795, alswann er als Oberbefehlshaber des Rheinheeres sich ihnen ergeben hatte, ihre grössten Hoffnungen setzten! Für ihn stimmten auch die Constitutionellen, die von seinem Verrathe und geheimen Absichten natürlich Nichts ahnten, sie sahen in ihm nur den ruhmvollen Eroberer Hollands und legten das Gemessene und Verschwiegene seines Wesens für Bescheidenheit aus; auch der Umstand, dass er unter dem Directorium kein Kommando geführt hatte, diente offenbar zu seiner Empfehlung. Jedenfalls erwies seine Wahl klar und deutlich, dass die gemässigte Partei im gesetzgebenden Körper unbedingt überwog.

---

1) Mallet du Pan meinte: er selbst hätte keine andere Wahl getroffen! S. seinen Brief an Mme Aldegonde vom 16. und 19. April 97, abgedr. in den Mémoires et correspondance desselben.

2) Ebendas.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse im Directorium. Ein Mitglied desselben musste austreten und durch Neuwahl ersetzt werden. Das Loos traf den gemässigten Letourneur, der stets treu zu Carnot gehalten hatte. Er ward zwar durch den französischen Gesandten in Basel, den greisen Barthelemy, ersetzt, der sich vor Allem durch seine Friedensliebe empfahl, allein Lareveillère hielt es Angesichts der drohenden Reaction fortan entschieden mit Rewbell und Barras, so dass Carnot und Barthelemy, welche sich streng in den Schranken der Verfassung bewegen und auf die Mehrheit im gesetzgebenden Körper stützen wollten, diesem Triumvirat gegenüber in der Minderheit verblieben. Damit war der verhängnissvolle Conflict zwischen Volksvertretung und Regierung gegeben. Die Kluft zwischen beiden wurde täglich grösser und war schon deswegen kaum zu überbrücken, weil die Verfassung bekanntlich gesetzgebende und vollziehende Gewalt so schroff als möglich von einander gesondert hatte und keine vor der anderen zurück zu weichen brauchte; ein Gewaltstreich von der einen oder der anderen Seite schien daher bald unausbleiblich.

Die Gemässigten, welche die grosse Mehrheit in den gesetzgebenden Körperschaften ausmachten, standen zwar auf dem Boden der Verfassung und waren also Republikaner, welche an der Neuordnung, wie sie die Revolution begründet hatte, festhalten wollten; allein sie setzten sich doch in schroffen Gegensatz zu Denjenigen, welche während der Revolution im Vordertreffen gekämpft hatten und waren bestrebt, sich von jeder Verantwortung für alle begangenen Greuelthaten loszusagen. Zumal Diejenigen, welche im Convent gesessen hatten und für den Tod des Königs gestimmt hatten, erachteten sich daher durch deren Haltung und Tendenz gefährdet; sie waren überzeugt, dass dieselben, wenn auch unbewusst, der Wiederherstellung der Monarchie entgegenarbeiteten, genau wie es in der That die Besonnenen

unter den Royalisten von ihnen erwarteten. Die Wiederaufrichtung des bourbonischen Thrones war aber für die Conventionellen gleichbedeutend mit ihrer Aechtung, wenn nicht mit ihrem Todesurtheil, ihre ganze Existenz stand auf dem Spiele; wenn sie mit den Gemässigten gemeinsame Sache machen sollten, dann mussten diese erst jede Aussöhnung mit den Bourbonen unmöglich gemacht haben, etwa, wie es Treilhard dem General Dumas vorschlug, von der Rednerbühne aus verkünden, dass auch sie für den Tod des Königs gestimmt haben würden [1]). Hierzu aber wollten sie sich nicht verstehen.

Die gespannte Lage entsprach im Wesentlichen derjenigen zur Zeit des 13. Vendémiaire: auch jetzt war es die Machtstellung der Conventionellen, die in Frage kam, zu ihnen hielten alle Diejenigen, welche mit ihnen zu Macht und Ansehen gelangt waren, darunter der grösste Theil der Heerführer, vor allem auch Hoche und Bonaparte. Die Entscheidung stand, ganz wie damals, bei der Militairmacht. Eben deswegen hatten die Royalisten und die arglosen Constitutionellen ihre grösste Hoffnung auf Pichegru gesetzt. In zweiter Linie rechneten sie auf Moreau, der mit demselben befreundet war und von dem sie voraussetzten, dass er den Revolutionären die Guillotinirung seines Vaters nie verzeihen werde [2]). Moreau galt überdies allgemein, im Unterschiede von Bonaparte und Hoche, für einen Mann gesetzlicher Ordnung und Toleranz. Indess gingen die Meinungen über die vornehmsten Heerführer natürlich noch sehr auseinander. Fabre de l'Aude erzählt [3]), wie er eines Tages im Gespräch

1) Vrgl. Barante, Hist. du Directoire. II, 304.

2) Vrgl. die mehrfach angezogene Denkschrift von Dutheil im Rec. Off. zu London.

3) Histoire secrète du Directoire, anonym erschienen zu Paris 1832. In dem Catalog der Bibliothèque Nationale wird auf die Autorität von de Manne bemerkt: „Attribuée au Cte Fabre (de l'Aude) et rédigée sur ses notes." 4 vol. 8°.

mit dem Dichter M. Joseph Chenier[1]) den Wunsch geäussert hätte, Bonaparte und Pichegru mit drei Anderen, darunter Carnot, als Directoren an der Spitze der Regierung zu sehen, dann wäre für die Republik gesorgt. „Die beiden Ersteren", erwiederte Chenier lächelnd, „würden damit beginnen, die drei Anderen zu erwürgen, und damit endigen, sich gegenseitig aufzufressen." „Ihre Meinung über den jungen Corsen ist demnach?" warf Fabre ein. „Dass derselbe", lautete die schlagfertige Antwort, „die Republik liebkosen werde, um sie einzuschläfern und alsdann in Ketten zu thun. Ich habe ihn scharf in's Auge gefasst: er hat den Blick, die Bewegung, die Sprache eines Tyrannen; der Timoleon, der uns von demselben befreit, wird sich um das Vaterland wohlverdient machen." „Und Sie denken nicht anders von Pichegru?" forschte Fabre weiter. „Nein", entgegnete Chenier, „dieser da hat nicht genug Tüchtigkeit (vertu, das Lateinische virtus) um auf Usurpation der Herrschaft auszugehen, er würde für unsere alten Herren arbeiten; Bonaparte wird die Republik für seine eigene Rechnung kaufen, Pichegru sie Demjenigen ausliefern, der ihm den besten Preis zahlt." Chenier traf bei dieser scharfen Kennzeichnung Beider so sehr das Richtige, dass man die Anecdote für eine nachträgliche Erfindung halten möchte; indess liegt hierfür durchaus kein zwingender Grund vor.

Dass Pichegru auf die Herstellung der bourbonischen Monarchie ausging, wusste Niemand sicherer als Bonaparte[2]). Bei der Besetzung von Venedig war nämlich der Graf d'Entraigues, ein Hauptagent der Bourbonen, mit seinen Papieren ihm in die Hände gefallen. Aus den Letzteren konnte er entnehmen, wie zu eben der Zeit als er im Herbst 1795 den

1) Nicht zu verwechseln mit seinem berühmteren Bruder André, der 1794 guillotinirt worden ist.

2) Vrgl. hierfür Bourrienne, Mémoires I, 163 ff.

Aufstand der Pariser niederwarf, Pichegru mit dem Prinzen Condé in Unterhandlung getreten war, um den Gegnern des Convents zum Siege zu verhelfen und Ludwig XVIII. zum König auszurufen. Für Bonaparte's Haltung gegenüber dem Directorium und der Krisis im Innern ist es sehr bezeichnend, dass er diese überaus wichtigen Actenstücke, welche die Gegner wie mit einem Donnerschlage zu entwaffnen geeignet waren, vorläufig geheim hielt und nicht nach Paris schickte. Durch dieses Manoeuver wiegte er Pichegru in Sicherheit, liess den Conflict zur Reife kommen und behielt die Entscheidung in seiner Hand. D'Entraigues hielt er nur eine kurze Zeit lang gefangen[1]).

Indessen die Vorwürfe der Oppositionellen im gesetzgebenden Körper bei der Verurtheilung der Politik in Italien fielen so unmittelbar auf Bonaparte zurück, dass er aus seiner beobachtenden Haltung alsbald heraustrat und mit der ganzen Wucht und Schneidigkeit seiner Persönlichkeit auf dem Kampfplatze erschien.

Am 23. Juni trat nämlich der Abgeordnete Dumolard, der zur Faction gehörte, die sich im Club zu Clichy versammelte, im Rathe der Fünfhundert mit einer Interpellation hervor, welche von dem Directorium Aufklärung und Rechtfertigung des in Italien Geschehenen verlangte. Er tadelte zunächst mit vernichtender Schärfe das Verfahren gegen Venedig. Mochten die Sachen liegen, wie sie wollten, so musste die Regierung jedenfalls die Kriegserklärung der Berathung des gesetzgebenden Körpers unterbreiten. Es stehe dem Volke, welches für den Grundsatz nationaler Unabhängigkeit und Selbstbestimmung in den Krieg gezogen sei, führte er aus, schlecht an, sich in die inneren Angelegenheiten anderer Völker gewaltsam einzumischen. Dieses gelte nicht nur in Bezug auf Venedig und Genua, sondern auch von dem Kir-

1) S. das Nähere in den Memoiren von Fauche-Borel und Bourrienne.

chenstaate, von Toscana und Neapel, wenn wirklich die revolutionären Gesellschaften in der Lombardei unter den Auspicien der Franzosen den Aufruhr in diese Staaten verbreiteten. „Oder", rief er aus, „befinden wir uns noch in den Zeiten, wo die Extravaganzen eines Anacharsis Clootz an der Tagesordnung waren? Ich will nicht ergründen, welches Schicksal Venedig vorbehalten sein mag, und vor Allem dessen festländischen Provinzen; ich will nicht untersuchen, ob deren Einnahme, geplant vielleicht vor jenen Attentaten, die ihr zum Vorwande dienten, in der Geschichte nicht einst ein würdiges Seitenstück zur Theilung von Polen bilden wird!" Das ganze Verfahren in Italien sei nur zu sehr geeignet, den Frieden immer weiter hinaus zu schieben. „Wir wollen diesen", so schloss er seine Philippica, „wie alle guten Franzosen: ehrenvoll und dauerhaft; eben deswegen darf Frankreich Europa nicht das empörende Schauspiel bieten der Zerreissung und Unterjochung schwacher Staaten, einer Nation, die gerechte und grosse Grundsätze zur Schau trägt und sich dabei in ihren Verträgen ebenso gewaltthätig als hinterlistig erweist."

Dumolard hatte in's Schwarze getroffen. Der Eindruck seiner Rede war um so gewaltiger, als man sich in den weitesten Kreisen durch Bonaparte's Berichte, wie sie im Moniteur abgedruckt wurden, hatte täuschen und berauschen lassen. Die Versammlung beschloss die Verbreitung der Rede durch den Druck.

Bonaparte persönlich fand einen Vertheidiger in Pontécoulant, der in ihm den jungen Helden feierte, von dem er einst im Sommer 1795, als Chef der Kriegsabtheilung, die ersten Entwürfe zu dem glänzenden Feldzuge in Italien entgegen genommen hatte; dieser suchte die den Feldherrn treffenden Geschosse auf das Haupt des Directoriums abzulenken. Bonaparte selbst jedoch wusste am Besten, wie dieses nur

dadurch gefehlt hatte, dass es ihn hatte gewähren lassen. Der Angriff Dumolards traf ihn zu sicher und zu unmittelbar, als dass er demselben die Entgegnung schuldig bleiben konnte. Kaum hatte er die Rede desselben gelesen, so schrieb er dem Directorium: „Wie? wir sind von Verräthern meuchlings überfallen worden, mehr als 400 Männer sind umgekommen und in der ersten Magistratur der Republik entschuldigt man sich darob, dass man es einen Augenblick geglaubt habe! — Man hat mehr als 400 Franzosen im Schmutz um eine grosse Stadt herum geschleift; man hat sie vor den Augen der Wachen auf dem Fort niedergemetzelt; man hat sie mit tausend Stichen durchbohrt, mit Dolchen, wie ich einen beilege; und Vertreter des französischen Volkes lassen drucken, „dass es verzeihlich sei, wenn sie (auf die feierliche Versicherung der Regierung hin) einen Augenblick daran geglaubt hätten!“ Er, der fünf Friedensverträge abgeschlossen und der Coalition den letzten Keulenschlag versetzt habe, dürfe verlangen, wenigstens nicht verleumdet, verfolgt und auf jede Weise verschrieen zu werden. Er habe nicht erwartet, dass ein von einem Emigranten eingegebenes, mit englischem Golde bezahltes Manifest (Dumolard war wirklich durch zwei Schreiben von Mallet du Pan inspirirt worden) in dem Rathe der Fünfhundert mehr Glauben geschenkt werden würde, als das Zeugniss von 80,000 Soldaten, als das seinige. Er wiederhole daher das Gesuch um seine Entlassung. „Ich bedarf eines ruhigen Lebens“, schliesst er das ebenso kaltblütig berechnete als zornige Schreiben, „falls mich die Dolche von Clichy leben lassen wollen. — Sie hatten mich mit den Verhandlungen beauftragt, ich bin dazu wenig geeignet.“ Dass dieses Gesuch um Entlassung so wenig aufrichtig gemeint war, wie alle früheren, ist selbstverständlich; es ist sogar sehr fraglich, ob das Schreiben in dieser Form überhaupt abgegangen ist. Hierzu war Bonaparte zu

klug und besonnen, in diesem Augenblicke konnte das Directorium, zu seiner eigenen Rettung, den General möglicherweise beim Worte nehmen, er konnte daher in der Wendung seiner Phrasen nicht vorsichtig genug sein. Wir haben es demnach hier höchst wahrscheinlich, um nicht zu sagen unzweifelhaft, mit einem blossen Entwurfe zu thun [1]), der durch sein Schreiben vom 15. Juli, auf das wir noch zurückkommen, ersetzt worden ist; beide ergänzen einander und werfen so auf seine Verwirrung, seinen Zorn, seine Tactik das hellste Licht.

Für die Oeffentlichkeit bereitete er eine ausführlichere, viel durchdachtere Rechtfertigungsschrift vor. In dieser giebt er eine ebenso schamlos als geschickt zusammengestellte Erzählung, wie die Venetianer ihn selbst herbei gerufen hätten, deren völlig abgenutzte, überlebte, aristokratische Staatsform eines natürlichen Todes gestorben sei, genau wie der 90jährige Doge selbst, der bei der Uebergabe der Stadt todt zusammen gebrochen war. Bonaparte, er redet selbst in der dritten Person, habe, wie gewöhnlich, das Blut gespart und sei sogar zum Beschützer von Venedig geworden, welches durch die Slavonen und den Bürgerkrieg zu Grunde gerichtet zu werden drohte. Der Aufstand sei ausgebrochen, als er in den östreichischen Erbstaaten stand [2]), „kaum dass er nach Italien zurückkehrt, so kommt das aufgeregte Land, das in Waffen klirrte, sofort wieder zur Ruhe und hört auf die

1) Diesem entspricht auch die Beschaffenheit des Schriftstücks in der Correspondance: Datum und Unterschrift fehlen und die Handschrift ist Bonaparte's eigene, welche bekanntlich kaum zu entziffern ist.

2) und sei daher offenbar gegen sein Interesse gewesen. Diese Behauptung hindert ihn freilich nicht, in einer gleichzeitigen Denkschrift, wo es die Rechtfertigung seines Feldzugsplanes gilt, darauf hinzuweisen, wie sein Rücken auch durch den Aufstand gedeckt wurde, welcher die Kriegsmacht der Venetianer in Schach hielt. „Tous les châteaux de Vérone, Porto-Legnano, Peschiera, Palmanova, étaient au pouvoir de l'armée et en état de défence; une partie des États Vénitiens était en révolte!" Entgegnung auf die Schmähschrift von Dunan. Abgedr. bei Bourrienne, auch in der Corresp.

Stimme des gefürchteten Siegers; etwa wie im Virgil, wenn Neptun erscheint und den Wogen Ruhe gebietet.“ Dieser maasslosen Selbstüberhebung und cynischen Prahlerei entspricht denn auch die Diatribe, in welcher das Schriftstück gipfelt. „Ah!“ ruft er die Herren Redner höhnisch an, „Ah! wir erkennen Eure Absicht! Ihr werft der Armee in Italien vor, alle Hindernisse überwunden, Italien durchzogen, die Alpen zwei Mal überstiegen und sich auf Wien geworfen zu haben, um die Anerkennung jener Republik zu erzwingen, die Ihr, Herren von Clichy, zerstören wollt. Ihr klagt — ich seh es wohl — Bonaparte an, weil er den Frieden ertrotzt hat! — Allein, ich prophezeihe es Euch — und ich spreche im Namen von 80,000 Soldaten — die Zeit, da feige Advocaten und elende Schwätzer die Soldaten guillotiniren liessen, ist dahin; wenn Ihr sie dazu nöthigt, werden die Soldaten Italiens mit ihrem General an der Schranke zu Clichy (à la barrière de Clichy) erscheinen, alsdann: wehe Euch!“

Diese Drohungen waren in dem Munde eines Bonaparte keine leeren Worte. Er benutzte die Feier des 14. Juli, des Jahrestages der Erstürmung der Bastille oder des Sieges der Revolution in der Hauptstadt, um ihnen einen noch weit kräftigeren Ausdruck zu geben und sie in seinem Heere laut wiederhallen zu lassen. „Soldaten!“ lautete sein Manifest an diesem Tage, „ich weiss, dass Ihr tief schmerzlich berührt seid von dem Unglück, welches das Vaterland bedroht; allein das Vaterland kann keine wirklichen Gefahren laufen. Die Männer, welche demselben zum Siege über Europa verholfen haben, sind auf dem Platze. Berge trennen uns von Frankreich; Ihr werdet sie, wenn es sein muss, übersteigen mit der Geschwindigkeit des Adlers, um die Verfassung aufrecht zu erhalten, die Freiheit zu vertheidigen, die Regierung und die Republikaner zu schützen. — Soldaten! die Regierung

wacht über die ihr anvertrauten Gesetze. Die Royalisten, sobald sie sich nur zeigen, werden ihr Leben verwirkt haben. Seid ohne Besorgniss, schwören wir bei den Manen der an unserer Seite für die Freiheit gefallenen Helden, schwören wir bei unseren neuen Fahnen: Unerbittlichen Krieg den Feinden der Republik und der Verfassung des Jahres III (1795)!"

Seine Generale hielten ähnliche Ansprachen, welche dann in Form von Adressen, mit zahllosen Unterschriften versehen, nach Paris geschickt wurden. Die aller ungestümste war diejenige des Generals Augereau, welcher direct an die Bayonette appellirte und bereits auch die Soldaten im Innern des Landes in die Bewegung mit hineinzog. Diese Kundgebung, welche in Frankreich natürlich die allergrösste Aufregung hervorrief, war um so bedeutungsvoller, als die Verfassung den Soldaten jede politische Manifestation untersagte; sie war daher nicht viel weniger als eine Erklärung des Bürgerkrieges. Dass Bonaparte selbst sie in diesem Sinne verstanden haben wollte, beweist auf das Unzweideutigste das Schreiben vom 15. Juli, mit welchem er die Uebersendung seiner Proclamation an das Directorium begleitete. Die Zustände im Innern würden täglich bedenklicher; es sei an der Zeit eine Partei zu ergreifen. Seine Proclamation habe im Heere die beste Wirkung gethan. „Es ist hier Keiner", führt er wörtlich aus, „der nicht lieber mit den Waffen in der Hand sterbe, als dass er sich in einer pariser Sackgasse ermorden lassen sollte. — Was mich anbelangt, so bin ich daran gewöhnt, auf meine persönlichen Interessen gänzlich zu verzichten; doch kann ich nicht unempfindlich bleiben gegen die Beleidigungen, die Verleumdungen, welche 80 Zeitungen täglich und bei jeder Gelegenheit verbreiten, ohne dass auch nur eine einzige dieselben wiederlege; ich kann nicht unempfindlich sein gegen die Perfidie und jene Unmenschlichkeiten, wie sie

in der (durch Dumolard veranlassten) Tagesordnung des Rathes der Fünfhundert zu Tage liegen. Ich sehe, dass der Club von Clichy über meinen Leichnam hinweg die Republik zu Falle bringen will. Giebt es denn in Frankreich keine Republikaner mehr? werden wir, nachdem wir Europa besiegt haben, darauf angewiesen sein, irgend einen Winkel auf der Erde zu suchen, um dort unsere traurigen Tage zu enden? — Ihr könnt mit einem einzigen Schlage die Republik retten, mit ihr 200,000 Köpfe, welche an ihr Schicksal geknüpft sind, und den Frieden in 24 Stunden zum Abschluss bringen: lasst die Emigranten verhaften; zerstört den Einfluss der Fremden. Braucht ihr Machtmittel, so ruft die Heere herbei. Lasst die Druckerpressen der den Engländern verkauften Zeitungen zerschlagen, diese Zeitungen sind blutgieriger als es diejenigen eines Marat jemals waren." Das war deutlich. Damit dieser Rath ihm ganz allein durch seine Anhänglichkeit an die Republik und im Interesse des Directoriums eingegeben scheine, wagte er am Schlusse wieder von seiner Entlassung zu sprechen; jedoch in der vorsichtigsten, vieldeutigsten Weise. „Was mich anbelangt", lautet die (von dem oben erwähnten Entwurfe merklich abweichende) Wendung, „ich vermag inmitten der widerstreitendsten Gemüthsbewegungen (au milieu des affections les plus opposées) nicht zu leben; wenn es kein Heilmittel giebt, um den Leiden des Vaterlandes ein Ende zu bereiten, den Mordanfällen und dem Einflusse Ludwig's XVIII. ein Ziel zu setzen, so bitte ich um meine Entlassung. Ihr findet hier ein Stylet beigelegt, wie es den Mördern von Verona entnommen worden ist. Indess, was sich auch ereignen möge, die Erinnerung an die unausgesetzten Beweise des aller uneingeschränktesten Vertrauens, mit denen Ihr mich beehrt habt, wird niemals aus meinem Gedächtnisse schwinden."

Die Interpellation Dumolard's hatte demnach zur Folge

gehabt, dass Bonaparte der Krisis gegenüber feste Stellung nahm. Er war offenkundig entschlossen, mit der Opposition im gesetzgebenden Körper gewaltsam aufzuräumen, mit dem Triumvirat im Directorium gemeinsame Sache zu machen. Wie aber, wenn das Directorium auf seine Vorschläge nicht einging? ihm womöglich die Entlassung wirklich gab? Unzweifelhaft war er auch auf diesen Fall gefasst. Dann schloss er voraussichtlich schleunigst mit Oestreich Frieden, was, wie er sich ausdrückte, in 24 Stunden geschehen konnte und wozu er, sobald er nur von seinen Forderungen ablassen wollte, jeden Augenblick in der Lage war; erklärte die Directoren selbst für Verräther und Royalisten und führte sein Heer wirklich ‚wie im Adlerfluge' über die Seealpen nach Frankreich hinein, gegen Paris; genau wie es einst Cäsar gethan hatte. Diese Wendung der Dinge war jedoch die weitaus weniger wahrscheinlichere; dazu war die Kluft zwischen der Mehrheit des Directoriums und der Volksvertretung bereits zu gross und seine eigene Machtstellung eine zu gebieterische, als dass es die Regierenden darauf ankommen lassen konnten.

Barras freilich, der wieder einmal als Revolutionsheld das grosse Wort führte, war so ausschliesslich auf sein persönliches Heil bedacht, dass einerseits die Royalisten, mit gutem Grunde, der Hoffnung lebten, ihn mit ihren Anerbietungen zu gewinnen [1]); andrerseits stand er bereits seit geraumer Zeit wegen eines Staatsstreiches mit Hoche in Verbindung [2]), der den Augenblick nicht abwarten konnte, um einen zweiten Vendémiaire in Paris in Scene zu setzen; und selbst auch die Gemässigten von der Verfassungspartei glaubten, ihn für sich gewonnen zu haben, indem sie ihm vorstellten, wieviel klüger er daran thäte, gestützt auf die Mehrheit im gesetz-

1) S. Fauche-Borel, Mémoires. II, 156.

2) S. Bougier, Un volontair de 1792, le général Chérin. Revue Historique 1878. Tome 6me.

gebenden Körper, an der Spitze der Regierung zu bleiben [1]), so wenig wussten sie seine anarchischen Neigungen zu würdigen! Am zuversichtlichsten konnte aber gewiss Bonaparte auf ihn rechnen; davon überzeugte sich dessen Adjutant Lavalette, den er am 11. Juli als Berichterstatter nach Paris entsendete [2]), vollständig. Hier dienten nicht nur ihre bekannten Beziehungen zu einander als Anziehung, Bonaparte hatte die Macht und auch das Geld, dem Barras so wenig zu widerstehen wusste und das Bonaparte, wofern es Noth that, schwerlich sparte, endlich war Bonaparte nicht nur sein College am 13. Vendémiaire gewesen, derselbe war auch — worüber sein Auftreten am 14. Juli keinen Zweifel mehr zuliess — zu einem Gewaltstreich so fest entschlossen, wie damals. An eine Umkehr von Barras und Verständigung desselben mit seinen Gegnern war auch deswegen nicht zu denken, weil sein Verhältniss zu Carnot allgemach in eine Feindschaft ausgeartet war, die der leidenschaftlichsten Erbitterung jeden Zügel nahm. Carnot wollte mit dem frechen Wüstling, der sein Vaterland dem Abgrunde zuführte, keinerlei Gemeinschaft mehr, so dass selbst der Adjutant Bonaparte's, der beständig bei Barras aus und ein ging, sich eben deswegen Carnot nicht zu zeigen wagte. Barras seinerseits meinte, Carnot bei Gelegenheit des Staatsstreichs nicht nur zu beseitigen, sondern geradezu zu tödten [3]). Eine Versöhnung zwischen ihnen Beiden war unmöglich.

Nicht weniger entschlossen zum gewaltthätigen Vorgehen gegen den gesetzgebenden Körper als Barras waren seine

---

1) S. Thibaudeau, Mémoires.

2) Lavalette selbst erzählt in seinen Denkwürdigkeiten zwar, dass er bereits im Mai dahin abgegangen sei, allein sein Gedächtniss wird ihn dabei im Stich gelassen haben, der Brief, in welchem Bonaparte seine Absendung dem Directorium meldet und den er wahrscheinlich mit bekommen haben wird, ist vom 11. Juli.

3) Vrgl. Lavalette, Mémoires.

beiden Collegen Rewbell und Lareveillère: sie trieb die entschiedenste Ueberzeugung, dass sonst die Reaction unaufhaltsam hereinbrechen und zur Monarchie führen werde.

Neben den Directoren kamen doch auch noch die Minister in Betracht. Von diesen waren Truguet, welcher der Marine, Delacroix, welcher den auswärtigen Angelegenheiten, Merlin, welcher der Justiz und Ramel, welcher den Finanzen vorstand, wegen ihres revolutionären Temperamentes bei den Gemässigten verrufen; andrerseits standen der Polizeiminister Cochon, der Minister des Innern Benezech, der Kriegsminister Petiet, bei denselben in so hohem Ansehen, dass sie sogar als Candidaten bei der Wahl des neuen Directors ernstlich in Erwägung gezogen worden waren. Beide Parteien, sowohl im Directorium wie in den Abgeordnetenkreisen, sannen auf einen Ministerwechsel. Hierbei wurden Carnot und Genossen von dem verschlagenen Barras überlistet, indem er sich den Anschein gegeben hatte, als wolle er sich den Vorschlägen derselben anschliessen [1]). Als hierauf Carnot am 16. Juli die Entlassung der Minister des Auswärtigen, der Marine, der Justiz und der Finanzen forderte [2]), weil sie des Vertrauens des gesetzgebenden Körpers ermangelten, da erklärten zunächst Rewbell und Lareveillère, dass die Mehrheit der Volksvertretung hier gar nicht in Betracht komme; Barras aber schloss sich nicht nur diesen Erwägungen an, sondern verlangte Berathung der gesammten Ministerliste. Er hatte die Mehrheit für sich und so wurden nun sämmtliche Minister, mit Ausnahme der radikalen Jacobiner Merlin und Ramel (namentlich auch Cochon, Benezech und Petiet) entlassen und durch solche ersetzt, auf die sich das Triumvirat bei dem bevorstehenden Staatsstreiche unbedingt verlassen konnte.

1) S. Thibaudeau, Mémoires.

2) Vrgl. v. Sybel, der die bezüglichen Protocolle des Directoriums hat einsehen dürfen.

Der General Hoche selbst wurde zum Kriegsminister designirt, lehnte aber den Posten, zu dem ihm das gesetzliche Alter fehlte, ab; an seine Stelle trat Scherer, der frühere Befehlshaber des italienischen Heeres, ein Genosse Rewbell's. Deswegen blieb doch Hoche, wenigstens von Barras, der sich heimlich mit ihm verständigte, dazu bestimmt, den Gewaltstreich zu führen. Schon waren zu diesem Behufe Truppentheile seines Heeres, welche angeblich an die Küste sollten, um eine neue Landung in England zu versuchen, in den nächsten Umkreis von Paris eingerückt, der durch die Verfassung von Truppen nur dann betreten werden durfte, wenn der gesetzgebende Körper selbst sie herbeirief. Als Hoche die Hauptstadt am 17. Juli betrat, ward er, wie er selbst erzählt, in den Strassen mit den Angstrufen begrüsst: „Er ist es! er ist es! die Truppen, die Kanonen, wir sind umzingelt, belagert!" In dem gesetzgebenden Körper entstand die heftigste Bewegung. Carnot und der eben abgetretene Kriegsminister erklärten, keinen Befehl ertheilt zu haben, der den Vormarsch der Truppen rechtfertige. Man interpellirte das Directorium, welches die Schuld auf einen Kriegscommissar wälzte. Hoche musste zu seiner Bestürzung erfahren, dass er ausschliesslich im Einverständniss mit Barras gehandelt hatte, ohne dass dessen Collegen davon wussten. Barras liess ihn fallen und Carnot, dem er nicht nur seine schnelle Beförderung, sondern, während der Schreckenszeit, auch das Leben dankte, machte ihm die beschämendsten Vorwürfe. Er gab sich geschlagen. Seine Truppen erhielten (am 10. Thermidor oder 28. Juli) von ihm selbst den Befehl, den verfassungswidrig betretenen Umkreis sofort wieder zu räumen. Mit giftigem Groll im Herzen, bitter enttäuscht und gekränkt, begab er sich hierauf zurück in sein Lager, jenseits des Rheines.

Wir irren schwerlich, wenn wir diese unerwartete Waffen-

streckung des Triumvirates nicht ausschliesslich auf Furcht vor dem Ausgang des mangelhaft Vorbereiteten zurückführen. Mindestens 5 Tage vor dem entscheidungsvollen Tage (9. Thermidor oder 27. Juli) war Bonaparte's Adjutant Lavalette in Paris bereits angelangt [1]); dieser aber stellte dem Triumvirat, zunächst Barras, nicht nur militärische Unterstützung, sondern auch drei Millionen Franken [2]) in Aussicht. Barras ging auf Bonaparte's Vorschläge, die uns im Einzelnen leider nicht überliefert worden sind, freudigst ein [3]). Diese Thatsache giebt dem Verfahren gegen Hoche eine ganz andere Triebfeder, als blosse Furcht vor einem Misserfolge. Barras liess Hoche offenbar hauptsächlich deswegen fallen, weil er es vorzog, mit Bonaparte gemeinsame Sache zu machen; durch den Umstand, dass sein Rivale nicht nur bei Seite geschoben, sondern zugleich vor ganz Frankreich compromittirt wurde, musste Bonaparte in jeder Beziehung erwünscht sein, namentlich gewährte es ihm die sicherste Bürgschaft dafür, dass Barras und Genossen sich fortan an ihn halten würden. Wer weiss, ob die eclatante Abweisung von Hoche nicht zu den Bedingungen gehörte, die er ihnen setzte?

Die Annahme von Bonaparte's Vorschlägen und die Ab-

---

1) Schon am 4. Thermidor berichtet er über seine erste Unterredung mit Barras. S. Lavalette's Briefe an Bonaparte, wie sie Bourrienne auszugsweise in seinen Denkwürdigkeiten abgedruckt hat.

2) Diesen Betrag giebt Napoleon in den Denkwürdigkeiten von St Helena an, natürlich nur um zu versichern, dass er denselben Barras und Consorten verweigert hätte!

3) Lavalette berichtet darüber an Bonaparte am 4. Thermidor: „Barras m'a dit et répété que, dans la crise où ils se trouvaient, de l'argent les aiderait puissamment. Je lui ai fait votre proposition; il l'a acceptée avec transport." Am 6. schreibt Barras selbst: „Point de retard: songe bien que c'est avec ceci (i. e. l'argent) que je peux remplir tes honorables et généreuses intentions." Und Lavalette am nämlichen Tage: „La proposition a été remise sur le tapis, entre Barras, Rewbell et Reveillère. Tous trois sont convenus que, sans de l'argent, on ne pouvait pas sortir de la crise actuelle. Ils espèrent que vous enverrez de grosses sommes."

weisung von Hoche war für die weitere Entwicklung des französischen Staates, für das Schicksal der Republik, für das Emporkommen Napoleon's von unberechenbarer Tragweite. Wohl war auch Hoche eine herrische Soldatennatur von dem kühnsten Ehrgeiz, allein er war im Unterschiede von Bonaparte ein geborener Franzose und mit der Revolution, mit der Republik, so innig verwachsen, dass an der Aufrichtigkeit seiner republikanischen Gesinnung nicht leicht gezweifelt werden kann; von jenen weltbeherrschenden Plänen, mit denen sich ein Bonaparte jetzt schon trug, ist bei ihm keine Spur vorhanden, er ging in der französischen Nation, die dem corsischen Imperator nur als Werkzeug diente, gleichsam ohne Rest auf. Auch dafür, dass er auf eine Selbstherrschaft ausgegangen wäre, haben wir nicht den geringsten Anhalt. Die ganze Art, wie er zur Zeit den Schlag gegen die vermeintlichen Royalisten, von denen er die Constitutionellen nicht zu unterscheiden wusste, vorbereitete und schliesslich unverrichteter Sache umkehren musste, zeugt zugleich für seine republikanische Aufrichtigkeit und für seine geringe Geschicklichkeit in solchen Dingen. Die Opposition im gesetzgebenden Körper hatte gerade an Bonaparte's auswärtiger Politik den grössten Anstoss genommen, während sie Hoche persönlich Nichts vorzuwerfen hatte; er bekämpfte in ihr nur eine Gegnerschaft in der Auffassung der inneren Angelegenheiten. Seine Person trat dabei so sehr zurück, dass er trotz der erlittenen Kränkung, dem Triumvirat seine Unterstützung auch jetzt nicht versagte. Am 10. August setzte er vielmehr in seinem Hauptquartier zu Wetzlar eine politische Kundgebung in Scene, ähnlich wie Bonaparte es am 14. Juli gethan hatte. Auch hier in Wetzlar wurden jetzt die Soldaten offen aufgerufen zum Kampf gegen die royalistische Verschwörung im gesetzgebenden Körper. Hoche selbst erhob sein Glas beim Festmahl mit den Worten: „Der

Republik! Möchten alle ihre alten Vertheidiger sich treu erweisen. Möchte ihr Muth, der über die auswärtigen Feinde gesiegt hat, alle Leidenschaften (toutes les passions) im Innern dämpfen!“ Sein Generalstabschef Chérin liess die Mitglieder der Regierung hoch leben, welche durch ihre energischen und weisen Maassnahmen die Royalisten niederwerfen und die Eintracht im Innern wieder herstellen würden. Auch Bonaparte's ward bei dieser Gelegenheit Erwähnung gethan. Ein Brigade-General erhob sich und rief: „Buonaparte! möchte er . . .“ Hoche fiel ihm in's Wort. „Buonaparte kurzweg! — sein Name sagt Alles.“ Was wollte der Obergeneral mit dieser Zurechtweisung? Loderte seine Begeisterung für den Helden in Italien wirklich in so heiligen Flammen, dass ihm jedes überflüssige Wort dieselbe zu entweihen schien? Fürchtete er eine Tactlosigkeit des Brigadiers, welche Bonaparte verletzen oder compromittiren konnte? Oder wollte er mit einer schlagfertigen Wendung das Urtheil über ihn zurückhalten? War seine Begeisterung eine aufrichtige, so würde sie das glänzendste Zeugniss seiner Uneigennützigkeit sein, seinem politischen Scharfsinn dagegen wenig Ehre machen. Dem sei wie ihm wolle: ob Hoche von seinem Gegensatz zu Bonaparte ein klares Bewusstsein hatte oder nicht, dieser Gegensatz bestand. Mochten sie immerhin in der gegenwärtigen Krisis zusammengehen, so konnte doch der Augenblick ihres Zusammenstosses unmöglich ausbleiben: die Republik, welche Bonaparte zu retten vorgab, nur damit er sie um so sicherer stürze, besass in Hoche, wenn nicht alle Zeichen trügen, ihren eifrigsten und glänzendsten Verfechter. Barras, Rewbell und Lareveillère hatten, indem sie Bonaparte demselben vorzogen, mit der Republik zugleich sich selbst dem Uebergewaltigen unrettbar preisgegeben.

Am 27. Juli entsandte Bonaparte den Divisionsgeneral Augereau mit den Adressen des italienischen Heeres nach

Paris. Er wählte hierzu den General, der sich durch seine maasslosen Drohungen gegen die Mehrheit im gesetzgebenden Körper und sein revolutionäres Gebahren am meisten hervorgethan hatte, auf dessen Unerschrockenheit er sich verlassen konnte, von dessen staatsmännischer Befähigung er wenig zu fürchten hatte. Laut offiziellem Schreiben entliess er ihn, weil derselbe in Paris „Privatangelegenheiten" zu regeln wünsche, in Wahrheit hatte Augereau von ihm den Auftrag, den Gewaltstreich, wie ihn das Triumvirat plante, auszuführen. Er ward demgemäss gleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt zum Oberbefehlshaber der 17. Division, d. h. der in und um Paris versammelten Truppen, ernannt und machte gar kein Hehl daraus, dass er geschickt worden sei, um mit den Royalisten aufzuräumen. Er bildete eigentlich nur die Vorhut der italienischen Armee, welche auf diese Weise bis nach Paris reichte. Ihr Zusammenhang ward dadurch hergestellt, dass nun auch das s. g. Alpenheer, welches unter Kellermann stand und dessen Gebiet sich bis über Lyon hinaus erstreckte, Bonaparte untergeordnet wurde; auch die Division des Generals Willot, welcher als Abgeordneter in den Rath der Fünfhundert getreten war, hatte er bereits wieder zugewiesen erhalten; so dass fortan, selbst wenn es zum Bürgerkriege kam, ein verhältnissmässig sehr geringer Truppentheil seines Hauptheeres in Italien hinreichen mochte, ihn bis über Paris hinaus zum Herrn des Landes zu machen. Im Nothfall konnte er, wie gesagt, jeden Augenblick den Definitivfrieden mit Oestreich unterzeichnen; um dieses mit Sicherheit und möglichst vortheilhaft zu können, traf er alle Anordnungen, als wenn der Krieg sofort wieder ausbrechen werde und versäumte auch nicht, entsprechende Drohungen nach Wien gelangen zu lassen. So für alle Fälle und nach allen Richtungen gerüstet, konnte er die weitere Entwicklung der Dinge gelassen abwarten. Die

Entscheidung musste zunächst in Paris fallen. Dahin waren zur Zeit nicht nur seine Blicke, sondern die Blicke von ganz Europa gerichtet.

Das entschlossene, herausfordernde, siegesgewisse Auftreten Augereau's brachte seine Gegner, vor Allem die Abgeordneten selbst, gänzlich aus der Fassung. Die Aengstlichsten machten sich schleunigst aus dem Staube und flüchteten, Andere verkrochen sich, fast Alle zitterten. Sie waren um so rathloser als es ihnen an einem festen Plane und auch an Einigkeit fehlte. Die Haltung des Rathes der Alten, obgleich auch er gegen die Mehrheit im Directorium entschieden Front machte, genügte nicht den Erwartungen der Fünfhundert, welche sich am unmittelbarsten bedroht fühlten. Die Constitutionellen beargwohnten die Royalisten, welche sich immer mehr vordrängten, diese jene. Selbst der Zusammenhang mit den beiden dem Staatsstreich abgeneigten Mitgliedern im Directorium war ein sehr lockerer. Die Wenigsten brachten es über sich, an die guten Absichten eines Carnot zu glauben, welcher doch immer mit Robespierre und Genossen im Wohlfahrtsausschusse gesessen hatte und der, trotz aller Mässigung, den Revolutionsmann, der gewohnt war im wildesten Sturme zu steuern und zu gebieten, nicht immer verleugnen konnte. Selbst Barthélemy, der innerhalb des Directoriums auf ihn allein angewiesen war, schloss sich ihm nur ängstlich und nicht ohne Rückhalt an. Beide aber vermochten gegenüber ihren Collegen, die sie bei dem Ministerwechsel bereits so gründlich aus dem Felde geschlagen hatten und die sich seitdem um sie gar nicht mehr kümmerten, nur dann aufzukommen, wenn sie an die Spitze der gegnerischen Bewegung traten. Wenn es dem gesetzgebenden Körper gelang, wie die Mehrheit es erstrebte, die Bürgerwehr, nicht nur in der Hauptstadt, sondern in ganz Frankreich aufzurufen, damit sie dem verfassungswidrigen Einschreiten

der regulären Truppen im Inlande entgegentrete, dann war Carnot unzweifelhaft der Mann, der sie organisiren und zur Sicherung einer auf Gesetzen beruhenden Freiheit leiten konnte. Allein diese Bürgerwehr konnte verfassungsmässig und auch thatsächlich ohne Hülfe der vollziehenden Gewalt nicht ins Leben gerufen werden. Es fehlte überdies durchaus an den unentbehrlichen Geldmitteln. Endlich stand hier Pichegru, dem nun einmal von der Mehrheit des gesetzgebenden Körpers die militärische Leitung übertragen worden war, im Wege. Carnot, der Alles aufbot, um die Parteien zu versöhnen, machte ihm, sobald er ihn in Paris wusste, einen Besuch. Er selbst erzählt davon. „Zwei Generäle begleiteten mich," sind seine Worte. „Wir unterhielten uns mehrere Stunden lang über die politische Lage sowie über die Nothwendigkeit, die Eintracht zwischen den beiden höchsten Gewalten wieder herzustellen. Pichegru sprach mit mehr Feinheit und Geist, als ich ihm bis dahin zugetraut hatte; denn ich kannte bisher nur seine militärischen Talente, die nicht immer mit jener Geistesbildung verbunden sind, welche eine gründliche Erziehung zur Voraussetzung hat; dabei war er die wenigen Male, dass ich ihn zu Gesicht bekommen hatte, ganz in sich gekehrt, sehr schweigsam und verschlossen gewesen. Beim Herausgehen bemerkte einer meiner Begleiter: „Ich bin mit Pichegru nicht zufrieden, ich halte ihn nicht für aufrichtig." „Eben weil ich ihn beargwohnte," erwiederte ich, „ist derselbe nicht mehr Oberbefehlshaber am Rhein." Alle Versuche Carnot's, hinter Pichegru's Pläne zu kommen und ihn für die Sache der gemässigten Republik zu gewinnen, blieben erfolglos: Pichegru wich ihm beständig aus, so dass jene erste Unterredung auch die letzte war. Neben Pichegru kam jener Willot zur Geltung, dessen Abberufung aus dem Süden Bonaparte seiner Zeit vergeblich verlangt hatte. Ob er wirklich, wie seine Feinde behaupteten, den Sturz der

Republik und die Rückkehr der Bourbonen plante? Wie es scheint, gehört er zu Denen, welche durch die Heftigkeit des Zwistes und die Haltung des Triumvirats, welche Viele die Wiederkehr des Schreckenregiments fürchten liess, von dem Strome der Reaction mit fortgerissen wurden. Nicht zum Wenigsten wird Bonaparte's Haltung auf ihn bestimmend eingewirkt haben. Unter den Abgeordneten befand sich auch noch der General Jourdan, welcher sich umgekehrt durch seinen republikanischen, sogar jacobinistischen Eifer auszeichnete, und den Carnot, der mit ihm auf einem kameradschaftlichen Fusse stand, gerne mit Pichegru versöhnt hätte. Als alle seine bezüglichen Bemühungen fehlgeschlagen waren, versuchte er, ob er nicht wenigstens Bonaparte von dem Gedanken eines Gewaltstreiches abbringen könne.

Wir wissen, wie Bonaparte sich beständig bei Carnot einzuschmeicheln bestrebt war: bald dadurch dass er ihn zu dem Vertrauten selbst in den allerintimsten Familienangelegenheiten zu machen schien (wobei er so weit ging, ihm sogar seine Besorgniss über die eheliche Treue seiner Josephine zu klagen!), bald dadurch, dass er ihm immer wieder die heiligsten Versicherungen seiner Vaterlandsliebe und Bürgertugend gab. Carnot liess sich um so leichter bethören, als er in dem jungen Helden, dessen ausserordentliches Genie er wie kein Anderer zu würdigen verstand, einen Schützling von sich sah, den es gegen Neider und Verleumder zu vertheidigen galt; diese Auffassung drängte sich ihm besonders Barras und Genossen gegenüber auf, in denen er Bonaparte's gefährlichste Feinde zu erkennen meinte. Wohl war er nicht so blind, um nicht Angesichts der immer weiter ausartenden Willkür desselben stutzig zu werden, allein er hielt ihm die unvergleichliche Begabung, seine entsprechenden Erfolge, seine Jugend zu Gute und begnügte sich mit väterlichen Mahnungen. Erst Bonaparte's Verhalten am 14. Juli, die

Adressen seines Heeres, öffneten ihm die Augen. Lavalette bekam von ihm zu hören, dass die letzteren eine nicht zu rechtfertigende Verletzung der Verfassung wären. Im Uebrigen wurde er nicht müde, diesem den ganzen Conflict als eine vorübergehende Erhitzung der Gemüther darzustellen, die von keinem Belang sei; natürlich nur um Bonaparte vom Eingreifen abzuhalten. Wie wenig dieses seine aufrichtige Meinung war, geht aus einem Schreiben hervor, welches er am 2. Juli an Dumas richtete: „Ich vermag Ihnen meinen Schmerz nicht zu schildern: Alles weist mir das Bild der Auflösung; Anarchisten und Royalisten brennen darauf, sich im Blute der Republikaner zu baden .... es giebt kein Mittel mehr, der Anarchie im Innern zu steuern, keine Hoffnung auf Frieden mit dem Auslande; die Feinde arbeiten mit Wuth, die Freunde schlafen, die Republik bricht in sich zusammen, es entsteht ein allgemeines Chaos. Gott, welche Zukunft!" Wenn er wenigstens die mächtige Hand Bonaparte's von dem frevelhaften Spiel mit der Verfassung zurückhalten konnte! Noch am 17. August hatte Carnot die Hoffnung, dass ihm dieses gelingen könne, nicht ganz aufgegeben, so fest war er davon überzeugt, dass dessen Ruhm mit der Erhaltung der Republik unzertrennlich verknüpft sei. Er schrieb ihm:

„Ich will Sie, mein lieber General, mit den angeblichen Gefahren, welche in diesem Augenblick die Republik läuft, nicht belästigen. Wenn diese Gefahren auch nicht unbedeutend sind, so werden sie doch durch die Furcht verhundertfacht. Die Furcht lässt hier und dort die ausschweifendsten Maassregeln ergreifen, in diesen Maassregeln liegt die wahre Gefahr. Der Zuschauer muss über diesen beiderseitigen, panischen Schrecken lächeln. Man kann sagen, dass beide Parteien am Alpdruck leiden; beide waffnen sich, um Windmühlen zu bekämpfen. Das Einzige, was zu fürchten ist, ist,

dass nachdem sie einmal, ohne selbst zu wissen wesshalb, in Waffen sind, sie auf einander stossen und es wirklich zum Kampfe kömmt. Allein man beginnt, klarer zu sehen. Furcht hat das Uebel verursacht, Furcht wird auch das Heilmittel sein.

„Was, durch die Ueberspanntheit und die Tollheiten unserer Don Quixoten hindurch, die Aufmerksamkeit der Vernünftigen in Anspruch nimmt, welche den Leiden des Vaterlandes ein Ziel zu setzen bestrebt sind, das ist die Hoffnung auf Frieden. Alle haben, mein lieber General, ihre Blicke auf Sie gerichtet; das Schicksal Frankreichs liegt in ihren Händen: unterzeichnen Sie den Frieden, und Sie wenden dasselbe zum Besten, wie mit einem Zauberstabe. Ich weiss, wie gut Ihre bezüglichen Absichten sind; ich weiss, dass nur allein die Gesinnung des Kaisers das so erwünschte Ereigniss hinausgeschoben hat; allein, da nun der Kaiser einem Separatfrieden geneigt zu sein scheint, so lassen Sie die Gelegenheit nicht entschlüpfen. Ja, glauben Sie mir, mein lieber General, es ist an der Zeit, Ihren militärischen Unternehmungen die Krone aufzusetzen; schliessen Sie den Frieden ab, Ihnen fehlt nur noch diese Art Ruhm. Stellen wir die Republik nicht in Frage; bedenken Sie, dass dieselbe in Frage steht, bis zum Abschluss des Friedens. Sollten sie denselben nur auf Grundlage der Praeliminarien von Leoben abschliessen können, thun Sie es, er wird noch immer ein glänzender sein, freilich auch für den Kaiser, allein was schadet's? Kann der Frieden ein dauerhafter sein, wenn er demselben eine Last dünkt? Wird nicht der Kaiser durch die geographische Lage seines Reiches, nachdem einmal der Zankapfel in den Niederlanden beseitigt ist, nothwendig unser natürlicher Bundesgenosse? Wird seine Vergrösserung ihm nicht den Neid seiner Nachbarn erwecken, denjenigen Russlands, der Pforte, des Königs von Preussen? Werden ihm

seine neuen Besitzungen nicht lange Zeit hindurch Ungelegenheiten bereiten, die ihn verhindern, sich um uns zu kümmern? Ich sehe nur eine wesentliche Vorsichtsmaassregel, die Sie nicht aus den Augen lassen dürfen, sie müssen sich nämlich die Besetzung Italiens auf möglichst lange Zeit hinaus sichern, in jedem Falle die Räumung nicht eher bewerkstelligen, als bis der Vertrag von Franz II. ratificirt sein wird in seiner Eigenschaft als König von Ungarn und Böhmen, wie auch als Kaiser und Haupt des deutschen Bundes. Kurz: Sie müssen Herr des Landes bleiben, bis der Continentalfrieden eine Thatsache ist. Mir scheint, dieses ist leicht geschehen. Alsdann kommen Sie, mein lieber General, und geniessen Sie die Segnungen des gesammten französischen Volkes, welches in Ihnen seinen Wohlthäter begrüssen wird; kommen Sie und setzen Sie die Pariser in Erstaunen über Ihre Mässigung und Ihre Philosophie. Man giebt Ihnen tausend Pläne, davon einer unsinniger ist als der andere, man kann eben nicht glauben, dass ein Mensch, der so grosse Thaten verrichtet, sich bescheiden könne als einfacher Bürger zu leben. Ich dagegen bin der Meinung, dass nur der einfache Bürger Bonaparte den General Bonaparte in seiner ganzen Grösse sehen lassen kann.

„Ich rechne mich zu den zuverlässigsten und unverbrüchlichsten Ihrer Freunde."

Genau dieselbe Anschauung in Betreff des Friedensschlusses hatte Carnot am Tage zuvor im Directorium entwickelt. Er meinte mit Recht, dass derselbe ganz in Bonaparte's Macht und Willen liege. Bei dieser Gelegenheit riss Barras, wie er selbst sich ausdrückte, den Schleier. „Ich vertheidigte Bonaparte," rühmte er dem Adjutanten desselben. „Ich habe Carnot zugerufen: „Du bist ein elender Verbrecher; Du hast die Republik verkauft, und willst ihre Vertheidiger erwürgen, ruchloser Brigant der Du bist!" Hier-

auf erhob ich mich. „Es ist kein Floh auf Deinem Körper, der nicht das Recht hätte, Dir ins Gesicht zu speien!“ Carnot hätte angeblich ziemlich verlegen erwiedert: „Ich verachte Eure Herausforderungen, eines Tages aber werde ich die Antwort geben.“ Nicht weniger roh als Barras war Rewbell in seinen Manieren. Das waren die Menschen, mit denen es ein Carnot zu thun hatte! Er vermochte nicht zu glauben, dass ein Bonaparte mit ihnen gemeinsame Sache machen wolle. Und doch war es der Fall. Wohl berichtete Diesem sein Adjutant Lavalette, dass auch viele der eifrigsten Patrioten das Verhalten des Directoriums tadelten. „Sie werfen Barras vor,“ schreibt er wörtlich, „seine Faulheit, seine Ausschweifungen, sein oft unschickliches und beleidigendes Ungestüm; Rewbell seine Voreingenommenheiten, seinen Eigensinn, seine Mittelmässigkeit; Reveillère seine Aengstlichkeit, seine methodische Langsamkeit, seinen Mangel an Energie; endlich Barras, Rewbell und Reveillère allen Dreien ihre Unzulänglichkeit, ihre Kurzsichtigkeit, und jene missliche Sucht, sich als Parteihäupter zu benehmen, anstatt als Staatsmänner (über den Parteien erhaben) zu handeln. Es steht zu fürchten, dass Augereau sie noch mehr verbittre und zu Ausschreitungen verleite.“ Eben Dieses war es aber, was Bonaparte wusste und wünschte. Gerade je untauglicher, je verworfener Barras und Genossen waren, desto leichter musste es ihm werden, dieselben im geeigneten Augenblick, wenn er die Herrschaft selbst ergriff, zu beseitigen; sie dienten ihm ausschliesslich dazu, die Republik zu Grunde zu richten, ohne dass er selbst vortrat, so dass er sich hinterdrein den Franzosen als Ankläger dieser seiner Werkzeuge und Retter des Freistaates aufspielen konnte! Bereits jetzt war er darauf bedacht, Augereau nöthigenfalls zu verleugnen, indem er ihm nicht schrieb und sogar Bernadotte nach Paris schickte, der sich mit dem tollen revolutionären Prahl-

hans überworfen hatte und überhaupt, als früher zum Rheinheer gehörend, weniger jacobinistisch gesinnt war, als die meisten Offiziere im italienischen Heere; angeblich kam derselbe, um einige „vergessene" Fahnen zu überbringen, in Wahrheit, um womöglich an Stelle von Scherer das Kriegsministerium zu übernehmen [1]), wohl auch um Augereau zu überwachen [2]), wenn die Verhältnisse es verlangten, zu ersetzen; das italienische Heer sollte in Paris in mehreren Partei-Schattirungen vertreten sein. Nicht nur Augereau, auch Barras hatte bald über Vernachlässigung zu klagen, indem die versprochenen drei Millionen immer nicht anlangen wollten. Diese hatten, nachdem der Gewaltstreich ohnedies nicht ausbleiben konnte, im Interesse Bonaparte's offenbar keinen Zweck mehr.

Als Antwort auf Carnot's Schreiben sollte Lavalette ihm versichern, dass Bonaparte die Gesinnung, die er ihm entgegen bringe, erwiedere und den über ihn verbreiteten Gerüchten keinen Glauben schenke. „Sagen Sie ihm," instruirte er den Adjutanten [3]), „als wenn es ihre eigenste Meinung wäre, dass ich mich bei der ersten Gelegenheit von den Geschäften zurückziehen werde; dass wenn dieselbe auf sich warten lasse, ich meine Entlassung geben werde; beachten Sie genau, was das für einen Eindruck auf

1) Lavalette schreibt am 24. Aug.: „On parlait hier au soir chez Barras de remplacer Schérer, on lui reprochait son immoralité, son ivresse, son incapacité en administration. Je prononçai Bernadotte. Il n'est pas assez patriote, dit-on."

2) „Augereau est très piqué de ce que vous ne lui écrivez pas. Je ne comprends plus Bonaparte depuis quatre mois. Il se fait beaucoup de tort par ses éloges donnés à Bernadotte et à Serrurier. Il est imprudent d'avoir envoyé Bernadotte. Il sait bien qu'il n'y a que lui et moi qui puissent sauver la république et que je puis seul le mettre au fait de ce qui se passe. Au reste qu'il fasse ce qu'il voudra, je ne lui écrirai plus." Ebendas.

3) Es ist bemerkenswerth, dass in der offic. Ausgabe der Correspondance aus dieser Zeit kein Schreiben Napoleons an Lavalette, Augereau oder Bernadotte vorhanden ist. Das angezogene ist ein Fragment, das wir Bourrienne verdanken.

ihn macht.“ So versuchte Bonaparte, es mit Carnot auch jetzt noch nicht unnütz zu verderben. Das hinderte ihn freilich nicht, einem Barras Mittel und Wege an die Hand zu geben, damit er ihn — die mächtigste Stütze der Republik — bei Seite schaffe.

Bis zum 31. August hatte Carnot den Vorsitz im Directorium; das Triumvirat wartete, bis dieser Termin abgelaufen und Reveillère an seine Stelle getreten war, welcher (beim feierlichen Empfang von Bernadotte) den bevorstehenden Gewaltstreich, die s. g. Rettung der Republik, laut verkündete. Der gesetzgebende Körper war gegen den Angriff so wenig gerüstet, dass der Erfolg ausser Frage stand und daher aus dem Vorhaben kaum ein Geheimniss gemacht wurde. In der Nacht vom 3. auf den 4. September (18. Fructidor) umringte Augereau mit seinen Truppen den Palast des Luxembourg, wo die Directoren ihre Wohnungen hatten, und die Tuilerien, wo der gesetzgebende Körper seine Sitzungen hielt. Die Uebermacht war den einzelnen Wachposten gegenüber eine so bewältigende, dass ernstlicher Widerstand nirgends versucht wurde. Barthélemy liess sich im Bett überraschen und ruhig verhaften. Carnot hatte seine Vorkehrungen besser getroffen. Seine Häscher drangen bereits in seine Gemächer, als er mittels eines geheimen Ausgangs, den er sich für diesen Fall vorbehalten hatte, durch den Garten entkam und in einem befreundeten Hause eine Zuflucht fand. Von den Abgeordneten aus beiden Räthen wurden 53 ergriffen, darunter Pichegru und Willot, neben einzelnen Royalisten auch Viele, über deren republikanische Gesinnung kein Zweifel bestehen konnte. Sie wurden sämmtlich am folgenden Tage von dem decimirten gesetzgebenden Körper, auf Antrag des siegreichen Triumvirates, ohne auch nur den Schein eines gerichtlichen Verfahrens, zur Deportation nach dem seiner Sumpffieber wegen verrufenen Cayenne verurtheilt; auch

Barthélemy und Carnot. Demselben Schicksal verfiel noch eine Reihe hervorragender Männer, wie u. A. der ehemalige Polizeiminister Cochon, der Befehlshaber der Leibwache des gesetzgebenden Körpers; endlich auch noch die Besitzer und Herausgeber von 42 Zeitungen, welche, genau wie es Bonaparte seiner Zeit vorgeschlagen hatte, unterdrückt wurden. Einige dieser Unglücklichen entkamen durch die Flucht, die Anderen wurden in einer Art eisernem Käfig bis nach Rochefort gefahren und dann in den Kielraum eines Schiffs gepackt. Das über sie verhängte Schicksal war nur eine raffinirte Form für ein Todesurtheil.

An Stelle der beiden ausgestossenen Directoren wurden die Minister Merlin von Douay und François von Neufchâteau eingesetzt, welche sich beide als Anhänger des Gewaltstreiches empfahlen. Zur Erneuerung des gesetzgebenden Körpers wurden die Wahlen in 48 Departements für null und nichtig erklärt, und auch unter den aus den letzten Wahlen hervorgegangenen Verwaltungsbeamten wurde massenweis aufgeräumt. Zur Rechtfertigung der ganzen Gewaltthat dienten vor allem die Papiere d'Entraigues', welche Bonaparte in die Hand gefallen waren und die Pichegru's Unterhandlungen mit Condé klarlegen sollten. Der Schlag war so kühn und durchgreifend geführt worden, dass selbst die Gegner nicht umhin konnten, die kaltblütige Entschlossenheit der Leiter zu bewundern. Für den Augenblick waren alle Hoffnungen der Gemässigten sowie der Reactionspartei völlig zu Boden geschlagen, alle Bürgschaften der Verfassung vernichtet, diese selbst tödtlich getroffen.

Wie am 13. Vendémiaire, so hatte auch dieses Mal die Militairmacht den Ausschlag gegeben. Scharfblickende urtheilten daher mit Recht [1]), dass sie vor allem die Früchte

1) Vergl. u. A. die beachtenswerthe Denkschrift, welche Malmesbury am Tage vor dem 18. Fructidor aus Paris zugestellt erhielt, sowie dessen eigene Berichte aus Lille an die Minister in London.

des 18. Fructidor ernten werde. Die Machthaber in Paris boten denn auch das Erdenkliche auf, um sich die Gunst der Heere zu versichern, u. A. wurde jetzt die Milliarde, welche den Kriegern, nach Abschluss des allgemeinen Friedens, in Aussicht gestellt worden war, im gesetzgebenden Körper wirklich votirt. Vor allem aber musste ihnen daran gelegen sein, sich der ferneren Unterstützung desjenigen Feldherrn zu vergewissern, dem sie ihren Sieg verdankten und in dessen Hände sie das Schicksal Frankreichs gelegt hatten. „Welche Haltung wird Bonaparte dem Geschehenen gegenüber einnehmen?“ Das war die grosse Frage, deren ebenso ersehnte als gefürchtete Antwort Barras und Genossen nicht wenig erzittern machte.

Der Umstand, dass Bonaparte in der letzten Zeit vor der Entscheidung weder an Augereau noch an Barras schrieb und auch das versprochene Geld nicht schickte, gab Beiden zu denken; sie waren auch ungehalten darüber, dass er neben Augereau auch noch Lavalette und Bernadotte in Paris auf Wache hatte, dieses regte ihr Misstrauen um so mehr an, als auch der General Serrurier, den er an der Rhonemündung eingesetzt hatte, für nichts weniger als einen Revolutionsmann nach ihrem Schnitt galt. Auch dass er die Verbindung mit Carnot nicht kurzweg abgebrochen hatte, erregte bei ihnen Verdacht und Unwillen. Gar als Barras seinen Secretair Bottot nach Italien schickte, damit er das Verhältniss klarstelle und dieser förmlich abgetrumpft wurde, da gewann es den Anschein, als wenn Bonaparte sofort gegen die neuen Machthaber Front machen wolle. Ihre Besorgniss ging bereits so weit, dass sie Augereau in der Hauptstadt zurückhielten und sein Verhältniss zur italienischen Armee lösen liessen. Ja dieser und der Kriegsminister Scherer suchten mittels Agenten und Circulare auf die Offiziere und Soldaten in Italien über Bonaparte hinweg unmittelbar ein-

zuwirken und sie über die Tragweite und den Sinn des Staatsstreiches aufzuklären; so dass Bonaparte wild aufbrauste und wieder einmal mit seiner Entlassung drohte: man scheine ihn behandeln zu wollen, wie etwa Pichegru nach dem 13. Vendémiaire.

In der That waren ihre Besorgnisse vorläufig überflüssig. Der 18. Fructidor bedeutete für Bonaparte, zumal wenn ihm, wie nicht anders zu erwarten stand, die Directoren zu Willen waren und ihn in seinen immer weiter ausschweifenden Kriegsplänen gewähren liessen, einen Sieg, wie er ihn gar nicht glänzender wünschen konnte. Die Niederwerfung zugleich der Royalisten und der gewissenhaftesten Anhänger der Verfassung hielt die Bahn für ihn und seine Alleinherrschaft offen; in den deportirten Abgeordneten und den unterdrückten Zeitschriften waren seine eigensten Feinde getroffen worden. Er hatte sich auch schon durch die Kundgebung am 14. Juli zu laut und offen ausgesprochen über die Nothwendigkeit des Staatsstreichs, als dass er denselben nicht hätte gutheissen müssen. Er konnte es um so ungefährdeter thun, als der Sieg des directoralen Triumvirats sich als ein durchgreifender erwies. So benutzte er den 4ten Jahrestag der Verkündigung der Republik (den 22. September), um in einer Proclamation an sein Heer diese und ihre Rettung am 18. Fructidor mit pomphaften Worten zu feiern.

Er konnte mit dem Ergebniss des Gewaltstreiches besonders auch deswegen äusserst zufrieden sein, weil er durch denselben von drei seiner allergefährlichsten Gegner und eventuellen Rivalen befreit worden war. Mit Pichegru war nämlich auch der besonnene, maassvolle, auf Bürgertugend achtende Moreau zu Falle gekommen. Derselbe hatte Briefschaften aufgefangen, welche Pichegru's Unterhandlungen mit dem Prinzen Condé betrafen und die er aus Rücksicht gegen jenen und überhaupt des Offiziercorps seines Heeres, welches

[illegible] verwickelt werden konnte, [illegible] und erst unmittelbar vor dem [illegible] eingeschickt hatte und auch dann [illegible]. Er ward in Folge [illegible]. Selbst wenn er mit [illegible] hätte, wäre sein [illegible] dann er hatte seiner Zeit in der [illegible] einige vertraute Offiziere zu Rathe gezogen, unter diesen den General Desaix, welcher mit Bernadotte zum Essen [illegible] gewesen war und hier bald der [illegible] wurde, so dass dieser ebenfalls Moreau's [illegible] gehalten hätte. Auch Carnot endlich, der „Organisator des Sieges", dessen rückhaltlose Hingabe an [illegible], Entschlossenheit und Energie seine Bewunderer an die Grösse der alten Römer erinnerten, stand mit seinem glänzenden Namen und seiner republikanischen Gesinnung Bonaparte's Alleinherrschaft nicht mehr im Wege: er, der vor wenigen Tagen der Regierung vorgesessen hatte, war ein blinder Fürstling geworden, über den seine mächtigen Feinde die gemeinsten Schmähungen ungestraft ausschütten konnten, und der sich glücklich schätzen musste, wenigstens sein Leben gerettet zu haben. Wieviel diese Besetzung Pichegru's, Moreau's und Carnot's damals für Bonaparte bedeutete, erkennt man erst dann, wenn man bedenkt, dass es eben diese drei Männer sind, welche auch noch zur Zeit seiner Kaiserpracht, bis an das Ende seiner Herrlichkeit, ihm die gefährlichsten Gegner geblieben sind.

Unter den damaligen Heerführern war nur noch ein einziger, der sich mit ihm messen konnte, das war Hoche. Dieser war freilich unbedingt sein gefährlichster Nebenbuhler, der einzige, der, ebenfalls noch nicht dreissig Jahre alt, ein wahres Schoosskind der Revolution, auch in den Augen der allerentschlossensten Anhänger und Vorkämpfer derselben für

voll galt. Auch ihm dünkte der 18. Fructidor ein Siegestag, der seiner Heldenlaufbahn die glänzendste Zukunft neu erschloss. Er hatte die missglückte Landung auf England noch gut zu machen. Die Niederwerfung des bisher unbesiegbaren Albion's, derjenigen Grossmacht, welche im Kampfe gegen Frankreich ihre Herrschaft über alle Meere und Welttheile ausgedehnt hatte, und die, wenn der Friede mit Oestreich zum Abschluss gelangte, allein noch auf dem Plane stand, war ihm bereits übertragen. Die Besiegung Englands war das höchste Ziel seines Ehrgeizes. Bonaparte musste, selbst wenn sie diesen Riesenkampf, zu dem auch er sich bereits rüstete, gemeinschaftlich führten, seine Lorbeeren jedenfalls mit ihm theilen. Selbst im Kampfe gegen Oestreich, wenn derselbe wieder ausbrach, konnte Hoche sogar die Hauptrolle zufallen, denn er hatte bei der Entfernung Moreau's dessen Heer zugewiesen erhalten, so dass er jetzt über die sämmtlichen Streitkräfte am Rhein, über das weitaus grösste Heer der Republik, gebot. Endlich wenn Bonaparte vom Süden her, bis über Lyon hinaus, befehligte und in Paris den ihm bisher untergeordneten Augereau stehen hatte, so gehörten doch die Truppen selbst, welche die Militairmacht in der Hauptstadt ausmachten, zum Heere von Hoche, dessen Generalstabschef Chérin am 18. Fructidor, als zweiter Befehlshaber, unmittelbar unter Augereau gestanden hatte. Vor Allem hatte Hoche, dadurch, dass er mittels der Truppenaufstellung an der Nordküste und der Befehlshaberschaft am Rhein Paris förmlich umklammert hielt, eine so bedrohliche Stellung gegenüber den höchsten Gewalten im Staate, dass er auch hier Bonaparte dreist die Wage halten konnte. So lange Hoche dieses gebieterische Ansehn behauptete, so lange stand Bonaparte mit seiner Ruhmeskrone nicht allein. Hoche ist jedoch wenige Tage, nachdem ihm der Oberbefehl über die vereinigten Heere am Rhein übertragen worden war, in seinem Hauptquartier zu Wetzlar gestorben.

Der plötzliche Hingang des jungen Helden erregte selbstverständlich den schwärzesten Argwohn. Für die republikanischen Heisssporne war es schnell ausgemacht, dass er durch Royalisten vergiftet worden sei. Andere lenkten den Verdacht auf Barras, dem man allgemein jede Schandthat zutraute. Allein Barras hatte auch nicht das kleinste Interesse dabei. Im Gegentheil: ihm musste daran liegen, in Hoche ein Gegengewicht gegen Bonaparte zu besitzen, das war die einzige Art, wie er diesen im Zaume halten und sich ihm gegenüber einige Selbständigkeit bewahren konnte. Wenn überhaupt ein gewaltsamer Tod angenommen werden müsste, dann würde der Verdacht der Urheberschaft unbedingt am schwersten auf Bonaparte lasten, der offenbar den grössten Vortheil davon gehabt hätte und dem man eine derartige Beiseiteschaffung eines unbequemen Nebenbuhlers leider getrost zutrauen kann. Allein eine solche Annahme ist nicht zulässig, jedenfalls nicht erweisbar. Hoche hat zwar in einem gewissen Rousselin bereits 1798 einen Biographen und Lobspender erhalten, welcher behauptet, dass Vergiftung vorliege und sich dabei auf die Aussage der pariser Aerzte stützt, die den Leichnam untersuchten; eben dieser Rousselin erzählt aber zugleich, wie Hoche sich in den letzten Monaten, wo seine Kräfte ohnedies zur Bewältigung der auf ihm lastenden Arbeit kaum hingereicht hätten, angeblich durch die Wirkung des Giftes getrieben, Ausschweifungen hingab, so dass er von schweren Brustbeklemmungen geplagt, sichtlich dahinsiechend, seinem Ende schnell entgegenging. Dass er eines natürlichen Todes gestorben ist, wird durch den Bericht, welchen General Debelle, in dessen Armen er den letzten Athemzug that, sofort nach dem Tode an die Regierung nach Paris richtete, fast zur Gewissheit [1]).

1) Abgedr. in dem Sammelwerke: Révolution de France, Pièces curieuses

Wie sehr Hoche seiner ganzen Stellung und Persönlichkeit nach der natürliche Nebenbuhler Bonaparte's war, erhellt auch daraus, dass er bis auf den heutigen Tag von den Gegnern des Bonapartismus als der glänzendste Heros der Revolutionskriege aufs Schild gehoben und alljährlich in Paris gefeiert wird. Er gilt, im Gegensatz zu Napoleon, als treuer Verfechter der republikanischen Ideen. Bei seinem Tode kam der Oberbefehl über die vereinigten Heere am Rhein an Augereau, der sich durch diese unerwartete, seiner Begabung wenig entsprechenden Machtstellung so sehr berauschen liess, dass er sich Bonaparte gegenüber als Seinesgleichen aufspielen wollte, wodurch er sich aber nur lächerlich machte; nicht lange und er musste in eine untergeordnete Stellung zurücktreten.

So stand Napoleon Bonaparte nach dem 18. Fructidor und dem Tode von Hoche in einer Machtstellung und einem Ansehen ohne Gleichen. Im Innern war die Verfassung des Jahres 1795, die seinem Emporkommen so hinderlich werden konnte, in ihren Grundvesten erschüttert; die Gefahren, welchen sie nicht vorzubeugen vermocht hatte und ihre gewaltsame Verletzung stellten ihren Fortbestand in Frage;

---

et rares. Das von mir eingesehene Exemplar befindet sich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin. Hoche's Kräfte wären durch Ueberarbeitung und heftige Gemüthsbewegungen, wie sie ihm namentlich die vielen erlittenen Enttäuschungen verursachten, bedenklich erschöpft gewesen, als etwa 4 Wochen vor seinem Tode ein starkes Brustleiden hinzukam. „Depuis sept ou huit jours il éprouvait, de temps en temps, des crises de suffocation qui ne se calmaient qu'à force de soins et après des souffrances inouies; et la moindre occupation produisait une de ces crises. Enfin, hier sur les dix heures du soir, après avoir passé une journée assez calme, s'être même occupé de quelques affaires, ses souffrances redoublent, une suffocation horrible lui fait perdre connaissance, et après six heures de douleurs qu'on ne peut dépeindre, il mourut dans mes bras . . . Demain son corps sera ouvert, afin de détruire les bruits d'empoisonnement qui se sont déjà repandus." Vergl. auch Hans v. Gagern (damals nassauischer Minister) Mein Antheil an der Politik, p. 67 „ . . man muthmaasste, Hoche sei an Gift gestorben. Aber unserer Aerzte visum repertum behauptete das Gegentheil, und den Polyp am Herzen (!)."

ihr Zauber war unwiderruflich gebrochen. An der Spitze der Regierung aber stand als Sieger ein Mann wie Barras, über dessen geradezu verbrecherische Verworfenheit nur Eine Stimme herrschte. So war der Platz für eine neue Staatsform und ein neues Staatsoberhaupt gegeben. Die Lage war um so mehr dazu angethan, einen Bonaparte empor zu tragen, als Barras und Genossen den Boden unter ihren Füssen beständig schwanken fühlten und sich nicht anders zu helfen wussten, als indem sie die revolutionären Leidenschaften immer wieder frisch anstachelten und im Taumel erhielten. Dieses konnte auf keine wirksamere Weise geschehen, als durch Fortsetzung des Krieges. Der Krieg entschuldigte am besten die Willkür, welche ihnen zur Erhaltung ihrer Herrschaft unentbehrlich war, versprach ihnen — denn sie konnten sich denselben in ihrem Siegesrausche nicht anders als siegreich denken — reiche Beute und blendenden Ruhm, ernährte und beschäftigte die Soldaten, die ihnen mit ihrem Tadel und ihren Forderungen gefährlich zu werden drohten und deren Rückkehr in die Heimath sie daher mehr als alles Andere fürchten mussten, hielt endlich die ruhmgekrönten Feldherrn fern. Also ward Krieg, unabsehbarer Krieg die Losung des Tages. Schon die nächsten Tage nach dem Staatsstreich sollten darüber keinen Zweifel lassen.

Nachdem Oestreich die Waffen gestreckt und sein Heil in Unterhandlungen gesucht hatte, glaubte auch William Pitt, der leitende Minister Englands, die Hand zum Frieden bieten zu müssen. Im Juli 1797 begannen bezügliche Conferenzen in Lille. An den friedlichen Absichten, sowohl Pitt's als auch Malmesbury's, der wiederum England vertrat, konnte nicht länger gezweifelt werden: sie waren dieses Mal bereit, die Einverleibung Belgiens und die Abhängigkeit Hollands von Frankreich zuzugestehen, vorausgesetzt, dass ihnen französischerseits die wichtigsten unter den eroberten Colonien,

namentlich das Kap der guten Hoffnung, überlassen wurden. Unter dem Einfluss von Carnot und Barthélemy waren die Unterhandlungen bereits dahin gediehen, dass Malmesbury mit grösster Zuversicht einen glücklichen Abschluss erwartete; da kam der 18. Fructidor zwischen; die bisherigen Unterhändler wurden abberufen und durch andere ersetzt, deren Auftrag offenbar darin bestand, die Unterhandlung kurzweg abzubrechen und Malmesbury mit sammt seinen Friedenshoffnungen heimzuschicken. So sehr diesem daran lag, sein eigenes Werk zu Ende zu führen, so konnte er doch nicht umhin, am 16. September seine Pässe zu fordern. Am 18. bereits hat er Lille verlassen.

Auch die Forderungen Oestreich gegenüber, in Italien, wurden von Paris aus in einem Maasse gesteigert, dass man an der Aufrichtigkeit des Friedenswunsches zweifeln muss. „Den Frieden! den Frieden!“ rief Barras gleich am 18. Fructidor Bonaparte zu, „allein einen ehrenhaften und dauernden, nichts mehr von den nichtswürdigen Vorschlägen Carnots!“ Indess hier war Bonaparte's Wille der entscheidende.

Der Vertrag von Campo Formio.

[illegible] [illegible] während der [illegible] in der Unternehmung mit [illegible] und der Wirren im Inneren von [illegible] die Zeit [illegible] bemüht, um zugleich eine militärische und politische Machtstellung nach allen [illegible] [illegible]. [illegible] kam hierbei die Möglichkeit eines neuen [illegible] gegen Wien in Betracht, er [illegible] alles auf, um sowohl für den Angriff wie für die Vertheidigung vorbereitet zu sein. Das nun in aller Form [illegible] [illegible] der [illegible] wurde von ihm jetzt als Operationsbasis betrachtet, die Flussübergänge und Befestigungen [illegible] [illegible]. [illegible] mit [illegible] Albem Palmanova, welches der Waffenplatz [illegible] werden sollte, wurden mit [illegible] in Vertheidigungszustand gesetzt; [illegible] Tag mit Nacht [illegible] gearbeitet werden musste[1]. Diese [illegible] schon deswegen erforderlich, weil die [illegible] am linken Ufer des Isonzo, welcher Fluss die Grenzscheide zwischen beiden Heeren bildete, [illegible] [illegible] [illegible][2]. Bonaparte liess daher auch alle Fahrzeuge auf dem Isonzo in Beschlag nehmen, welche dazu dienen konnten, eine Schiffsbrücke zu schlagen. Spione, welche über die Aufstellung des Feindes Auskunft ertheilen sollten, wurden bis nach Klagenfurt und an

1 Vergl. u. A. [illegible] Befehl an Berthier vom 22 Juli 97.
2 Vergl. Befehl an [illegible] vom 22. Juli 97.

die Drau vorgeschickt. Um die Verproviantirung der Oestreicher vom Meere aus möglichst zu hintertreiben, wurde sogar jenseits des Isonzo die Landschaft Monfalcone durch eine Brigade besetzt, welche ihre Streifzüge bis dicht vor Triest ausdehnen sollte[1]). Aus demselben Grunde ward mit der grössten Eifersucht darüber gewacht, dass die Oestreicher ihre Besitzungen an der dalmatischen Küste nicht überschritten.

Ueberhaupt war Bonaparte's Aufmerksamkeit durch die Bewältigung und Besitznahme Venedigs mehr als je auf die Entwicklung seiner Seemacht gerichtet worden. Schon am 14. Mai, noch bevor der Unterwerfungsvertrag ausgefertigt war, rechnet er dem Directorium vor, was er Alles an Schiffen, an Tauwerk, an Holz und was sonst zur Herrichtung einer Flotte erforderlich, erbeuten werde. Die Regierung sollte einen Contre-Admiral und soviele geringere Offiziere als möglich abordnen: nicht weniger als 24 Kriegsfahrzeuge ständen zu deren Empfange bereit. Nach Genua und Livorno wurden sofort Couriere entsendet, welche alle französischen oder corsischen Matrosen, die sie auftreiben könnten, herbeischaffen sollten; auch die Flottillen auf den italienischen Seen und Flüssen mussten an Mannschaft hergeben, was sie irgend entbehren konnten. Der Inhalt des grossen Arsenals in Venedig wurde selbstverständlich als erobertes Gut ohne Weiteres in Anspruch genommen. Auch für die Verproviantirung der Flotte mussten die Venetianer aufkommen. Am 26. Mai erhielt der General Gentili, wie wir uns erinnern, Befehl, mit den im Hafen vorgefundenen Kriegsschiffen in See zu stechen und sich aller venetianischen Besitzungen im Orient zu bemächtigen. Derselbe sollte sich, damit er seine Absicht um so sicherer erreiche, der neuen Regierung der Republik gegenüber als Freund und Bundesgenosse benehmen. Sein näch-

1) Vergl. Befehl an Berthier vom 29 Juli 97.

ses Ziel war die Besitzergreifung der ionischen Inseln. Alle venetianischen Schiffe, die ihm auf offenem Meere begegneten oder die er in den Häfen vorfand, sollte er, wenn sie sich ihm nicht gutwillig anschlossen, mit Gewalt einnehmen. Im Notfall konnte er auf eine Unterstützung von Ancona aus rechnen, und auch der französische Gesandte in Constantinopel konnte ihm möglicherweise behülflich sein.

Gentili entledigte sich seines Auftrages ganz nach Wunsch. Die Bewohner der ionischen Inseln empfanden die Herrschaft der Venetianer als eine sehr lästige: nicht nur dass diese den Handel monopolisirt und durch allerhand Hindernisse erschwert, sich überhaupt um die Wohlfahrt ihrer unebenbürtigen Unterthanen wenig bekümmert hatten, die Griechen hassten in ihnen überdiess die Italiener und die römischen Katholiken[1]. Die Zustände auf den ihnen unterworfenen Inseln waren ganz analog denjenigen auf Corsica zur Zeit der genuesischen Herrschaft. Gentili wurde als Befreier mit Jubel empfangen. Wo er landete, ward die Tricolore aufgehisst, wurden Freiheitsbäume gepflanzt und die Wappenschilder der Venetianer, der Markus-Löwe, auf offenem Markte verbrannt. Die Griechen überhaupt und besonders die Inselbewohner erwiesen sich für die Ideen der französischen Revolution ungemein empfänglich, zumal Gentili sofort auch die Hebung der materiellen Wohlfahrt in's Auge fasste, indem er z. B. den Handel mit Getreide, welches die Insulaner vom Festlande aus beziehen mussten, freigab u. s. w. Er richtete allenthalben Gemeinderäthe ein, stellte Friedensrichter an u. s. f. Doch stiess er, als er bei dieser Neuordnung im Sinne der Revolution die Juden den Griechen gleichstellen wollte, auf fanatischen Widerstand[2]. Zur grossen Befriedigung der

1 Vergl. Gentili's Bericht vom 3. Juli 97, corresp. inéd. I. 424 f.

2 S. Arnault's Bericht an Bonaparte über einen bezüglichen Aufstand vom 11. Juli 97. Corresp. inéd. I. 413 f.

Franzosen konnten die Zölle und Abgaben unbehindert fort-erhoben werden. Gentili selbst preist das Volk als von Begeisterung für die Freiheit erfüllt, voller Selbstgefühl, heiter, intelligent und gut, vielleicht fähig, sich selbst zu vertheidigen [1]); dagegen schildert der Franzose Arnault (seinen Berichten nach zu urtheilen, ein recht oberflächlicher Schön- und Freigeist), den Bonaparte dem General Gentili für die Ordnung der Civilangelegenheiten und die Abfassung pomphafter Proclamationen beigegeben hatte, das Volk als über die Maassen abergläubisch und feige, bestechlich und mordlustig [2]). Die Wahrheit wird wohl, wie gewöhnlich, in der Mitte gelegen haben. Dass von Schulbildung bei den Massen keine Rede war, ist selbstverständlich, ebenso, dass Aberglaube und Bigotterie, wie bei allen wilden Völkerschaften, wucherten. Die Urwüchsigkeit der Bevölkerung aber kam Bonaparte persönlich ganz besonders zu Gute: hier, wo jeder Einzelne bewaffnet ging und eigentlich beständig im Kriege lebte, war die Empfänglichkeit für Kriegsruhm gewiss noch weit grösser als für politische Freiheit, mit der damit verbundenen Ordnung. „Ihr Ruf", schrieb ihm denn auch Arnault, „hat alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, ... ein Wort von Ihnen, und die Inseln sind französisch" [3]). Gentili wusste sogar davon zu berichten, dass es unter den Inselbewohnern viele gebe, welche vor seinem Bildniss, wie vor dem eines Heiligen, eine Lampe brannten [4]). Auch er plaidirte für Annexion. Wenn Frankreich nicht von den Inseln Besitz nehme, demonstrirte er, so würden sich dieselben der Herrschaft der Russen unterwerfen [5]), mit denen sie die Religion und den Gegensatz gegen die Türkei gemein hätten.

1) S. dessen Bericht vom 18. Aug. 97, ebendas. I, 528.
2) S. dessen Bericht vom 5. Juli, ebendas. I, 433.
3) Ebendas. I, 430.
4) Ebendas. I, 528.
5) S. dessen Bericht vom 26. Juli 97, ebendas. I, 499.

Diese Erwägungen Arnault's und Genti's sind ein interessantes Beispiel dafür, wie Bonaparte sich seine eigensten Gedanken von seinen Werkzeugen entgegenbringen und aussprechen liess, denn dass Frankreich, dass er im Besitz der ionischen Inseln bleiben müsse, war, wie wir wissen, für ihn längst ausgemacht. Am 17. August schreibt er u. A. darüber an Talleyrand, den neuen Minister des Auswärtigen: „Diese Inseln sind für uns von der allergrössten Wichtigkeit. Verzeihlich ist es, das türkische Reich erhalten zu wollen, wir werden dessen Zusammenbruch noch erleben; die Besetzung dieser vier schönen Inseln wird es uns an die Hand geben, dasselbe entweder zu stützen oder uns unser Theil zu sichern. Der Fanatismus der Freiheit, welcher sich schon der Gemüther in Griechenland zu bemächtigen beginnt, wird sich mächtiger erweisen als derjenige der Religion. Die grosse Nation wird daselbst mehr Freunde finden als der Russe. Corfu und Zante machen uns zu Herren zugleich des adriatischen Meeres und des Orients." Die ionischen Inseln waren demnach, wie schon Ancona, nur eine Etappe auf dem Eroberungszuge in den Orient, welcher seine Gedanken von Tag zu Tag mehr und mehr beschäftigte und allmählich festere Umrisse gewann. Von den ionischen Inseln auf das griechische Festland war nur ein Schritt. Die Mainoten, ein unbezähmtes Völkchen, welches die mittlere der drei kleinen Landzungen bewohnt, in welche Morea ausläuft und das sich rühmte, unmittelbar von den alten Spartanern abzustammen, boten die erwünschte Anknüpfung. Bonaparte richtete (unterm 30. Juli) ein äusserst schmeichelhaftes Schreiben an ihren Häuptling, in welchem er „den würdigen Nachkommen der Spartaner, denen nur ein weiterer Wirkungskreis gefehlt habe, um ebenso berühmt zu werden wie diese ihre Vor-

1) Schon am 26. Mai schreibt er dem Directorium: „Pour Corfou, je crois que nous devons irrévocablement le garder."

fahren“ versicherte, dass die Franzosen ihnen jederzeit Schutz und Hülfe gewähren würden. Er forderte sie auf, ihm Abgesandte zu schicken: er werde nicht versäumen, denselben Zeichen seiner Achtung zu geben. Dabei rechnete er bereits auf ihre Streitmacht, die keine unbeträchtliche war, indem sie einst schon den Russen (1771 und 72) im Kriege gegen die Türken 5000 Mann in's Feld gestellt hatten; indessen hatten sie sich, wie Gentili in Erfahrung brachte, damals im Kampf nicht bewährt [1]), so dass die Eroberung Moreas kläglich misslungen war. Immerhin durfte ein Bonaparte sich zutrauen, von einer solchen Hülfeleistung besseren Gebrauch machen zu können. Noch weit schwerer aber fielen die Albanesen in's Gewicht, welche sich ebenfalls den französischen Einflüsterungen zugänglich erwiesen. Vor Allem war der mächtige Ali Pascha zu Janina, der 12,000 Mann im Felde stehen hatte und in Folge der hartnäckigen Bekriegung eines Nachbars (des Paschas von Valona oder Ablona) der Pforte selbst bereits gefährlich zu werden drohte, ordentlich zudringlich [2]). Gentili schmeichelte ihm und suchte ihn auf jede Weise warm zu halten, ohne sich deswegen vorläufig in den Streit zu mengen, denn dieses konnte in Constantinopel leicht verstimmen und die Franzosen versuchten „die guten Dienste“ daselbst möglichst auszubeuten. Die Streitmacht des Paschas von Scutari wünschte Bonaparte sofort zu organisiren [3]). Kurz: von den ionischen Inseln aus begann bereits jetzt jene Politik, welche zu ihrem letzten Ziele nicht sowohl den Sturz als die Eroberung des Kaiserreichs am Bosporus im Auge hatte. Schon am 13. September 1797 bringt Bonaparte die Besitzergreifung Egyptens dem Minister Talleyrand in Vorschlag.

1) Ebendas. I, 527.

2) Vergl. Gentili's Bericht von Ende August, ebendas. I, 536. Auch für das Folgende.

3) Ebendas.

Zumal nachdem auch der Admiral Brueys mit seiner Flotte aus Toulon in dem adriatischen Meer erschienen war, war die Oberherrschaft der Franzosen in diesen Gewässern eine so unbestrittene und befestigte, dass sie die Oestreicher wenigstens nicht im Mindesten zu fürchten hatten; selbst den Engländern, wenn sie erscheinen sollten, glaubte sich Bonaparte gewachsen. Unter den maritimen Mächten kam noch Neapel in Betracht, das sich jedoch durch seine maasslosen, seinen Kräften keineswegs entsprechenden Ansprüche und Erwartungen nur blossstellte. Verstieg sich Gallo doch eines Tages geradezu, jenes Ancona zu fordern [1]), das Bonaparte wie seinen Augapfel hütete und behalten wollte, obgleich es vertragsmässig beim allgemeinen Frieden dem Papste wieder ausgeliefert werden musste! Auch die ionischen Inseln schienen begehrenswerth [2]). Hierzu kam das Gelüste nach dem Kirchenstaat [3]). Bonaparte hatte bekanntlich den Gedanken, die neapolitanische Macht durch die rivalisirende spanische lahm zu legen und auf diese Weise Beide zu paralisiren. Die Spanier sollten zu diesem Behufe 4—5000 Mann nach Parma entsenden; diese wollte er mit seinen Truppen vermischen, das römische Gebiet für Parma erobern, Parma selbst den neuen Republiken im oberen Italien einverleiben. Diese Combination hatte nicht nur den unberechenbaren Vortheil „beide Mächte auf italienischem Boden mit einander zu verwickeln," sondern die Franzosen konnten sich zugleich erbieten, als Ersatz für die 5000 Mann, die nach Italien gingen, 5000 Fran-

---

1) S. Bonaparte's Bericht an's Directorium vom 26. Mai 97.

2) Bonaparte an Talleyrand, 13. Sept. 97. „La cour de Naples ne rêve plus qu' accroissements et grandeurs: elle voudrait d'un côté Corfou, Zante, Céphalonie, Sainte-Meure, et de l'autre, la moitié des Etats du Pape, et spécialement Ancône. Ces prétentions sont trops plaisantes; je crois qu'elle veut en échange nous céder l'ile d'Elbe."

3) S. hierfür und für das Folgende vor Allem Bonaparte's Bericht an's Directorium vom 26. Mai 97 und Cacault's Berichte aus Rom.

zosen mehr in Madrid zum Kriege gegen Portugal anzubieten und so die iberische Halbinsel immer mehr in Abhängigkeit bringen! ein Plan, den Bonaparte bekanntlich auch später, als Kaiser, hartnäckig verfolgt hat. Die Einreihung eines spanischen Truppenkörpers in sein italienisches Heer hatte für ihn zur Zeit auch den Vortheil, dass er dadurch die Leitung der spanischen Politik noch mehr als bisher — in Folge des Verhältnisses zu Parma, über dem sein Damoklesschwert beständig schwebte — in seine Hand bekam.

Indem seine herrschgierigen Blicke so über das ganze mittelländische Meer vom Nildelta bis zu der Meerenge von Gibraltar schweiften, blieben sie immer wieder auf dem Mittelpunkte in demselben haften: auf der Felsenfeste Malta, an der sich einst die Türkenmacht, als sie ihren Gipfelpunkt erreichte, gebrochen hatte und die geradezu als die Citadelle des Mittelmeeres bezeichnet werden kann. „Diese kleine Insel", schrieb er (am 26. Mai) dem Directorium, „ist für uns unschätzbar." Der Grossmeister der malteser Ritter, welche die Insel beherrschten, lag eben im Sterben, ein Deutscher war sein wahrscheinlicher Nachfolger; mit 5—600,000 Franken, meinte Bonaparte, könne man die Wahl eines Spaniers durchsetzen; wesshalb sollte nicht die französische oder die spanische Flotte (bevor sich dieselbe zum Kriege gegen die Engländer in den Ocean begab) anfahren und von La Valette einfach Besitz nehmen? Er hatte schon auf das Wirksamste vorgearbeitet, indem er die Güter der Malteser in Italien in Beschlag genommen hatte und überzeugt war, dass die Ritter, welche ohnedies von den Bewohnern der Inselgruppe, ihren Unterthanen, nur sehr ungern gelitten wurden, geradezu Hungers sterben[1]) und also für Bestechung ungemein leicht zugänglich sein mussten! „Wenn wir von Malta nicht auf diese

1) S. sein Schreiben an Talleyrand vom 13. Sept. 97.

Diese Insel nehmen, meinte er die Regierung in Paris, so wird sie in die Gewalt des Königs von Neapel fallen."

Auch der kleinste Punkt von strategischer Bedeutung schien ihm, in Hinblick auf die Herrschaft auf dem mittelländischen Meere, vom größten Belang, so hatte er sich im Einnehmen von dem Könige von Sardinien die kleine Insel S. Pietro nördlich Sardinien, die er alsobald befestigte und mit 200 Mann besetzte. Sardinien selbst sollte früher oder später nachfolgen. Der entscheidende Schritt dazu war durch die Umgestaltung und Bewältigung Genuas bereits geschehen, welches bekanntlich dazu bestimmt war, den Stamm für eine ligurische Republik abzugeben, in welche mit der Zeit auch Parma und Piemont aufgehen sollten. Mit dem Könige in Turin hatte Bonaparte zwar eben erst einen Bundesvertrag geschlossen, allein dieser Vertrag, der ihm seine besten Truppen überliefere, diente nur dazu, den König endgültig zu entwaffnen und in Sicherheit einzuwiegen [1]). Der französische Gesandte und der Generalstabschef erhielten Befehl [2]), Alles aufzubieten, damit der König keinen Grund habe zur Beschwerde, unterdessen aber wurden die festen Plätze, welche die Franzosen besetzt hielten: Alessandria, Coni, Ceva und Tortona, immer mehr befestigt [3]) und namentlich auch durch die Consolidirung der Cisalpina die Revolutionäre in ihren Hoffnungen auf Umsturz bestärkt. Der Zusammensturz des von allen Seiten umschlossenen und unterminirten Königreichs war daher nur noch eine Frage der Zeit.

Noch weniger hatte Bonaparte von Rom zu fürchten; dieses hatte er durch den Vertrag von Tolentino so gründlich ausgeplündert, dass der Staat, in welchem nur noch Papier-

---

1) S. Bonaparte's Schreiben an Talleyrand.

2) An Berthier, 9 Mai 97.

3) Vergl. die bezügl. Klagen des piemontesischen Ministers v. 5. Juli 97. Corresp. inéd. (Venedig. I, 437).

geld circulirte, am Rande des Bankrotts stand und schon der finanzielle Ruin in nächster Zeit den Zusammensturz desselben erwarten liess[1]). Wie mühsam der Papst und die Cardinäle Edelsteine auf Edelsteine häuften, um die Kriegsentschädigungssumme voll zu machen, — Bonaparte und sein Haller waren nicht zu befriedigen, so dass der französische Gesandte selbst, Cacault, seine Entrüstung über dieses unwürdige System nicht zurück zu halten vermochte.

Dass Bonaparte in den Gebieten, welche als italienische Republiken organisirt wurden, nach wie vor unbeschränkt gebot, bedarf kaum der Erwähnung. Die lombardische Republik oder s. g. Cisalpina liess er in ihrer Selbständigkeit zwar vom Könige von Sardinien und dem Grossherzog von Toscana in aller Form anerkennen, auch an den Papst stellte er das gleiche Verlangen, allein er fand u. A. die stattgehabten Wahlen so wenig nach seinem Wunsche ausgefallen, dass er sie sofort kassirte und die Regierenden selbst ernannte[2]). Ueberdies wartete er nur auf den Friedensschluss mit Oestreich, um die Länder südlich des Po-Flusses (die Romagna, mit Modena und Ancona, zu denen möglicherweise noch Venedig, als Provinzialstadt, hinzugeschlagen werden sollte) die s. g. Cispadana mit der Cisalpina zu verschmelzen. Wie wenig er gesonnen war, diese Freistaaten auch nach erfolgtem Friedensschlusse sich selber zu überlassen, geht schon daraus hervor, dass sie mit Frankreich ein Vertheidigungs- und Angriffsbündniss gegen England eingehen mussten! Sie alle dienten ihm nur dazu, seine Säckel zu füllen und seine Bataillone zu vermehren.

Endlich hatte er um diese Zeit bereits sein Augenmerk auch schon auf eine Zerstückelung und Bewältigung der Schweiz

---

1) Dieses Prognostikon stellt Cacault u. A. in seinem Bericht v. 8. Juli 97, ebendas. I, 443.

2) S. seinen Bericht an das Directorium vom 8. Mai 97.

zeichnet. Auch hier kennzeichnet sich der leitende Gesichtspunkt als ein militairischer. Er begann nämlich zunächst eine Unterhandlung mit dem Canton Wallis, welcher ihm eine Heerstrasse vom Lago Maggiore durch das Rhonethal bis an den Genfer See einräumen sollte[1]. Bei dieser Gelegenheit sollten auch Mittel und Wege aufgefunden werden, um die unermesslichen Waldungen in Wallis und in den Savoyer Alpen für die Marine auszubeuten! Die italienische Schweiz sollte dazu dienen, die Nordgrenze der Cisalpina mit der Sprachgrenze übereinfallen zu machen, dafür konnte man, wie er meinte, den Eidgenossen im Norden das Frickthal überlassen, das noch zu Oestreich gehörte[2]. Er mengte sich endlich auch in die Graubündner Wirren, um daselbst als Schiedsrichter aufzutreten.

Um seine Herrschaft in solcher Weise über immer weitere Länderstrecken auszudehnen, brauchte Bonaparte natürlich auch Geld. Wie er solches aufzutreiben verstand, wissen wir bereits. Der Papst musste, dem Vertrage von Tolentino gemäss, ausser grossen Lieferungen an Pferden, Ochsen, Büffeln und Getreide, auch 30 Millionen in Geldeswerth entrichten[3]. Davon wurden im Mai 16,800,000 Franken in Barren und Wechseln, 9,671,000 baar bezahlt, das Uebrige sollte mittels Edelsteinen gedeckt werden. Bei der Abschätzung dieser waren der Chikane und Erpressung Thür und Thor geöffnet[4]. Der Papst wollte Steine im Werthe von 10—11 Millionen geliefert haben, der französische Geschäftsträger in Rom war der Ansicht, dass jedenfalls die vertragsmässige

1) Vergl. seinen Bericht an's Directorium vom 14. Mai 97.

2) Ebendas.

3) v. Sybel, Gesch. d. Revolutionsz. IV, 397 nimmt irrthümlich an, dass der Papst diese 30 Millionen und die vom Vertrage zu Bologna noch rückständigen 15 obendrein zu zahlen hatte, letztere waren in den 30 inbegriffen.

4) S. für das Folgende die Berichte des französ. Gesandten Cacault an Bonaparte.

Summe vollständig gedeckt sei, allein Haller und seine Juden nahmen zwar die Diamanten in Empfang, behaupteten aber, dass dieselben noch nicht 5 Millionen werth seien. Der Gesandte fand dieses Verfahren der Republik im höchsten Grade unwürdig; Bonaparte jedoch meldete nach Paris, seinen Haller noch überbietend, dass der Papst 8 Millionen in Diamanten gezahlt zu haben behaupte, während dieselben auf nur $4^1/_2$ geschätzt würden [1]). Noch weit durchgreifender wurde das von dem Heere besetzte Venedig ausgeplündert. Hier hatte es Bonaparte nicht nur auf die Füllung seiner Kasse, sondern geradezu auf die Verwüstung eines Landes abgesehen, welches nach dem Friedensschluss den Oestreichern zufallen sollte. Auch hier ist es der französische Gesandte selbst, der seine Entrüstung darüber nicht zurückzuhalten vermag. „Alle von den Divisionen Ihres Heeres besetzten Provinzen des venetianischen Festlandes", schreibt Lallement am 29. Mai an Bonaparte [2]), „werden als erobertes Land behandelt. Man legt ihnen Contributionen auf, man belastet sie über ihre Kräfte, man nimmt ihnen, was man irgend wegführen kann, die Häuser werden geplündert, das Vieh, alle Pferde werden hinweggeführt, das Silberzeug, die Möbel — man nimmt ihnen Alles!" Zu den Schätzen der Einheimischen kamen in Venedig, der Handelsmetropole, noch diejenigen der Fremden. Was irgend den Feinden Frankreichs: Engländern, Russen oder Portugiesen, Gehöriges, an Waaren oder Geld, vorgefunden wurde, ward als Kriegsbeute in Beschlag genommen [3]). Von Paris aus wurde vermuthet, dass König Georg von England mindestens 14 Millionen in der Bank daselbst hinterlegt

1) S. seinen Bericht vom 14. Mai 97.

2) Corresp. inéd. V. I, 268.

1) S. bezügl. Bericht des Generals Baraguay d'Hilliers an Bonaparte v. 16. Mai 97. Corresp. inéd. Ven. I, 233. Auch Bonaparte's an's Directorium vom 20. Mai.

habe . Auch auf das grosse Vermögen des flüchtigen Herzogs von Modena wurde gefahndet[1]. Haller selbst war zu diesem Behufe zur Stelle. Rechnet man hierzu die unermesslichen Summen, die aus dem wertvollen Gerätheund dem Vermögen der Kirchen, die als s. g. Nationalgüter eingezogenen und versteigerten Ländereien, die auch noch in der Cisalpina erhobenen Kontributionen u. s. w., so bekömmt man eine Ahnung von den ungeheuren Geldmitteln, die Bonaparte zur Verfügung standen, wieviel davon er für den Unterhalt seines Heeres u. s. w. brauchte, wieviel davon in seine Privatkasse geflossen, können wir — da keinerlei irgend ausreichender Rechenschaftsbericht vorhanden — nicht wissen. Dass er der Regierung in Paris nach wie vor so wenig als irgend möglich zukommen liess, dafür geben seine eigenen Angaben das sicherste Zeugniss. Er rechnet z. B. am 14. Mai dem Directorium vor, wie er seit Beginn des letzten Feldzuges den Heeren am Rhein zwei Millionen, dem Alpenheere und den Truppen auf Corsica je eine halbe habe zukommen lassen, ausserdem Wechsel der Regierung im Betrage von zwei Millionen durch Lombardien in Italien gedeckt, also im Ganzen fünf Millionen aufgebracht habe, zu denen noch zwei kamen, die er für die Flotten in Brest und Toulon bestimmte. Aus dieser Aufstellung ist ersichtlich, wie er — freiwillig — nur das bezahlt, was ihm, dem Feldherrn in Italien, unmittelbar oder wenigstens mittelbar zu Gute kam. Als das Schatzamt in Paris die für die Flotte bestimmten zwei Millionen für andern Zweck verwandte, liess er seinem Zorne darüber freien Lauf. Andererseits sandte man ihm die Flotte aus Toulon mit einem rückständigen Sold von mehreren Monaten. Er selbst, auf dessen Unterstützung das Schatzamt in Paris und

1 S. das Schreiben Lavalle an Bonaparte vom 19. Mai 97. Ebendas. 1 1823

2) S. den Bericht des Barthélemy d'Hilliers vom 16. Mai 97.

die anderen Heere angewiesen waren, klagt beständig über Geldnoth und die Schwierigkeit, seine eigenen Truppen zu besolden![1])

Die Grösse seiner derzeitigen Streitmacht lässt sich fast ebenso wenig genau berechnen, wie die seiner Einnahmen. Er selbst giebt in dem letzten Schreiben an Carnot (vom 3. Sept. 97) dieselbe auf 75,000 Bewaffnete an, von diesen befänden sich an 10,000 Mann in Garnisonen[2]), so dass er nur 60,000 Mann zu Fuss und 5000 zu Pferd übrig behalte, mit denen er gegen Wien vorbrechen könne, zu diesen kämen aber noch 8000 Piemontesen und 2000 Cisalpiner, nebst 1000 italienische Reiter. Am 19. September hat er angeblich, Alles in Allem (mit Einschluss der Kranken) 83,800 Mann, von denen er aber nicht mehr als 45,000 zu Fuss und 4000 zu Pferd in's Feld führen könne, zu denen höchstens noch 1000 Italiener und 2000 Polen zu rechnen wären! Kurz: ob er zur Zeit 50 oder 70,000 und mehr französischer Truppen zur Offensive bereit hatte, über wie viele Italiener und Polen er verfügte, ist nicht auszumachen. Falls die Feindseligkeiten wieder eröffnet werden sollten, verlangte er eine Verstärkung von 12,000 Mann zu Fuss und 4000 zu Pferd.

Man braucht nur diese Lage und Pläne Bonaparte's zu überblicken, und man begreift, wie wenig ihm an einem neuen Waffengange mit Oestreich gelegen war. Er hatte durch seine wiederholten Siege seine Ueberlegenheit über diese Macht so glänzend an den Tag gelegt, dass neue, besonders aufallende, überraschende Lorbeeren auf dem Zuge gegen Wien nicht

1) Es fehlte natürlich nicht an Beschuldigungen Seitens des Schatzamtes. In welchem Tone er dieselben abzuweisen pflegte, ersieht man z. B. aus seinem Schreiben an den Finanzminister vom 3 Sept. 97.

2) Auf St Helena rechnet er deren 15,000 zusammen. Wenn diese Rechnung stimmen soll, — doch wer wollte Bonaparte's Zahlenangaben ernstlich nehmen!

wohl zu pflücken waren und überdies jedenfalls mit Anderen getheilt werden mussten. Dazu kam, dass die Oestreicher, durch die Erfahrungen des letzten Feldzuges belehrt, zu seinem Empfange weit besser vorbereitet waren, dass auf das wirksame Eingreifen der Heere am Rhein, für die er selbst die Zahlung der Kriegssteuer, welche sie den süddeutschen Staaten auferlegt hatten, eintreiben sollte[1] weniger als je gerechnet werden konnte, dass endlich der Winter vor der Thüre stand, so dass ein schneller entscheidender Erfolg kaum zu erwarten war. Diese Erwägungen mussten bei Bonaparte um so schwerer in die Wagschaale fallen, als die Vorbereitungen zur Sicherung der Seeherrschaft auf dem mittelländischen Meere und die Eroberung Egyptens bereits in vollem Gange waren und eine Verzögerung, wie sie ein frischer Waffengang mit Oestreich nothwendig herbeiführen musste, den kühnen Plan leicht vereiteln konnte. Die Schreiben Bonaparte's an das Directorium und an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand, lassen denn auch kaum einen Zweifel darüber, dass er zum Friedensschlusse entschlossen war, auch wenn er nicht Alles erlangte, was Barras und Genossen von Paris aus begehrten. Er konnte um so sicherer darauf rechnen zu Wege zu kommen, als er den Krieg zwar für den Augenblick nicht wünschte, aber auch nicht fürchtete.

Die unterbrochenen Verhandlungen wurden in den ersten Tagen des September zu Udine wieder aufgenommen. Bonaparte, welcher nach der Abberufung Clarke's der einzige französische Bevollmächtigte blieb, beurtheilte seine Lage treffend dahin[2]: dass der Kaiser und das Volk in Oestreich

1) Mit diesem demüthigen Gesuch entsandte Moreau den General Desaix nach Italien. S. sein Schreiben an Bonaparte vom 18. Juli 97. Corresp. Ined. Ven. I. 483. Bonaparte entledigte sich dieses Auftrages durch eine bezügliche Note an die kaiserl. Bevollmächtigten zu Udine vom 23 Sept. 97.

2) S. s. bezügl. Schreiben an den Minister des Auswärtigen v. 3. Sept. 97.

den Frieden wollten, dass dagegen der leitende Minister, Thugut, den Frieden nicht wolle, aber auch nicht wage, den Krieg zu wollen. „Zeigen wir ihm", führt er aus, „den letzteren als unvermeidlich, schneiden wir ihm alle die Sophismen, die er spinnt, damit es in keinem Falle zum Kriege komme, wie mit dem Schwerte durch, weisen wir ihm den Krieg wie das Haupt der Meduse — und wir wollen Herrn Thugut schon auf sehr annehmbare Bedingungen bringen!" „Wenn Sie den Frieden wollen", mahnt er drei Tage später, „dass in Frankreich Alles Krieg athme!" Er selbst rief sein Heer in einem Tagesbefehl vom 7. September zum Vormarsch am 23. auf. Falls der Friedensvertrag, erklärte er den östreichischen Bevollmächtigten, nicht bis zum 1. October ausgefertigt sei, so werde er die Praeliminarien von Leoben als null und nichtig ansehen. Kurz, er that das Erdenkliche, um die Gegner einzuschüchtern und den Frieden solcherweise zu erzwingen.

Das Directorium verlangte, dass er in keinem Falle die Stadt Venedig preisgebe. Er antwortete, dass dann der Krieg voraussichtlich unvermeidlich sei. Wenn er für dessen Erfolg einstehen solle, so verlange er [1]), dass die Heere am Rhein spätestens am 1. November vorrückten, dass man sie und ihn gebührend verstärke u. s. w., Forderungen, welche kaum zu befriedigen waren und wegen deren Erfüllung er dem Directorium, in welchem ein Barras zur Zeit den vorwiegenden Einfluss hatte, mit Recht misstraute. Acht Tage später dringt er daher nochmals in Talleyrand, damit ja Nichts verabsäumt werde: man überschätze in Paris seine Kräfte in demselben Maasse als man diejenigen Oestreichs unterschätze.

Eine entscheidende Wendung nahmen die Verhandlungen erst in den letzten Tagen des September, als der Graf Cobenzl

1) S. sein Schreiben an das Directorium vom 19. Sept. 97, desgl. dasjenige an Talleyrand vom gleichen Datum.

anlangte. Der 1. October war da, bevor man auch nur einen Schritt näher zur Verständigung gekommen war. Eben deswegen war Bonaparte mehr als je zum Frieden entschlossen. Am 7. October meldet er an Talleyrand, der von Tag zu Tag mehr und mehr sein Vertrauensmann wird: „In drei oder vier Tagen wird Alles entschieden sein, Krieg oder Frieden. Ich gestehe Ihnen, dass ich Alles aufbieten werde, den Frieden zu erlangen, denn die Jahreszeit ist zu sehr vorgeschritten und es ist wenig Hoffnung vorhanden, Grosses zu vollbringen." Zehn Tage darauf, am 17. October, war der Friedensvertrag zu Campo-Formio unterzeichnet.

Bonaparte hatte sich sehr bald überzeugt, dass Thugut und Cobenzl lieber Alles am Rhein als die letzten Positionen des östreichischen Staates in Italien preisgeben wollten. Hier musste er ihnen daher in Etwas wenigstens nachgeben. Er theilte mit ihnen die venetianische Beute in der Weise, dass er ihnen alles Land östlich vom Gardasee und dem Etschflusse, d. h. Istrien und die dalmatische Küste, mit den davor liegenden Inseln, bis zum Golf von Drino überliess, also auch die Stadt Venedig, aus der er jetzt Alles ausführte oder zerstörte, was irgend dazu dienen konnte, eine Seemacht zu stärken [1]). Er seinerseits behielt alles Land westlich von der Etsch und die ionischen Inseln mit sammt den venetianischen Ansiedlungen an der gegenüberliegenden Küste. Auf die Lombardei und das Mantuanische musste Oestreich zu Gunsten der cisalpinischen Republik verzichten, zu der nebst den venetianischen Provinzen östlich von der Etsch auch noch Modena, die Fürstenthümer Massa und Carrara und die drei päpstlichen Legationen südlich des Poflusses: Bologna, Ferrara und die Romagna, geschlagen wurden. Die Reichslehen im Umkreis von Genua musste der Kaiser der ligurischen Republik zusprechen, so dass ihm statt all der

1) S. u. A. den bezügl. Befehl an Villetard vom 20. Oct. 97.

früheren Besitzungen in Italien nur der verhältnissmässig geringe Antheil an der venetianischen Beute verblieb. Die Verluste am Rhein waren noch beträchtlicher. Die östreichischen Niederlande wurden endgültig abgetreten, ausserdem willigte der Kaiser in die Rheingrenze, von Basel bis zum Einfluss der Nette oberhalb Andernach, mit Einschluss des Brückenkopfes bei Mannheim und der strategisch unschätzbaren Festung Mainz! Die Grafschaft Falkenstein ward ebenfalls den Franzosen zugesprochen; der Breisgau sollte als Entschädigung dienen für den Herzog von Modena; das Frickthal endlich ward der französischen Republik überlassen, damit sie dasselbe der schweizerischen Eidgenossenschaft gebe. Ueberdies ward ausgemacht, dass jede Vergrösserung Oestreichs in Deutschland eine entsprechende Vergrösserung Frankreichs zur Folge haben solle. Hierfür versprachen die Franzosen, gute Dienste zu leisten, dafür dass dem Kaiser Salzburg und das Innviertel zufalle, und erklärten sich bereit, dem Könige von Preussen seine Besitzungen am linken Rheinufer zurück zu erstatten, überhaupt jede Vergrösserung Preussens zu verhindern. Die Entschädigungen für alle diejenigen Dynasten, welche durch diese Grenzregulirungen in ihrem Besitzstande beeinträchtigt wurden, sollten im Einverständnisse mit Frankreich geregelt werden, dessen Einfluss im Reiche auf diese Weise von unberechenbarer Tragweite wurde. Auch dass der Congress für den Reichsfrieden auf Wunsch der Franzosen von dem ursprünglich hierfür in Aussicht genommenen Bern in die Grenzstadt Rastatt verlegt wurde, war kein geringer Triumph Bonaparte's [1]). Um den Franzosen hier und im Reich völlig freie Hand zu lassen, mussten die kaiserlichen Truppen alle Festungen und alles Land bis an seine Erbstaaten räumen! Man begreift, wie Thugut

1) Vrgl. seine bezügl. Aeusserung den Unterhändlern in Udine gegenüber,

Cobenzl um den Abschluss dieses Vertrages keineswegs beneidete.

Die Rechtfertigung desselben von Seiten Bonaparte's, der, trotz alledem und alledem, weder in Italien, noch am Rhein Alles erpresst hatte, worauf die Directoren in Paris bestehen wollten, konnte nicht schwer fallen. Es war in der That „einer der glänzendsten Friedensschlüsse seit Jahrhunderten". Es ist daher gleich kennzeichnend für Bonaparte und für die Regierung, der er Solches bieten konnte, dass er in einem Schreiben an Talleyrand bei dieser Gelegenheit u. A. ausruft: „Ihr habt 150,000 Mann am Rhein und ich 50,000 in Italien! Der Kaiser dagegen hat 150,000 Mann in der Linie und 40,000 in der Reserve gegen mich im Felde, dazu mehr als 40,000 Mann jenseits Ulm." Einer solchen Beschönigung bedurfte seine Handlungsweise, obgleich er gegen den Wortlaut seiner Instructionen verstossen hatte, nur desshalb, weil er auch diesmal nicht ohne Hintergedanken gehandelt hatte. Er glaubte offenbar, wie wir noch näher sehen werden, den Augenblick gekommen, um das Steuer in Paris selbst zu ergreifen. Im Uebrigen brauchte er den Frieden mit Oestreich, auch um seine ganze Aufmerksamkeit und Thatkraft auf den Krieg gegen England zu richten. „Die Oestreicher", schliesst er sein rechtfertigendes Schreiben an Talleyrand, „sind schwerfällig und geizig; kein Volk, welches weniger ränkevoll und daher weniger gefährlich wäre für unsere Angelegenheiten im Innern als das östreichische. Der Engländer im Gegentheil, ist grossmüthig, ränkevoll und thätig. Unsere Regierung muss die anglicanische Monarchie zerstören, oder sie muss sich darauf gefasst machen, mittels der Bestechungen und der Ränke dieser rührigen Insulaner selbst zu Grunde gerichtet zu werden. Der gegenwärtige Augenblick ist uns ausserordentlich günstig. Richten wir unsere ganze Thatkraft

auf die Flotte und zerstören wir England. Dies gethan, liegt Europa zu unsern Füssen."

Dass der Vertrag zu Campo-Formio Nichts weniger als den Frieden oder gar einen dauernden Frieden verbürgte, darüber täuschte sich ein Thugut nicht im Mindesten. „Unsere Wiener," schreibt er entrüstet, den Dolch des Schmerzes im Herzen, seinem Collegen Colloredo, „sind über das blosse Wort „Frieden" in Freudetaumel gerathen, Keiner fragt nach den Bedingungen, ob dieselben gute oder schlechte seien, kein Mensch kümmert sich um die Ehre der Monarchie, noch um Das, was sie in zehn Jahren geworden sein wird, wenn sie nur auf den Maskenball laufen und ihre Backhähnel ungestört verzehren können! Wie will man mit solchen Köpfen der Thatkraft eines Bonaparte die Stirne bieten, der fröhlich jedes Wagniss auf sich nimmt? Der Friede! der Friede! Aber wo ist derselbe? In diesem Vertrage vermag ich denselben noch nicht zu erkennen." Kaum mehr als zehn Jahre nach Campo-Formio dictirte Bonaparte wirklich und zwar zum zweiten Male auf den Trümmern der östreichischen Monarchie den Frieden in Wien selbst!

Diese glänzende Zukunft schwebte bereits in greifbarer Gestalt vor seinem geistigen Auge, sie war nur Das, was Dank der Macht der Revolution und seines unvergleichlichen Genies, sofern sie zusammenwirkten, dem verrotteten Staatssystem des alten Europa gegenüber, in fast sicherer Aussicht stand. „Die hervorstechendste Eigenschaft unserer Nation," schreibt er demgemäss am 7. October dem klugen, gleich ihm kalt berechnenden Talleyrand, „besteht darin, dass sie im Glück zu aufgeregt ist. Wenn nur die wahre Politik, welche nichts Anderes ist als die Berechnung der Combinationen und Chancen, bei allen Unternehmungen zu Grunde gelegt wird, so werden wir auf lange Zeit hinaus die grosse Nation und der Schiedsrichter von Europa sein. Ich sage

mehr: wir halten die Wage Europas; von uns hängt es ab, wohin sie sich neigen soll, und sogar, wenn dieses der Wille des Schicksals sein sollte, sehe ich es nicht für unmöglich an, dass man in wenigen Jahren zu jenen grossen Ergebnissen gelangt, welche der erhitzten und begeisterten Einbildungskraft vorschweben, die aber nur der kälteste, ausharrendste und berechnendste Verstand erringen wird." Indem Bonaparte dieses schrieb entschlüpfte ihm offenbar das innerste Geheimniss seines grenzenlosen Ehrgeizes, er bittet daher den Minister in diesen Auslassungen Nichts weiter zu erkennen, als den Wunsch, so viel an ihm sei, zum Ruhme seines Vaterlandes beizutragen; er habe ihm geschrieben, wie er denke, dieses sei die grösste Achtung, die er zu bezeugen vermöge.

So war denn der Vertrag von Campo-Formio, schon in dem Augenblick seiner Ausfertigung, in den Augen von Bonaparte selbst nur ein Waffenstillstand, ein Haltepunkt auf dem Wege ganz anders vernichtender Erfolge. Zunächst sollte — wie Thugut mit Recht befürchtete — die Zeit bis zu dem in Aussicht genommenen Reichsfrieden von den Franzosen in ähnlicher Weise ausgebeutet werden, wie die Monate nach den Praeliminarien zu Leoben, d. h. zu immer weiter greifenden Umwälzungen und Eroberungen, und zwar, wie wir bald genug sehen werden, dieses Mal in noch ganz anderem Maassstabe. Dafür wollte Bonaparte selbst schon sorgen, der sich zugleich zum Oberbefehlshaber der armée d'Angleterre (was da nur noch England allein auf dem Plane stand, so viel bedeutete, als aller französischen Heere) und zum Hauptbevollmächtigten auf dem Friedenscongresse zu Rastatt ernennen liess.

Bonaparte's Abreise aus Italien.

Je näher der Augenblick der Rückkehr nach Paris heranrückte, desto eifriger war Bonaparte darauf bedacht, die dortigen Machthaber über seine ferneren Pläne zu beruhigen. Seine Gesundheit, wiederholte er ein Mal über das andere, sei zerrüttet: er könne kaum noch zu Pferde steigen, er bedürfe nothwendig zwei Jahre der Ruhe, die bisher getragene Verantwortlichkeit habe ihn so aufgerieben, dass er sich nach Nichts mehr sehne, als seine Seele dadurch aufzufrischen, dass er sich wieder unter die Menge mische. Mit solchen Stossseufzern begründete er die Forderung seiner Entlassung. Am 10. October, als der Friedensvertrag mit Oestreich so gut wie abgeschlossen war, betheuerte er, dass ihm Nichts übrig bleibe, als den Pflug des Cincinnatus zu ergreifen und ein Beispiel zu geben, wie man die Magistrate achten und Alles aufbieten solle, um einer Militairherrschaft vorzubeugen, die bereits so viele Republiken zu Falle gebracht und mehr als einen Staat zu Grunde gerichtet habe.

Für den Fall, dass das Directorium Muth genug hatte, ihn beim Wort zu nehmen, wirklich (wie er es forderte) auch nur andere Bevollmächtigte zur Friedensunterhandlung zu ernennen, so hatte er dafür gesorgt, dass — ehe dieses geschehen konnte — der Abschluss erfolgte! Sein damaliger Secretair Bourrienne erzählt, wie sie die Ankunft des nächsten Couriers aus Paris so genau berechnet hatten, dass

die Unterzeichnung und Versendung des Vertrages wenige Stunden vor der Möglichkeit derselben eine vollendete Thatsache war; wie Bourrienne meint: weil Bonaparte vermeiden wollte, den Instructionen seiner Regierung entgegen zu handeln; allein eben Dieses hatte er bereits (bezüglich Venedigs) in flagrantester Weise gethan; wir irren daher schwerlich, wenn wir annehmen, dass er nur den Empfang seiner Entlassung oder gar die Ankunft eines Ersatzmannes fürchtete. Im Uebrigen war er, der „kaum noch zu Pferde steigen" konnte, drei Wochen später Oberbefehlshaber der s. g. englischen Armee und erster Bevollmächtigter auf dem Congress zu Rastatt! Das Beispiel der Achtung gegen die Magistrate aber gab er, indem er die Verachtung des Directoriums förmlich zur Schau trug[1]).

Wie viel endlich auf die zum Ueberdruss wiederholte Versicherung, dass er jederzeit für die Aufrechthaltung der Verfassung des Jahres III einstehen werde, zu geben war, werden wir gleich näher sehen. Dass er dieselbe der durchgreifendsten Umgestaltung bedürftig erachtete, darüber machte er dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, seinem Vertrauten Talleyrand gegenüber, bereits kein Geheimniss mehr.

In Talleyrand nämlich hatte Bonaparte denjenigen Mann gefunden, der mit Barras, Sièyes und seinem Bruder Lucian ihm bei der gewaltsamen Ergreifung der Herrschaft über Frankreich am unmittelbarsten behülflich werden sollte. Dessen Vergangenheit und ganze Persönlichkeit waren hierzu vorzüglich geeignet. Seine Familie war, wie diejenige Barras', von altem Adel, er selbst von Jesuiten auf das Sorgfältigste erzogen worden, um, da ihn ein hinkendes Bein von anderen Staatsämtern auszuschliessen schien, eine seiner Geburt ent-

1) S. z. B. Bourrienne's Bericht über den Empfang von Barras Secretair Bottot.

sprechende hohe geistliche Würde zu bekleiden. Als ein vornehmer Höfling, der sich im Witze mit Voltaire selber messen durfte, dessen kalte, berechnende Intrigantennatur ihn über alle Gewissensbisse leicht hinweghalf, konnte er nicht verfehlen, am Hofe in Versailles schnell zu grossem Einfluss zu gelangen. Schon 1780, erst 26 Jahre alt, war er Schatzmeister des französischen Klerus, 1788 Bischof zu Autun, mit der Anwartschaft auf den gewichtigen Stuhl zu Troyes. Schon damals, was in seiner Stellung gewiss besonders bedenklich sein musste, kennzeichnete ihn eine unersättliche Geldgier. „Der Bischof von Autun," urtheilte Mirabeau von ihm, „würde seine Seele selbst feilbieten, und thäte klug daran, denn er würde Mist gegen Gold eintauschen!" Zu Anfang der Revolution spielte er besonders deswegen eine Hauptrolle, weil er sich für die Verstaatlichung der Kirche aussprach. Er gehörte in Folge dessen damals zu den populärsten Volksmännern, so dass er u. A. am 14. Juli 1790, dem ersten Jahrestage des Bastillesturmes, die berüchtigte Messe auf dem Marsfelde celebrirte. Als die Wogen der Revolution immer höher gingen und er — auch wegen geheimer Beziehungen zum Könige — das Blutgerüst fürchten musste, liess er sich eine diplomatische Mission nach London geben; als er sich auch hier nicht mehr sicher fühlte, flüchtete er über das Weltmeer nach Amerika. Im Herbst 1795 bewirkte er seine Streichung von der Emigrantenliste; so dass er seinen Wohnsitz wieder in Paris aufschlagen konnte. Die Frau von Staël, Necker's geistvolle, schwärmerische Tochter, liess sich durch seinen Geist und jenen eigenthümlichen, auf Klugheit und Egoismus beruhenden Indifferentismus seines Temperamentes, durch den er zu einem Vermittler zwischen den Parteileidenschaften berufen schien, so sehr bestechen, dass sie ihren ganzen Salon-Einfluss aufbot, um ihn an's Steuerruder zu bringen. Er gewann mit Barras bald enge Fühlung und ge-

langte so am 16. Juli 1797 in jenes Ministerium, welches den Staatsstreich vom 18. Fructidor vorbereiten half. Den General in Italien meldete er seine Ernennung mit wenigen kurzen Sätzen, die aber seine Schmeichlerkunst und Menschenkenntniss nicht verleugnen. Er werde, schrieb er ihm, nicht etwa die Befehle, sondern die „Ansichten" des weisen Directoriums übermitteln und der Ruhm, das gewöhnliche Organ des Generals, werde meinem, wie dieselben erfüllt worden. Der Name Bonaparte allein werde genügen, alle Schwierigkeiten bei den diplomatischen Unterhandlungen zu überwinden. Diesen musste der ganze Ton in den Depeschen des neuen Ministers um so mehr einnehmen, als der Abstand in der Befähigung zwischen einem Talleyrand und dessen Vorgänger, dem revolutionären Heissporn und Faselhans Delacroix ein ganz unermesslicher war. Schon dessen geistige Bedeutung und Gewissenlosigkeit mussten einen Talleyrand einem Bonaparte nahe bringen: hierzu kam eine enge Gemeinschaft der Interessen. Talleyrand war, als echter Aristokrat und Kind des Ancien Régime, genau wie Barras selber, durch den Sieg der Radicalen am 18. Fructidor in eine auf die Dauer unhaltbare Stellung gerathen. Er konnte sich mit seinen edelmännischen, höfischen Lebensgewohnheiten in einem republikanischen Gemeinwesen unmöglich wohl fühlen, auch vermochte er, Dank seinem, ihm durch eine tiefe Antipathie eingegebenen Skepticismus, an dessen Dauer nicht zu glauben; er warf sich daher, gleich nach dem 18. Fructidor, in die Arme Desjenigen, in welchem auch ein weniger Scharfsinniger den Bändiger der Revolution und den zukünftigen Beherrscher Frankreichs bereits jetzt mit ziemlicher Sicherheit erkennen konnte. Am 8. September richtete er in seiner Eigenschaft als Minister ein offizielles Schreiben an den General[1]), in welchem er das Vorgehen

1) Corresp. inéd. Ven. II, 216 f.

des Triumvirats mit allen erdenklichen Redewendungen rechtfertigte und den 18. Fructidor als einen unsagbar ruhmvollen Tag pries, der die Verfassung des Jahres III und damit die republikanische Staatsform auf das Glänzendste gesichert habe. Diesem „offiziellen" Schreiben legte er ein vertrauliches bei, welches leider nicht bekannt geworden ist, welches aber, wie die Antwort Bonaparte's unwiderleglich beweist, ziemlich das Gegentheil besagt haben muss und jedenfalls so abgefasst war, dass selbst ein Bonaparte den Schreiber für hinreichend compromittirt hielt, um ihm seine eigenen Umsturzpläne mitzutheilen. Am 19. September 1797 schreibt er ihm:

„Trotz unsrer Einbildung, der 1001 Flugschriften, der endlosen Reden eitler Schwätzer, sind wir in der politischen Moral noch sehr unwissend." Montesquieu's Schriften seien oberflächlich zusammengetragene Reisenotizen; die englische Verfassung entspreche den Bedürfnissen des französischen Volkes in keiner Weise; sie sei nur ein Nothbehelf gegenüber einer allmächtigen Adelsherrschaft.

„In einem Staate," führt er wörtlich aus, „wo alle Gewalten von der Nation selbst ausgetheilt werden, wo das Volk souverain ist, wesshalb in der gesetzgebenden Gewalt Machtbefugnisse einbegreifen, die ihr fremd sind?

„Seit fünfzig Jahren haben wir, so weit ich sehe, nur Eines begrifflich gut erfasst, das ist: das Princip der Volks-Souverainität. Allein wir sind nicht glücklich gewesen, weder in der Definition des Constitutionalismus, noch in der der Theilung der Gewalten.

„Die Organisation des französischen Volkes ist daher in Wahrheit erst ein Umriss.

„Die Regierungsgewalt, in dem Umfange wie ich sie begreife, sollte als der wahre Vertreter der Nation geachtet werden, die der Verfassungsurkunde und den organischen

[illegible] theilt sich, wie mir scheint, naturgemäss in zwei sehr verschiedene Amtsgewalten; von denen die eine nur überwacht und nicht handelt; dieser müsste die s. g. Volksvertretungsgewalt aller grossen Maassnahmen, die zu erlassenden Gesetze u. s. w. zur Begutachtung vorlegen. Diese Körperschaft würde in Wahrheit der grosse Rath der Nation sein, ihr würde jener Theil der Verwaltung und der Volksvertretungsgewalt zustehen, welcher zur Zeit durch die Verfassung der gesetzgebenden Gewalt zugesprochen ist.

Auf diese Weise würde die Regierung aus zwei vom Volke ernannten Amtsgewalten bestehen, davon die eine eine sehr zahlreiche Bürgerschaft sein würde, in die nur Solche gewählt werden dürften, welche bereits ein Amt bekleidet hätten, das sie zu einem reiferen Urtheil in Regierungsangelegenheiten befähigt.

Der vom Volke erwählte gesetzgebende Rath, ohne Rang im Gemeinwesen (sans rang dans la République)[1] ohne Leidenschaft, ohne Augen und ohne Ohren für Das, was ihn umgiebt, würde ohne Herrschaft sein und würde uns nicht länger mit tausend Gelegenheitsgesetzen überschwemmen, welche sich durch ihre eigene Absurdität aufheben, und die uns bei dreihundert Foliobänden Gesetzen zu einer Nation ohne Gesetze machen."

Diese Andeutungen Bonaparte's über eine Verfassung nach seinem Sinne sind um so interessanter, als der Consul und später der Kaiser seine Herrschaft in der That mit Hülfe eines solchen gesetzgebenden Körpers „ohne Augen und ohne Ohren" und eines grossen Kronrathes (den er freilich selbst ernannte!) zu begründen versucht hat. Dass die Verfassung des Jahres III ihre grossen, unheilvollen Mängel hatte, dass zur Zeit eine verwirrende Ueberfülle von Gesetzen und doch wenig Gesetzlichkeit vorhanden war, dass

1) Soll wol so viel heissen, als: „ohne irgend welche Macht."

die derzeitigen Machthaber ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsen waren, dieses Alles ist unbestreitbar, allein daraus folgt noch keineswegs, dass die republikanische Staatsform nur dadurch gerettet werden konnte, dass man die Selbstverwaltung des Volkes einfach aufhob, an Stelle der Republik eine Gewaltherrschaft eines Einzelnen oder Mehrerer errichtete. Wie viele Personen sich in die höchste Regierungsgewalt, die neben und über dem grossen Rathe zu stehen kam, theilen sollten, wurde von Bonaparte wohlweislich mit Stillschweigen übergangen; hierüber sprach er das entscheidende Wort nicht eher, als bis er die Macht bereits in Händen hatte! Vorerst kam es ihm nur darauf an: den Verfassungsmacher par excellence, den Abbé Sièyes, für die Grundzüge seines Planes zu gewinnen.

Sièyes' Ansehen nämlich war in den gesetzgebenden Kreisen immer noch ein so grosses, dass er, der Schweigsame, wie eine Art Orakel angestaunt wurde. Ihm, dem Doctrinair, schien es auch gestattet, auf Aenderung einer Verfassung zu sinnen, die er gleich bei ihrer Inkraftsetzung als eine solche gekennzeichnet hatte, welche bald durch eine bessere ersetzt werden würde. Bonaparte beauftragte Talleyrand, den Brief dem Abbé mitzutheilen und ihn zur Reise nach Italien zu veranlassen, wo er sich auch über die den Italienern zu gebende Verfassung mit ihm zu verständigen wünsche. Im Uebrigen sollte Talleyrand den Inhalt des Briefes streng geheim halten, höchstens Bonaparte's Ansicht über die Unbrauchbarkeit der in Italien gegebenen Verfassungen laut werden lassen. Bezüglich der letzteren urtheilte Bonaparte, dass einzig und allein die Besetzung aller Aemter durch ihn selbst den Abfall der Cisalpina und Genuas von Frankreich verhindern könne. Danach hatte er seine Maassregeln auch schon getroffen.

Dieses hinderte ihn natürlich nicht, den betreffenden

Völkerschaften vor seiner Abreise aus Italien für die weitere Ausbildung ihrer Verfassung gute Rathschläge und Wünsche zum Abschiedsgruss zu geben. Ein bezügliches Manifest an Genua, jetzt „ligurische Republik“ benannt, ist besonders deswegen beachtenswerth, weil diese Expectorationen offenbar vor Allem auf die Franzosen, insbesondere auf die Pariser gemünzt waren: galt es doch, die Geister für jene Staatsumwälzung vorbereiten, zu der er im Geheimen die Fäden bereits so eifrig spann!

„Die Priester,“ belehrte er die Genuesen, „waren die Ersten, welche sich um den Baum der Freiheit schaarten; die Ersten, welche Euch versicherten, dass die Moral des Evangeliums eine durchaus demokratische ist. Allein“ — fügt er vorsichtig hinzu — „Leute, die sich von Euren Feinden bestechen liessen (in allen Ländern die unmittelbaren Helfershelfer der Tyrannei), haben aus den Irrthümern, den Verbrechen einzelner Priester Nutzen gezogen, um gegen die Religion als solche zu wüthen, und die Priester haben sich zurückgezogen.

„Ein Theil des Adels hat das Volk zur Freiheit aufgerufen und die Menschheitsrechte verkündet. Man hat die Irrthümer, die Vorurtheile, die Willkürherrschaft einiger Edelleute benutzt; man hat massenweis verbannt, und die Zahl Eurer Feinde ist gewachsen.“

Mit anderen Worten: Bonaparte ist der Ansicht, dass die grausamen Gesetze gegen die Priester und Adligen, wie sie eben erst im Gefolge des 18. Fructidor verschärft worden waren, vom Uebel seien; sein Rath geht dahin, sich mit Beiden auszusöhnen. Das waren Verheissungen, die ihm die Herzen der Schwerverfolgten zuwenden mussten. Auch die Gemässigten unter den Republikanern wollte er sich günstig stimmen, daher:

„Der Staat, in welchem man sich daran gewöhnt, un-

gehört zu verurtheilen, einer Rede um so mehr Beifall zu zollen, je leidenschaftlicher dieselbe ist; in welchem Uebertreibung und Wuth für Tugend, Mässigung für ein Verbrechen gilt, dieser Staat ist seinem Untergange nahe!

„Die gefährliche Lage, in der Ihr Euch befindet, ist die Folge von den geheimen, hinterlistigen Anschlägen (sourdes menées) der Feinde der Freiheit und des Volkes. Misstrauet Demjenigen, der da behauptet, nur er und die Seinigen hätten Liebe zum Vaterlande; wenn seine Sprache den Anschein hat, als wolle er das Volk vertheidigen, so ist es nur damit er es zur Verzweiflung bringe und entzweie. Er klagt beständig an, er allein ist rein. Das sind Leute, welche von den Tyrannen bestochen, die Pläne derselben fördern.

„Es verhält sich mit der Lenkung der Staaten wie mit derjenigen eines Schiffes oder eines Heeres; es gehört zu derselben: Kaltblütigkeit, Mässigung, Besonnenheit (de la sagesse), Vernunft in der Anfertigung der Befehle oder Gesetze, Energie und Nachdruck bei der Anführung derselben."

Kurz, Bonaparte that das Mögliche, um seinen Beruf zum Staatslenker auszuposaunen, die Erwartungen der Franzosen auf das Höchste zu spannen. Den Cisalpinern rief er zu: „Ihr seid das erste Beispiel in der Geschichte eines Volkes, welches ohne Parteikämpfe, ohne Revolutionen, ohne Entzweiungen frei wird. Wir haben Euch die Freiheit gegeben; wisset dieselbe zu erhalten!... Um Eures Schicksals würdig zu sein, machet nur weise und gemässigte Gesetze. Lasst sie mit Kraft und Nachdruck ausführen. Begünstigt die Verbreitung der Aufklärung und achtet die Religion." Dass er über die Aemter, welche gemäss der von ihm selbst decretirten Verfassung durch Volkswahlen besetzt werden mussten, so eben erst mit gewohnter Willkür verfügt hatte und zwar natürlich nur um auf diese Weise seine oder der Franzosen Herrschaft zu sichern, auch hierfür hatte er

eine pomphafte Ansrede: „Ich habe,“ verkündet er, „eine Arbeit vernichtet, welche bisher nur Ehrgeiz und Herrschsucht einzugeben pflegten, die ich aber unternommen habe blos um die Freiheit und Euer Glück zu sichern.“

Trotz der schamlosen Lügenhaftigkeit dieser Manifeste, verfehlten sie, namentlich in der Ferne, doch nicht ihre Wirkung. Vor Allem hatten die Schweizer bereits ihre Augen auf Bonaparte gerichtet: er sollte ihnen behülflich sein, die aristokratische Regierungsform in eine demokratische umzugestalten, sowie diejenigen Cantone und Vogteien zu befreien, welche von anderen beherrscht wurden. So hatten sich bereits die Veltliner, die sich der Graubündner nicht zu erwehren wussten, an ihn gewendet. Er hatte die Gelegenheit zwar sofort benutzt, um sie, mit sammt Bormio und Chiavenna, zur cisalpinischen Republik zu schlagen, allein er hatte es angeblich auf ihren eigenen Wunsch gethan, als von beiden Theilen angerufener Schiedsrichter, und weil Frankreich den Vertrag, welcher die Herrschaft der Graubündner über diese Landestheile begründete, mit verbürgt hatte[1]. Er hatte bei dieser Gelegenheit den Grundsatz verkündet, dass kein Volk einem anderen unterthänig sein dürfe. Alles dieses zusammengenommen hatte zur Folge, dass namentlich diejenigen Waadtländer, welche darauf sannen, mit Hülfe der französischen Republik die verhasste Herrschaft der Berner von sich abzuwälzen, ihr Heil von ihm erwarteten. Er benutzte diese Sympathien, um, unter dem Deckmantel der Theilnahme für die Wiedergeburt der Schweiz, deren Zerstückelung und Unterwerfung zu betreiben, wozu ihm die bevorstehende Reise nach Rastatt die trefflichste Gelegenheit bot.

Sobald er am 2. November die Bestätigung des Friedensschlusses durch die französische Regierung und seine Ernen-

1 S. sein Schreiben Aux chefs des trois Ligues Grises v. 11. Nov. 97.

nung zum Oberbefehlshaber der englischen Armee erhalten hatte, rüstete er zur Abreise. Der grösste Theil seines italienischen Heeres ward dazu bestimmt, am Kriege gegen England theilzunehmen [1]), so dass er selbst der Oberbefehlshaber desselben blieb. Sein ihm blind ergebener Generalstabschef Berthier sollte ihn in Italien vertreten, bis zur Ankunft Berthier's aus Paris der General Kilmaine den Befehl führen. Diesem gab er auf [2]), die von ihm eingesetzten Behörden in Mailand und Genua nöthigenfalls mit Waffengewalt zu stützen, die selbständige Gestaltung von Ancona, also die Lostrennung desselben vom Kirchenstaate, zu begünstigen, vor Allem darüber zu wachen, dass die Neapolitaner keinen Anschlag auf Rom wagten.

Die römische Frage war überhaupt zur Zeit wieder die brennendste geworden. Der bisher in östreichischen Diensten gestandene General Provera war nach Rom gekommen, um die päpstliche Armee zu reorganisiren. Selbst die drohende Forderung Joseph Bonaparte's, der den friedfertigen Cacault als Gesandter ersetzt hatte, Provera wieder zu entlassen, blieb unberücksichtigt; so dass Napoleon jetzt allen Ernstes damit drohte, der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende zu machen. Sein Bruder [3]) sollte, wenn nicht alle östreichischen Offiziere und Agenten sofort ihren Abschied bekämen, die äussersten Drohungen aussprechen, eventuell die Stadt verlassen. Zugleich sollte er unnachsichtlich auf die Freilassung aller politischen Gefangenen dringen. So war Alles bereit, um bei der ersten Gelegenheit mit einem Machtwort die Minen springen zu lassen und in Rom einzurücken.

Zugleich that Bonaparte bereits die ersten entscheiden-

1) S. die bezügliche Liste v. 9. Nov. 97.
2) Instruction v. 14. Nov. 97.
3) Instruction v. 14. Nov. 97.

den Schritte, um die Expedition nach Egypten vorzubereiten. Nach Malta wurde ein Agent entsendet, welcher unter dem Vorwande, die Handelsinteressen Frankreichs wahrzunehmen [1]), die Ritter bestechen und den Boden für einen Handstreich bereiten sollte [2]). Diesen selbst sollte der Admiral Brueys mit 3000 Mann ausführen [3]). Die ionischen Inseln wurden nun in aller Form annectirt und erhielt der General Gentili den Auftrag [4]), die Beziehungen zu den Griechen auf Morea und zu den Albanesen kräftigst zu pflegen, namentlich sollte er die Unternehmungen des Ali-Pascha begünstigen, damit dieser über alle seine Rivalen siege und Frankreich in ihm einen mächtigen Verbündeten habe, welcher der Pforte gegenüber zu Statten kommen konnte.

Dass Venedig vor der Uebergabe der Stadt an die Oestreicher noch gründlich ausgeplündert werden sollte, ist bereits erwähnt worden; auch die Kunstschätze und werthvollsten Handschriften wurden, wie in allen übrigen italienischen Städten, als Kriegsbeute betrachtet und nach Paris geschafft.

Geld brauchte Bonaparte zur Zeit natürlich mehr als je und seine Kassen waren, wie immer, angeblich leer. Haller wurde angewiesen aufzutreiben, was nur irgend aufzutreiben sei [5]). Trotzdem sollte der eigene Bruder Joseph, der bei ihm um seinen Gehalt einkam, sich denselben von der Regierung in Paris zahlen lassen, nicht einmal das von demselben unmittelbar in Angelegenheiten des Heeres Verausgabte wollte er ihm zurückerstatten [6]). Der Regierung in

1) S. die Instruction an Poussielgue vom 12. Nov. 97.

2) S. das Schreiben an's Directorium vom 12. Nov. 97. „J'ai envoyé à Malte le citoyen Poussielgue sous le prétexte d'inspecter toutes les Echelles du Levant, mais, à la vérité, pour mettre la dernière main au projet que nous avons sur cette île."

3) S. Instruction vom 14. Nov. 97.

4) S. Instruction vom 10. Nov. 97.

5) Ordre vom 9. Nov. 97.

6) Brief an Joseph Bonaparte vom 9. Nov. 97.

Paris blieb nach wie vor die unermessliche italienische Beute vorenthalten.

Nachdem Bonaparte solcherweise seine Angelegenheiten in Italien geordnet hatte, verliess er am 17. November Mailand. In Turin vermied er, mit dem Könige zusammen zu treffen, der ihn nur mit Klagen überhäufen konnte und dessen Reich, Dank seinen Vorkehrungen, in nicht mehr ferner Zeit zu bestehen aufhören sollte. Am 20. November war er diesseits der Alpen, in Chambéry, angelangt, also nach fast zweijähriger Abwesenheit wieder auf französischem Boden!

Was Bonaparte bei der Erlangung des Oberbefehls in Italien nur irgend für sich und sein Emporkommen hatte erhoffen können, war ihm im grossartigsten Maassstabe geworden. Sein Ruhm zugleich als Feldherr und als Staatsmann war ein so glänzender, dass sein Name bereits weit und breit denjenigen der bewundertsten Heldengestalten des Alterthums angereiht wurde. Zog man seine 28 Jahre und die fortdauernde stürmische Gährung in den politischen Verhältnissen der europäischen Welt in Betracht, so schien er sie noch sämmtlich ausstechen zu können. Er war ohne Widerrede die am meisten genannte, bewundertste und gefürchtetste Persönlichkeit, nicht nur in Frankreich, sondern in Europa — und dabei stand er offenbar erst am Anfang seiner Laufbahn!

Vor Allem war es ihm auch geglückt, die errungenen Erfolge als sein eigenstes und alleiniges Verdienst erscheinen zu lassen; sie kamen der bestehenden Regierung in Frankreich nicht nur nicht zu Gute, sondern dienten mit dazu, deren Ohnmacht und Unfähigkeit an den Tag zu legen. Namentlich erschien der Friedensschluss mit Oestreich, nach welchem sich das französische Volk über Alles sehnte, als das Geschenk des eigenwilligen Generals, der den Instruc-

tionen seiner Regierung zu trotzen gewagt hatte. Seine Lorbeeren drohten das Directorium, welches für alle Schäden und Lasten verantwortlich gemacht wurde, ohne dass ihm die Erfolge angerechnet worden wären, förmlich zu erdrücken. Ihm allein traute man die Fähigkeiten zu, die Revolution glücklich zum Abschluss zu bringen. Kurz, der Augenblick, die Herrschaft zu ergreifen, schien für ihn gekommen zu sein.

onaparte's Reise nach Rastatt und Aufenthalt daselbst.

Kaum war Bonaparte in Chambéry auf französischem oden angelangt, so erliess er eine Verordnung an die nächst-egenden sechs Departements und befahl ihnen, Alles zur eit in ihren Kassen vorhandene oder im Laufe des künftigen onats eingehende Geld in die Kasse des Zahlmeisters der alienischen Armee zu entrichten, so dass dieser auf 2—3 illionen Franken rechnen könne; ausserdem sollten alle Etap-en auf der Strasse bis Lyon für 40,000 Mann mit Lebens-itteln versorgt werden [1]); so dass die Heerestheile, welche en italienischen Boden verliessen, wieder voll und ganz der neren Verwaltung zur Last fielen.

Dass der Feldherr für seine Soldaten in so ergiebiger eise sorgte, gewann ihm natürlich deren Herzen: unter den ufen, mit denen er in Chambéry von der siegberauschten enge empfangen wurde, soll ihm auch keiner mehr gefallen aben, als: „es lebe der Vater der Soldaten!“ [2])

In Genf, wo man bereits eine Annexion durch die Fran-osen befürchtete, drängten Furcht und Misstrauen alle be-eisternden Kundgebungen für den Angestaunten zurück [3]). r selbst benutzte die wenigen Stunden seines dortigen Aufent-altes zu einer That, die zu den hässlichsten zu zählen ist,

1) S. das bezügl. Arrêté vom 20. Nov. 97 in der Corresp.
2) S. Marmont, I, 309.
3) Ebendas.

die sein Leben überhaupt aufzuweisen hat. Er liess nämlich einen Mann verhaften, der im Verdachte stand, jenem Carnot zur Flucht verholfen zu haben, dem er seine ganze Laufbahn wesentlich verdankte und dem er, nachdem er am wirksamsten zu dessen Sturze beigetragen hatte, nicht einmal gönnte, dass er der Deportation nach Cayenne entkommen war! Er that es gewiss, um sich beim Directorium durch solche Dienstbeflissenheit einzuschmeicheln[1], aber auch weil er bekanntlich in Carnot seinen gefährlichsten Gegner, den mächtigsten Vorkämpfer der Republik verfolgte.

Carnot war wirklich über Genf glücklich in die Schweiz entkommen. Er hielt sich, nachdem er dort erkannt worden und als Wäschetrager verkleidet in einem Kahne mit knapper Noth seinen Häschern entsprungen war, in Nyon verborgen, einem kleinen Städtchen am Genfer See, welches an der grossen Landstrasse nach Basel gelegen, von Bonaparte auf seiner Reise nach Rastatt berührt werden musste. Als er durchkam, war es Nacht. Wie allenthalben im Waadtlande, wo man in ihm Denjenigen begrüsste, von dem man sich bei der Befreiung vom Joche der Berner am Meisten versprach, war Alles in Bewegung, um ihm zu huldigen. Carnot gerieth in die merkwürdigste Lage. „Ich war damals so überzeugt", erzählt der Edle selbst[2], „dass Bonaparte bei meiner Verbannung nicht mitgewirkt haben könnte, dass ich im Begriffe stand, ihm zu schreiben und ihn um eine Zusammenkunft zu bitten: ich that es nur deswegen nicht, weil ich fürchtete, ihn in eine missliche Lage zu bringen. Ich liess ihn daher vorüberfahren, erleuchtete meine Fenster wie die Uebrigen und gab mich meinen keineswegs traurigen Gedanken hin über das Wunderliche der menschlichen Schicksale." Carnot war später, offenbar mit Recht, überzeugt, dass Bonaparte

1) S. den bezügl. Bericht an dasselbe vom 26. Nov. 97.

2) Mémoires de Carnot par son fils. II, 183.

— hätte er sich demselben zu erkennen gegeben — ihn unzweifelhaft verhaftet und dem Directorium zur Deportation überliefert haben würde.

Aus politischer Berechnung jagte Bonaparte ohne Aufenthalt, jeden Empfang ablehnend, durch den Canton Bern. Dagegen liess er sich in Basel von dem dortigen Oberzunftmeister Peter Ochs, der auf den Umsturz der aristokratischen Verfassungsform der Schweiz sann, bewirthen. Er benutzte diese Gelegenheit, seine Sympathien für die bezüglichen Pläne zu erkennen zu geben und so die Hoffnungen der schweizerischen Neurer auf eine Unterstützung Frankreichs zu beleben.

Schon am 25. November langte er in Rastatt an, wo er die Gemächer im Schlosse bezog, die einst bei ähnlichem Anlass der Marschall Villars bewohnt hatte. Von den östreichischen Bevollmächtigten war nur erst der General Merfeldt angelangt. Bonaparte war darüber nicht wenig ungehalten: „Ich bin", schreibt er dem Directorium, „über Hals und Kopf geeilt und bin nicht wenig erstaunt gewesen, dass diese Tölpel (ces ganaches) von Bevollmächtigten des Kaisers noch nicht angekommen waren." Graf Lehrbach, der den Kaiser als Erzherzog von Oestreich in der Friedens-Deputation des Reiches vertrat, war am 27sten zur Stelle, jedoch Cobenzl, der allein mit Bonaparte zu unterhandeln Vollmacht hatte, liess bis zum 28sten auf sich warten.

Um so ausschliesslicher richtete sich die Aufmerksamkeit der anwesenden Diplomaten auf Bonaparte: jeder Bewegung, jedem Worte des merkwürdigen Mannes wurde politische Bedeutung beigemessen. Wirklich waren auch die anscheinend ungezwungensten Aeusserungen, am Abend beim Kaminfeuer oder sonstwo in traulichem Cirkel, so viele klugberechnete Schachzüge[1]). Dass es bei den bevorstehenden Verhand-

1) Die Einzelheiten über Bonaparte's Aufenthalt in Rastatt, wie überhaupt über den Congress findet man am vollständigsten und zuverlässigsten bei H. Hüffer, Der rastatter Congress u. die zweite Coalition. Bonn 1878/79.

lungen auf eine völlige Neugestaltung des Reiches und einer bedeutenden Grenzregulirung zu Gunsten von Frankreich abgesehen war, daraus machte er kaum ein Hehl. Er nannte das Reich einen „metaphysischen Körper ohne Zusammenhang", fragte einen Würzburger Domherrn geradezu, wie sich die Würde eines geistlichen Reichsfürsten, der zugleich Krieger und Seelsorger war, mit den Vorschriften der Bibel, mit der Armuth und Demuth des Urchristenthums vertrüge? Den Vertreter von Mainz sogar, wohin sein Herr die Residenz verlegen könne, falls er die jetzige verlieren sollte? Hiermit war klar, dass er auf Abtretung von bedeutenden Territorien und Entschädigung der dadurch beeinträchtigten weltlichen Fürsten durch Säkularisation der geistlichen Reichsstände ausging. Die kleineren Souveraine, meinte er, sollten sich mit Frankreich eng verbünden, es sei dieses die einzige Möglichkeit für sie, sich vor Preussen und Oestreich zu retten, die darauf ausgingen, das Reich unter sich zu theilen.

So plante sein rastloser, eroberungssüchtiger Geist über Deutschland, wie über ein zweites Polen, wie über das von ihm bereits zertrümmerte, in alle Richtungen unterminirte, umfesselte Italien.

Indessen konnte er die bezüglichen Pläne ebenso gut, sogar weit besser von Paris aus, gleichsam aus dem Hinterhalte, betreiben. Es galt zunächst, die ohnmächtigen Reichsstände von ihrer völligen Hülflosigkeit zu überzeugen und gründlich mürbe zu machen; es war Bonaparte daher auch um Nichts weniger zu thun, als die mehr als verwickelten Verhandlungen abzukürzen: je länger dieselben dauerten, je grösser die Verwirrung, desto mehr war zu ertrotzen. Auch ein offener Casus belli mochte, wie wir noch des Näheren sehen werden, erwünscht sein. Ein längerer Aufenthalt in Rastatt konnte ihn nur compromittiren, und lag um so weniger in seiner Absicht, als er darauf brannte, in Paris zu

erscheinen und die Hauptstadt selbst gewissermaassen in Besitz zu nehmen.

Kaum war Cobenzl zur Stelle, so begannen die Verhandlungen bezüglich der Uebergabe des zu Campo Formio von den Oestreichern preisgegebenen Mainz, des mächtigsten Bollwerks des Reiches. In zwei Mal 24 Stunden war der Vertrag bereits unterzeichnet! Der Kaiser verpflichtete sich, nicht nur die östreichischen Truppen aus Mainz zurückzuziehen, sondern auch Alles aufzubieten, damit die Franzosen bis zum 30. December unbehelligt einziehen könnten; auch die übrigen, nächstgelegenen Reichsfestungen: Mannheim, Philippsburg, Ehrenbreitstein, Ulm, Ingolstadt und Würzburg sollten von den östreichischen Truppen, die sich bis in die Erbstaaten zurückziehen mussten, geräumt werden. Nur unter diesen Bedingungen und nicht eher als bis sie wirklich erfüllt waren, zogen die Franzosen aus Venedig ab.

Noch in der Nacht, wenige Stunden nach Ausfertigung der Urkunde, befand sich Bonaparte auf dem Wege nach Paris. Er versprach den östreichischen Bevollmächtigten, seine Reise möglichst zu beschleunigen und vielleicht schon in acht Tagen zurück zu sein. Um dieselben noch mehr zu täuschen, liess er seinen Adjutanten Lavalette mit einem Theil seiner Effecten zurück [1]). Allein Scharfsinnige sagten schon damals voraus, dass er gar nicht wieder erscheinen werde [2]). Den beiden französischen Bevollmächtigten, Treilhard und Bonnier, welche in Rastatt zurückblieben, gab er am 9. December von Paris aus auf: die Uebergabe von Mainz im Nothfall dadurch vom Reiche zu erzwingen, dass sie mit Aufhebung des Waffenstillstandes, also mit Krieg drohten; dieses Mittel schien um so unfehlbarer, als die zunächst betroffenen kleinen Reichsstände blindlings auf Oestreich rechneten. Die

1) S. Mém. de Lavalette.
2) S. Hüffer a. a. O. I, 13.

preussischen Gesandten sollten sie beschwichtigen, indem sie erklärten, dass die französische Republik die erste Anerkennung der Rheingrenze dem Könige von Preussen verdanke und dass die Besetzung von Mainz nur eine natürliche Folge davon sei, dieselbe sei überdies der erste Schritt zur Vernichtung des Kurfürstenthums, welches dem ehemaligen Statthalter von Holland, dem Schwager Friedrich Wilhelms II., zur Entschädigung dienen solle.

Alle Vorkehrungen waren so gut getroffen, dass der General Hatry vollständig unbehelligt am 30. December in Mainz einrückte. Damit nicht zufrieden, begannen die Franzosen — ohne dass sie darüber mit den Oestreichern übereingekommen wären — Ehrenbreitstein zu belagern. Sie hatten gewonnenes Spiel, weil die Oestreicher — aus Furcht, sonst nicht in den Besitz von Venedig zu gelangen — ihnen, auf Kosten des Reiches, ihrer eigenen Ehre und Würde, mit allen erdenklichen Mitteln die Wege bahnten. Preussen, die zweite deutsche Grossmacht, war, da es sich über das Loos seiner linksrheinischen Länder und einen eventuellen Ersatz noch völlig im Unklaren befand, ebenfalls darauf bedacht, es mit Frankreich nicht zu verderben. Hessen-Cassel, Baden und Würtemberg endlich hatten die Rheingrenze in geheimen Verträgen anerkannt und waren bezüglich einer Vergütung oder Vergrösserung auf den guten Willen und die Macht Frankreichs im Reiche angewiesen. Das Interesse des gesammten Reiches der deutschen Nation war von ihnen Allen gegen augenblickliche, eigennützige Vortheile so sehr vergessen worden, dass sie sich gegenseitig nur zu begründete Vorwürfe darüber machten und durch diesen Hader ihre Rathlosigkeit und Hülflosigkeit noch vermehrten. Jeder glaubte sich Angesichts des Verraths des Anderen auf Kosten der Gesammtheit mit dem Reichsfeinde verständigen zu dürfen. Der 80jährige Kurfürst von Mainz selbst liess sich in seiner

Verlassenheit durch die Drohungen der Franzosen dahin bringen, dass er schliesslich in die freiwillige Oeffnung der Festung, in der er nur 3000 Mann Truppen stehen hatte, einwilligte. Was Wunder wenn unter solchen Umständen die Bedingungen des Waffenstillstandes von den Franzosen gänzlich ausser Acht gelassen wurden, sie links und rechts vom Rheine hausten, als wären sie mitten im Kriege?

Von den Verhandlungen in Rastatt war nur dann einige Abhülfe zu hoffen, wenn sie bald zum Friedensschluss führten; allein bis dahin hatte es noch lange Wege! Wochen und Monate gingen darüber hin, bis nur die Vollmachten der Unterhändler gegenseitig anerkannt wurden! Die Reichsdeputation war zunächst beauftragt worden, auf Grund der Integrität des Reiches zu unterhandeln, die Franzosen weigerten sich dessen natürlich. In Regensburg, wo man die Nutzlosigkeit des Widerstandes einsah und Alles aufbieten wollte, um nur weiteren Zögerungen vorzubeugen, beeilte man sich, eine unbeschränkte Vollmacht auszufertigen, die, sehr gegen den gewohnten büreaukratischen Schlendrian, bereits am 11. Januar 1798 in Rastatt anlangte. Da aber erwies sich, dass die nach der Abreise Bonaparte's zurückgebliebenen französischen Gesandten selber nur zum Unterhandeln, nicht aber zum Abschliessen Vollmacht hatten! Das war das würdige Vorspiel eines Friedenscongresses, der nur da zu sein schien, um die Wunde des Krieges offen zu halten und den diplomatischen Ränken freien Spielraum zu gewähren. Der Schwerpunkt der Action lag nach wie vor in Paris und hier — wie wir sehen werden — stand der entscheidende Einfluss fortan bei Bonaparte.

Bonaparte in Paris.

Die Fahrt Bonaparte's von Strassburg bis Paris glich einem Triumphzuge: überall ward er als der erste Held der Republik und Bringer des Friedens mit grenzenloser Begeisterung begrüsst. Am 5. December, Abends 5 Uhr, langte er — unbemerkt — in der Hauptstadt an. Er nahm seine Wohnung in einer abgelegenen Strasse, in einem kleinen Hause, das seiner Frau gehörte [1]). Barras wartete ihm sofort auf. Die obersten Verwaltungsbeamten des Departements der Seine fragten an, wann sie ihn antreffen könnten, er kam ihnen mit seinem Besuche zuvor. Dieselbe bestechende Zuvorkommenheit bezeugte er auch allen übrigen Beamten, bis zum Friedensrichter herab, der ihm ebenfalls seine Huldigung darbringen zu müssen meinte. Der Moniteur rühmt wiederholt die Einfachheit, die Würde, die Bescheidenheit seines Auftretens. Der zweispännige Wagen ohne Gefolge, der kleine Garten am Hause, in welchem er öfter allein auf und abgehend zu sehen war, das sichtliche Bestreben, sich den Huldigungen der Menge möglichst zu entziehen, alles Dieses ward als Beweis seiner bürgerlichen, republikanischen Denkart und Tugend gepriesen. Je mehr sein Sinn in Wahrheit auf lauten Beifall, auf fürstlichen Prunk und orientalische Etikette gerichtet war, je mehr er darauf bedacht war, sich

1) Barras hatte Mittel und Wege gefunden, einen Theil des confiscirten Eigenthums ihres enthaupteten ersten Gemahls für sie zu retten.

Alleinherrscher aufzuschwingen, um so eifriger war er
ırlich bestrebt, die entgegengesetzten Eigenschaften zur
au zu tragen [1]). Niemand wusste mehr als er — um mit
leyrand zu sprechen — wie in einer werdenden Republik,
die Gleichheit herrschen soll, jede Erhebung über den
chschnitt eifersüchtig bewacht und verfolgt zu werden
gt. Danach bemaass er sein Auftreten. Seine kleine, un-
ehnliche Gestalt kam ihm hierbei trefflich zu statten. Er
ıg so weit, dass er den Krieger verleugnete und den Uni-
nrock ablegte. Zumal nachdem er — an der Stelle von
ınot! — in der mathematischen Abtheilung der Akademie
genommen worden war, spielte er beständig den Mann der
ıssenschaft, der sich um Politik möglichst wenig kümmere.
gar auf den gedruckten Formularen seiner militärischen
lasse stand fortan als erster Titel: „membre de l'institut"
lesen. Bei Gelegenheit seiner Wahl schrieb er der Aka-
mie: „Die wahren Eroberungen, die einzigen, welche kei-
el Reue nach sich ziehen, sind diejenigen, welche man
r die Unwissenheit gewinnt. Die ehrenwertheste Beschäf-
ung, und zugleich die nützlichste für die Nationen ist die-
ige, welche auf Erweiterung des menschlichen Ideenkreises
geht. Die wahre Macht der französischen Republik muss
rtan darin bestehen, nicht zu verstatten, dass auch nur
e neue Idee aufkomme, ohne sie zu ihrem Eigenthum zu
ben." So schrieb der Mann, welcher die Beschränkung,
Vernichtung der Presse, den Triumviren des 18. Fructidor
mpfohlen, um nicht zu sagen anbefohlen hatte! während
ıen Dictatur in Italien kein Wort gedruckt oder auch nur
Post anvertraut werden durfte, das nicht nach seinem

[1]) Marmont bemerkt: „. . . le général Bonaparte affecta la plus
é, il évita de se montrer; et cette modestie feinte, nulle-
ıt, fut bien calculée, car elle augmenta sa popularité." Mém.
se, I, 343.

Willen war! Natürlich ward der Brief im Moniteur zum Abdruck gebracht. Wie denn überhaupt fast in jeder Nummer des Hauptblattes dafür gesorgt wurde, dass die Aufmerksamkeit auf ihn und seine Tugenden gerichtet blieb; wenn keine neue Kundgebung vorlag, so wurde ein alter Brief oder Erlass hervorgekramt; oder es wurde ausführlich erzählt, wie nahe er daran gewesen sei, vergiftet zu werden, indem die Frau, die ihn vor den Giftmischern gewarnt haben sollte, in ihrem Blute liegend von ihm aufgefunden wurde! Oder — da er sich vor allen übrigen Sterblichen nicht nur durch sein Genie, sondern auch durch sein Glück auszeichnen sollte und selbst auf dieses fast noch mehr hielt als auf jenes — so war u. A. am 28. December 1797 im Moniteur wörtlich zu lesen: „Gewinn von 50,000 Francs, gemacht in der Lotterie, von einem Bürger, welcher als Text bei seinem Einsatz den Namen Bonaparte gewählt hatte.“ Sehr häufig werden Verse auf ihn citirt, die ordentlich wie eine Visitenkarte beim Publikum abgegeben werden, so z. B. in der Nummer vom 12. December:

Sur le général Bonaparte.

Héros cher à la Paix, aux Arts, à la Victoire,
Il conquit, en deux ans, mille siècles de gloire.

Par le citoyen LEBRUN,
de l'Institut national.

Sehr nach seinem Geschmacke war es, dass die Strasse, die er bezogen hatte, die „Siegesstrasse“ getauft wurde.

Seinen grossen Tag hatte er am 10. December, an welchem er dem Directorium in der denkbar feierlichsten Weise die Ratificationsurkunde des Friedensschlusses von Campo Formio öffentlich überreichen sollte. Alles war darauf angelegt, ihm den blendendsten Triumph zu bereiten. Der grosse Hofraum des Luxemburg-Palastes ward zu einem festlichen Amphitheater umgestaltet. An dem einen Ende war

der Altar des Vaterlandes aufgerichtet, auf welchem Standbilder der Freiheit, der Gleichheit und des Friedens prangten, geschmückt mit von dem Heere in Italien erbeuteten Fahnen; darunter standen fünf Sessel, auf welchen sich die Directoren, in ihrem vollen Ornat, das an die Kleidung der alten Römer erinnern sollte, niederliessen; etwas tiefer sassen die Minister; zu beiden Seiten dieses Mittelpunktes thürmten sich die Sitze für die übrigen höchsten Behörden: für die gesetzgebenden Räthe, die Vertreter der auswärtigen Mächte, die Vertreter der Wissenschaften und Künste; um sie drängte sich die schaulustige, ruhmestrunkene Menge, welche alle Fenster und selbst die Dächer besetzt hielt. Die angrenzenden Strassen waren gedrängt voll von Solchen, die im Hofraum nicht mehr Platz gefunden hatten. Die Luft erdröhnte immer wieder von Jubelrufen. Militair hielt die Ordnung aufrecht.

Die Feier selbst ward durch Musik und einen vollen Gesangchor eingeleitet, diese aber wurden plötzlich durch nie enden wollende Rufe übertönt: „es lebe die Republik! es lebe Bonaparte! es lebe die grosse Nation!“ wie eine Lavine wälzte sich der Jubel heran, alle Blicke waren auf den einen Punkt gerichtet — da erscheint Bonaparte und die Begeisterung scheint jetzt erst zu beginnen: „Es lebe der Befreier Italiens! der Friedensstifter des Welttheils!“ — man wusste nicht, wie den Dank und die Bewunderung für den Helden in Worten auszudrücken. Er selbst schritt neben den beiden ihn geleitenden Ministern, gefolgt von zwei Adjutanten, die ihn durch ihre Körpergrösse alle weit überragten, anscheinend so gelassen und so bescheiden auf den Altar zu, dass die schlichte Erscheinung im Gegensatz zu dem ihr zu Ehren entfalteten Pomp den Effect noch steigerte. Das Conservatorium stimmte einen Hymnus an die Freiheit an, die Versammlung fiel in den Gesang ein, das Directorium, alle Anwesenden erhoben sich und entblössten das Haupt: der Jubel

ging über in religiöse Weihe, der Gesang verhallte und dann trat lautlose Stille ein. So wenigstens schildert der Moniteur die Scene.

Talleyrand, als Minister des Aeusseren, führte dem Directorium den Friedensbringer zu und hielt eine Lobrede auf denselben. Diese war so geschickt gehalten, wie sie von dem Nebenbuhler eines Voltaire und dem berühmtesten Diplomaten seiner Zeit zu erwarten stand. Der Ruhm Bonaparte's, führte er aus, gehöre der Revolution mit an, die ihn emporgebracht, der Regierung, welche ihm ihr volles Vertrauen geschenkt habe, den Tapfern, die unter seiner Oberleitung kämpften, überhaupt allen Franzosen als solchen, die des Namens würdig seien. Selbst alle die grossen und edlen Eigenschaften, die den Gefeierten in so seltenem Maasse auszeichneten, wären im letzten Grunde abzuleiten von jener unersättlichen Liebe zum Vaterlande und zur Menschheit, welche die Republikaner kennzeichne. Diese Betrachtungen hätten vielleicht den Anschein, als wenn er Bonaparte's Ruhm vermindern wolle, allein er meine ihm dadurch nur einen Dienst zu erweisen, denn er habe, wenn auch glücklicherweise ohne Grund! gefürchtet, dass ihm das allgemeine Verlangen nach Gleichheit die Auszeichnung missgönnen werde. „Wenn ich", sprach er wörtlich, „daran denke, was er Alles gethan, um sich diesen Ruhm verzeihen zu machen, an jenen antiken Sinn für die Einfachheit, der ihn auszeichnet, an seine Vorliebe für die abstracten Wissenschaften, an seine Lieblingsschriftsteller, an jenen erhabenen Ossian, der ihn von der Erde loszulösen scheint; an seine tiefe Verachtung des Glanzes, des Aufwandes, des Gepränges, dieser verächtlichen Begierden gemeiner Seelen! — wenn ich an dieses Alles denke, bin ich weit davon entfernt, das zu fürchten, was man seinen Ehrgeiz nennen möchte, empfinde ich vielmehr nur die eine Sorge, dass wir ihn vielleicht eines Tages werden bitten müssen,

damit er sich aus seiner Studierstube herausreisse. Ganz Frankreich wird frei sein: er selbst vielleicht niemals, das ist sein Schicksal." — Zunächst liege ihm ob, das perfide Albion zum Heile Frankreichs und der Welt niederzuwerfen. —

Auf diese in ihrer Art meisterhafte Rede Talleyrand's, erwiederte Bonaparte mit folgenden kurzen, abgerissenen, orakelhaften Sätzen:

„Bürger Directoren!

„Das französische Volk, um frei zu sein, musste die Könige bekämpfen.

„Um eine auf Vernunft gegründete Verfassung zu erlangen, hatte es 18 Jahrhunderte von Vorurtheilen zu besiegen.

„Die Verfassung des Jahres III und Ihr — Ihr habt über alle diese Hindernisse triumphirt.

„Die Religion, die Feudalität und der Royalismus haben, seit 20 Jahrhunderten, nach einander Europa beherrscht; allein von dem Frieden, den Ihr eben abgeschlossen habt, datirt die Aera des Constitutionalismus[1]).

„Es ist Euch geglückt, die grosse Nation zu organisiren, so dass ihr weites Territorium bis an die Grenzen reicht, die ihr die Natur gesteckt hat.

„Ihr habt mehr gethan.

„Die beiden schönsten Theile von Europa (i. e. die Niederlande und Italien), einst so berühmt durch die Künste, die Wissenschaften und die grossen Männer, deren Wiege sie waren, sehen, von der schönsten Hoffnung erfüllt, den Genius der Freiheit aus den Gräbern ihrer Voreltern emporsteigen.

„Es sind zwei Fussgestelle, auf denen das Schicksal zwei mächtige Nationen aufrichten wird.

„Ich habe die Ehre, Ihnen den zu Campo Formio unter-

1) Date l'ère des gouvernements représentatifs.

zeichneten, von Seiner Majestät dem Kaiser ratificirten Friedensschluss zu überreichen.

„Der Frieden sichert die Freiheit, den Wohlstand und den Ruhm der Republik.

„Sobald das Glück des französischen Volkes auf die besten organischen Gesetze gegründet sein wird, wird ganz Europa frei werden [1])."

Bis auf den letzten Satz, der mit Recht das grösste Aufsehen erregte, war die Rede offenbar darauf angelegt, bezüglich seiner Achtung der bestehenden Verfassung und des Directoriums zu beruhigen. Wir wissen bereits, was hiervon zu halten war. Das ganze Manifest — denn mit einem solchen haben wir es offenbar zu thun — war trefflich berechnet, um die Erwartungen auf's Höchste zu spannen und dabei seine wahren Absichten nicht zu verrathen. Nur so viel war klar: dass von dem Friedensschlusse zu Campo Formio (seinem eigensten Werke!) an, eine neue staatliche Ordnung nicht nur für Frankreich, sondern für ganz Europa beginnen sollte, eine Neuordnung, welche sich von dem mittelalterlichen Staate wesentlich unterscheiden und nicht das Königthum sein sollte.

Auf seine Rede folgte eine sehr schwülstige, viel zu lange von Barras. Auch er begann natürlich damit, dem Helden des Tages Weihrauch zu streuen. Bonaparte habe selbst die berühmtesten Namen des Alterthums verdunkelt; er zeichne sich vor allen übrigen grossen Kriegern dadurch aus, dass er den Völkern, durch deren Besiegung er seinen Ruhm gegründet, statt Tod und Knechtschaft, Freiheit und Glück gebracht habe, seine Eroberungen würden von den Gedanken eines Socrates getragen: er habe — trotz seiner Jugend — allenthalben seinen Siegesruhm der Wohlfahrt der

1) Lorsque le bonheur du peuple français sera assis sur les meilleures lois organiques l'Europe entière deviendra libre.

Völker, dem Interesse des Vaterlandes, dem Frieden hintan gesetzt! Barras benutzte die Gelegenheit, um die Verdienste des Directoriums auszuposaunen, auf den Wohlstand, die Ordnung, den Frieden hinzuweisen, der nun bevorstehe, der aber — wunderbar genug! — vor Allem deswegen so hoch anzuschlagen sei, weil er es ermögliche, England zu vernichten!

Nachdem Barras geendigt hatte, gab er, als Präsident des Directoriums, Bonaparte den Bruderkuss, so verlangte es die sentimentale Sitte der Zeit; und auch die anderen Mitglieder des Directoriums, die es von Amts wegen nicht zu thun brauchten, beeilten sich, ihn in ihre Arme zu schliessen. Die Feier schloss mit einem berauschenden Hymnus, den Chénier zu diesem Tage gedichtet hatte und dessen Refrain von allen Anwesenden mitgesungen wurde.

Die gesetzgebenden Räthe gaben dem Gefeierten ein Festmahl im Louvre, in den Gallerien jenes Museums, welches er mit den herrlichsten Kunstwerken Italiens angefüllt hatte. Auch hier fehlte es nicht an endlosen, überschwänglichen Reden, Gesängen und Schmeicheleien jeder Art. Allein das Fest war dennoch, wie Bonaparte's eigner Adjutant Marmont bezeugt, ein trübes: es herrschte ein allgemeines Unbehagen, Niemand wusste, was der kommende Tag bringen werde.

Endlich liess es sich Talleyrand nicht nehmen, ihm ein Fest zu geben, auf dem er — zur grossen Befriedigung Bonaparte's — sich als ein Meister in jenen gesellschaftlichen Künsten erwies, welche den Hof zu Versailles einst ausgezeichnet hatten, für welche die Republikaner so wenig Sinn als Neigung zeigten.

Diese lärmenden Festlichkeiten und gegenseitigen Beräucherungen hatten den politischen Vortheil für Frankreich, dass der Einklang zwischen den obersten Gewalten, wenig-

stens für den aussenstehenden, oberflächlichen Beobachter wieder glücklich hergestellt scheinen konnte. So schien es vor Allem dem preussischen Gesandten Sandoz Rollin, der diesen Umstand als ein grosses Verdienst von Bonaparte preisen zu müssen meinte.

Dieser Einklang war jedoch ein trügerischer Schein, der sich durch die sich überstürzenden Ereignisse bald genug in seiner ganzen Haltlosigkeit zeigen sollte. Das Directorium, wie es aus dem Staatsstreich des 18. Fructidor hervorgegangen war, vermochte sich nur dadurch zu halten, dass es einen Theil der Abgeordneten deportirt hatte und auch in allen übrigen, von der Volkswahl abhängigen Behörden mit grösster Rücksichtslosigkeit aufräumte, an Stelle der rechtmässigen Beamten seine Creaturen einsetzte. Zu den bereits unterdrückten Zeitungen kamen, gerade während der Festlichkeiten, 16 neue [1])! Die pariser Bevölkerung selbst war allmählich bezüglich der Revolution gleichgültig geworden; wer ihr Ruhe und materiellen Wohlstand verbürgte und wenn es Ludwig XVIII. war! war ihr willkommen. Sie war zur Zeit „leichter zu knechten als zu begeistern“ [2]). Wie in der Hauptstadt, so war es in den übrigen Landestheilen. Die Lage war um so gefährlicher, als die furchtbar strengen Maassregeln gegen die Emigranten (d. h. Adligen) und die Priester, welche im Gefolge des 18. Fructidor anbefohlen waren, keineswegs dem Bewusstsein der Massen entsprachen, vielmehr eine Menge, bereits für die Republik gewonnene Gemüther derselben wieder entfremdeten. Ganz, wie nach dem 13. Vendémiaire, hatten sich die Regierenden zunächst der radikalen Umsturzpartei, den s. g. Jacobinern, bedenklich

1) S. Moniteur, v. 28. Frimaire (18. December).

2) S. den Bericht des Centralbureaus des Seine-Departements v. 12. März 1798, abgedr. bei Ad. Schmidt, Tableaux de la Rév. III, 300 „Paris veut de la tranquillité, il est actuellement plus facile d'en obtenir de la soumission que de l'enthousiasme.“

genähert, von denen sie sich erst wieder emancipiren mussten. Von den neuen Directoren war der bedeutsamste Merlin von Douay, der mit unermüdlicher Arbeitskraft und durchgreifender Entschlossenheit die Leitung der inneren Angelegenheiten an sich gerissen hatte. Neben ihm erschienen seine beiden Collegen François de Neufchâteau, der als Schöngeist und Literat gekennzeichnet wird und Lareveillère-Lépaux, der sich vor Allem mit Einführung des republikanischen Kalenders und der neuen Religion, der Theophilanthropie, beschäftigte und eifrig botanisirte, wie Müssiggänger. Rewbell war für die auswärtigen Angelegenheiten das, was Merlin für das Innere; sein heftiges, verbittertes Temperament neigte zu der radikalen Umsturzpartei; mehr als je war er darauf bedacht, die Revolution immer weiter in die angrenzenden Staaten zu verbreiten. Barras aber war nach wie vor Derjenige, welcher durch sein ganzes Auftreten, durch die Geschmeidigkeit und den Glanz seiner Persönlichkeit als der eigentliche Regent, als der hervorleuchtendste Repräsentant der Regierung, des ganzen Systems erschien. Sie Alle fürchteten sich vor den im Frühjahr bevorstehenden Wahlen und — vor Bonaparte.

Bonaparte's Vertraute waren in Verfassungsangelegenheiten zunächst Talleyrand und der Abbé Sièyes, welcher zur Zeit dem Rathe der Alten vorsass. Ob und in wieweit Bonaparte auch Barras ins Geheimniss zog, ist schwer auszumachen. Jedenfalls stellte er sich mit ihm auf den vertrautesten Fuss, so dass Talleyrand ihn in seiner Ansprache im Luxemburg einen alten Freund Bonaparte's genannt hatte [1]). Er war zur Zeit Präsident des Directoriums und Bonaparte musste ihn warm halten, schon damit er sich

1) „. . . vous aurez à écouter (schloss er seine Ansprache an Bonaparte) celui qui a le droit de vous parler au nom de la France entière, et la douceur de vous parler encore au nom d'une ancienne amitié."

nicht den Bourbonen ergab. Er benutzte ihn und Rewbell, der ohne Argwohn gegen ihn gewesen zu sein scheint, um sich das Directorium zu Willen zu machen und namentlich in der auswärtigen Politik seinen Einfluss zur Geltung zu bringen.

Bonaparte verstand es, ähnlich wie Sièyes, sich den einzelnen Parteien gegenüber so zu stellen, dass zugleich die Radikalen, die Gemässigten und die Anarchisten auf ihn rechnen zu können meinten. Selbst die Royalisten hofften, in ihm vielleicht ihren Mann zu finden. Ihre geheimen Agenten erwarteten täglich den Staatsstreich, welchen Bonaparte und Barras zusammen planen sollten [1]). Sie beschlossen, Beide zu sondiren. Frau Bonaparte erhielt daher ein bezügliches Schreiben. Sie erwiederte zunächst, wie es zu erwarten stand, dass sie ihren Gemahl erst wegen der Antwort befragen müsse, diese lautete schliesslich nicht ablehnend, sondern nur hinhaltend; wie denn Bonaparte noch als erster Consul die Bourbonen eine Zeitlang in dem Wahne gelassen hat, als würde er sich als ein williges Werkzeug von ihnen entpuppen.

Am Wenigsten vermochte er Diejenigen zu täuschen, welche in ihrem festen Glauben an das Heil der Revolution nur ihre Leidenschaft befragten. Unter diesen wurde ihm sein ehemaliger Untergebener und Waffengefährte General Augereau der Gefährlichste. Bonaparte hatte denselben seiner Zeit zum 18. Fructidor nach Paris geschickt, weil er von ihm wusste, dass er dreist draufgehen und im Sinne der Radikalen mit der damaligen Opposition aufräumen werde. Wir erinnern uns, wie er, kaum dass derselbe in Paris angelangt war, seine Hand von ihm zurückgezogen, ihn ohne die versprochenen Geldmittel, ja lange gänzlich ohne Nachricht gelassen hatte u. s. w. Augereau, der ihm

1) M. hierfür und das Folgende Berichte royalistischer Agenten an Dutheil ...den. Record Office daselbst.

bis dahin blindlings ergeben gewesen zu sein scheint, war es wie Schuppen von den Augen gefallen. Er begann so sehr an Bonaparte's Ergebenheit für die Sache der Revolution zu zweifeln, dass er bekanntlich einen Adjutanten an die Offiziere der italienischen Armee geschickt hatte, welcher trotz Bonaparte's ablehnender, kühler Haltung gegenüber dem Staatsstreich die Soldaten für das Geschehene begeistern sollte. Von diesem Augenblicke an waren sie geschiedene Leute. Den Umstand, dass Augereau an Stelle von Hoche Oberbefehlshaber der Heere am Rhein geworden war, gab Bonaparte mit als Grund an, wesshalb er auf den Marsch auf Wien verzichtet hätte. Als er auf seiner Reise nach Rastatt durch Offenburg kam, wo Augereau sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, fuhr er zwar bei ihm vor, allein er blieb im Wagen sitzen: er habe keine Zeit einzukehren, liess er dem Obergeneral, der mit ihm gleichen Rang hatte, melden, Augereau möge sich an den Schlag herunter bemühen! Dieser aber gab zur Antwort, dass er noch bei seiner Toilette sei und so eilte Bonaparte vorüber [1]).

Zur Zeit schürte Augereau, offenbar dem Wunsche der Regierung entsprechend, im südwestlichen Deutschland das revolutionäre Feuer, um dort womöglich eine Republik in's Leben zu rufen. Die Klagen der deutschen Regierungen, zumal der preussischen, gaben Bonaparte und seinem Talleyrand den erwünschten Anlass, denselben zu verleugnen, abzuberufen und nach Perpignan, an die pyrenäische Grenze zu versetzen. Schon zuvor war ihm, durch die Bildung der Heeresabtheilung, welche Mainz besetzte, ein bedeutender Theil seines Heeres entzogen worden. Hiermit nicht genug, soll Bonaparte sogar darauf angetragen haben, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Diese unversöhnliche Verfolgungswuth erklärt sich daraus, dass Augereau den Usurpator

1) S. Lavalette, Mémoires.

durchschaut hatte und in seiner rücksichtslosen soldatischen Art nicht Anstand nahm, ihn zu entlarven. Er schrieb darüber einen Brief an seinen Generaladjutanten nach Paris, in welchem er Bonaparte einen kühnen Wühler (brouillon audacieux) nannte, der schon in Italien die Anhänger der Revolution preisgegeben, die Priester und die Adligen begünstigt habe und den man daher nicht scharf genug überwachen könne [1]). Seine Bemühungen, diesen und dessen Umsturzpläne zu entlarven, waren so weit gediehen, dass es für gut befunden wurde, im Rédacteur in Form einer Zuschrift aus Strassburg zu bemerken, dass Bonaparte und Rewbell einer grossen Gefahr entronnen seien, indem die Agenten Augereau's der Regierung zu beweisen versucht hätten, dass dieselben darauf ausgingen, sich der Herrschaft zu bemächtigen [2]). Man versteht, wie Augereau Zeitlebens von Bonaparte gehasst worden ist [3]).

Noch schärfer als Augereau urtheilte über Bonaparte sein Landsmann Arena, der ebenfalls zu den entschlossensten Revolutionsmännern gehörte und ihn von den Umtrieben auf Corsica her kannte: „Ihr kennt diesen Mann nicht," liess er sich vernehmen [4]), „Er ist es, der, nachdem er Augereau zum 18. Fructidor nach Paris geschickt hatte, ihn hinterher vom Directorium hat maassregeln lassen, der die Undankbarkeit so weit getrieben hat, dessen Verhaftung zu bean-

---

1) S. Barante, Histoire du Directoire, III, 15.

2) Vgl. Barante, hist. du Direct. III und Thibaudeau Mémoires. II, 339. Auch die Depesche des preuss. Gesandten S. R. v. 31. Janr. 98. Berl. Arch. der über Rewbell's Wuth gegen Augereau berichtet. Die blosse Versetzung Augereau's bezeichnete Talleyrand als eine Kinderei: „Il eut été bien plus digne de la République de le casser à la tête de l'armée, et de l'exiler. C'était le conseil de Buonaparte."

3) S. Lavalette, Mém. I, 257 bemerkt bei Gelegenheit des Vorfalls in Offenburg: „Les torts nombreux qu'il (i. e. Augereau) avait envers le général Bonaparte augmentère sa haine, qui n'a fini qu'avec sa vie."

4) S. Thibaudeau, a. a. O. p. 337.

tragen. Er hat 20 Millionen in Italien gestohlen, und alle Generäle nach seinem Beispiele plündern lassen. Es ist Keiner, der die Freiheit mehr gefährdet als er."

Bonaparte's Hauptstütze war und blieb natürlich das Heer. In diesem hatte er, seit dem Tode von Hoche, dem Sturze von Pichegru und Carnot, keinen Rivalen, der sich auch nur entfernt an Ansehen mit ihm messen konnte. Er verfügte überdies thatsächlich über die gesammte Streitmacht der Republik: das Heer am Rhein war bei der Entfernung von Augereau aufgelöst worden und Hatry, der in Mainz stand, empfing bereits früher unmittelbar Befehle von Bonaparte; das Heer in Italien hatte seinen Generalstabschef Berthier zum Oberbefehlshaber, der seinen Befehlen gehorchte und die ihm anvertraute Streitmacht nur als einen Theil der englischen Armee betrachtete; das Heer, welches bestimmt wurde, die Schweiz zu unterwerfen, war nur ein Theil des italienischen; in Holland befehligte Joubert, der ebenfalls seine Befehle von Bonaparte erhielt; das Heer endlich, das unter seiner Leitung gegen England kämpfen sollte und das sich zugleich an der Süd- und der Nordküste Frankreichs sammelte, dessen Colonnen Paris umklammert hielten, umfasste auch noch die ganze Kriegsflotte. Da es nur noch die Engländer zu bekämpfen gab und er mit der Führung des Unternehmens beauftragt war, so war seiner Befehlshaberschaft keine Schranke gesetzt, zumal der Krieg, wie er ihn plante, zugleich an allen Küsten Frankreichs und des mittelländischen Meeres, bis nach Indien hinein, geführt werden sollte. Die hervorragendsten Generale aller Heerestheile stellten sich ihm zur Verfügung. Ganz besonders suchte er diejenigen des Rheinheeres an sich zu fesseln. Von diesen waren Bernadotte und Desaix schon in Italien mit der grössten Auszeichnung von ihm empfangen und behandelt worden. Desaix vertrat ihn zur Zeit bei dem Heere an der Nord-

[illegible] Selbst den charaktervollen, unbändigen Kleber hatte er zu weichen verstanden. Die Macht seiner Persönlichkeit, seiner Stellung, der Glanz seines Ruhmes wirkten unwiderstehlich.

Trotzdem er sicherweise auf das Heer rechnen konnte, hat er den gewünschten Staatsstreich nicht gewagt. Er überzeugte sich nämlich, dass die Verfassung des Jahres III, trotz des am 13. Fructidor erlittenen Stosses, noch in zu grossem Ansehen stand und dass selbst das Directorium in seinem jetzigen Bestande, nach dem Friedensschlusse zu Campo Formio, nicht leicht zu stürzen war. Er musste darauf sinnen, jenes noch mehr zu erschüttern.

Im Grunde bedurfte es hierzu kaum mehr, als die Sachen ruhig ihren Gang nehmen zu lassen. Die Wahlbewegung im Frühjahr 1798 kam ihm trefflich zu statten. Trotz aller Machinationen der Regierung gelangten, nicht ohne Einfluss des Heeres[2], an die 60 Abgeordnete in den gesetzgebenden Körper, die sich durch jacobinischen Ungestüm auszeichneten und gegen das Directorium Front machten, so dass dieses, mit Hülfe des Rathes der Alten, die Annullirung der mißliebigen Wahlen durchsetzte; wodurch die Leidenschaften der Opposition bedenklich gesteigert wurden. Das Bestreben der gesetzgebenden Körperschaft, sich an einer Regierung zu rächen, welche so zum zweiten Male dieselbe gewaltsam verstümmelt hatte, war ein so natürliches, dass kein grosser politischer Scharfsinn dazu gehörte, um vorauszusehen, dass, spätestens im Gefolge der nächstjährigen Wahlen, zumal wenn bis dahin das Directorium sich noch weitere Blössen gab, ein Staatsstreich in umgekehrter

1) S. die Liste der der armée d'Angleterre eingereihten höheren Offiziere im Erlass des Directoriums v. 12 Januar 98, abgedr. in der Corresp. III, 480.

2) S. u. A. Depesche Sandoz-Rollins v. 22. Dec. 97. Berliner Arch. (les assemblées primaires) seront influencées fortement par la présence des troupes."

Richtung, seitens der gesetzgebenden Körperschaft gegen das Directorium, versucht werden würde. Hierauf gründeten Bonaparte und Sièyes ihre Rechnung. Das war der Augenblick, um Angesichts der vollständigen Unhaltbarkeit der bestehenden Verfassung die ihrige an deren Stelle zu setzen. Vorläufig begnügte sich Bonaparte, sich den inneren Angelegenheiten gegenüber völlig neutral, um nicht zu sagen gleichgültig zu zeigen. Doch liess er sich gelegentlich so scharf gegen das Directorium aus, dass dieses darob erschrak [1]).

Wenn die Regierung im Inlande schon durch den Sieg der Radikalen in ihrer Existenz bedroht wurde, so war sie noch weit mehr gefährdet, wenn sie dem Auslande gegenüber nicht Frieden zu halten und wenigstens dem Continentalkriege ein Ende zu bereiten verstand. Hier aber gaben die Finanznoth und die Haltung der Truppen den Ausschlag; aus Furcht vor den letzteren und um deren Unterhalt zu bestreiten, wurden die nächstgelegenen, bereits unterworfenen Länder immer wieder von Neuem mit Krieg überzogen und ausgeplündert. Wenn irgend Einer in der Lage war, dieses zu verhindern, so war es Bonaparte, allein er that genau das Gegentheil; ein solches Raub- und Eroberungs-System war gerade Das, was er zur Verwirklichung seiner Pläne brauchte. Die Gelder, welche bei dieser Gelegenheit einkamen, dienten in erster Linie dazu, seine Kriegskasse zu füllen, wogegen die Verantwortung für die schamlose Art, wie dieselben eingetrieben wurden, nicht auf ihn, sondern auf die Regierung zurückfiel. Wenn in Folge dieser wahnwitzigen Politik der Friedensschluss zu Campo Formio illusorisch wurde und ein zweiter Coalitionskrieg ausbrach, so war das die sicherste Art, das Directo-

1) S. einen interessanten Fall bei Barante, Hist. du Direct. III, 12 ff. Vgl. über den Vorfall auch Thibaudeau, Mémoires, II, 334 ff.

[illegible] sich selbst unentbehrlich zu machen. Gelang es ihm, Frankreich auch aus dieser Noth zu befreien, konnte er eines Tages vor das Directorium hintreten und sagen: „Ich habe Euch den Frieden und das Uebergewicht auf dem europäischen Festlande gesichert gehabt, was habt Ihr damit gemacht?“ — so war das Spiel gewonnen. Freilich war dieses Spiel ein ungeheures Wagniss, der wahrhaft herostratische Gedanke, ganz Europa wieder in Flammen zu setzen, Frankreich selbst an den Rand des Abgrunds zu bringen, nur um als Retter in der Noth zu erscheinen, an sich etwas so Ungeheuerliches, dass er nur dem Gehirne jenes Bonaparte entspringen konnte, der sich bereits als eine Art Gottheit fühlte, der es vom Schicksal beschieden sei, geradezu die ganze alte Welt aus den Angeln zu heben, dessen Herrschergedanken bereits drei Welttheile umspannten, dem Europa für seinen Ruhm, der die Welt erfüllen sollte, bereits zu klein erschien. Andrerseits war die Machtstellung Frankreichs zur Zeit eine solche, dass er es auf einen Kampf mit einer zweiten europäischen Coalition, die doch nicht alle europäischen Mächte umfasste, ankommen lassen konnte, selbst wenn die Republik zunächst am Rhein und in Italien Niederlagen erleiden sollte. Dass dieses wirklich sein Plan war, wird ein kurzer Ueberblick seiner Handlungsweise darthun. Nur von diesem Gesichtspunkte aus ist er selbst, sind der Sturz der directorialen Regierung in Frankreich, der zweite Coalitionskrieg, sind Tendenz, Begründung und Inhalt der ganzen napoleonischen Aera zu verstehen.

Was zunächst das Verhalten gegenüber jenen beiden „schönsten Theilen von Europa“, die Niederlande und Italien anbelangt, welche „die Freiheit aus den Gräbern ihrer Voreltern“ hervortreten sehen und „das Fussgestell von zwei [illegible]chtigen Nationen“ werden sollten, so konnte die Wirklich-

keit mit diesen hochtönenden Phrasen nicht mehr contrastiren, als es der Fall war. Unter den Niederlanden war nicht nur Belgien zu verstehen, welches zu dem französischen Gebiete geschlagen worden war, sondern auch jenes Holland, welches Pichegru einst in einem Winterfeldzuge erobert hatte. Seitdem war dort die s. g. batavische Republik gegründet worden, deren Regierungsorgane aber von den Franzosen nur in soweit geachtet wurden, als sie sich zu blinden Werkzeugen der französischen Herrschaft hergaben. Nicht genug, dass die Holländer in Folge des Zusammengehens mit Frankreich ihre sämmtlichen Colonien, namentlich auch das Cap an die Engländer, andere, festländische Gebietstheile an die Franzosen, ihre s. g. „Befreier" verloren hatten, dass sie erst am 11. October 1797 in einer blutigen Seeschlacht den grössten Theil ihrer letzten Kriegsflotte und ihren besten Admiral eingebüsst hatten, — sie mussten vertragsmässig 25,000 Mann französischer Truppen im Lande dulden und unterhalten, und vor allen Dingen jetzt das gegen England geplante Unternehmen mit Geld, Schiffen und Mannschaft in's Werk setzen helfen. Bonaparte verlangte von ihnen nicht weniger als 150 bis 250 Fischerboote, von denen jedes 80 bis 100 Mann und einige Kanonen tragen könne; dazu 20 bis 30 Kanonenboote, eine entsprechende Anzahl Seeoffiziere, Geld soviel irgend aufzutreiben war, Unterkunft für mehrere Tausend Pferde u. s. w.[1]). Damit diese Anordnungen auf keinerlei Widerstand stiessen, waren der ehemalige Minister Delacroix und Bonaparte's junger Schützling, der General Joubert, der die Truppenmacht in Batavien kommandirte, zur Stelle. Diese räumten mit den widerstrebenden Mitgliedern der Vollziehungs-

1) S. Bonaparte's Instruction an Forfait und Andréossy v. 12. Febr. 98, sowie das Schreiben an das Directorium der batavischen Republik vom selben Datum.

gewalt und der gesetzgebenden Versammlung auf, als wären es französische Rebellen gewesen.

Genau in derselben Weise erging es den Italienern. Unter dem 12. December instruirte Bonaparte den General Berthier dahin, Venedig den Oestreichern, gemäss den zu Rastatt vereinbarten Bestimmungen (doch nicht bevor Mainz in den Händen der Franzosen war!) zu überliefern. Alles Kriegsmaterial sollte er zuvor nach Ancona und Corfu schaffen, die seetüchtigen Schiffe, grosse und kleine, ohne Ausnahme, ausführen, die untüchtigen versenken, die noch im Bau begriffenen zersägen; alle Trophäen, archivalischen Papiere, Karten, überhaupt Alles, was irgend brauchbar erschien, in Sicherheit bringen. In der cisalpinischen Republik sollte Berthier auftreten, wie es Bonaparte gewohnt gewesen war, indem hier, jedenfalls bis zum Abschluss eines Schutz- und Trutzbündnisses, das Recht der Eroberung ausschliesslich gelten sollte, d. h. das Recht der Plünderung. Wer sich in der Regierung oder der gesetzgebenden Körperschaft den Eroberern lästig erwies, sollte, wie es Bonaparte selbst zu thun pflegte, den Befehl erhalten, sich aus dem Umkreis der französischen Heere zu entfernen. Das „Bündniss", welches der Cisalpina die Erlösung von diesem Joche bringen sollte, und im März 1798 wirklich erzwungen wurde, bestand, ganz wie in Batavien, darin, dass sich die Tochter-Republik verpflichten musste, an allen Kriegsunternehmungen Frankreichs theilzunehmen und auch im Frieden „zur Aufrechthaltung der Ordnung und Freiheit" 25,000 Mann französischer Truppen bei sich unterzubringen und mit 18 Millionen Franken jährlich zu besolden! Nicht weniger summarisch wurde mit Genua verfahren, der s. g. ligurischen Republik, deren „volle Entfaltung" Berthier unterstützen sollte. Die „vollständige Entfaltung" der ligurischen Republik, wie sie Bonaparte geplant hatte, schloss aber bekanntlich die Absorption von Piemont

in sich. Wir erinnern uns, wie Bonaparte dieses Königreich nur deswegen hatte fortbestehen lassen, weil er so den Rücken seines Heeres am sichersten wähnte und die trefflich organisirte Streitmacht desselben im Nothfall im Kampfe gegen Oestreich auszubeuten dachte. Diese Erwägungen waren jetzt hinfällig geworden. Vergeblich hatte der König seine Festungen preisgegeben, die Durchzüge des französischen Heeres verstattet und auch in der inneren Verwaltung den revolutionären Forderungen gegenüber Concession auf Concession gemacht — seine Vernichtung war nur eine Frage der Opportunität. Nachdem, wie wir noch näher sehen werden, zum Ueberfluss auch die Schweiz in französischen Händen war, war sein Land völlig umschlossen. Kaum war der General Brune, den Bonaparte bei dem Strassenkampfe in Paris am 13. Vendémiaire als entschlossenen Jacobiner kennen gelernt, später nach Italien beschieden und warm gehalten hatte [1]), als Nachfolger Berthier's in Mailand eingerückt, so drangen zugleich von der Cisalpina und von Ligurien her bewaffnete Schaaren gegen Piemont vor und boten den dortigen, durch französische Agenten aufgehetzten Aufständischen hülfreiche Hand. Die tapfere Gegenwehr des piemontesischen Heeres, insbesondere der demselben zugehörigen Schweizer-Regimenter, vermochte nicht zu verhindern, dass der König am 28. Juni 1798 seine letzte Citadelle, diejenige seiner Hauptstadt Turin, den französischen Truppen öffnete und somit nur noch von ihrer Gnade abhing.

Was von der Unabhängigkeit des Freistaats Ancona zu halten war, dem grossen Kriegshafen Bonaparte's am adriatischen Meere, wissen wir. Von einer Rückerstattung desselben an den Papst, wie noch im Frieden von Tolentino vorgesehen war, konnte schon deswegen nicht die Rede sein, weil unterdessen für Rom selbst die Stunde der Republi-

1) S. hierüber Mém. du Duc de Raguse.

kanisirung, der Unterwerfung geschlagen, der Kirchenstaat zu existiren aufgehört hatte.

Die Bewunderer und Schmeichler Bonaparte's versäumten nicht, wenn sie jene Grossthaten aufzählten, die seinen Namen zu dem glänzendsten der ganzen Weltgeschichte gemacht haben sollten, es ihm besonders hoch anzurechnen, dass er der Versuchung widerstanden habe, auf's Kapitol zu steigen und so selbst dem Papste gegenüber Mässigkeit und Besonnenheit gezeigt, den Frieden und das Gemeinwohl dem Kriege und seinem Feldherrnruhme vorgezogen habe. In der That hatte er seiner Zeit, trotz des Directoriums, welches den Augenblick nicht erwarten konnte, die römisch-katholische Hierarchie in ihrem Haupte zu treffen, es aus strategischen und politischen Gründen für klüger erachtet, sich zunächst mit der Eroberung Ancona's und der Plünderung des übrigen Kirchenstaates zu begnügen; er hatte solcherweise bekanntlich auch verstanden, sich persönlich dem Papste und damit den Katholiken überhaupt als Schutzherr zu empfehlen. An der Erhaltung oder auch nur Schonung des Kirchenstaates lag ihm so wenig, dass er vielmehr Alles vorbereitet hatte, um bei nächster Gelegenheit mit demselben aufzuräumen.

An Stelle des friedlich gesinnten Cacault war bekanntlich Joseph Bonaparte Gesandter in Rom geworden, der dem berüchtigten Schatzmeister Haller bei der Eintreibung der angeblich noch rückständigen Werthe der Kriegsentschädigung behülflich war, auf die Freilassung aller politischen Gefangenen bestand, die Entfernung des Generals Provera, der aus Neapel gekommen war, um die Schlüsselsoldaten zu organisiren, bewirkte und nur auf den Tod Pius VI. wartete, um einen Franzosen auf den päpstlichen Thron zu erheben. Unter solchen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, dass die Revolutionäre, welche von französischen Agenten

ornt wurden und in dem französischen Botschafter

jedenfalls einen sicheren Fürsprecher hatten, sich zusammenrotteten und den Sturz der päpstlichen Herrschaft versuchten. Ein Haufe von ihnen, der von den päpstlichen Truppen verfolgt wurde, flüchtete sich (am 28. December 1797) in den Hofraum der französischen Botschaft. Die Verfolger drangen nach und gaben sogar Feuer; Joseph Bonaparte stürzte mit seinem Gefolge hervor, um die Verletzung des Asyls zu rügen und Ruhe zu gebieten. Der junge General Duphot, der Bräutigam von Josephs Schwägerin, wagte sich hierbei in seiner Hitze zu weit vor in die aufgeregte Menge hinein und ward von einem Päpstlichen erschossen. Alle Anerbietungen einer Genugthuung, alle Bitten der päpstlichen Regierung und der anderen Gesandten blieben vergeblich — Joseph Bonaparte reiste sofort ab.

Am 11. Januar 1798 setzte Napoleon in Paris neue Instructionen an Berthier auf; er befahl ihm: in Eilmärschen, so geheim als möglich, nach Rom aufzubrechen und zugleich die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, für den Fall dass Neapel intervenirte. Bereits am 11. Februar 1798 hielt Berthier seinen Einzug in die ewige Stadt. Gegen die Ausrufung einer römischen Republik verhielt er sich zunächst kühl und ablehnend, schon weil bei der Aufrechthaltung der bestehenden Verwaltung eine systematische Brandschatzung erleichtert wurde, doch endigte er damit, das Kapitol zu besteigen und die Farce der Wiedergeburt des antiken Freistaates mitzumachen. Die Komödie war aber sehr wenig nach seinem Geschmack; er sorgte, Bonaparte's Vorschrift und Vorgang gemäss, dafür, dass die Freiheitsschwärmer das Recht des Eroberers und sein militairisches Regiment nicht behinderten. Ihm war die zweideutige politische Rolle, die man ihn spielen liess, überhaupt zuwider [1]). Wohl versicherte

1) S. schon sein Schreiben an Bonaparte vom 1. Januar 98, in welchem er bitter darüber klagt, in welche ehrenrührige Lage man ihn versetzte, in-

er Bonaparte[1]), dass er sich an Rom würdig rächen werde, d. h. ohne zu plündern; allein im selben Athemzuge bezeichnet er sich, als zum Schatzmeister des gegen England bestimmten Heeres ernannt und verspricht, die Kasse tüchtig füllen zu wollen. Hierzu will er Haller mitnehmen, den er nicht genug zu loben weiss und den er einst als Finanzminister der französischen Republik sehen möchte! Die Plünderung, der sich Berthier enthalten wollte, trieb sein Haller aber so weit, dass er dem fast 80jährigen Papste die Ringe buchstäblich vom Finger zog und sich nicht entblödete, dessen spanischen Schnupftabak, vor dessen Augen, zu entwenden![2]) Wenn Solches im Namen der Regierung geschah, so kann es nicht überraschen, dass kein Haus, kein Privatmann vor Einbruch und Erpressung sicher war. Das Verfahren war um so empörender, als die Truppen fünf Monate ohne Sold waren und auch die römische Beute ihnen vorenthalten blieb. Sie kündigten in Folge dessen ihren Befehlshabern den Gehorsam auf. Der Regierung in Paris blieb Nichts übrig, als ihren Forderungen nach Kräften nachzukommen. Der General Massena, der Berthier ersetzen sollte und wegen seiner Habsucht verrufen war, musste vom Oberbefehl in Rom zurücktreten.

Aehnliche Auftritte erfolgten auch in der Lombardei. Die Verantwortung dafür fiel natürlich auf das Directorium zurück, welches selbst leer ausging und dessen Ansehen im Heere ohnedies nur zu sehr erschüttert war. Bonaparte dagegen, der Meister und Oberleiter des Plünderungs-Systems, der die Hauptsummen einstrich, wurde als der „Vater" des Soldaten vergöttert, der dazu berufen schien, das Heer an der Regierung zu rächen!

---

dem er bezüglich der Räumung Venedigs keinen Auftrag erhalte, obgleich der Vertragstermin bereits abgelaufen. Corresp. inéd. IV, 481.

1) Von Mailand aus, am 19. Januar 98. Corresp. inéd. IV, 499.

2) S. Hüffer a. a. O. I, 133.

Natürlich machte die Besetzung Roms und die Begrün-
ıg der römischen Republik, die den ganzen Kirchenstaat,
Ausnahme von Ancona und der umliegenden Landschaften,
fasste, der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende.
derselbe nicht gutwillig abdanken wollte, so ward er
unter den Auspicien von Haller und nicht ohne empörende
ıheit — nach Siena in die Gefangenschaft abgeführt. Nea-
, von dem die Franzosen gefürchtet hatten, dass es mit
ffengewalt einschreiten oder wenigstens einen Antheil an
Beute verlangen werde, war froh, dass Pius VI. nicht in
ıen Grenzen eine Zuflucht gesucht hatte; so sehr zitterte
n daselbst vor den französischen Waffen.

Das Schicksal, welches Holland, das nördliche und mitt-
ı Italien erlitten, ereilte, wie schon angedeutet, auch die
ıweizerische Eidgenossenschaft. Auch hierzu hatte Bona-
rte, wie wir uns erinnern, während seines Aufenthaltes in
lien die vorbereitenden Schritte gethan. Er hatte die Zer-
ckelung des eidgenössischen Gebietes damit begonnen, in-
n er das Veltlin zur cisalpinischen Republik schlug; von
r aus war der Weg in das strategisch, im Kriegsfalle
gen Oestreich ungemein wichtige Graubünden geöffnet[1]),
welchem die französischen Agenten sich sofort an die
beit machten. Zugleich beschäftigte ihn unablässig der
n, sich durch das Rhonethal, den Canton Wallis, eine
litairstrasse nach der Lombardei zu sichern. Im Westen
r es zunächst die schon oft von den Franzosen bedrohte
adt Genf, welche seine Habsucht reizte. Auf seiner Durch-
se durch Basel hatte er — bedeutungsvoll genug — die
ge und das Verhältniss dieser Stadt zu Frankreich mit jener
rglichen, beide auf eine Linie gestellt[2]). Dieses war um

1) Sandoz in seiner Depesche vom 30. Dec. 97 fürchtet, dass die Fran-
en von hier aus auf das Schicksal Bayerns, beim Tode des regierenden
rsten, wirksam einwirken könnten.

2) S. Ochs, Gesch. der Stadt und Landschaft Basel. VIII, 248.

so bedenklicher, als die Besitzergreifung aller der zum ehemaligen Bisthum Basel gehörigen Landschaften, zu denen die wichtigen Pässe des Jura gehörten, in Paris bereits beschlossene Sache war. Im Norden hatte er das tief in das Gebiet der Eidgenossenschaft einschneidende, jetzt zum Canton Aarau gehörige Frickthal, sich im Frieden zu Campo Formio als geeignetes Tauschobject von den Oestreichern, den derzeitigen Besitzern, abtreten lassen. Der Plan: die Schweiz auf diese Weise zu umfassen und zunächst an den Grenzen zu zerbröckeln, sich der Thore in dieselbe zu bemächtigen, ist nur zu klar. Am sichersten konnte er mit der Bewältigung der gewaltigen Bergveste, die wie ein natürliches Castell im Mittelpunkte von Europa gelegen ist, zu Wege kommen, indem er auch hier die revolutionären Elemente als Hebel benutzte, um die bestehende Staatsordnung aus den Fugen zu heben. Eben dieses hatte er mittels seiner Proclamationen und auf der Durchreise nach Rastatt vorbereitet. Jener Oberzunftmeister Ochs, der ihm in Basel die Honneurs gemacht hatte, wurde von der Regierung seines Cantons in Angelegenheiten des Frickthals nach Paris gesandt. Am 8. December traf er bei Rewbell mit Bonaparte zusammen. Bonaparte bestand mit Nachdruck darauf, dass eine Revolution in der Schweiz erfolgen müsse und zwar bald. Hierdurch ermuthigt vereinbarte Ochs mit ihnen für sein Vaterland eine neue Verfassung, welche nicht nur die bestehenden Cantone mit ihren mehr oder minder aristokratischen, überlebten Staatsformen umgestalten, sondern die gesammte Eidgenossenschaft in eine demokratische, einheitliche Republik umformen sollte. Um dieselbe Zeit boten einige Waadtländer, an deren Spitze sich Friedrich Cesar Laharpe befand, der Erzieher Kaiser Alexander's I. von Russland und Vetter des unter Bonaparte kämpfenden, in Italien gefallenen Generals gleichen Namens, das Erdenkliche auf, um ihr Heimathland, welches von den

Berner Oligarchen als unterthänige Provinz in demüthigender Weise regiert wurde, von diesen zu befreien. Laharpe [1]) hatte vor nun schon bald 30 Jahren im Stillen den feierlichen Schwur gethan, nicht eher zu ruhen, als bis ihm dieses geglückt sei. Nachdem er alle anderen Mittel erschöpft zu haben glaubte, hatte er in den letzten Jahren mehrere Flugschriften verfasst, welche die Intervention Frankreichs zu Gunsten der politischen Selbständigkeit des Waadtlandes bewirken sollten. Er drang zur Zeit mit um so mehr Ungestüm in das Directorium, als er die Reaction bereits hereinbrechen sah und den letzten Augenblick einer uneigennützigen, nur auf Republikanisirung zielenden Einmischung gekommen wähnte. Er fand Gehör; allein jene volksbeglückende, republikanische Uneigennützigkeit, die er voraussetzte, sollte sich nur zu bald als schwärmerischer Wahn erweisen. Zwar die Directoren Lareveillère, François und Merlin, vielleicht sogar Rewbell, scheinen wirklich in erster Linie auf eine Befreiung und Demokratisirung der Schweiz ausgegangen zu sein [2]); allein bei Barras trifft diese Voraussetzung nicht zu, noch weniger bei Bonaparte, auf den Laharpe und Genossen gerade ihre besten Hoffnungen gesetzt hatten und der die Entscheidung in der Hand hatte. Er betrachtete die Angelegenheit unzweifelhaft nur vom militairischen Standpunkte des Eroberers, richtiger eines Piraten. Ihm kam es nur darauf an, das Land zu unterwerfen und auszuplündern, dem Directorium neue Verlegenheiten zu bereiten.

Die Intervention ward dadurch eingeleitet, dass sich die

---

1) Diese kurze Kennzeichnung des noch viel zu wenig gekannten und gewürdigten Mannes gründet sich auf die Kenntniss seines ungemein umfangreichen Nachlasses, seiner Briefschaften u. s. w. Ich selber habe vor, eine ausführliche Biographie desselben zu schreiben.

2) Dass die Mehrzahl der Directoren es mit der Revolutionirung der Schweiz ehrlich meinten, glaubt auch die Frau v. Staël, welche dieselbe so sehr verwünschte. S. deren Mémoires et Considérations.

französische Regierung der von den Bernern verfolgten Aufständischen annahm und gipfelte bald genug darin, dass die Berner Regierung aufgefordert wurde, das Waadtland frei zu geben, die Verfassung des Berner Staates von Grund aus zu demokratisiren, die helvetische Republik, wie sie Ochs geplant hatte, anzuerkennen, selbst abzudanken. Diese Forderungen, die nach jeder Bewilligung gesteigert wurden, waren offenbar darauf angelegt, Bern, als den weitaus mächtigsten Canton, als den einzigen von Belang, erst zu entwaffnen und dann mit Heeresmacht zu überziehen, um sich der in Folge eines Jahrhunderte langen Friedensstandes angesammelten Reichthümer des Landes, der wohlgefüllten Magazine und Regierungskassen zu bemächtigen, genau wie es in Venedig geschehen war. Die Waadtländer selbst waren die Ersten, welche, nach Einlass der französischen Truppen, den Unwerth ihrer Betheurungen, das Eigenthum nicht antasten, keine Contributionen erheben zu wollen, kennen lernten [1]).

Das Heer, welches einrückte, war ein Theil der italienischen Armee. Den Oberbefehl führte der uns schon bekannte General Brune. Den Feldzugsplan entwarf natürlich Bonaparte. Nachdem die Berner die wichtigen Jurapässe von den Franzosen hatten besetzen lassen, war der Weg offen. Wohl leisteten sie mit ihren tapfern, aber völlig undisciplinirten Kriegsschaaren, in denen zuletzt auch Frauen und Kinder mitfochten, heldenmüthigen, blutigen Widerstand, allein schon drei Tage nach Beginn der eigentlichen Feindseligkeiten, am 5. März 1798, hielten die Franzosen ihren Einzug in Bern.

Mit der Niederwerfung Berns war das Schicksal der ganzen Schweiz entschieden: die übrigen aristokratischen Cantone, welche schon vor dem Zusammenstoss mit den Franzosen, theils aus Furcht, theils aus Neigung für die neue Ordnung der Dinge, auf einen Waffengang verzichtet hatten,

1) S. bezügliche Akten in dem Cantonalarchiv zu Lausanne.

fügten sich ohne nennenswerthen Widerstand. Die demokratischen Urcantone wurden, trotz tapferer Gegenwehr, schliesslich bewältigt; so dass die eine und untheilbare helvetische Republik, mit gesetzgebenden Räthen und einem Directorium, nach Muster derjenigen an der Seine, verwirklicht wurde. Die Franzosen aber blieben im Lande, um die neue Ordnung aufrecht zu halten, und behaupteten ihr Kriegsrecht, bis auch hier ein s. g. Schutz- und Trutzbündniss, entsprechend demjenigen in Batavien und der Cisalpina, unterzeichnet war. So war denn auch die Schweiz glücklich erobert.

Der Berner Schatz, der zu dem verwegenen Unternehmen mit verlockt hatte, ward, wenn auch nicht in seinem ganzen Umfange, wirklich erbeutet. Man fand allein an geprägter und ungeprägter Münze mindestens $6^1/_2$ Millionen [1]), bei deren Vertheilung — bezeichnend genug! — das Directorium abermals leer ausging [2]). 1,400,000 Francs dienten angeblich dazu, den rückständigen — 700,000 den fälligen Sold der Truppen des italienischen Heeres zu decken; 400,000 Frcs. erhielt Brune für „geheime" Auslagen; die gleiche Summe zum gleichen Zweck der zweite Befehlshaber General Schauenburg; 600,000 erhielten die Lieferanten des Heeres; der Löwenantheil aber ward, im Betrage von 3 Millionen, dem General Bonaparte für seine egyptische Expedition nach Toulon gesandt!

Auch die übrigen erbeuteten Summen an Barren und alter Münze, sowie das in Freiburg, Solothurn und Zürich

1) Der verrufene Commissar Rapinat selbst giebt der Regierung in Paris 5,412,988 Frcs. auf. S. seinen Bericht datirt Zürich den 15. Prairial an VI (3. Juni 98) in den Archives Nat[les] zu Paris.

2) Dieses berichtet auch Sandoz seiner Regierung. „L'argent qu'on saisit n'entre presque jamais dans les coffres du gouvernement; ce qui s'est passé en Suisse en offre une preuve sensible; les généraux etc." Depesche vom 15. April 98. S. über die unglaublichen Summen, welche unterschlagen und der Regierung in Paris vorenthalten wurden, die Zusammenstellung von Stürler im Archiv für Schweizerische Gesch. XII, 410 und passim.

[illegible] nach Paris, sondern wur- [illegible] und der Agenten [illegible].

[illegible] dem deutschen Reiche [illegible] Bonaparte's [illegible] Einfluss auf die Regierung in Paris [illegible] Er hatte das Directorium und die [illegible] durch den Vertrag [illegible] und aufgebracht, dass er die Rheingrenze, die nun einmal ein nationales Dogma geworden war, [illegible] und die Republik Venedig, die sie von ihren [illegible] befreit zu haben [illegible] Régime huldigenden [illegible] hatte. Letzteren Vorwurf hatte er [illegible] dass er die Venetianer als [illegible] der Freiheit unwürdig und überdies als unversöhnliche Feinde Frankreichs bezeichnete. In Bezug auf die Rheingrenze hatte er [illegible], indem er auf die bevorstehenden Verhandlungen in Rastatt hinwies, welche Gelegenheit genug bieten würden, dieselbe durchzusetzen.

Mit diesem Ziele vor Augen war er an's Werk gegangen. An der erforderlichen Macht fehlte es ihm nicht: durch die Besitznahme von Mainz war die militärische Stellung der Franzosen eine so starke, dominirende geworden, dass sie den deutschen Mächten gegenüber einen ganz anderen Ton anschlagen konnten.

Die von Bonaparte instruirten Gesandten in Rastatt forderten gleich als Ausgangspunkt der Unterhandlung die Abtretung des ganzen linken Rheinufers. Factisch waren die Franzosen längst im Besitz desselben, so dass sie die cisrhenanische Republik einfach cassirten und selbst in den preussischen Gebietstheilen, über deren eventuelle Abtretung

1 Dieses, wie das Vorausgehende, ergiebt sich aus dem angezogenen Berichte des Rapinat.

erst noch verhandelt werden sollte, nicht anders schalteten und walteten, als wären sie ein integrirender Theil von Frankreich gewesen. Damit nicht genug, zogen sie ihre Truppen, trotz aller Bitten, Proteste und gegebenen Versprechungen, nicht einmal vom rechten Ufer zurück, sondern fuhren hier fort zu requiriren, Contributionen auszuschreiben und zu revolutioniren, als wären sie noch mitten im Kriege. Der Druck, den sie solcherweise auf die einzelnen, betheiligten Mächte und die Friedensdeputation ausübten, war so stark, dass ihnen das linke Rheinufer, gemäss Beschluss vom 11. März 1798, wirklich in seinem vollen Umfange überlassen wurde. Hierauf forderten sie die Anerkennung des Grundsatzes der Säcularisation, d. h. der Verwendung der Territorien der geistlichen Reichsstände zur Entschädigung der durch ihre Abtretungen an Frankreich beeinträchtigten weltlichen Stände. Dieses war schon allseits vorgesehen, nur hätten die bezüglichen Vereinbarungen füglich von den Deutschen allein, unter sich, getroffen werden sollen; allein die Franzosen ruhten nicht, bis ihnen das Schiedsrichteramt bei Vertheilung der Beute übertragen wurde; sie gewannen damit die sicherste Handhabe der Herrschaft.

Auch hierbei kam Bonaparte's eigenste Auffassung der Lage zur Geltung. Das Directorium sah in den geistlichen Reichsständen eine Anomalie, einen Rest jener katholischen Hierarchie, deren endgültige Niederwerfung und Beseitigung ein Hauptziel der Revolution war. Es war daher geneigt, mit sämmtlichen geistlichen Herrschaften in Deutschland aufzuräumen; die Vertheilung derselben an die einzelnen weltlichen Fürsten war schon geplant[1]). Da rief Bonaparte von Italien aus herüber: „Wenn die deutsche Reichsverfassung nicht schon bestände, müssten wir sie erschaffen!“ Dieses Schlagwort zündete und so ward beschlossen, das Princip

1) S. Hüffer, R. C. I, 197.

der Säcularisationen auszubeuten, um das römische Reich deutscher Nation von Frankreich abhängig zu erhalten [1]). Auch die Gesandten in Rastatt überzeugte Bonaparte leicht genug, dass eine allgemeine Säcularisation gar nicht im Interesse Frankreichs liege [2]). So traten auch hier, wie überall wo Bonaparte eingriff, die Grundsätze der Revolution zurück gegen das blosse Abwägen der Macht und Ausbeutung der augenblicklichen Lage.

Kaum war, in der Hoffnung, dadurch endlich die Räumung des rechten Rheinufers und den Friedensschluss zu bewirken, den Franzosen auch das Princip der Säcularisationen zugestanden, so erhielten ihre Gesandten, durch Talleyrand, von Paris aus folgende Weisung: „Man muss den ganzen Lauf des Rheines, also die sämmtlichen Inseln fordern, Ehrenbreitstein einnehmen und behalten, oder, wenn man es aus Gnade zurückgiebt, demoliren. Mainz und Kehl sind die wichtigsten Punkte, denn sie geben uns die Möglichkeit, nach Belieben zugleich in das obere und das niedere Deutschland einzurücken. Mehr darf man nicht fordern, um das Reich nicht für immer misstrauisch zu machen, redet desshalb nicht von Mannheim und Philippsburg. Nur Wesel wäre erwünscht und vielleicht zu erhalten.“ Diese Forderungen waren so unerwartete und ungeheuerliche, dass selbst die Friedensdeputation sie am 11. März kurz von der Hand wies. Trotzdem wurde nicht nur Ehrenbreitstein eingenommen, sondern auch Mannheim; Kehl und Castell aber als selbstverständlich zu Strassburg und Mainz gehörig betrachtet. Der Rhein bot Deutschland nicht nur keine Schutzwehr mehr, sondern diente fortan den Franzosen beim Angriff wie bei der Vertheidigung als sicherste Operationsbasis gegen dasselbe.

So hatte der Friedensvertrag von Campo Formio, wie

1) S. Hüffer, R. C. I, 197.

2) Ebendas. p. 198.

schon vorher der Praeliminarfrieden zu Leoben, wie jeder s. g. Friedensvertrag, den Bonaparte geschlossen, nur dazu gedient, die verfügbar gewordene Macht zu immer weitergehenden Eroberungen und Erpressungen zu verwenden. Dieses Mal scheint Bonaparte es geradezu darauf angelegt zu haben, Oestreich zur Wiederergreifung des Schwertes zu zwingen. Schon das Vorgehen in Italien war derart, dass ein Wiederausbruch der Feindseligkeiten — wenn Oestreich seine Grossmachtstellung überhaupt aufrechthalten wollte — täglich zu erwarten stand: wie hatte doch Bonaparte Alles vorgesehen, um den Besitz von Venedig möglichst werthlos, die Gründung einer Seemacht auf dem adriatischen Meere zu hintertreiben! Die Legationen, welche die Verbindung mit dem mittleren und südlichen Italien erhalten sollten, waren der Cisalpina einverleibt, der Kirchenstaat eine französische Provinz, Toscana von allen Seiten umklammert, Neapel in seinem Bestande bedroht, Piemont und Genua unterworfen, — die Herrschaft über Italien, welche Oestreich immer noch erhoffte, war, wenn nicht ein neuer Waffengang einen völligen Umschwung herbeiführte, unwiederbringlich verloren! Vergeblich versuchten Thugut und Cobenzl Verhandlungen einzuleiten, um wenigstens ein Aequivalent für die Abtretung des ganzen linken Rheinufers zu erlangen; trotzdem dieser Fall im 7. Artikel des Vertrages von Campo Formio vorgesehen war, erhielten sie zur Antwort, dass das ihnen ohnedies zugesprochene Innviertel hierfür genüge. Selbst dieses Innviertel hatte durch die Besetzung der Schweiz und namentlich Graubündens durch die Franzosen an Bedeutung sehr verloren; die Oestreicher waren daher, nachdem sie schon ihre Stellung am Rhein völlig aufgegeben hatten, nahe daran, auch aus Deutschland herausmanövrirt zu werden. Hierzu bedurfte es nur der endgültigen Beseitigung der geistlichen Reichsstände, namentlich der drei Kurfürsten am Rhein und jener Ver-

ständigung Frankreichs mit Preussen, welche Thugut beständig wie ein Damoklesschwert über seinem Haupte schweben fühlte. Die östreichische Monarchie war obendrein durch die Wühlereien in Ungarn und Polen in ihrem innersten Bestande bedroht! Jene polnische Legion, die Bonaparte in Italien gebildet hatte, und die an die 4—5000 Mann zählte, wurde, trotz des Friedensschlusses, nicht aufgelöst. Und auch mit den Ungarn hatte Bonaparte, als er gegen Wien vordrang, bekanntlich revolutionäre Beziehungen angeknüpft. In beiden Ländern waren französische Agenten thätig. Nur zu leicht konnte, im Falle eines neuen Waffenganges mit Frankreich, ein Aufstand im Rücken die östreichische Streitkraft lahm legen.

Als wären es der Herausforderungen immer noch nicht genug gewesen, wurde die Frage bezüglich Wiederanknüpfung regelmässiger diplomatischer Beziehungen in der denkbar beleidigendsten Weise einseitig gelöst. Bonaparte hatte schon in Rastatt bei Cobenzl angefragt, wie man es mit einer gesandtschaftlichen Vertretung zu halten gedenke. Die Antwort war eine ausweichende gewesen: Cobenzl erklärte seiner Instruction gemäss, dass ihm darüber Nichts bekannt sei. Plötzlich erhielt er am 21. Januar einen Brief Bonaparte's, in welchem ihm u. A., wie beiläufig, mitgetheilt wurde, der General Bernadotte sei zum Botschafter in Wien ernannt und werde nicht säumen, sich auf seinen Posten zu begeben! Als er dieses schleunigst nach Wien berichtete, erwiederte Thugut: der Kaiser wolle nur einen Gesandten zweiten Ranges und zwar nicht in Paris, sondern in Rastatt anstellen. Während Cobenzl am 10. Februar in diesem Sinne an Bonaparte schrieb, war in den Zeitungen bereits zu lesen, dass Bernadotte mit zahlreichem Gefolge am 8. Februar in der Hauptstadt an der Donau angelangt sei! Derselbe hatte sich — ohne auch nur

1) S. hierfür und für das Folgende Hüffer, R. C. I, 243 ff.

Pässe zu erbitten! — von Mailand aus hinbegeben. An der Grenze hatte er sich den Einlass erzwungen, indem er die Behinderung seiner Reise als einen Kriegsfall herbeiführend bezeichnete. So kam er ohne irgend vorhergegangene Anfrage, Anmeldung oder gar Verständigung als Botschafter der grossen Nation in Wien an. Schon die Wahl der Persönlichkeit und die gebieterische, herausfordernde Art ihrer Entsendung lassen darauf schliessen, dass wir es hier mit dem eigensten Werke Bonaparte's zu thun haben[1]). Auch die Instructionen, welche Bernadotte am 17. Januar von Talleyrand erhielt, bezeugen dessen Urheberschaft. In diesen wird dem Botschafter nichts Geringeres aufgetragen, als zu erforschen, ob Oestreich nicht vielleicht für eine Wiederherstellung Polens zu gewinnen sei und wie es sich bei einer eventuellen Theilung der Türkei zu verhalten gedenke?! Bernadotte sollte es jedoch keineswegs bei der blossen Frage bewenden lassen, in seinem zahlreichen Gefolge, welches offenbar dazu ausersehen war, das revolutionäre Feuer zu schüren, befand sich u. A. als dritter Secretär ein Pole, der sich sofort an die Arbeit machte[2]). Im Uebrigen sollte er jedes Eingreifen Oestreichs zu Gunsten von Rom, jede Verletzung der Grenzen der Cisalpina mit einer Kriegserklärung bedrohen und auch das Seinige aufbieten, um das Misstrauen Oestreichs gegen Preussen möglichst zu steigern und damit einer Annäherung beider Mächte entgegen zu wirken. Endlich — und dieser Punkt sollte sich bald genug geradezu als die Lunte erweisen, die an's Pulverfass gelegt wurde — ward Bernadotte ausdrücklich aufgetragen, in Betreff der Etikette streng darauf zu sehen, dass ihm keine der Vorrechte vorenthalten würden, welche das französische Königthum einst am Wiener

1) Auch Sandoz bemerkt: „La nomination est en grande partie du choix de Buonaparte." Depesche vom 18. Januar 1798.

2) S. Sybel V, 108.

Hofe besessen hatte, überhaupt darauf zu achten, dass der Republik die gebührende Achtung gezollt werde. Er begann demgemäss damit, zu fordern, dass den Franzosen in Wien das Tragen bourbonischer Orden untersagt werde. Er beschwerte sich — allerdings mit mehr Recht — darüber, dass Ludwig XVIII. im Staatskalender noch immer mit allen seinen Titeln aufgeführt werde. Er bestand auch — ein sehr bedenkliches Symptom! — auf Genugthuung für die angebliche Beschimpfung einzelner Franzosen in Venedig [1]) und dergl. m. Die ebenso verhassten als gefürchteten dreifarbigen Schärpen und Cocarden trugen er und sein Gefolge ordentlich zur Schau. Um die Wiener noch mehr an die Gegenwart der Republik zu erinnern, bestellte er bei einem Maler ein Bild der Freiheitsgöttin, welches das Botschaftsgebäude den Blicken sofort kenntlich machen sollte. Kaum ein Tag verging ohne einen Affront. Sein Gefolge erlaubte sich u. A., im Theater, als in einem Stück ein Lebehoch auf einen König ausgerufen wurde, lärmend zu protestiren. Dieses Benehmen war um so verletzender und unerträglicher, als zu gleicher Zeit der Vertrag von Campo Formio so schamlos mit Füssen getreten wurde und Bernadotte für alle Klagen und Proteste nur die Antwort hatte, dass es Frankreich mit Oestreich gut meine: es brauche in Polen und der Türkei nur zuzugreifen!

Ein solches Verhältniss konnte unmöglich lange fortdauern. Die Katastrophe liess denn auch nicht auf sich warten. Es war am 13. April, vier Tage vor dem Jahrestage des Aufgebots der Wiener Bevölkerung gegen die heranrückenden Franzosen unter Bonaparte, welcher Tag festlich begangen werden sollte; Bernadotte beschwerte sich nicht nur darüber, sondern befestigte gegen Abend an einer hohen Stange, auf dem Balkon des Botschafter-Gebäudes eine Tri-

1) S. den Auszug einer Depesche Bernadotte's, datirt Wien d. 29. Ventose VI (19. März 98) in den Arch^{s} Nat^{les} zu Paris.

colore, die, wie er seinem Auftraggeber, i. e. Talleyrand, zur Beruhigung mittheilte, als Ersatz dienen sollte für jene Freiheitsgöttin, die er bestellt, deren Anfertigung jedoch die Wiener Polizei hintertrieben hatte. Die Fahne hatte demnach den Zweck, das Sinnbild der Revolution in möglichst herausfordernder Weise zur Schau zu stellen; auch der Zeitpunkt, in welchem es geschah, war — offenbar absichtlich — so gewählt, dass es das grösste Aufsehen erregen musste. Nur zu leicht konnte es Angesichts derselben bei der zugleich gehobenen und gereizten Stimmung der des Krieges gedenkenden Menge zu einem Tumult kommen. Kaum verbreitete sich das Gerücht, dass die Tricolore aushänge, so strömten unabsehbare Massen heran, welche deren Beseitigung forderten. Alle Bemühungen der Polizei, Bernadotte hierzu zu veranlassen, blieben vergeblich; er und sein Gefolge benahmen sich so herausfordernd als möglich, gossen Oel in's Feuer und brachten es dahin, dass erst Steine gegen die Fenster flogen, dann die Fahne heruntergerissen und schliesslich der Hofraum gestürmt wurde. Erst spät in der Nacht gelang es, mit Hülfe nicht unbeträchtlicher Truppenmassen, die Ruhe wieder herzustellen und die Strasse abzusperren. Alle Entschuldigungen Thugut's und des Kaisers, die Versicherung, die Schuldigen bestrafen zu wollen, ein die Ausschreitung streng tadelndes Manifest, fruchteten Nichts; Bernadotte bestand darauf, dass die Fahne von östreichischen Beamten offiziell wieder aufgepflanzt werde; als man hierauf nicht einging, verlangte er seine Pässe, am 15. April reiste er ab.

Hätte Bernadotte einen casus belli herbeiführen sollen oder wollen, so hätte er nicht zweckmässiger handeln können. Der Vorfall am 13. April wird in dieser Beziehung noch verdächtiger dadurch, dass Bernadotte Tags zuvor eine Unterredung mit Thugut gehabt hatte, die ihn überzeugte, dass

derselbe auf die polnischen Projecte nicht eingehen werde, so dass er seine Mission für erledigt erachtete und bereits ein Schreiben an Talleyrand aufgesetzt hatte, in welchem er um seine Abberufung bat. Die Beziehungen mit dem Wiener Hofe waren demnach bereits die allergespanntesten, der geringste Zwischenfall vermochte sie zu zerreissen — gar dieser Auftritt mit der Fahne! Die Franzosen vermochten sich um so weniger zu rechtfertigen, als der Gesandte in Berlin weit entfernt war, Aehnliches zu verlangen oder gar ohne vorhergegangene Vereinbarung zu versuchen. Man vermuthete auch in Berlin, dass Bernadotte den geheimen Auftrag gehabt habe, eine Scene hervorzurufen [1]). Er selbst gab die Schuld dem „schurkischen, nichtswürdigen" Thugut und den englischen und russischen Gesandten, welche den Pöbel aufgehetzt hätten. „Die Absicht dieser drei Tiger" ruft er in seinem officiellen Berichte vom 16. April aus, „war, uns erwürgen zu lassen." Zur Vollendung des Kriegsfalles fehlte nur noch diese Deutung, dazu angethan, die Wuth seiner Landsleute zu entflammen, ihn selbst zu rechtfertigen.

Trotz dieser tollen Expectorationen thäte man Bernadotte gewiss sehr Unrecht, wenn man, wie es Bonaparte noch auf St. Helena gethan hat, ihm allein die Schuld all dieser Vorgänge zuschreiben wollte: er hat sich nicht nur in späteren Jahren als ein besonnener, kluger Staatsmann gezeigt, schon jetzt, gerade bei Gelegenheit seiner Ernennung zum Botschafter in Wien, stellt ihm Cobenzl das Zeugniss aus, dass er sich vor seinen Collegen durch die Art seines Umganges sehr vortheilhaft auszeichne [2]). Seine Persönlichkeit scheint denn auch bei Hofe, namentlich beim Kaiser Franz und der Kaiserin selbst, keinen unangenehmen Eindruck gemacht zu haben. Sein herausforderndes, beleidigendes Auf-

1) So das Ministerium an Sandoz-R. am 27. April 98.
2) Hüffer, a. a. O.

treten war nicht die Folge seiner Charaktereigenschaften, sondern seiner Stellung, des ihm gewordenen Auftrages; so dass die Verantwortung dafür der Hauptsache nach auf seine Auftraggeber zurückfällt. Es kommt dabei auch nicht nur der letzte, entscheidende Vorfall in Betracht, der gleichsam wie der letzte Tropfen das Gefäss zum Ueberlaufen brachte, sondern die ganze Sendung als solche, welche von Anfang bis zu Ende, ihrem ganzen Inhalte und den Formen nach, darauf angelegt war, einen Bruch mit Oestreich herbeizuführen. Diese Sendung aber war, wie schon angedeutet, unzweifelhaft das eigenste Werk Bonaparte's, sie bildet, wie wir bei der Betrachtung seines Zuges nach Egypten uns noch mehr überzeugen werden, einen bedeutsamen Schachzug in seinem weltumstürzenden Plane, den zündenden Funken für die Mine, welche den Kriegsbrand über ganz Europa von Neuem entzünden, das Directorium zu Falle, ihn selbst als „Retter in der Noth" emporbringen sollte. Auch daran erkennt man seine Tigerkralle, dass er nebenbei jenen General Bernadotte, dessen zugleich von staatsmännischer und kriegsmännischer Begabung getragenen Ehrgeiz er, wie die Zukunft gelehrt hat, zu fürchten guten Grund hatte — vor ganz Europa arg compromittirte. War Bernadotte blind genug, in die Falle zu gehen und sich zu seinem eigenen Schaden von Bonaparte's Herrschergelüsten als Werkzeug missbrauchen zu lassen, so ist doch anzunehmen, dass hierbei seinem zahlreichen Gefolge, das zu einem grossen Theile aus Polen bestanden zu haben scheint, eine Hauptrolle zufiel; es ist sogar nicht unmöglich, sogar wahrscheinlich, dass die Wiener Bevölkerung, die wahrlich nicht zu Aufständen neigte, von solchen geheimen Wühlern zum Vorgehen gegen das Botschafterhotel aufgehetzt worden ist, sie hätten so nur jene Rolle gespielt, die Bernadotte so absurd war, den Hetzereien der englischen und russischen Botschafter zuzuschreiben. Lässt sich doch

Bernadotte, vier Tage nach seiner Abreise, von einem in Wien zurückgelassenen Agenten, sogar mittels Couriers! berichten, wie „Leute, die sich unter das Volk gemischt hatten" die herrschende Stimmung belauscht und gehört hätten, wie das Vorgehen gegen die Gesandtschaft am 13. April missbilligt wurde [1]). Mittel und Wege zur Bewirkung des Tumultes waren also vorhanden.

Fragen wir schliesslich, was in allen zweifelhaften Fällen, wo es den Schuldigen zu ermitteln gilt, rathsam ist: Wem der Auftritt in Wien zum Vortheil gereichte, in Wessen Interesse derselbe gelegen war? so steht fest, dass der Kriegsfall der französischen Regierung nicht weniger unerwünscht kam, als der östreichischen. An eine Betheiligung der Engländer ist schon deswegen nicht zu denken, weil hier die ganze Gesandtschaftsangelegenheit als solche in Betracht kommt und die Franzosen die Handelnden waren. So bleibt auch hier Nichts übrig, als den Urheber in Bonaparte zu erkennen; die ganze Sendung Bernadotte's hat überhaupt nur insofern einen Sinn, als sie den bekannten Zwecken Bonaparte's diente. Nur in Einem hatte sich Letzterer verrechnet: Bernadotte reiste über Hals und Kopf und kam in Paris an, eben noch bevor Bonaparte den Wagen bestiegen hatte, der ihn nach Toulon, zur Einschiffung nach Egypten entführen sollte. Die Folge davon war, dass das Directorium ihn zurückhielt. Indessen werden wir sehen, wie er auch diesen Missfall zu pariren verstanden hat.

Im Uebrigen fand Bonaparte zu seinem rücksichtslosen

---

1) Détails parvenus à l'ambassadeur Bernadotte par un Courrier parti de Vienne le 20 avril. „Plusieurs personnes qui se sont mêlées parmi le peuple le 17 (d. h. am festlich begangenen Jahrestage der Volkserhebung) et qui ont recueilli avec soin tout ce qu'il disait, ont entendu blâmer la conduite qu'on avait tenu le 13 à l'égard de l'Ambassadeur, sans se permettre aucune expression contre les français." Arch.s Nat.les zu Paris.

Vorgehen gegen Oestreich in den französischen Machthabern nur zu willige Werkzeuge. Wie auch sonst die Meinungen über die Beziehungen Frankreichs zu den europäischen Grossmächten auseinander gehen mochten, so viel war klar: dass Oestreich, welches seit Jahrhunderten mit Frankreich um die Oberherrschaft in Deutschland und in Italien, d. h. um die Suprematie auf dem europäischen Festlande, rang, schon vom Standpunkt der äusseren Machtentfaltung aus, der natürliche Gegner Frankreichs war. Hierzu kam, dass jenes Oestreich, welches ein Joseph II. vergeblich aus dem Schlummer zu wecken, aus einem mittelalterlichen in einen modernen Staat umzugestalten versucht hatte, wo die römische Hierarchie, ein überreicher Hofadel und der monarchische Absolutismus noch in voller Blüthe standen, zur Zeit die Verkörperung jenes Ancien Régime war, welches die Revolution durch Gründung der Republik zu bewältigen unternommen hatte. Der Gegensatz der beiden Mächte war hierdurch in einem Maasse gesteigert worden, dass jede dauernde Aussöhnung unmöglich, der Kampf auf Leben und Tod unvermeidlich erschien.

Die Gegner Oestreichs waren demnach die natürlichen Bundesgenossen Frankreichs. In Italien war es das Königreich Sardinien, welches durch seine Lage und Tendenz dazu ausersehen war, der Träger des nationalen Gedankens, der Grundpfeiler des italienischen Staates zu werden, dessen Entfaltung die Verdrängung Oestreichs erheischte. Diese Rivalität der beiden gegen das revolutionäre Frankreich verbündeten Höfe hatte Bonaparte seiner Zeit den Weg in die Lombardei erschlossen. Er jedoch hatte — gegen den Willen der eigenen Regierung — an Stelle der östreichischen Oberherrschaft die französische zu setzen gesucht, Piemont und mit ihm den italienischen Nationalstaat in Fesseln geschlagen. Einen ähnlichen Unterschied zwischen der Tendenz des

regenerirten Frankreich und seiner Eroberungssucht erkennt man auch in der Art und Weise, wie zur Zeit Preussen behandelt wurde: auch hier handelte es sich um einen natürlichen Rivalen Oestreichs und einen entsprechenden Bundesgenossen Frankreichs.

Preussens Grossmachtstellung beruhte darauf, dass es zum Träger der nationalen Idee in Deutschland geworden war. Diese Idee aber konnte nur im Gegensatz zu Oestreich verwirklicht werden, welches mit der Masse seiner magyarischen, slavischen, italienischen Volksstämme nicht der Träger derselben sein konnte. Da Oestreich sich als Grossmacht nicht einem anderen Staate unter- oder einordnen konnte, so musste Preussen darauf bedacht sein, es aus dem deutschen Reiche hinaus zu drängen. Eben dieses war es, was Friedrich der Grosse, der Begründer der preussischen Grossmacht, so nachhaltig erstrebt hatte: sein politisches Wirken gipfelte naturgemäss in dem deutschen, gegen Oestreich gerichteten Fürstenbunde, seinem letzten Werke. Damit hatte er allen seinen Nachfolgern den Weg gewiesen, der, wie die Zukunft gelehrt hat, durch Verwirklichung des nationalen Staates zugleich zur Grösse Preussens und Deutschlands führte. Preussen war zur Lösung dieser welthistorischen Aufgabe befähigt, und also berufen, vor Allem, weil es sich zum Träger des Protestantismus emporgeschwungen hatte. Das protestantische Princip nämlich, wie es im Zeitalter der Reformation zum Durchbruch gekommen war, bedeutet zugleich: Befreiung des Geistes und der Gewissen von den Ketten der römischen Hierarchie, des Bauern- und Bürgerstandes von dem Drucke der mittelalterlichen Adelsherrschaft oder Feudalität; es schloss daher das Princip der Selbstbestimmung und damit auch dasjenige des nationalen Staates, die Abweisung jeder Fremdherrschaft in sich. Wie Huss der Nationalheld der Böhmen, so ward Luther der Nationalheld der Deutschen.

Auch in den Niederlanden, in England, in Dänemark, in Schweden, allenthalben fiel die kirchliche Reform mit der staatlichen, nationalen zusammen. Friedrich der Grosse, der Humanist, der Geistesverwandte Voltaire's, war sich der Continuität des Processes bewusst: bei der Gründung des Fürstenbundes schwebte ihm der Bund der Protestanten gegen Karl V. zu Schmalkalden als Muster vor. Zur Zeit seines Todes war Preussen mit seinem kräftigen Bauern- und Bürgerstande von allen Staaten des europäischen Festlandes der vorgeschrittenste, dasjenige Staatswesen, welches den Anschauungen Derjenigen, welche jene politische Neuordnung erstrebten, wie sie in der Revolution zum Ausbruch kam, noch am meisten entsprach. Mirabeau selbst, zugleich der Herold und der Titan der Revolution, schloss 1787 sein berühmtes Werk über Preussen, eigentlich Deutschland, mit der Mahnung an die Deutschen, in den Hohenzollern die Beschützer ihrer Freiheit zu sehen; sofern Preussen sich mit Deutschland identificire, führte er aus, liege es im wohlverstandenen Interesse Frankreichs, ja ganz Europas, dessen Wachsthum und Gedeihen in jeder Weise zu fördern [1]). Ein starkes, mit Deutschland zu einem Nationalstaat verbundenes Preussen erschien ihm natürlich zugleich das sicherste Gegengewicht gegen Oestreich. Er sah mit prophetischer Begeisterung die Zeit kommen, da sich alle protestantischen Reichsstände sammt denjenigen unter den katholischen, welche „die Freiheit lieben", mit Preussen, die anderen mit Oestreich zu einem Staatenbunde vereinigen würden, und jubelte

---

1) De la Monarchie Prussienne T. V p. 406. „Citoyens de l'Allemagne .... regardez l'étendard de la maison de Brandebourg comme le panache de votre liberté; unissez-vous à sa puissance, soutenez-la, favorisez ses accroissement équitables; réjouissez-vous de ses succès . . ." „Mais si le bonheur de l'Allemagne en était indépendant, je ne vous adjurerais pas, vous, mon pays, l'Europe entière, de soutenir la monarchie prussienne." . . .

diesen Augenblick als den Frieden und die Freiheit Europas aufathmend, begeistert entgegen [1]).

Seitdem hatte sich freilich Vieles geändert: Friedrich Wilhelm II. hatte erst in seinem ritterlichen Eifer für die Monarchie von Gottes Gnaden den ersten Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich selbst angeführt und hatte dann über die Theilung Polens und die Sicherung seiner neuen slavischen Provinzen das deutsche Reich seinem Schicksal überlassen: allein die erlittene Niederlage, die Entzweiung mit Oestreich, die Erschöpfung der Kräfte führten ihn bald genug in die Bahnen Friedrichs des Grossen zurück: mit der französischen Republik ward ein Waffenstillstand, ein Praeliminarfriede, geschlossen, der bekanntlich das ganze nördliche Deutschland einbegriff. Fortan blieb Preussen, bedeutend verstärkt durch Einverleibung der Secundogenituren in Franken, bestrebt, die hülflose Lage der übrigen Reichsstände zu benutzen, um das Protectorat womöglich auch über Süddeutschland zu erlangen [2]). An der Erhaltung der Verfassung des römischen Reiches deutscher Nation war ihm in keiner Weise gelegen, am allerwenigsten an der Erhaltung der drei geistlichen Kurfürsten und der übrigen geistlichen Stände, welche die Hauptstütze der östreichischen, katholischen Kaiserherrschaft bildeten. Im Augustvertrage des Jahres 1796, der vor den Oestreichern ebenso geheim gehalten wurde, wie von diesen der Vertrag von Campo Formio vor den Preussen, hatte sich Preussen mit Frankreich dahin verständigt, dass es in die eventuelle Abtretung des ganzen linken Rheinufers einwilligte, unter der Bedingung, dass es für seine jenseitigen Besitzungen durch Säcularisationen entschädigt und auch das anver-

1) Ebendas. VII, 304.

2) S. die eingehende Klarlegung dieses Planes bei Ranke, Denkwürdigkeiten des Fürsten Hardenberg.

wandte Haus Oranien für den Verlust der Herrschaft in Holland durch die Bisthümer Würzburg und Bamberg schadlos gehalten werden würde. Friedrich Wilhelm III., der am 16. November 1797 seinem Vater in der Regierung gefolgt war, neigte jedoch entschieden dahin, die Länder jenseits des Rheins, als einmal zur Monarchie gehörend und weil die Wacht am Rhein davon abhängig war, zu behalten, es sei denn dass dieselben von allen übrigen deutschen Territorien losgelöst, ein Enclave in Frankreich wurden. Auf das aller Aengstlichste wurde darüber gewacht, dass Oestreich an Machtzuwachs, zumal in Deutschland, keinen Vorsprung gewinne. Vor Allem aber blieb der König darauf bedacht, den Frieden, zugleich für Preussen und für ganz Norddeutschland, zu erhalten.

Je weniger dauerhaft der Friede mit Oestreich erschien, desto eifriger mussten die französischen Machthaber bestrebt sein, ein gutes Verhältniss zu Preussen aufrecht zu erhalten. Niemandem musste mehr daran gelegen sein, als Bonaparte, der es auf einen neuen Waffengang mit England, Oestreich und Russland zugleich ankommen lassen wollte. Für diesen Fall schien kaum irgend ein Preis zu hoch, um das schon seiner Militairmacht wegen mehr als irgend eine andere Macht gefürchtete Preussen von der Coalition fern zu halten, womöglich zum Bundesgenossen zu machen. Dieses war auch sichtlich Bonaparte's Bestreben, obgleich er auch hier, wie überall, ein verwegenes Spiel spielte. Schon die Besetzung von Mainz und die Berennung von Ehrenbreitstein mussten, trotz aller Interpretationen, in Berlin sehr verstimmen; hierzu kam die Behandlung der linksrheinischen Besitzungen Preussens, als wären sie schon ein Theil Frankreichs; die Invasion der Schweiz, wobei die preussische Herrschaft in Neufchatel bedenklich gefährdet wurde; das Spiel mit Polen, welches, trotz der nachdrücklichsten Versicherung, dass

Preussens Antheil in jedem Falle unangefochten bleiben sollte, nur zu sehr beunruhigte; kamen endlich Gerüchte von einer bevorstehenden Besetzung Hannovers, eines Handstreichs auf Hamburg, kamen die fortgesetzten revolutionären Umtriebe und Requisitionen im südwestlichen Deutschland. Alle diese Vorgänge standen im schreiendsten Widerspruch zu den Freundschaftsversicherungen, mit denen Bonaparte und Talleyrand den Gesandten Sandoz-Rollin in Paris überschütteten. Am 27. December 1797 u. A. traf Sandoz den General bei Talleyrand; ihm ward versichert, dass die Gesandten in Rastatt den Befehl hätten, es dem Scheine nach mit Oestreich, der Sache nach mit Preussen zu halten. Bonaparte wies auf Friedrich den Grossen hin, für den er eine ganz besondere Bewunderung an den Tag legte, dieser, meinte er, habe gezeigt, wie man mit den Oestreichern verhandeln müsse; „niemals" fügte er mit Nachdruck hinzu, „wird Preussen seine Existenz begründet haben, bevor es nicht Oestreich bekämpft, besiegt, vernichtet hat!" Preussens territoriale Lage sei eine so gefährliche, dass es — ohne Frankreichs Bundesgenossenschaft — sich auf die Dauer nicht zu halten vermöge. Offenbar hielt er diese Argumentation für so schlagend, dass er seine Rechnung darauf gründete. Seine Worte fielen um so schwerer in die Wagschale, als Sandoz zugleich von seinem von Tag zu Tag sich mehrenden Einflusse berichtete und an seiner Aufrichtigkeit nicht im Mindesten zweifelte. Mochte es die Besetzung Hannovers, die Umwälzung der Schweiz, den Sturz des Kirchenstaats, die Einverleibung Genuas oder sonst Preussen und Europa Beunruhigendes dem Directorium auszureden gelten, Bonaparte brauchte Sandoz nur zu versichern, dass er es versucht oder gethan habe, und dieser glaubte ihm auf's Wort! „Was wird die Folge dieser grossen Gunst, dieses grossen Ansehens von Bonaparte sein?" ruft er in einer Depesche

vom 3. Januar 1798 aus, „wird er sich von einem eigennützigen Ehrgeize leiten lassen und seine Stellung benutzen, um sich zur Alleinherrschaft aufzuschwingen? Ich sehe Nichts, das einen solchen Plan auch nur beargwohnen liesse. Die Gesundheit des Generals ist schwach, seine Brust sehr angegriffen; sein Geschmack für die schönen Wissenschaften und die Philosophie, sein Bedürfniss nach Ruhe, sowie die Nothwendigkeit, die Neider zum Schweigen zu bringen, werden ihn dahin bringen, dass er in der Zurückgezogenheit den Freunden lebt. So beurtheile ich ihn.“ Auch Talleyrand verstand es, den naiven Sandoz für sich einzunehmen. Wohl war der Wortlaut der geheimen Artikel von Campo Formio (gemäss denen bekanntlich Preussen seine linksrheinischen Länder zurück erhalten und damit von jeder Entschädigung innerhalb des Reichsgebietes ausgeschlossen werden sollte), trotz all seiner Versprechungen, nicht von ihm zu erlangen; wohl war Sandoz von seiner maasslosen Geldgier und Bestechlichkeit[1]), von seiner Kriecherei vor den Machthabern überzeugt; wohl klagte er darüber, dass der Minister, von launenhaften Stimmungen abhängig, in dem Vergeben seines Vertrauens sehr wechselvoll sei; allein Talleyrand verstand es, einen so vertraulichen Ton ihm gegenüber anzuschlagen, genirte sich so wenig das Directorium, die ganze Regierungsweise zu tadeln, dass der Gesandte an seiner Friedensliebe und seinem Wohlwollen für Preussen keinen Augenblick zweifelte. Um die Täuschung vollkommen

---

1) Depesche v. 21. Januar 98. „Tout s'achête ici en matière d'affaires, non pas au Directoire, mais auprès des ministres qui lui sont subordonnés. Le ministre des relations extérieures aime l'argent et dit hautement, que sorti de sa place, il ne veut pas demander l'aumône à la République; ses amis le fortifient dans cette idée.“ Sandoz schlägt seiner Regierung vor, Talleyrand bei Abschluss der schwebenden Verhandlungen mit einem Geldgeschenk zu bedenken, das aber nicht weniger als 300,000 livres betragen dürfe.

zu machen, hiess es allgemein, dass Bonaparte mit dem ungestümen, fahrigen Rewbell zerfallen sei [1]). Bonaparte verstand es solcherweise, sich bei der preussischen Regierung so einzuschmeicheln, dass sie u. A. seine Cisalpina, welche den mächtigen Damm gegen Oestreichs Herrschaft in Italien bildete, anerkannte, mit dem Zusatz, dass sie dem General, der selbst darauf angetragen hatte, damit eine besondere Gefälligkeit zu erweisen meine, eine Courtoisie, für die derselbe ausserordentlich empfänglich war [2]).

Ueberhaupt war Preussens Haltung Frankreich gegenüber eine so nachgiebige, dass Bonaparte und Talleyrand keine Veranlassung sahen, ihre Taktik, die sich im Wesentlichen darauf beschränkte, mit Oestreich zugleich zu drohen und zu ködern, zu ändern: die Einnahme von Mainz und Ehrenbreitstein, die Einverleibung der linksrheinischen Besitzungen, die Invasion in die Schweiz, die Niederwerfung Berns, welche man in Berlin besonders beklagte, — was die Franzosen auch unternehmen mochten! — Preussen liess sich mit gefälligen Worten abfinden. Selbst die revolutionären Umtriebe im südwestlichen Deutschland, welche die grossdeutsche Politik Preussens geradezu matt zu setzen drohten, brachten dasselbe nicht in die Waffen; Sandoz berichtet am 15. April, dass der Revolutionirung auf dem rechten Rheinufer nun allen Ernstes ein Ende gemacht werden würde, Talleyrand versichere ihm, über hundert Briefe an die Agenten in Baden und Würtemberg geschrieben zu haben, damit sie ihre bezügliche Thätigkeit einstellten! — und dabei blieb es. Sandoz tröstete immer wieder damit, dass Bonaparte bald nach Rastatt zurück-

1) Bei der erwähnten Besprechung Bonaparte's mit dem baseler Oberzunftmeister Ochs fand es Rewbell gerathen, diesem u. A. zu sagen: „On parle beaucoup chez vous d'une mesintelligence entre le Citoyen Général et moi. Demandez lui, à lui même, si ce matin nous avons été désunis.“ Ochs, Gesch. Basels, VIII, 255.

2) Sandoz-R. Depesche v. 14. März 98.

kehren und Alles den Wünschen Preussens gemäss ordnen werde.

Angesichts dieses Benehmens von Frankreich suchte Preussen zwar eine Annäherung und Verständigung mit Oestreich; allein gleich die ersten Eröffnungen blieben resultatlos und auch die Vermittlung Russlands, die Thugut anrief, führte nicht weiter. In keinem Falle wollte man es in Berlin auf einen Bruch mit Frankreich ankommen lassen, kaum dass man daselbst von Bernadotte's Abreise aus Wien gehört hatte, so war man auch schon entschlossen, im Kriegsfall neutral zu bleiben [1]). Die Verständigung Oestreichs mit Russland, wie sie Bonaparte's polnische und orientalische Pläne zur Folge hatten, diente dazu, Preussen noch mehr von seinem Rivalen zu entfernen. So lange die Franzosen dessen eigene Neutralität und diejenige Norddeutschlands unangetastet liessen, hatten sie von demselben Nichts zu fürchten.

Diese Politik Preussens war um so kurzsichtiger, als Bonaparte und Genossen nur erst Oestreich matt setzen wollten, um sich dann über Preussen her zu machen. Dieses bezeugt zum Ueberfluss eine Denkschrift, welche Barras und Rewbell, kurz nach der Ankunft Bonaparte's in Paris höchst wahrscheinlich auf dessen Veranlassung aufsetzten, und die Bonaparte selbst und Sièyes mit Randbemerkungen versahen [2]). Namentlich betont der Abbé Sièyes immer wieder, wie alle weiteren Erfolge bei der Republikanisirung Europas davon bedingt seien, dass man sich Preussens Neutralität versichere, bis die Zeit gekommen sei, über dieses selbst herzufallen [3]).

---

1) S. Depesche des Ministeriums an Sandoz, Berlin, d. 23. April 98.

2) Eine Abschrift des interessanten Schriftstücks, die mittels Bestechung von einem royalistischen Agenten aus dem Bureau von Barras beschafft wurde, liegt im Record Office zu London. Das Original soll von Barras' Hand geschrieben sein.

3) So bemerkt er u. A. am Rande der erwähnten Denkschrift: „Notre Premier et principal intérêt est d'assoupir complêtement le Prussien, et de

Er hielt den Gesandtschaftsposten in Berlin daher für so wichtig, dass er — als er mit Bonaparte übereingekommen war, den geplanten Umsturz der Verfassung des Jahres III auf ein Jahr hinauszuschieben — ihn selbst bezog, zum Entsetzen des Königs, der mit dessen Vorgänger Caillard ebenso zufrieden gewesen war, als er den hochmüthigen, hinterlistigen Revolutionsmann par excellence fürchtete und hasste[1]).

Endlich war zur Zeit auch die Revolutionirung und Unterwerfung Spaniens bereits im Werke. Hierzu konnte der Durchmarsch nach dem den Engländern willfährigen Portugal, wie Bonaparte von Italien aus bereits angedeutet hatte und später als Kaiser versucht hat, trefflich ausgebeutet werden. Augereau stand zur Zeit bereits mit 40,000 Mann an der pyrenäischen Grenze und wartete bald nur noch auf den Befehl aus Paris, um den kühnen Schlag zu führen, an dessen Gelingen er nicht im Mindesten zweifelte[2]).

Den russischen Koloss im fernen Osten glaubten die revolutionären Heisssporne in Paris nicht fürchten zu müssen: hatte doch die Kaiserin Katharina den Krieg am Rhein nur benutzt, um die Theilung Polens zu Ende zu führen, wodurch sie Preussen und Oestreich zugleich entzweit und im Osten beschäftigt und so der französischen Republik den allergrössten Dienst geleistet hatte. Trotzdem sie die flüchtigen Emigranten und namentlich auch die Königsfamilie in Schutz nahm und sich beständig im Kriege mit dem revo-

ne jamais jouer avec lui qu'à jeu sûr." Barras und Rewbell träumten schon von einer Republik in Franken, welche es ermöglichen sollte, im Nothfall dem preussischen Königreich sofort den Todesstoss zu geben.

1) S. den bezüglichen Depeschenwechsel mit Sandoz-Rollin.

2) Augereau hat eine bezügliche Denkschrift an das Directorium gerichtet, welcher er ein Schreiben an Barras beilegte, damit dieser dessen Vorschläge unterstütze. Mir lag eine Abschrift des letzteren Schreibens im Record Office zu London vor. Das Datum fehlt, doch geht aus dem Inhalt hervor, dass das Heer in Egypten in Folge der Schlacht bei Abukir von Europa bereits abgeschnitten war. Der Plan bestand jedoch schon früher. S. u. A. die Depesche Sandoz-Rollin's vom 18. März 98.

lutionirten Frankreich befand, hatte sie doch keinen Soldaten gegen die Republik in's Feld gestellt! Ihr Nachfolger Paul hatte genau dieselben Wege eingeschlagen und sogar das Heer, welches sie kurz vor ihrem Tode anscheinend dazu bestimmt hatte, sich den Oestreichern anzuschliessen, aufgelöst. Die Furcht vor ihm war um so geringer, als er — mit Recht — für wahnsinnig galt und zu erwarten stand, dass sein tolles, tyrannisches Regiment ihm im Innern zu viel zu schaffen machen werde, als dass er sich an den europäischen Verwicklungen betheiligen könne[1]). Sie brachten dabei die Wirkung der orientalischen Pläne Bonaparte's zu wenig in Anschlag; nur zu bald sollte sich zeigen, dass Kaiser Paul, einmal aus seinem Indifferentismus aufgerüttelt, von allen Fürsten des europäischen Festlandes für die revolutionäre Propaganda der Franzosen weitaus der gefährlichste war.

So konnte Bonaparte mit Hülfe von Barras, Rewbell, Talleyrand und Sièyes die kurzsichtige revolutionäre Propaganda trefflich dazu benutzen, den kaum verglimmenden Kriegsbrand auf dem festländischen Europa von Neuem zu entzünden und dadurch zugleich den Sturz des Directoriums und sein Emporkommen zu fördern. Er war es, wie wir gesehen haben, der die verwegenen Unternehmungen alle vorbereitete, angab, leitete, zu seinen persönlichen Zwecken ausbeutete und doch verstand er dabei eine Miene, eine Haltung anzunehmen, als wäre Alles nicht nur ohne, sondern geradezu gegen seinen Willen geschehen! Als die meisten Vertreter der auswärtigen Mächte bei ihm, als dem offenbaren Inhaber der Macht, anfragten, wann er sie empfangen wolle, liess er ihre bezüglichen Schreiben einfach unbeantwortet[2]). Der

1) Bernadotte fuhr am 12. April gegen Thugut heraus: „Dieser Tyrann des Nordens, dieser Tiger in Menschengestalt wird seinen Lohn erhalten." S. Hüffer a. a. O. I, 252.

2) Sandoz-Rollin Depesche vom 11. und 15. Januar 98.

preussische Gesandte Sandoz-Rollin u. A. bekam bald durch Talleyrand, bald durch ihn selber immer wieder zu hören, wie er die gegen Rom ergriffenen Maassregeln missbillige, wie er das in der Schweiz, ohne Grund, vergossene Blut beklage, wie er persönlich sogar den Frieden mit England wünsche! Dem grossen Publikum erschien er allen Regierungsgeschäften so vollkommen fern zu stehen, dass sein vermeintlicher Müssiggang die Neugier nicht wenig reizte. Wie er sich in den Sitzungen des Directoriums benahm, denen er, wenigstens Anfangs, fast täglich beigewohnt zu haben scheint [1]), darüber fehlen uns alle Nachrichten, wahrscheinlich übte er dort in hohem Maasse jenes Talent, das Sandoz-Rollin an Talleyrand, in seinem Auftreten dem Directorium gegenüber, bemerkt haben will, nämlich: mittels Widerspruchs gerade jene Maassregeln zu veranlassen, die er herbei zu führen wünschte. Wenn Talleyrand, der meist der blosse Widerhall von Bonaparte war und ihn selbst in der Mimik nicht selten copirte [2]), eines Tages dem preussischen Gesandten geradezu sagte: „Ich habe an dieser revolutionären Politik (gegen Rom u. s. w.) die früher oder später die Republik selbst zu Falle bringen wird, keinen Antheil genommen", so war das genau die Wendung, die auch Bonaparte für sich in Anspruch nahm. Er selbst äusserte wiederholt, dass das Directorium weit mehr der Ruhe und des Friedens bedürfe als des Krieges. Er hatte sogar die Stirn, in den letzten Tagen des März in einer Sitzung des Directoriums selbst auszurufen: „Seiner Zeit habe ich für die Erhaltung von Rom, Neapel und Piemont plaidirt und habe die Nothwendigkeit derselben dargelegt, heute (etwas spät!) plaidire ich abermals dafür; die Grösse und die Dauer

1) Sandoz Depesche v. 3. Januar 98.

2) Diesen Eindruck gewinnt man beim Lesen der Sandoz-Rollin'schen Depeschen, namentlich in denen, wo er über Begegnungen mit Bonaparte und Talleyrand am selben Tage berichtet.

der Republik hängen davon ab, anders handeln: hiesse eine fürchterliche Reaction zugleich im Innern und im Auslande hervorrufen, hiesse Frankreich der Anarchie zutreiben! Meine Vorstellungen werden vielleicht missfallen — ich will es darauf hin wagen; die Niederlegung all meiner Stellen wird die Folge sein [1])." Diese freche Diatribe, mit der dazu gefügten Drohung, hatte — wie er richtig berechnete [2]) — zur einzigen Folge, dass die Directoren sich beeilten, ihm zu versichern, dass sein Rath stets gern gehört werden würde!

Es war genau die nämliche Taktik, die ihm in Italien so geglückt war und die er nun in grösserem Maassstabe, vom Centrum selbst aus, handhabte: er, der das Directorium viel weiter führte, als es selber wagte; er, der dort, wo das Directorium, wenigstens seiner Mehrheit nach, auch in seinem jetzigen Bestande, nur republikanisiren wollte, es auf nackte Eroberung und Ausplünderung anlegte; er, der Friedensverträge nur schloss, um den Waffenstillstand zu neuen Erpressungen auszubeuten, — er wusste In- und Ausland zu überzeugen, dass er es sei, welcher allenthalben zur Mässigung rathe, welcher den Völkern die Freiheit bringe, ohne Anarchie und Bürgerkrieg, welcher — als der grösste Feldherr seiner Zeit — den Frieden dem Kriege weit vorziehe, oder, wie es in dem Schreiben an den Erzherzog Karl geheissen hatte, die Rettung eines einzigen Menschenlebens dem traurigen Ruhme, wie ihn militairische Erfolge verleihen.

Die Barras, Talleyrand und Sièyes waren ihm willige Werkzeuge, die er nicht zu fürchten hatte, denn sie konnten sich ohne ihn auf die Dauer nicht halten und waren über-

1) So berichtet Sandoz in seiner Depesche v. 1. April 98.

2) Sandoz freilich urtheilt genau umgekehrt! er meint: „Cette manière fière de parler a produit sur les directeurs un effet contraire à celui qu'il (i. e. Bonaparte) attendait, tous se sont réunis à l'assurer que ses représentations seraient toujours écoutées et prise en bonne part. Le voeu de l'humanité est, que cela soit aujourd'hui!" —

dies — alle Drei käuflich: andere Machthaber, wie die Rewbell, Lareveillère. Merlin dienten ihm, weil sie nicht zweifelten, dass er, so gut wie sie, der Revolution und der Republik aufrichtig ergeben sei. Er beherrschte sie Alle vor Allem dadurch, dass keiner von ihnen, auch nur entfernt das Endziel seiner Politik, seines wahnsinnigen Ehrgeizes zu erkennen oder auch nur zu ahnen vermochte. Den Einen war es nur um Sicherung der bestehenden Republik und der s. g. natürlichen Grenzen Frankreichs zu thun; Andere hofften, dass es gelingen könnte, auch die umliegenden Länder, gleich schützenden Wällen, in Republiken umzugestalten; die Verwegensten gingen darauf aus, ganz Europa zu revolutioniren, durch Bewältigung Englands womöglich auch die Meere zu „befreien", — Bonaparte aber träumte von Nichts Geringerem, als mit Hülfe der Revolution ganz Europa, unter dem Kriegsruf gegen England drei Welttheile zu erobern; zu erobern nicht für eine neue staatliche Ordnung, sondern für sich, damit sein Wille der alleingebietende sei und seine Heldengestalt, auf diesem Fussgestell errichtet[1]), in der ganzen Weltgeschichte, für alle Zeiten, niemals ihres Gleichen habe! Diese wahnsinnige Conception ist das Maass zugleich seiner Grösse und seiner Nichtigkeit; sie ist es, welche ihn so unfassbar hoch über seine Zeitgenossen erhob, die ihm jenen dämonischen Zauber gab, welche auch die Ehrgeizigsten zu

1) So hat ihn Horace Vernet wunderbar anschaulich und treffend, nur viel zu sonnenhell und milde idealisirt, bildlich dargestellt: der Imperator sitzt hoch zu Ross, das stolze Thier, das ihn trägt, schreitet aus auf einer Felsplatte, welche von männlichen Gestalten auf gebeugtem Nacken getragen wird; die Männer, die solchen Sklavendienst dem Sieggekrönten erweisen, versinnbildlichen die europäischen und asiatischen Völker: Franzosen, Italiener, Deutsche, Russen und Türken, die er unter sein Joch zu beugen versucht hatte. Das ganze Standbild baut sich auf einem gewaltigen Felsengebirge auf, an dessen Fusse Pyramiden, Palmen und Moscheen, winzig, wie aus den Wolken gesehen, erscheinen; in der Ferne erblickt man die Schneegipfel der Alpen, die von Napoleon's Standpunkte aus ebenfalls fast verschwinden. S. das Titelblatt in Norvins populären Biographie Napoleons.

hm, wie zu ihrem Leitstern aufblicken machte, die es ihm ermöglichte, Menschen und Völker wie Schachfiguren zu behandeln; sie ist es aber auch, welche ihn die Macht des Geistes und des Herzens, der Wahrheit und der Liebe, der Selbstverleugnung so unbegreiflich unterschätzen liess, welche hm den Maassstab für die Wirklichkeit, für die er sonst eine o wunderbare Fassungskraft besass, schliesslich raubte und hm damit den Boden unter den Füssen wegzog. Nur von liesem schwindelnden Gipfel seiner grenzenlosen Ruhmsucht aus vermag man ihn, vermag man seine gegenwärtige Lage, vermag man vor Allem den Feldzug nach Egypten zu verstehen, der gleichsam den Grundpfeiler des gigantischen Gewölbes seiner Pläne bildet und auf den wir daher nothwendig näher eingehen müssen.

Der Aufbruch nach Egypten.

Schon während der ersten Kreuzzüge hatten die Franzosen die Herrschaft auf dem mittelländischen Meere erstrebt und mit den Engländern um dieselbe gerungen. Obgleich sie diesen glücklich zuvorgekommen waren, hatten sie doch weder in Syrien, noch am Nildelta, noch in Tunis festen Fuss zu fassen vermocht. Die bezüglichen Pläne sind jedoch, sobald die Macht Frankreichs zu ihrer Verwirklichung auszureichen schien, durch alle folgenden Jahrhunderte, bis auf die Gegenwart immer wieder von Neuem aufgenommen worden. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts, als Philipp der Schöne von der Beherrschung Italiens, Deutschlands, des byzantinischen Kaiserreichs, dem alten Imperium mundi träumte, ward ihm von seinem verwegenen Planmacher (Pierre du Bois) eine Denkschrift eingereicht, welche ihm namentlich auch die Eroberung von Egypten, als eines der mächtigsten Ecksteine eines Weltreiches empfahl. Indess der Anspruch der englischen Könige auf die französische Krone und der 100jährige Krieg, der die Folge davon war, lähmte die französische Macht und hielt sie an's Festland gefesselt, so dass sich dieselbe auf dem mittelländischen Meere nicht zu entwickeln vermochte; statt ihrer herrschten auf demselben die Flotten der Venetianer und Genuesen. Im 15. Jahrhundert eroberten die Türken Constantinopel; sie drangen auch mit ihren Schiffen auf dem mittelländischen Meere immer weiter nach Westen vor,

bis es der spanisch-habsburgischen Macht im 16. Jahrhundert gelang, ihnen Halt zu gebieten und wenigstens das westliche Becken des mittelländischen Meeres ihrer Herrschaft vorzuenthalten; das östliche Becken, mit sammt der Nordküste Afrikas, blieb jedoch in ihrem Besitze.

Kaum hatte Frankreich im 17. Jahrhundert die im Gefolge der Reformation entstandenen Bürgerkriege überwunden, kaum war die französische Nation unter Einem Scepter wieder vereinigt, so nahm Ludwig XIV. die weltbeherrschenden Pläne eines Philipp's des Schönen wieder auf. Er versuchte es zunächst mit der Zerbröckelung des deutschen Reichskörpers, dann mit der Eroberung der Niederlande, er kämpfte hierzu zugleich mit Oestreich, dem Träger der römisch-katholischen Kaiserkrone und mit Holland, dessen Seemacht damals auf allen Weltmeeren die mächtigste war. In diesem Kampfe waren ihm die Türken, die er gegen Wien anhetzte, willkommene Bundesgenossen. Dieses schien einem Leibnitz des „allerchristlichen" Königs, der für seinen, den katholischen Glauben, zu kämpfen vorgab, wenig angemessen. Er fand es — mit Recht — unklug, eines Grenzstriches wegen das halbe Europa gegen sich in die Waffen zu rufen und zugleich gefährlich für die ganze europäische Kultur, dass ein König von Frankreich, damit er über die Nachbarstaaten gebiete, sich mit wilden, asiatischen Kriegshorden, mit Barbaren, verbündete. Es schien ihm so sehr im Interesse eines Ludwig's XIV. selbst gelegen, der Eroberungspolitik desselben einen anderen Zielpunkt zu setzen, dass er ihn eines Besseren zu überzeugen versuchte [1]). Er schlug ihm vor, eben jenen Türken, deren Machtentfaltung der König begünstigte, Egypten

1) Eine klare, übersichtliche Darstellung der Entstehung, des Inhalts und des Schicksals der beiden bezüglichen Denkschriften findet man bei Kuno Fischer, Geschichte der neuern Philosophie, Bd. 2, Leibnitz und seine Schule.

zu entreissen, das unter ihrem Regimente ewig eine Wüste bleiben zu sollen schien. Er machte ihn darauf aufmerksam, wie an der Eroberung Egyptens die Namen der glänzendsten Heldengestalten des Alterthums geknüpft seien, wie die grössten weltbeherrschenden Völker, die Perser, Griechen, Römer und Araber erst durch den Besitz des Nillandes ihre gebieterische Machtstellung gewonnen hätten. Vor Allem betonte er, wie jenes Holland, dessen Weltmacht Ludwig zu brechen suchte, nirgends empfindlicher und vernichtender getroffen werden könnte, als wenn Frankreich von dem Stapelplatze des indischen Handels Besitz nehme. Leibnitz war überzeugt, dass Ludwig XIV. hierzu nur eines ganz geringfügigen Kraftaufwandes bedürfen werde, indem die Türken ihre Seemacht vollständig vernachlässigt hatten und selbst kaum Herren im Lande waren. Ludwig XIV. jedoch war in seinem Hochmuthe so beschränkt, dass er in dem genialen Plane nur eine Reminiscenz an die unglücklichen Kreuzzüge witterte und ihn, da diese, wie er sich ausdrückte, nicht mehr an der „Mode" seien, kurz von der Hand wies [1]).

Keine hundert Jahre später hatten die Franzosen ihre werthvollsten Colonien an die Engländer verloren, welche zugleich in Amerika und Indien Sieger blieben und damit eine See- und Weltherrschaft begründeten, gegen welche das von Ludwig XIV. so eifersüchtig bekämpfte Holland klein und ohnmächtig erschien. Die ganze Weltstellung Frankreichs war dadurch erschüttert worden. Um das Verlorene wenigstens in Etwas gut zu machen, versuchte Choiseul, der Minister Ludwig's XV., Frankreich die Oberherrschaft auf dem mittelländischen Meere und — mittels Egyptens — den

1) Die beiden bezüglichen Denkschriften von Leibnitz sind erst zu Anfang dieses Jahrhunderts auf der Bibliothek in Hannover wieder aufgefunden worden. Alle späteren Pläne der Franzosen bezüglich der Eroberung Egyptens sind daher vollständig unabhängig von denselben entstanden.

nächsten Weg nach Indien zu sichern. Die Eroberung und Einverleibung Corsica's war hierzu der erste Schritt gewesen. Das Bestreben aller nachfolgenden Regierungen war seitdem dasselbe geblieben; ohne dass sie dem Ziele näher gekommen wären.

Die Franzosen empfanden die erlittene Niederlage so tief, dass die Beschämung und der Unwille darob wesentlich mit beigetragen hatten, das Nationalgefühl in Wallung zu bringen und zum Umsturz der ganzen bestehenden Staatsordnung anzuspornen. Das beredteste Zeugniss hierfür bietet das epochemachende Werk des Abbé Raynal: *Histoire philosophique et politique des deux Indes,* welches darauf ausgeht, die Revolution als den Hebel zu kennzeichnen, mit dem Frankreich wieder in seine verlorene Weltstellung einrücken könne.

In demselben Jahre 1783, als Raynal's Werk in Paris, in Folge der revolutionären Tendenz desselben, von Henkershand verbrannt wurde und er selbst als Märtyrer in die Fremde ging, unternahm ein anderer Franzose von ähnlicher Denkart, Volney, eine Reise nach Egypten und Syrien, deren Ergebnisse er in einem Buche niederlegte, das heute noch nicht ohne historischen Werth ist[1]). Volney kam, genau wie ein Jahrhundert früher Leibnitz, zum Schlusse, dass die unter dem türkischen Joche seufzenden Länder, ohne grossen Kraftaufwand von einer europäischen Kulturmacht befreit und zur einstigen Blüthe wieder erweckt werden könnten. Sein Werk erschien im Jahre 1787, gerade zur Zeit als sich Kaiser Joseph II. und Katharina II. von Russland verbündet hatten, um dem türkischen Reiche in Europa ein Ende zu machen. Frankreich und Oestreich waren damals eng verbündet und Frankreich durfte, gemäss den herrschenden Anschauungen über das Gleichgewicht der europäischen Staaten, einen der Vergrösserung der anderen Mächte entsprechenden Zuwachs

1) Volney, Voyage en Syrie et en Egypte. 2 vols. Paris 1787.

für sich in Anspruch nehmen. Die Gelegenheit, sich in den Besitz von Egypten zu setzen, schien gekommen. Ludwig XVI. erhielt mehrfach entsprechende Denkschriften [1]). Da kam in Frankreich die Revolution zum Ausbruch, die zugleich den Bürgerkrieg im Innern und den Kampf gegen das alte Europa zur Folge hatte; in Oestreich machte Kaiser Joseph mit seiner cäsarischen Politik Bankerott, Katharina endlich wurde, durch das Zusammenhalten von England und Preussen, denen sich Oestreich genähert hatte, gezwungen, mit den Türken Frieden zu schliessen. Damit war die s. g. orientalische Frage für den Augenblick von der Tagesordnung gestrichen worden.

Der Revolutionskrieg, in welchem Frankreich zugleich gegen Oestreich und gegen Russland zu kämpfen hatte, machte die Türken, wie so oft schon in früherer Zeit, zu seinen erwünschtesten Bundesgenossen. In Paris hoffte man immer, sie zur Kriegserklärung gegen die beiden nördlichen Kaiserhöfe zu bewegen. Der Gesandtschaftsposten in Constantinopel ward durch diese Lage der Dinge so bedeutungsvoll, dass Bonaparte selbst, im Sommer 1795, um denselben geworben hatte!

Indess die Pforte ging auf die Wünsche und Rathschläge der Franzosen nicht ein. Dieses musste in Paris um so mehr verstimmen, als gerade in jenem Egypten, das ihnen helfen sollte, die englische Herrschaft in Indien zu Falle zu bringen, die Engländer zur Zeit bevorzugt wurden.

Unter solchen Umständen kann es nicht Wunder nehmen, dass die Eroberung Egyptens von den Franzosen wieder ernstlich in Erwägung gezogen wurde. Der Consul Magellan, der sich 20 Jahre lang an Ort und Stelle orientirt hatte, schickte 1796 dem Directorium einen bezüglichen Plan ein, der dem Minister des Auswärtigen, Delacroix, sehr wohl gefiel [2]). 1797

1) S. Auteur des mémoires sur le Consulat (i. e. Thibaudeau), Histoire générale de Napoléon Bonaparte. Guerre d'Egypte, I, 2.

2) Ebendas. p. 3 ff.

kam Magellan selbst nach Europa, um dessen Ausführung zu betreiben.

Der Plan zur Eroberung Egyptens lag demnach, als ihn Bonaparte zu dem seinigen machte, gleichsam in der Luft: derselbe entsprach den ältesten Traditionen der französischen Politik, dem Kriege mit England, der Vorstellung von der Hinfälligkeit des türkischen Reiches, der derzeitigen Kriegsmacht Frankreichs, die eine weit grössere war, als sie es je zuvor, zur Zeit Philipp's des Schönen oder selbst Ludwig's XIV. gewesen war.

Das Unternehmen war überdies der ganzen Persönlichkeit, dem Genie und der augenblicklichen Lage Bonaparte's angemessen, wie kein anderes. Schon als Corse lag ihm das Leben, die Herrschaft auf dem mittelländischen Meere, besonders nahe. Die Insel, welche nach einander von den Griechen, Karthagern, Römern und Arabern beherrscht worden war, deren Fahne noch einen Mohrenkopf zum Abzeichen hatte, war auch mit den Muselmännern in nähere Beziehung gekommen und — so lange sie noch nicht von den Franzosen erobert worden war — geblieben. Wie der corsische Nationalheld Sampiero de Bastelico im 16. Jahrhundert, so hatte auch noch Pasquale Paoli im 18. seine letzte Zuflucht im verzweifelten Kampfe gegen Genua in Constantinopel und bei den Barbaresken an der Nordküste Afrikas gesucht. Der junge Bonaparte, der ihnen bekanntlich nachgeeifert und die Geschichte seiner Heimathinsel mit glühender Leidenschaft studirt hatte, war in demselben Gesichtskreise aufgewachsen. Der Orient hatte sich seiner Phantasie schon sehr frühzeitig besonders stark bemächtigt. Auf dem mittelländischen Meere war er längst einheimisch: seine erste Waffenthat hatte er im Winter 1793 auf dem Kriegszuge gegen Sardinien verrichtet; er selbst datirte seine Kriegslaufbahn von der Einnahme Toulons; seitdem hatte er, wie wir sahen,

die Flotte auf dem mittelländischen Meere nie mehr aus den Auge gelassen. Italien war bewältigt, die Seemacht der Genuesen und der Venetianer der französischen einverleibt, das adriatische Meer in seinem Besitze, Neapel matt gesetzt. Spanien mit Frankreich im Bunde; mit den Barbaresken an der Nordküste Afrikas, mit Tunis, mit den Griechen, Albanesen und Bosniaken hatte er freundschaftliche Beziehungen angeknüpft; er hatte solcherweise begonnen, das weite Reich des Sultans zu unterminiren, von den Grenzen her aufzurollen; er konnte die Türken in Constantinopel selbst erzittern machen. Auf dem Meere konnten dieselben keinen Widerstand leisten, denn ihre Seemacht war in den 70er Jahren von den Russen gebrochen worden und die Engländer, die einzige Macht, auf deren Hülfe sie rechnen durften, hatten ihre Flotte aus dem Mittelmeere zurückgezogen. So lag das östliche Becken des letzteren völlig offen vor Bonaparte. Nur wenige Tage günstige Winde — und er konnte am Nildelta eine Truppenmacht landen; konnte das fast herrenlose, vollkommen wehrlose Egypten, die älteste Wiege der europäischen Kultur, den grossen Stapelplatz des indischen Handels, die von Frankreich so lange vergeblich ersehnte Kolonie in Besitz nehmen!

Das märchenhafte Wunderland schien nur auf einen Organisator von seinem Schlage zu harren, um aus tausendjährigem Schlummer erwachend der Mittelpunkt eines unermesslichen Weltreiches zu werden. „Unzweifelhaft", heisst es in den Denkwürdigkeiten von St Helena [1]), „würde dieses Land, das jetzt so verödet daliegt, nach fünfzig Jahren einer guten Regierung daselbst, von einer grossen Nation bevölkert sein; wie zur Zeit des Sesostris und der Ptolemäer; sie würde mit der rechten Hand nach Indien, mit der linken nach Europa hinüberreichen. Wenn die geographische Lage allein

1) Corresp. XXIX, 514.

den Wohlstand und die Grösse der Städte bedingt, ist Alexandrien mehr als Rom, Constantinopel, Paris, London oder Amsterdam dazu berufen, das Haupt der Welt zu sein, wie einst, so für alle Zukunft.“ Diese giganteske Anschauungsweise ist Bonaparte nicht erst später oder nachträglich gekommen; dieselbe ist sogar unzweifelhaft beträchtlich resignirter, maassvoller, besonnener, als das Bild, welches ihm seine Phantasie vorspiegelte, da er die Expedition nach Egypten erst noch plante.

Hier ist es, wo man am deutlichsten den ungeheuren Einfluss Raynal's auf Bonaparte und seinen ganzen Bildungsgang erkennt. Aus dem erwähnten Werke desselben hatte der Jüngling, als Student, seine Kenntnisse über die Geschichte, die politische Lage und Tendenz nicht nur Frankreichs, sondern aller europäischen Staaten, den Kampf der Interessen und der Macht auf dem ganzen Erdball, geschöpft. In Bezug auf Egypten aber hiess es bei Raynal [1]): „Beim Anblick dieses Landes, das zwischen zwei Meeren gelegen ist, von denen das eine die Pforte zum Orient, das andere die Pforte zum Occident bildet, fasste Alexander den Plan, den Hauptsitz seines Reiches nach Egypten zu verlegen, dieses Land zum Mittelpunkt des Welthandels zu machen. Dieser Fürst, der aufgeklärteste aller Eroberer, begriff, dass es ein Mittel gebe, alle Eroberungen, die er gemacht hatte oder noch vorhatte, zu einem Staatswesen zu vereinigen, nämlich die Verwendung hiezu jenes Egyptens, welches so zu sagen von der Natur dazu bestimmt ist, Afrika und Asien mit Europa zu verbinden. Der vorzeitige Tod des grössten Feldherrn, den die Geschichte oder die Fabel der Bewunderung der Menschen überliefert hat, hätte diese grossen Gesichtspunkte auf immer vergraben, wenn dieselben nicht zum Theil von Ptolemäus befolgt worden wären, von demjenigen Lieute-

1) Histoire. ph. et pol. des deux Indes, I, 83.

nant Alexander's, der bei der Vertheilung der glänzendsten Beute, die man kennt, sich Egypten aneignete." Welchen unauslöschlichen Eindruck diese Stelle auf Bonaparte's Denkart machte, erkennt man noch an den angeführten Wendungen in seinen Denkwürdigkeiten, die wie eine unmittelbare Reminiscenz aus Raynal klingen. Dieselbe ist nicht nur wegen der egyptischen Expedition beachtenswerth: jener Alexander, wie ihn Raynal fasste, ist offenbar das Vorbild, dem Bonaparte nacheiferte. Der aufgeklärteste Eroberer, der bewundertste Held der Weltgeschichte zu werden, Alexander's Ruhm noch zu überstrahlen, ist unverkennbar das Ziel, das er sich gesetzt hatte und dem er sich mit Riesenschritten zu nähern schien. Gelang es ihm, gleich Caesar, das alte römische Reich zu beherrschen und obendrein, gleich Alexander, bis nach Indien vorzudringen, so war dieses Ziel, wie er es fasste, glücklich erreicht. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet musste ihn Egypten in der That seiner ganzen Lage nach als das natürliche Bindeglied und Centrum all seiner zukünftigen Eroberungen erscheinen, einerlei ob dieselben in Europa, Afrika oder Asien gelegen waren.

Im Hinblick auf dieses Weltreich, zu welchem die Expedition nach Egypten die Grundlage bilden sollte, erschien ihm Europa für seine Grossthaten ein viel zu kleiner Schauplatz. „Europa", rief er seinen Vertrauten [1]), noch vor Unterzeichnung des Vertrages von Campo Formio, „ist ein Maulwurfshaufen; es hat stets nur im Orient grosse Reiche und Revolutionen gegeben, dort wo 600 Millionen Menschen leben."

Wenn solcherweise die Eroberung Egyptens für ihn unzweifelhaft so viel als die erste Etappe eines Alexanderzuges nach Indien bedeutete, so lag es deswegen doch gewiss nicht in seiner Absicht, diesen letzteren sofort anzutreten; erst

1) S. Bourrienne, Mémoires, II, 39.

musste gleichsam Cäsar's Werk vollbracht sein: mit Hülfe der französischen Macht, der Revolution, zum Mindesten das festländische Europa zu seinen Füssen liegen und seinen Fahnen folgen. Auch hierzu schien ihm der Zug nach Epypten offenbar das geeignetste Mittel.

Sein Plan ging nämlich dahin, sich des Landes zu bemächtigen ohne sich mit den Türken zu überwerfen. Noch mehr: er hoffte, es werde ihm gelingen, die Pforte so zu bethören, dass sie in den Truppen, die er in die Grenzen ihres Reiches einführte, nur eine bundesgenössische Macht sehen werde. Talleyrand, der den Gedanken an die Eroberung Egyptens sehr warm aufgenommen hatte, sollte ihm hierzu behülflich sein. „Wie wird sich die Pforte einem solchen Unternehmen gegenüber benehmen?" war die erste Frage, die er dem Minister vorlegte. Er selbst behauptete kurz und bündig[1]): „Egypten gehört dem Sultan nicht." Dieses war in sofern richtig, als wirklich der Pascha, der den Sultan daselbst vertrat, sich völlig in der Gewalt der Mameluken befand, einer Reiterhorde, welche die militairische Macht ausschliesslich in Händen hatte[2]), Abgaben erhob und sich als die Herren des Landes gerirte. Alle Versuche der Pforte, sich dieselben strenger unterthänig zu machen, waren gescheitert. Trotzdem wurde in Constantinopel Egypten, so gut wie irgend eine andere Provinz, als ein integrirender Theil des Reiches betrachtet, zu welchem es denn doch seiner ganzen Beschaffenheit nach gehörte. Die

1) An Talleyrand, d. 13. Sept. 97.

2) S. Volney a. a. O. I, 143: „C'est véritablement dans le corps de ces Mamlouks que consiste toute la force militaire de l'Egypte: parmi eux quelques centaines sont répandues dans le pays et les villages pour y maintenir l'autorité, y percevoir les tributs, et veiller aux exactions; mais la masse est rassemblée au Kaire. D'après les supputations de personnes instruites, leur nombre ne doit pas excéder huit mille cniq cents hommes, tant Beks, Kâchefs, que simples affranchis et Mamlouks encore esclaves; dans ce nombre il y a une foule de jeunes gens qui n'ont pas atteint vingt et vingt deux ans."

Franzosen mussten daher, wenn sie nicht mit den Türken in Krieg gerathen wollten, sich denselben als Bundesgenossen oder s. g. Hülfscorps aufspielen.

Bonaparte verliess sich hierfür keineswegs auf diplomatische Kunstgriffe und Beredung, er hatte durch seine Verbindungen mit den Aufrührerischen auf der Balkanhalbinsel, an denen es der Pforte niemals fehlte, und wo sich zur Zeit der Pascha von Widdin, der Grieche Paswan Oglu als ein äusserst gefährlicher Kämpe erhoben hatte, ein Mittel in Händen, mittels welchem er auf die Entschliessungen am Bosporus einen mächtigen Druck auszuüben hoffen konnte. Nahm die Pforte in ihrer Bedrängniss das französische Hülfskorps zur Bewältigung zugleich der Aufständischen an der Donau und der Mameluken am Nil an, so konnte es einem Bonaparte, als Oberbefehlshaber einer solchen Streitmacht, nicht schwer fallen, die Pforte endlich dazu zu bewegen, dass sie Oestreich und Russland den Krieg erklärte und somit diesen beiden Feinden Frankreichs die Möglichkeit benahm, ihre vereinten Kräfte am Rhein und in Italien zu concentriren. An diesem Schachzuge war Bonaparte zur Zeit Alles gelegen: nur unter der Voraussetzung, dass die Pforte auf seine bezüglichen Anträge einging, konnte er es wagen und wagte er es, zugleich Oestreich und Russland zu einem neuen Waffengange auf Leben und Tod herauszufordern.

Dieses Manoeuvre diente ihm auch dazu, dem Directorium in Paris und damit der Verfassung des Jahres III den Todesstoss zu versetzen. Die Voraussetzung dabei war, dass die französischen Heere zunächst besiegt werden würden. Dieses schien unabwendbar. Man bedenke nur, wie im Gefolge des Vertrages von Campo Formio und der Rüstungen gegen England die Heere am Rhein und in Italien geschwächt worden waren. Durch das Einrücken in die Schweiz und Rom, durch die drohenden Kriegszüge gegen Portugal

und Neapel war überdies die Operationslinie in's Unermessliche ausgedehnt worden. Zu diesen unmittelbaren strategischen Nachtheilen kam die fortdauernde Anarchie und Geldnoth. Endlich entführte Bonaparte die besten Feldherren und Kerntruppen nach Egypten! Unter solchen Verhältnissen stand, wenn Oestreich und Russland wirklich Ernst machten, die Niederlage Frankreichs in sicherer Aussicht. Andrerseits war die Defensivposition durch die Festungen am Rhein und in der Poebene eine so gewaltige, dass sie vollständig ausreichend erschien, um dem ersten siegreichen Vordringen der Coalirten Halt zu gebieten. Wenn dann in Polen und Ungarn Aufstände ausbrachen und die Türken den beiden Kaiserhöfen den Krieg erklärten, so war vorauszusehen, dass es denselben schwerlich anders ergehen werde, als es ihnen in den Jahren 1792—95 ergangen war, da die polnische Verwicklung die Kriegsmacht der Ostmächte an der Weichsel festgehalten hatte. Bonaparte konnte um so mehr auf eine plötzliche günstige Wendung der Lage rechnen, als er natürlich keinen Augenblick davor zurückgeschreckt wäre, den Oestreichern und Russen eben jene Türken, die er als Bundesgenossen gegen sie in's Feld gerufen hatte, preiszugeben: ihnen die Theilung des türkischen Reiches anzubieten. Das war offenbar die Karte, die er bei seiner Rückkehr vom Nil auszuspielen gedachte.

Zieht man alle diese Erwägungen in Betracht, so leuchtet ein, dass der Zug nach Egypten zur Zeit bei Bonaparte alle anderen Pläne einbegriff; es war derselbe gleichsam der Hebel, mit welchem er die ganze alte Welt aus den Angeln zu heben und seinem Willen zu unterwerfen hoffte.

Die Landung auf den britischen Inseln, wie sie ihm vom Directorium aufgetragen worden war, behandelte er ebenfalls als einen integrirenden, untergeordneten Theil des egyptischen Feldzuges. Beide Unternehmungen hingen auf

das Innigste zusammen und ergänzten einander. Bei beiden kam es nämlich darauf an, der englischen Seemacht, der die französische selbst mit der spanischen und holländischen vereinigt nicht entfernt gewachsen war, auszuweichen. Die Bedrohung der englischen Küsten hatte die Entfernung des englischen Geschwaders aus dem mittelländischen Meere wesentlich mit bewirkt. Vollends jetzt, da alle durch den Waffenstillstand auf dem Festlande frei gewordenen Streitkräfte unter dem hervorleuchtendsten Feldherrn der Republik an der Nordküste zusammengezogen zu werden schienen, war man jenseits des Kanals mehr als je überzeugt, dass das so lange geplante, bisher missglückte Unternehmen mit Aufgebot grösserer Kräfte und Energie als je in's Werk gesetzt werden würde. Die Zustände und Stimmungen im unterjochten Irland waren derart, dass, im Falle die Landung auf der grünen Insel gelang, die Gefahr für Grossbrittanien augenscheinlich eine äusserst grosse war. Die Rüstungen in Toulon und den italienischen Häfen blieben zwar an der Themse nicht unbemerkt, allein es erschien den leitenden Staatsmännern, dass dieses französische Geschwader nur irre leiten, schlimmsten Falles Neapel bedrohen sollte, in Wahrheit aber dazu bestimmt sei, die Meerenge von Gibraltar zu forciren, Cadix, wo die Engländer die spanische Flotte blokirt hielten, zu befreien, desgleichen Brest und so die ganze Seemacht der Republik im Kanal zu concentriren. In Folge dessen begnügte man sich vorläufig damit, den Eingang zum mittelländischen Meere zu bewachen.

Die Engländer wurden in diesem Irrthume um so leichter bestärkt, als die Regierung in Paris wirklich keinen anderen Plan hatte, als eine Landung auf den britischen Inseln. Bonaparte nahm auch ihr gegenüber die Miene an, als sinne er auf Nichts, als ihre bezüglichen Anordnungen zur Ausführung zu bringen. Dadurch erreichte er, dass er Oberbe-

fehlshaber der ganzen gegen England aufgebotenen Heeresmacht blieb. Die Truppentransporte an die Nordküste konnten ihm überdies gegebenen Falles zu einem Gewaltstreich in Paris dienen; unter eben diesem Vorwande hatten Hoche und Barras seiner Zeit die erforderliche Truppenmacht zum 18. Fructidor in den Umkreis der Hauptstadt gezogen. So lange er selbst noch schwankte, ob er den entscheidenden Streich nicht vielleicht noch vor dem Zuge nach Egypten führen solle, war diese Disposition genau was er brauchte. Auch für den Fall, dass der Krieg am Rhein wieder zum Ausbruch kam, war (wie er selbst in den Denkwürdigkeiten von St Helena ausführt und 1805 durch die That bewiesen hat) die Aufstellung an der Nordküste trefflich geeignet, schneller, als es die Oestreicher irgend erwarteten, in's Herz von Deutschland vorzurücken.

Je mehr er die angeblich bevorstehende Landung ausposaunen liess, desto sicherer kann man annehmen, dass er an deren Ausführung zur Zeit nicht ernstlich dachte. Um die Täuschung vollkommen zu machen, unternahm er im Februar eine kurze Inspectionsreise an die Küste. Er selbst bezeugt in den Denkwürdigkeiten auf St. Helena, dass er während der Fahrt nur an den Zug nach Egypten gedacht habe. Er begnügte sich, in aller Eile die Sachlage in Augenschein zu nehmen und kehrte dann nach Paris zurück, um dem Directorium zu erklären, dass die Landung in England, Angesichts der unzureichenden Ausrüstung und der fehlenden Gelder ein Ding der Unmöglichkeit sei, mindestens müsse man noch ein ganzes Jahr auf die Vorbereitung zu derselben verwenden. Statt dessen schlug er die Eroberung Egyptens vor, die sofort und mit weit geringeren Streitkräften ausführbar sei. Das Directorium nahm seine bezüglichen Vorschläge an. Die Landung in England ward deswegen nicht völlig aufgegeben, sie sollte nur in kleinerem

Maassstabe, von Brest aus, bewerkstelligt werden, im Uebrigen dazu dienen, die englische Seemacht im Kanal versammelt und so aus dem Mittelmeere fern zu halten. Bonaparte selbst mochte daran denken, sie später, nach seiner Rückkehr aus Egypten, wenn er die Engländer veranlasst haben würde, einen beträchtlichen Theil ihrer Seemacht in das mittelländische Meer und in die ostindischen Gewässer zu entsenden, im grossartigsten Maassstabe auszuführen [1]).

Die Vorkehrungen zum Zuge nach Egypten waren um diese Zeit bereits so weit gediehen, dass es nur noch der letzten entscheidenden Anordnungen bedurfte. Die eifrige Fürsorge für die Flotte, die Bewältigung Genuas, die Eroberung Roms, die Bestechung auf Malta, waren so viele Schritte zu dessen Verwirklichung gewesen. Und auch der Berner Schatz kam gerade recht, um unmittelbar über Lyon nach Toulon dirigirt zu werden. Die erforderlichen 25,000 Mann Infanterie und 3,000 Reiter konnten, so behauptete wenigstens Bonaparte selbst, als er am 5. März 1798 dem Directorium seine bezüglichen Vorschläge machte, nach 14 Tagen in Civita-Vecchia, Genua, Corsica, Marseille, Nizza, Antibes und Toulon zur Einschiffung bereit sein. Auch die Flotte hoffte er bis dahin zur Stelle haben zu können.

Die Betreibung der Ausrüstung am mittelländischen Meere selbst ward einer dazu ernannten Commission übertragen, welche ihre Befehle unmittelbar von Bonaparte empfing. Er selbst entfaltete von Paris aus jene fieberhafte und doch so umsichtige Thätigkeit, vor der alle Schwierigkeiten wie spielend zu weichen pflegten. Da es die Eroberung eines noch so ungenügend gekannten, fremdartigen Landes galt und der Erfolg wesentlich davon abhing, ob es gelingen werde, sich mit der Bevölkerung zu verständigen,

---

1) Vergl. seine bezügl. Denkschrift an das Directorium v. 13. April 98.

dieselbe durch richtige Maassregeln zufrieden zu stellen, so requirirte er auch eine grosse Anzahl der hervorragendsten Männer der Wissenschaft, welche ihm, der selbst Mitglied der Akademie war, gerne folgten und deren Betheiligung an dem Unternehmen zum Ruhmesglanze des Kriegshelden nicht wenig beigetragen hat. Unter ihnen befand sich der Mathematiker Monge, der 1792 Marineminister gewesen war und der von Vielen als derjenige bezeichnet wird, der Bonaparte den ganzen Plan eingegeben hätte. Während seines Aufenthaltes in Italien war derselbe sein ständiger Gesellschafter gewesen.

Da selbst ein verhältnissmässig kleines feindliches Geschwader dem grossen, schwerfälligen Truppentransporte auf dem mittelländischen Meere, dem ganzen Unternehmen äusserst gefährlich werden konnte, so mussten die Vorbereitungen möglichst geheim gehalten werden. Ausser dem Directorium, Talleyrand und den nächsten Angehörigen Bonaparte's scheint Niemand das Ziel gekannt zu haben. Selbst den betheiligten Generälen wurde dasselbe nicht verrathen. Den Akademikern wurde bei ihrer Ankunft in Lyon bloss mitgetheilt, dass sie sich auf eine Reise nach Rom gefasst zu machen hätten. Bis dahin sollten sie sich bereit halten, theils in Bordeaux, theils in Vlissingen eingeschifft zu werden[1]). Es hiess, dass sie dazu bestimmt seien, an den Amazonenstrom nach Süd-Amerika zu gehen[2]). Erst am 12. April, drei Tage vor Bonaparte's beabsichtigter Abreise aus Paris, wurden die Dekrete ausgefertigt, welche ihn zum Befehlshaber der s. g. Orientarmee ernannten und auch dann ohne veröffentlicht zu werden. Noch im letzten Augenblicke, als er im Begriff stand, sich selbst nach Toulon zu begeben, liess

1) S. Bonaparte's Schreiben an den Minister des Innern v. 26. März 98.
2) S. S. Rollin's Depesche v. 7. April 98.

er aussprengen, dass er sich nach Brest begeben habe. Das Directorium musste sogar einen bezüglichen Erlass ausstellen.

Wenn trotz all dieser Vorkehrungen zur Wahrung des strengsten Geheimnisses Talleyrand bereits am 22. Februar, gleich nach der Rückkehr Bonaparte's von seinem Ausfluge an die Küste, es für gut befand, dem preussischen Gesandten in Paris den ganzen Plan zu verrathen, so muss er dazu sehr schwerwiegende politische Gründe gehabt haben. Er berichtete demselben nämlich geradezu, dass er dem Directorium vorgeschlagen habe, die in Italien zurückgebliebenen 40,000 Mann zur Eroberung von Egypten zu verwenden; die Mehrzahl der Directoren habe dem Plan begeistert zugestimmt, er warte nur auf ihre einstimmige Einwilligung, um an die Ausführung des Unternehmens zu gehen. Eine solche Aeusserung kann ein Talleyrand ohne umsichtige Berechnung und voraufgegangene Verständigung mit Bonaparte nicht gethan haben. Es fragt sich daher, was sie damit bezweckten. Eine Irreleitung, wie angenommen worden ist, kann unmöglich die Absicht gewesen sein, wozu hätten sie sonst die Wahrheit gesagt?

Bei dem ganzen Plane kam, wie schon angedeutet, Russland sehr wesentlich mit in Betracht. Dass jede Vergrösserung der französischen Macht im mittelländischen Meere, zumal wenn sie im Einverständniss mit den Türken bewerkstelligt wurde, in Petersburg als eine schwere Niederlage, als ein neuer Wall gegen das Vordringen der russischen Herrschaft auf Constantinopel zu, empfunden werden würde, lag auf der Hand. Der preussische Gesandte hatte daher kaum vernommen, dass das Directorium ernstlich damit umgehe, der Pforte gegen Geld und Abtretungen einiger Inseln im Archipel ein Hülfscorps zu schicken, so hatte er nicht gesäumt, die den Russen drohende Gefahr nach Berlin zu

signalisiren [1]). Dieses war Bonaparte und seinem Minister Talleyrand eben recht: sie wünschten Nichts mehr, als dass die Russen den Türken den Krieg erklärten. Hierzu sollte ihnen der Berliner Hof durch seine Mittheilungen behülflich sein. Derselbe stand mit dem Petersburger auf freundschaftlichem Fusse, während Frankreich an der Newa, in Folge des Kriegszustandes, zur Zeit keine diplomatische Vertretung hatte.

Diese Absicht tritt noch klarer hervor in einer Unterredung, welche Bonaparte selber, drei Wochen später, am 14. März, mit dem Vertreter Preussens provocirte. Er leitete dieselbe damit ein, dass er alle erdenklichen Argumente aufbot, um Preussen jeden Gedanken an eine Verständigung mit Oestreich auszutreiben und zu einem Bündnisse mit Frankreich zu bereden. Daher er u. A. auch die Invasion in die Schweiz, welche in Berlin wegen Neuenburg sehr beunruhigt hatte, beklagte: das Blut sei daselbst ohne irgend einen Grund vergossen worden, das Directorium werde überhaupt von einer Handvoll Leute geleitet, welche ohne Gewissen und ohne Kenntnisse seien. Schliesslich kam er auf die orientalische Frage zu sprechen. Der Rebell Paswan Oglu werde bald bewältigt sein. Ihn wundere nur, dass Russland die Wirren in der europäischen Türkei nicht dazu benutze, um seine Grenzen gegen Constantinopel hin auszudehnen. Sein eigener Ehrgeiz wäre darauf gerichtet gewesen, den Oberbefehl über das Hülfs-

1) „L'année 1798 sera, je le présume, très féconde en évènemens. N'entends-je pas déjà des affidés du Directoire dire et répéter qu'il faudra s'occuper de secourir les Turcs avec 50,000 hommes pour ôter à la Russie le désir de profiter des troubles actuels, et de mettre à exécution son vaste plan d'agrandissement. Cela serait affectué moins pour secourir les Turcs, que pour se faire attribuer des sommes d'argent et la cession de quelques Iles dans l'Archipel, cession qui mettrait tout le commerce du Levant au pouvoir de la République française." S. Rollin, Depesche v. 14. Februar 98.

corps zu erhalten, welches die Republik dem Sultan zu Hülfe zu senden beabsichtigt hätte, und sich zu überzeugen, ob die türkische Macht wirklich eine so gebrochene sei, wie man gemeiniglich annehme. Wozu alle diese Auslassungen und Andeutungen, wenn nicht, um Russland zur Kriegserklärung gegen die Pforte zu verleiten?

Hieran war ihm um so mehr gelegen, als die Türken die hinterlistige, verrätherische, meuchelmörderische Politik, der sie zum Opfer fallen sollten, zu durchschauen begannen und die Verständigung mit ihnen bezüglich Egyptens nicht gelingen zu sollen schien. Beklagte sich doch der türkische Gesandte in Paris — gewiss mit Recht — darüber, dass die Franzosen unter der Hand eben jenen Paswan Oglu anspornten, gegen den sie Hülfe in Aussicht stellten [1]). Indessen gab Bonaparte deswegen keineswegs die Hoffnung auf, die Pforte für seine Pläne zu gewinnen. Er rechnete dabei auf die Diplomatenkünste Talleyrand's, der sich auf einer Fregatte nach Constantinopel begeben sollte, wo er, wenn er auch nicht die Einwilligung in die Besetzung Egyptens erlangte, wenigstens den Krieg mit Russland herbeiführen musste. Von dem Gelingen dieser seiner Mission hing der Erfolg des ganzen Unternehmens ab.

Die Sendung Bernadotte's nach Wien hatte ebenfalls dazu dienen sollen, Russland in Harnisch zu bringen, durch die Art und Weise wie die orientalische und polnische Frage frisch angeregt wurden, den Zaren zu überzeugen, dass er sich auf Krieg, ernsten Krieg mit dem republikanischen Frankreich gefasst zu machen habe. Hierzu brauchte Thugut nur einzelne Auslassungen Bernadotte's in den Unterredungen mit ihm in seinen Depeschen nach Petersburg zu wiederholen.

---

1) S. S. Rollin's Depesche v. 24. Febr. 98.

Wenn Talleyrand dem preussischen Gesandten vorgab, dass der Plan ihm persönlich angehöre, und Bonaparte von seinem Wunsche, an der Spitze des s. g. Hülfscorps in den Orient entsendet zu werden, als von einer vergangenen Sache sprach, so hatte das seinen Grund offenbar darin, dass die Landung auf England als sicher bevorstehend angenommen werden sollte, was, wenn man erfahren hätte, dass Bonaparte nicht mehr an der Spitze derselben stehe, in Zweifel gezogen worden wäre. Hätten die Engländer davon erfahren, so hätten sie natürlich sofort eine starke Flottenabtheilung in das mittelländische Meer dirigirt.

Der Plan bezüglich Egyptens konnte den Preussen ohne Scheu mitgetheilt werden, weil diese durch denselben in keiner Weise gefährdet wurden; derselbe schien vielmehr eine Bürgschaft dafür zu bieten, dass die Franzosen bestrebt sein würden, Deutschland unbehelligt zu lassen. Wie denn der preussische Gesandte sich über denselben aufrichtig freuen zu müssen glaubte. Da einmal die grossen Heeresmassen der Republik Verwendung finden sollten, so war zu wünschen, dass es in möglichst entlegener Ferne geschehe. Während der letzten Wochen wurde das Unternehmen übrigens auch dem preussischen Gesandten gegenüber in das undurchdringlichste Geheimniss gehüllt.

Bonaparte hatte Alles geordnet, um sich am 25. April von Paris nach Toulon zu begeben und beim ersten günstigen Winde in See zu stechen. Er stand fast im Begriffe, sich in seinen Wagen zu setzen, als ihm vom Directorium plötzlich Halt geboten wurde! Bernadotte war nämlich, nach erfolgter Abreise aus Wien, Hals über Kopf nach Paris geeilt, die Katastrophe schneller hereingebrochen, als es Bonaparte erwartet hatte. Da der Krieg mit Oestreich unvermeidlich erschien, durfte er nicht aufbrechen; die Expedition nach Egypten wurde von der Regierung sistirt; Bonaparte

musste Befehl ertheilen, die bereits angeordnete Einschiffung rückgängig zu machen. Das Unternehmen, das, wie er sich bei dieser Gelegenheit ausdrückte[1]), alle Staatenverhältnisse in Europa zu ändern bestimmt war, schien im Augenblick, da es verwirklicht werden sollte, unwiderruflich hintertrieben. Indess Bonaparte lag zu viel an demselben, als dass er nicht fest entschlossen gewesen wäre, Alles aufzubieten, um das eingetretene Hinderniss zu beseitigen. Ein Ausweg war bald gefunden. Er liess sich vom Directorium abermals zum Bevollmächtigten in Rastatt ernennen und nahm es auf sich, dem Kriege vorzubeugen. Zu diesem Behufe wollte er mit Cobenzl zusammenkommen, mit dem er den Vertrag von Campo Formio und die Besetzung von Mainz vereinbart hatte. Er schrieb demselben einen Brief, in welchem er mit gewohnter Schamlosigkeit das Schicksal „unseres armen Erdtheils" bedauerte, falls es zum Kriege kommen sollte und Diejenigen, die denselben provocirt haben würden, „dem Fluche der Völker und der Nachwelt" anheimgab. Schade nur, dass eben dieser Graf Cobenzl, der einzige östreichische Staatsmann, mit dem er sich auf eine Unterhandlung überhaupt einlassen wollte[2]), so eben erst nach Wien zurück gereist war! Bonaparte gab vor, es erst nachträglich erfahren zu haben[3]), allein Bernadotte war demselben bei Braunau begegnet[4]) und hatte daraus gewiss kein Geheimniss gemacht. Als Cobenzl den Brief des Generals erhielt, hatte er so eben, an Stelle von Thugut, die Leitung des auswärtigen Amtes angetreten. Trotzdem erachteten es die östreichischen Staatsmänner, welche zu einem neuen Waffengange noch nicht hinreichend vorbereitet waren, für gerathen,

1) S. Mémoires du comte Miot de Melito, I, 233.

2) S. sein Schreiben an Talleyrand v. 26. April 98.

3) Ebendas.

4) S. Vivenot, Thugut's vertrauliche Briefe, Thugut's Schreiben an Colloredo v. 19. April 98.

dass derselbe dem Wunsche Bonaparte's willfahre und sich so schnell als möglich nach Rastatt begebe, damit Letzterer keine Gelegenheit finde, voreilig einzutreffen und irgend eine „Extravaganz" zu begehen, wie man sie von ihm erwarten musste [1]).

Grade auf diese „Extravaganz", die der scharfsichtige Thugut befürchtete, hatte der Ruchlose es offenbar angelegt. Eben jenen Cobenzl, den er nach Rastatt citirt hatte und der die Oberleitung der auswärtigen Politik verliess, um seiner Aufforderung Folge zu leisten, liess er einfach im Stich! Schon am 28. April ertheilte er die Befehle, um abermals Alles zur Abfahrt nach Egypten bereit zu halten. Am 1. Mai setzte er, zur Beruhigung des Directoriums, eine Denkschrift auf, für die Art und Weise, wie im Falle eines neuen Waffenganges Italien vertheidigt werden sollte. Zwei Tage darauf, am 3. Mai, war er auf dem Wege nach Toulon. Die Reise nach Rastatt war aufgegeben. Cobenzl erhielt, etwa von Auxerre aus [2]), unterm 4. Mai, die bündige Mittheilung, dass er in Wien bleiben könne, die Vertreter des Kaisers würden in Rastatt Vertreter der französischen Republik vorfinden, die so gut wie er, die Schwierigkeiten, die seit dem Vertrage von Campo Formio entstanden seien, zu beseitigen suchen würden! Zu dem Vorfall mit Bernadotte noch diese Rücksichtslosigkeit fügen, hiess dem Fass geradezu den Boden ausstossen. Wenn es trotzdem auch jetzt noch nicht zum Kriege kam, so lag die Schuld daran wahrlich nicht an Bonaparte! Er hatte das Erdenkliche gethan, um den von ihm erwünschten Kriegsfall herbeizuführen. Allein

1) S. Vivenot, Thugut an Colloredo, 5. Mai 98: „S. M. trouvera peut-être à propos de presser le départ de Cobenzl, afin que Bonaparte ne prenne occasion de faire quelque extravagance, si, comme il est dit dans les lettres de Talleyrand, il s'était rendu sans délai à Rastatt et qu'il s'ennuyât d'y attendre . . ."

2) Das bezügl. Schreiben Bonaparte's ist ohne Datum.

das Directorium sah so sehr die Nothwendigkeit ein, den Frieden zu erhalten und Thugut war so sehr darauf bedacht, seine Kräfte erst noch zu sammeln, dass es zu einer langen, leider resultatlosen Verhandlung in Selz, an der elsässer Grenze, kam, wo Cobenzl, statt mit Bonaparte, mit dem eben ausgetretenen Director François de Neufchâteau zusammentraf.

Dass die Landung auf England, wie das Directorium geplant und in lächerlich prahlerischer Weise vorausverkündet hatte, nicht zur Ausführung kam, war für dessen Ansehen, im Inlande sowohl wie im Auslande, sehr misslich. Die freiwilligen Gaben, von denen man sich unter Voraussetzung des allgemeinen, leidenschaftlichen Hasses gegen England Wunder versprochen hatte, hatten im März erst 80,000 Franken ergeben und auch mit der ausgeschriebenen Anleihe machte die Regierung vollkommenes Fiasco [1]). Dabei waren die Ausgaben in's Ungeheure gestiegen. Die Beschlagnahme von allen aus England herrührenden Waaren, an einem Tage, in allen Theilen Frankreichs, wie sie ebenfalls unter den Auspicien von Bonaparte angeordnet worden war, half nicht viel weiter; durch diese barbarische Maassregel wurden überdies unzählige Privatleute auf das allerempfindlichste geschädigt und gegen die Regierung aufgebracht.

Je näher Bonaparte's Abreise heranrückte, desto eifriger war er darauf bedacht, die Regierung zu brandmarken, sich selbst aller Verantwortlichkeit zu entziehen. U. A. suchte er am 28. März eine Unterredung mit dem preussischen Gesandten. „Bonaparte", berichtet derselbe nach Berlin, „war ausserordentlich träumerisch und zerstreut, seine Redeweise verrieth sogar Missmuth und Niedergeschlagenheit. Begreifen Sie, fragte er mich, dass die französische Republik im Norden von Europa den Frieden, im Süden dagegen den Krieg

1) S. Ad. Schmidt, Tableaux III, 300/1.

will? Man wird nicht klug daraus. Ich sehe eine Reihe unberechenbarer Unglücksfälle und eine Umwälzung voraus, die unmöglich Denen zu Gute kommen kann, welche die Wirren herbeigeführt haben. Es wäre an der Zeit für das Directorium, seine Unternehmungen einzustellen und das Schwert in die Scheide zu stecken, die Menschheit muss zu Athem kommen (l'humanité a besoin de respirer)!" Um dieselbe Zeit [1]) hatte er die bereits erwähnte Scene im Directorium aufgeführt, wo er das Wort ergriff, um die Umwälzungen zu tadeln, Anarchie und Niederlage zu prophezeihen, seine Unschuld zu betheuern und von den derzeitigen Machthabern Rechenschaft zu fordern.

Die letzte Kundgebung derart erliess er im Augenblick vordem er sich einschiffte. Der preussische Gesandte berichtet nämlich von einem Schreiben des Generals an das Directorium, aus der Nähe von Toulon, dessen Echtheit, obgleich es in keiner Ausgabe seines Briefwechsels gedruckt zu finden ist, deswegen noch nicht bezweifelt zu werden braucht. Der Gesandte schreibt darüber nach Berlin [2]): „Bonaparte verbirgt in demselben Nichts; er sagt, dass die öffentliche Meinung im Süden der Regierung sehr entgegen sei. Letztere beschuldigt er einer unleidlichen Tyrannei; die Voreingenommenheiten gegen dieselbe seien nur zu besiegen, wenn man sich ernstlich bestrebe, Europa den Frieden wiederzugeben und dem verzweifelten Elend des Rentners abzuhelfen. Setze man den Ruhm der Republik nicht darein, die revolutionären Leidenschaften aufzugeben und das Gemeinwohl zu fördern, so sei noch Nichts geschehen, Nichts begründet, dann müsse Frankreich erst noch geboren werden. Eure Feinde, ruft er aus, sind wohlbekannt und allerwärts, Eure Freunde nirgends." Das Ministerium in Berlin

1) S S. Rollin's Depesche v. 1. April 98.
2) S. Rollin, Paris 23. Mai 98.

war der Meinung, dass das Bild, welches Bonaparte dem Directorium unterbreitet habe, seiner Wahrheitsliebe Ehre mache [1]). Das Schreiben erfüllte demnach seinen Zweck vollkommen.

Während seiner Anwesenheit in Toulon nahm Bonaparte u. A. auch die Gelegenheit wahr, seinem Abscheu Ausdruck zu geben über die blutige, barbarische Art, wie die Gesetze gegen die Emigranten gehandhabt wurden. Das bezügliche Militairgericht hatte mehrfach hülflose Greise, schwangere Frauen, Mütter vieler kleiner Kinder zum Tode verurtheilt und erschiessen lassen. Bonaparte erliess ein Schreiben an dasselbe, in welchem er jeden Soldaten, der sich zu solchen schamlosen Henkersdiensten hergebe, als einen Feigling brandmarkte. Nur zu gern möchte man mit seinem Secretair Bourrienne annehmen, dass ihm ausschliesslich mitleidsvolle Entrüstung solche Eigenmächtigkeit und zündende Beredsamkeit, wie sie dieses Manifest kennzeichnen, eingegeben habe, allein seine sonstigen Handlungen und Redensarten machen es leider mehr als wahrscheinlich, dass auch in diesem Falle die Kundgebung mit darauf berechnet gewesen ist, die Regierung, unter der solche Schandthaten geschehen konnten, zu discreditiren, seine eigene Humanität glänzen zu lassen.

Auch sein Befehl [2]), gemäss welchem alle beim Arsenal Angestellte, welche (wahrscheinlich wegen ihrer politischen Anschauungen) von der Regierung unter Aufsicht gestellt worden waren, nach Egypten mit eingeschifft werden sollten, war ein geeignetes Mittel, sich auf Kosten des Directoriums

1) Das Ministerium an S. Rollin. Berlin 4. Juni 98.

2) S. Corresp. inéd. Egypte, I, 126. Derselbe ist in der offiziellen Ausgabe der Corresp. nicht aufgenommen worden. Das Datum: Toulon 14. Florial (3. Mai) ist sicherlich falsch, indem Bonaparte erst am 8. Mai daselbst eingetroffen ist. Doch ist an der Echtheit der Urkunde zu zweifeln keine Veranlassung vorhanden.

Anhänger zu erwerben. Wie er, schon seit dem 13. Vendémiaire, die von der Regierung zurückgesetzten, mit Misstrauen behandelten Offiziere zu bevorzugen pflegte.

Die Ansprache endlich, die er bei Uebernahme des Oberbefehls an das Heer richtete, entsprach genau derjenigen, die er beim Antritt des italienischen Feldzuges gehalten hatte, an die sie unmittelbar anknüpfte. „Offiziere und Soldaten!“ hub er an, „Es sind zwei Jahre her, dass ich Euch befehligen kam. Damals befandet Ihr Euch auf der Riviera, bei Genua, im grössten Elend, an Allem Mangel leidend, so dass Ihr selbst Eure Uhren geopfert hattet, um Euch nähren zu können; ich versprach Euch, Euren Entbehrungen ein Ende zu machen, ich führte Euch nach Italien hinein. Dort ward Euch Alles gewährt . . . Habe ich Euch nicht Wort gehalten? . . Ich verspreche jedem Soldaten, dass er bei der Rückkehr von dem bevorstehenden Unternehmen einen Geldbetrag zur Verfügung haben soll, hinreichend um sechs Acker zu kaufen.“

Diese Sprache war so sehr dazu angethan, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten und den ohnedies nur zu regen Unwillen der darbenden Soldaten anzuspornen, dass das Directorium es für rathsam erachtete, die Ansprache, die in mehreren Blättern, auch im Moniteur, zum Abdruck gekommen war, für eine Fälschung auszugeben. Im Moniteur stand einige Tage später eine andere Fassung zu lesen, in welcher die angeführten, heiklen Wendungen wegfielen und nur noch von den Römern, wie sie die Karthager besiegt hätten und dem Genius der Freiheit die Rede war. Die erst gebrachte Fassung, berichtigte das leitende Blatt, wäre eines Bonaparte nicht würdig gewesen; so hätten nicht die Volksbethörer im Convent gesprochen[1]). Die officielle Ausgabe

1) S. Moniteur v. 6. Prairial VI (25. Mai 1798).

der Correspondance hat demgemäss nur die zweite Fassung zum Abdruck gebracht, doch bezeugt Bourrienne, der die angezweifelte Ansprache von Bonaparte in die Feder dictirt bekommen haben will, deren Echtheit; dieselbe ist überdies so sehr in seiner Art und seinem Interesse aufgesetzt, dass es dieses Zeugnisses nicht einmal bedarf. Diese Annahme schliesst nicht aus, dass auch die zweite Fassung von ihm stammt, in diesem Falle hätte er selbst es für rathsam erachtet, sich den Soldaten gegenüber nicht unnütz noch durch den Druck der Ansprache zu binden.

So schien, als er am 19. Mai die Anker endlich lichtete, Alles auf das Umsichtigste vorgesehen: wenn die Türken auch noch nicht in die Besetzung Egyptens eingewilligt hatten, so konnte er doch hoffen, dass es noch geschehen werde, schlimmsten Falls hatte er die Mittel in Händen, sie zu zwingen: sei es durch die aufständischen Griechen und Albanesen, sei es dadurch dass ihnen Russland den Krieg erklärte, in keinem Falle reichte ihre Macht hin, um seinem Heere am Nil in den Weg zu treten. Dass unterdessen der Krieg zwischen Oestreich und der Republik wieder zum Ausbruch kommen werde, war fast mit Sicherheit vorauszusagen, zumal seit der Einnahme von Rom sowohl Neapel als auch Toscana, diese letzten Stützen Oestreichs auf der apenninschen Halbinsel, in einer Weise umdrängt und bedroht waren, dass der Angriff auf dieselben und ihr Zusammensturz von Tag zu Tage erwartet wurde. Oestreich war entschlossen, es in diesem Falle auf einen neuen Waffengang ankommen zu lassen [1]).

1) S. Vivenot, Vertraul. Briefe. Thugut an Colloredo, 23. April 98. Desgl. Vivenot, Zur Geschichte des Rastatter Congresses, p. 171. Cobenzl an Ditrichstein, Wien den 27. April 98: „Si Naples et la Sicile sont entre les mains des Français, ils peuvent disposer des Turcs et dès lors les faire agir à volonté contre l'Autriche et la Russie. S. M. (i. e. l'empereur d'Autriche) ne peut voir avec indifférence le sort qui menace le roi de Naples et le grand-duc de Toscane. Elle est résolue de les secourir efficacement."

Auch Kaiser Paul, dem schon die Invasion der Schweiz und die Einnahme Roms äusserst aufgebracht hatten, bezeugte ihnen rege Theilnahme: er sah in ihnen, mit Recht, den letzten Wall gegen die französische Allmacht auf dem mittelländischen Meere. Es fehlte nur noch die Expedition nach Egypten, um auch ihn in die Waffen zu bringen. Nachdem das Directorium sich (durch Bonaparte) so weit hatte fortreissen lassen, konnte es die eingenommenen Positionen unmöglich wieder preisgeben, ohne den letzten Rest seines Ansehens einzubüssen; selbst eine sehr weitgehende Nachgiebigkeit und Resignation vermochten nicht mehr, einem neuen Coalitionskriege vorzubeugen. Jetzt, wo zum Mindesten ganz Italien, vielleicht auch Deutschland in den Strudel der Revolution hineingezogen zu werden drohten, wo zugleich die Schwäche des Directoriums am Tage lag und der gefürchtetste Feldherr mit seinen Kerntruppen davongesegelt war, schien für die Gegner der Republik der Augenblick gekommen, die erlittenen Niederlagen wieder gut zu machen.

Bonaparte konnte demnach mit grösster Zuversicht auf Wiederausbruch des Continentalkrieges und eine vorläufige Niederlage der Franzosen rechnen. Andrerseits schien, wenn auch nicht ein Bündniss mit Preussen, so doch dessen Neutralität gesichert. Gelang es ihm, in Egypten festen Fuss zu fassen und die Türken in Krieg mit Russland zu verwickeln, so waren alle Chancen vorhanden, dass er, etwa schon im Herbste (denn seine Phantasie pflegte, wie wir oft genug gesehen haben, seinen Wünschen weit voraus zu eilen und es mit der Zeitrechnung nicht genau zu nehmen) wirklich als Retter in der Noth zurückkehren und die Lage, wie mit einem Zauberschlage, wieder zu Gunsten Frankreichs wenden konnte.

Dass bis dahin das Directorium und die Verfassung des Jahres III sich gründlich abgenutzt haben würden, stand

ebenfalls zu erwarten. War es doch schon dahin gekommen, dass Angesichts der eben erfolgten Wahlen, die Directoren selbst auf eine durchgreifende Aenderung der Verfassung sannen, nicht nur Barras und Rewbell, welche von Bonaparte dazu verleitet sein mochten, sondern auch Merlin [1]).

Wenn nur die Rechnung in so weit sie Egypten und die Türkei betraf sich stichhaltig erwies! bezüglich der Rückwirkung des Unternehmens auf die europäische Staatenfamilie und die innere Lage Frankreichs konnte Bonaparte ohne Besorgniss sein. Die einzige Macht, die zur Zeit gegen ihn gerüstet auf dem Plane stand, war diejenige, gegen welche der Feldzug nach dem Nil am unmittelbarsten gerichtet war. Dass er der englischen Seemacht, wenn sie rechtzeitig zur Stelle war, nicht gewachsen war, wusste er sehr wohl. Seine Hoffnung ging darauf, dass er Zeit haben werde, in Egypten zu landen, bevor ein grösseres Geschwader ihm den Weg dahin verlegen könne. Alles hing demnach schliesslich davon ab, ob das Geheimniss, in welches er das Unternehmen gehüllt hatte, hinreichend gewahrt geblieben war.

1) S. Rollin meldet am 7. April 98 nach Berlin, dass sich zu diesem Behufe 50 Abgeordnete bei Merlin versammelt hätten.

Die Einnahme Malta's und die Landung in Egypten.

Obgleich der Auftritt Bernadotte's in Wien im Interesse Bonaparte's und seines orientalischen Feldzuges erfolgt war, so hatte doch die unerwartet schnelle Meldung desselben nach Paris das ganze Unternehmen in Frage gestellt. Zwar war es Bonaparte gelungen, das Directorium zu beruhigen, ohne den Kriegsfall zu beseitigen und den Aufbruch nach Egypten durchzusetzen; doch war seine Abreise durch diesen Zwischenfall um acht Tage verzögert worden; so dass er sich statt am 25. April, erst am 3. Mai auf den Weg nach Toulon hatte begeben können, von wo er schliesslich, in Folge mehrtägiger heftiger Gegenwinde, erst am 19. Mai in See stechen konnte.

Diese 14tägige Verzögerung hatte grade hingereicht, um den Engländern, die auf die Rüstungen in Toulon mehr Aufmerksamkeit zu richten begannen, Zeit zu geben, ein Geschwader in das Mittelmeer zu entsenden. Nelson, Englands grösster Seeheld, an dessen verwegenen Schlagfertigkeit alle noch so gigantischen Versuche Napoleon Bonaparte's, den Engländern die Seeherrschaft zu entreissen, scheitern sollten, war, von England kommend, erst am 30. April zur Flotte des Admirals Lord St Vincent gestossen, die vor Lissabon lag, um Portugal vor dem drohenden französisch-spanischen Angriffe zu schützen und zugleich die spanische Flotte in Cadix eingeschlossen hielt. Hier war die Nachricht eingelaufen, dass Bonaparte nach Italien zurückgekehrt sei und

80,000 Mann zu irgend einem noch unbekannten Unternehmen einschiffe [1]). Nelson erhielt acht [2]) Kriegsschiffe zugewiesen, mit denen er auf Kundschaft dahin abgehen sollte. Am 8. Mai verliess er die Bucht von Gibraltar und steuerte ostwärts. Am 17. lag er nahe bei Toulon — von den Franzosen unbemerkt — auf der Lauer, so dass er sogar eine Corvette kaperte, welche den Hafen, kurz vor Aufbruch der gesammten Flotte, verlassen hatte. Durch Kreuz- und Querfragen der Gefangenen entnahm er, dass Bonaparte zur Stelle sei, dass 12,000 Mann eingeschifft, 15 Kriegsschiffe bereit seien, den Transport zu decken. Er brannte darauf, den ruhmvollen Kampf mit ihnen zu bestehen und träumte schon vom Lorbeer, der ihm die Heldenstirn schmücken sollte. Seine Flotte theilte diese Siegeszuversicht vollkommen. Der nächste Morgen konnte die Entscheidung bringen. Da brach in der Nacht vom 20. auf den 21. über sein erlesenes kleines Geschwader von drei Schiffen, die sich von den übrigen vorübergehend gesondert hatten, ein heftiger Sturm herein, der sein Admiralschiff entmastete. Am Morgen des 21. befand er sich in einem solchen Zustande, dass er einem einzigen feindlichen Kriegsschiffe hätte zur Beute fallen können. „Der Allmächtige", schrieb der Enttäuschte seiner Gemahlin, „hat meiner maasslosen Eitelkeit eine Schranke setzen wollen. Ich hoffe, dass ich durch diesen Unfall ein besserer Offizier geworden bin, ich fühle, dass er mich zu einem besseren Menschen gemacht hat. Ich küsse die Ruthe mit aller Demuth." Er musste es für einen grossen Glücksfall achten, dass er glücklich nach der Insel St Peter, im Süden von Sardinien, gelangte und nach wenigen Tagen schon wieder den Feind aufsuchen eilen konnte.

1) S. Nicolas, The dispatches and letters of vice-admiral Lord Viscount Nelson. London 1845. Nelson an Lady Nelson, Lisbon 1. Mai 98.

2) Darunter aber, wie es scheint, nur drei eigentliche Schlachtschiffe.

3) Ebendas. II. 13 lt. Notiz aus Nelsons Tagebuch.

Dass Bonaparte, der, wie gesagt, am 19. aus Toulon abgefahren war, weder von Nelson abgefasst, noch von dem Sturm, der diesen so arg mitnahm, Havarie erlitt, gehört zu jenen Glücksfällen, mit denen er sich so gern brüstete und die ihn zu immer grösseren Wagnissen verleiteten. Die Gefahr, in welcher er zur Zeit schwebte, schlug er zwar nicht gering, aber doch lange nicht hoch genug an. Er rechnete zwar mit der Möglichkeit, dass ihm ein englisches Geschwader begegnen könnte — denn die Anwesenheit eines solchen im Mittelmeere war ihm noch vor der Abfahrt aus Toulon gemeldet worden [1]) — er meinte jedoch, selbst für diesen Fall hinreichend gerüstet zu sein. Er verliess sich dabei auf die Zahl seiner Schiffe, denen es jedoch an Matrosen, zumal an erprobten, bedenklich fehlte [2]) und von denen sich überdies viele, namentlich die venetianischen Fahrzeuge, nicht im besten Zustande befanden. Eine ernstliche Gefahr war, nach seiner Ansicht, nur dann vorhanden, wenn die Hunderte von Transportschiffen auf offenem Meere überfallen wurden. Er entsandte daher zahlreiche Schnellsegler als Avisos in alle Richtungen, welche die Anwesenheit des Feindes rechtzeitig melden konnten. Zur Vorsicht richtete er seinen Lauf auch so ein, dass er der Küste möglichst nahe blieb und also zur Noth anlegen und die Transportschiffe mit den Landungstruppen in Sicherheit bringen konnte. Seine Haupthoffnung ging aber doch immer auf das Geheimniss, in welches er das ganze Unternehmen gehüllt hatte. Er ist darin so weit gegangen, dass er selbst nach der Abfahrt Mannschaft und Offiziere vollkommen im Ungewissen beliess. Aus Toulon und Mar-

1) S. sein Schreiben an das Directorium v. 19. Mai 98. „Il paraît qu'il y a dans le bas de la Méditerranée plusieurs flotilles anglaises, mais il ne paraît pas qu'elles soient dans le cas de nous en imposer."

2) S. Bonaparte an's Directorium, 17. Mai 98. „L'escadre serait assez bien équipée si elle avait un peu plus de matelots; il n'y a que la moitié de ce qu'il devrait y avoir.

seille durfte fünf Tage nach Abfahrt der Flotte kein Schiff aus dem Hafen gelassen werden [1]). Die Hülle war in der That so dicht gewebt, dass sie Nelson zu seiner Verzweiflung nicht hat durchdringen können.

Die Vereinigung der Flottenabtheilungen, die von Genua, Corsica und Civita-Vecchia zu derjenigen aus Toulon stiessen, gelang ohne Unfall. Am 9. Juni war das ganze Heer von etwa 32,000 Mann Landungstruppen auf 400 Fahrzeugen vor Malta angelangt.

Wir erinnern uns, welche Bedeutung Bonaparte dem Besitze dieser einzigen Seeveste beilegte; wie er durch die Beschlagnahme der in Italien belegenen Güter der Malteser und Entsendung eines Agenten zur Bestechung derselben die Einnahme vorbereitet hatte. Das Directorium hatte — wie bei allen seinen ähnlichen Vorschlägen — zunächst von einer solchen Verletzung des Völkerrechts, wie es die Eroberung der Inselgruppe unzweifelhaft war, erst Nichts wissen wollen, schliesslich aber doch eingewilligt und ihm die erwünschten Instructionen, wie er sie selbst vor der Abreise aus Paris aufgesetzt hatte, ausgefertigt. Der Fall war genau wie zur Zeit, als er Venedig und Genua mit Krieg überzogen hatte. Damals wie jetzt, galt es, einen Staat, der sich im Friedensstand mit der französischen Republik wähnte, hinterlistig zu überrumpeln. Die Einwilligung der gesetzgebenden Körperschaft in die Kriegserklärung, wie sie die Verfassung vorschrieb, musste daher auch diesmal umgangen werden. Dieselbe sei überflüssig, liess Bonaparte das Directorium ihm schreiben [2]), da die Ritter sich von Anfang an dem regenerirten Frankreich gegenüber auf feindlichen Fuss gestellt und mit den Emigranten und Coalirten gemeinsame Sache gemacht hätten; noch jüngst hätten dieselben sich erdreistet,

1) S. den bezügl. Befehl an den General Dugua v. 10. Mai 98.

2) S. Arrêté bezügl. Maltas v. 12. April 98. Correspond. IV, 53.

französische Adlige, d. h. „die wüthendsten Feinde und die Schande ihres Vaterlandes", in ihren Orden aufzunehmen. Sie gingen mit der Absicht um, die Herrschaft über ihre Inseln einer fremden, Frankreich feindlichen Macht zu überliefern und damit die französische Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere zu behindern. Daher dem General der Auftrag ertheilt werde, sich Malta's zu bemächtigen.

Dieses Raisonnement war in sofern nicht ohne Weiteres abzuweisen, als wirklich der Ritterorden der Malteser seiner ganzen Verfassung und Denkart nach mit den Adligen aller Länder, mit dem Ancien Régime sich solidarisch fühlte. Seine Güter waren von der revolutionären Regierung in Frankreich gleich denen aller anderen privilegirten Orden und Emigranten mit Beschlag belegt und als Nationaleigenthum in Anspruch genommen worden. Die Ritter hatten natürlich energisch gegen diese Vergewaltigung protestirt und schliesslich eine Stütze bei den Feinden des neuen Frankreich gesucht: bei den Engländern, den Oestreichern, Neapolitanern und Russen. Bonaparte hatte daher so Unrecht nicht, wenn er behauptete, dass in Wahrheit der Kriegszustand zwischen dem Orden und Frankreich längst bestehe. Trotzdem war sein Plan ein solcher, der das Licht scheute und der durch die Hinterlist, mit welcher derselbe zur Ausführung gebracht werden sollte, weder der französischen Nation, noch ihrem General zum Ruhme gereichen konnte.

Indessen öffneten sich die Thore der durch ihre natürliche Lage und mächtigen Vertheidigungswerke fast uneinnehmbaren Veste nicht so leicht und so schnell, wie Bonaparte erwartet hatte. Als er sich des Hafens bemächtigen wollte, unter dem Vorwande Wasser einnehmen zu müssen, ward ihm zur Antwort, dass zu gleicher Zeit nur vier [1])

1) So Bonaparte selbst in den Denkw. v. St Helena. Corresp. XXIX, 371. In dem Schreiben an das Directorium v. 13. Juni 98, in welchem er

Schiffe zugelassen werden würden. In Folge dessen musste er zur Gewalt schreiten; er landete und begann, die Stadt zu beschiessen. Die Ritter erwiderten seinen Angriff von den Festungswerken aus; so dass es zu einem nicht unblutigen Zusammenstoss kam. Indessen die Bevölkerung der bedrohten Stadt, die Bonaparte aus den Thoren nicht herausliess und die in ihrem Unwillen gegen ihre Bedrücker mit den Franzosen als Befreier sympathisirte, drang auf Capitulation. Die französischen, grösstentheils bestochenen Ritter erklärten, gegen ihre Landesgenossen nicht kämpfen zu wollen. Andere meinten nur gegen die Ungläubigen, nicht aber gegen Christen das Schwert führen zu müssen. Der Orden hatte überhaupt längst seine Bedeutung und einstige Energie verloren. Noch bevor es zu ernstem Kampfe gekommen war, ward die Unterwerfung unter das Machtgebot des gefürchteten Generals beschlossen.

Am 12. Juni wurde der Vertrag an Bord des Admiralsschiffes, des Orient, ausgefertigt. Der Ritterorden trat seine Herrscherrechte auf alle drei Inseln: Malta, Gozzo und Camino der französischen Republik ab. Der Orden selbst wurde vollständig aufgelöst. Dem Grossmeister Hompesch wurde dafür ein deutsches Fürstenthum in Aussicht gestellt, welches die Franzosen auf dem Ländermarkte zu Rastatt für ihn ausbedingen wollten. Ausserdem versprachen ihm dieselben eine jährliche Pension von 300,000 Franken. Die Ritter der französischen Zunge sollten je 700 Franken jährlich erhalten; die anderen mussten sich damit zufrieden geben, dass sie ihre Güter auf den Inseln als Privateigenthum behalten durften.

---

die Einnahme Maltas meldet und das für den Moniteur bestimmt war, lässt er die Erlaubniss nur für zwei Schiffe zugleich ertheilen und rechnet dreist vor, dass bei angeblich 600 Schiffen also 300 Tage erforderlich gewesen wären! Aus diesem einen Beispiel kann man entnehmen, in welcher Weise er bereits damals seine berüchtigten Siegesbülletins abzufassen pflegte, was er seinen geblendeten Lesern zumuthete.

Für die in Italien belegenen Güter, die Bonaparte selbst in Besitz genommen hatte, versprach er seine Fürsprache bei den bezüglichen Republiken, und auch bei den übrigen Mächten sollte die französische Republik das Ihrige thun, damit die Malteser nicht zu Schaden kämen.

So waren die Franzosen glücklich im Besitze der vielumworbenen Veste. Bonaparte verkündete seinen feierlichen Einzug für den folgenden Tag, fand es aber gerathener (sei es weil er ein Attentat fürchtete, sei es weil er sich eines solchen durch Bestechung errungenen Triumphes als Krieger denn doch schämte) noch am selben Tage, unerkannt die Werke in Augenschein zu nehmen und dem entthronten Grossmeister, zu dessen nicht geringem Schrecken, einen unerwarteten Besuch abzustatten [1]). Mit siegestrunkenem Auge blickte er auf den herrlichen Hafen, in welchem seine 400 Schiffe noch für eine zwei Mal grössere Anzahl Raum liessen; auf die unübersteigbaren Wälle und Mauern, die er mit Gewalt schwerlich hätte bezwingen können; auf die vollen Magazine, in welchen Getreidevorräthe aufgehäuft waren, von denen die Stadt drei Jahre lang zehren konnte; auf die 1200 Geschütze, die 40,000 Gewehre, die Schiffe, die Söldnerschaaren u. s. w., die nun alle zu seiner Verfügung standen. Im Schatze fand sich eine Million an Silberzeug, die er ebenfalls trefflich brauchen konnte.

Er hatte solcherweise nicht nur den sichersten Rückhalt für das Unternehmen nach Egypten, eine Hauptstation auf dem Wege nach Frankreich, gewonnen, sondern konnte, mit Dem, was er vorfand, seine Ausrüstung beträchtlich vervollständigen. Er liess zwar 4000 Mann unter dem General Vaubois als Besatzung zurück, dieselben wurden jedoch durch 2000 Malteser Soldaten zur Hälfte ersetzt. Ausserdem ver-

1) S. seine eigene Darstellung in den Denkwürdigkeiten von St Helena, Corresp. XXIX. Auch für das Folgende.

theilte er unter seine Seeleute 600 Türken [1]), die als Galeerensklaven von den Rittern gefangen gehalten worden waren. Letztere dienten ihm fortan bei jeder Gelegenheit dazu, den Mohamedanern zu verkündigen, wie er ihre Glaubensgenossen aus den Ketten befreit habe, die ihnen von Christen geschmiedet worden waren.

In der That erwies er sich den Mohamedanern auf Malta, die er gar nicht zu fürchten hatte, ausserordentlich entgegenkommend, wogegen er die Macht der katholischen Hierarchie, welche durch ihren herrschenden Einfluss über die Volksmassen auf den Inseln ihm äusserst gefährlich zu werden drohte, zu brechen suchte [2]). Mit alleiniger Ausnahme des Bischofs, den er als williges Werkzeug gewonnen haben wird, mussten sämmtliche Priester, Mönche und Nonnen, welche nicht geborene Malteser waren, die Inseln innerhalb 10 Tagen verlassen. Alle Pfründen sollten Eingeborenen zufallen. Die Zahl der Mönche und Priester sollte möglichst vermindert werden: kein Orden durfte mehr als ein Kloster auf den Inseln haben und vor seinem 30. Lebensjahre Keiner ein Klostergelübde abgeben; kein neuer Priester durfte geweiht werden, bevor die vorhandenen alle ordentlich angestellt waren. Kein Geistlicher durfte an den Papst recouriren. Die juristische Competenz des Bischofs sollte nur so weit reichen, als seine Disciplinargewalt über die ihm untergeordneten Geistlichen; alle Eheangelegenheiten gehörten fortan vor die Civilbehörde. Im Uebrigen betheuerte Bonaparte, wie schon ehemals in Italien, dass er eine Kirche, welche (dem Evangelium gemäss) gegen die Obrigkeit Gehorsam pre-

1) Bonaparte giebt auf St Helena 800 an; den Beherrschern von Tunis, Tripolis und Algier schreibt er am 15. Juni 98, dass er „über 2000" befreit habe. Ich folge dem Berichte des mit der Besichtigung der in Frage stehenden Galeeren beauftragten Dupuy an Bonaparte v. 13. Juni 98. Corresp. inéd. Egypte 1, 159.

2) S. seinen Erlass v. 13. Juni 98.

dige, sehr hoch halte. Aus diesen Anordnungen kann man entnehmen, wie er dort, wo er durch keine Rücksichten gebunden war, die römisch-katholische Kirche seiner Herrschaft ein- und unterzuordnen gedachte.

Dass alle in den Klöstern und Kirchen vorgefundenen Kostbarkeiten an Edelsteinen, silbernen und goldenen Geräthschaften (soweit dieselben nicht zum Gottesdienste unentbehrlich waren) von ihm in Besitz genommen wurden, bedarf, wie wir ihn kennen, kaum ausdrücklich erwähnt zu werden; ebenso wenig, dass er dieselben ausschliesslich für seine Kriegskasse bestimmte. Die Metallgegenstände wurden, gleich am folgenden Tage, zu Barren eingeschmolzen, um zu Geldstücken ausgeprägt zu werden [1]). Alle den Engländern, Portugiesen oder Russen gehörenden Waaren wurden ebenfalls mit Beschlag belegt.

Bonaparte säumte nicht, die glücklich bewerkstelligte Eroberung auch dahin auszubeuten, sein Ansehen bei den der Pforte unterthänigen Völkerschaften zu heben. Die Nachricht von dem Geschehenen ward sofort den Beys von Tunis, Tripolis und Algier verkündet, mit dem Zusatz, dass über 2000 (!) barbareske und türkische Sklaven befreit worden seien. Sie sollten ‚vor der Macht, welche Malta in drei bis vier Tagen eingenommen hatte', zittern lernen. Nach Janina, an Ali Pascha, entsandte er seinen Adjutanten Lavalette mit der nämlichen Botschaft. Zugleich sollte derselbe dem Pascha Bonaparte's Absichten bezüglich Egyptens mittheilen und um dessen Mitwirkung einkommen [2]), falls der Pascha mit dem General, der mit 50,000 Mann Truppen und 30 Kriegsschiffen auf dem Meere sei, gemeinsame Sache mache, werde dieser dessen Ruhm und Machtstellung bedeu-

1) S. seinen bezüglichen Befehl v. 13. Juni 98.

2) S. Lavalette, Mémoires, I, 270.

tend zu vergrössern im Stande sein [1]). Auch den Griechen, auf den Inseln, auf Morea, allen Griechen überhaupt, sollte das grosse Ereigniss bekannt gemacht und als von unermesslichem Vortheil für sie dargestellt werden [2]).

Die Eroberung Malta's wirkte aber nicht bloss auf die der Pforte unterthänigen Völkerschaften zurück, fast alle europäischen Mächte wurden durch dieselbe in ihren Interessen und Bestrebungen mehr oder minder empfindlich geschädigt. Spanien zwar, dessen Rivalität Frankreich gegenüber am Nächsten lag, war den Franzosen und insbesondere Bonaparte's Unternehmen auf dem mittelländischen Meere zur Zeit so blindlings ergeben [3]), dass Bonaparte dem Könige in Madrid für die ihm gewährte „Vermittlung" dankte und den spanischen Malteser Ritter, der ihm bei der Capitulation behülflich gewesen war, zur Belohnung dafür zu anderweitiger Anstellung empfahl [4]). Um so weniger war Neapel, das am unmittelbarsten getroffen wurde, willens, seine Rechte und Hoffnungen preiszugeben. Beruhte doch das Einvernehmen Spaniens mit Frankreich wesentlich auf der Aussicht, das Königreich beider Sicilien zu erschüttern! Die Einnahme des Kirchenstaates, die Besitzergreifung der ionischen Inseln, gar die Eroberung Malta's, — Alles deutete darauf hin, dass sich die Bourbonen auf dem Throne in Neapel auf das Aeusserste gefasst zu machen hatten. Bonaparte lag nicht daran, dieselben zu beruhigen, den Kriegsfall zu vermeiden, er wies

1) Bonaparte an Lavalette, 17. Juni 98. „s'il me montre de la confiance et qu'il veuille me seconder, je peux accroître de beaucoup sa gloire et sa destinée."

2) S. Bonaparte's Schreiben Aux commissaires du gouvernement à Corcyre, Ithaque et près le département de la mer Égée. Malta, 15. Juni 98.

3) S. Copie de la lettre écrite par M. de Saavedra, à l'ambassadeur d'Espagne à Paris en date d'Aranjuez, le 31. Mai 1798. Corresp. inéd. Egypte. I. 167. „S. M. regarde les vaisseaux français comme les siens, parce ce que leur sort intéresse également les deux nations."

4) S. Bonaparte's Schreiben an den König von Spanien v. 17. Juni 98.

daher den französischen Gesandten am Hofe zu Neapel an, kurz und bündig zu melden, dass Malta eingenommen und in den Besitz von Frankreich übergegangen sei [1]). Zugleich verlangte er vom Könige, dass er die Beschaffung der Lebensmittel für die französische Besatzung auf Malta in Zukunft in derselben Weise fördere, wie es bisher mit den Maltesern gehalten worden war. Die Souverainitätsrechte desselben über die Inselgruppe werde man anerkennen, sobald er seinerseits diejenigen der römischen Republik über Benevent und Ponte Corvo nicht länger beanstande. Letzteres schloss die Zahlung des Tributs in sich, den der König sonst dem Papste als seinem Lehensherrn zu zahlen pflegte und der nun den Eroberern des Kirchenstaates, den Franzosen, zu Gute kommen sollte.

Dass die Besitzergreifung Malta's durch die Franzosen den Engländern und Oestreichern nicht gleichgültig war, bedarf nicht erst ausgeführt zu werden. Niemand aber fühlte sich durch dieselbe tiefer gekränkt und unmittelbarer bedroht als der russische Zar Paul.

Schon die Besetzung der ionischen Inseln hatte den Zaren äusserst aufgebracht; er fürchtete, dass die Franzosen von ihnen und der dalmatischen Küste aus festen Fuss auf der Balkanhalbinsel fassen und den vordringenden Russen in den Weg treten würden [2]). Dieses war in der That Bonaparte's Absicht. Er machte aus derselben so wenig ein Hehl, dass er u. A. seiner Zeit den russischen Consul von der Insel Zante ausgewiesen hatte. Paul hatte diese Feindseligkeit damit erwidert, dass er die kürzlich eingeleiteten Friedensverhandlungen mit der französischen Republik sofort abbrach. Seitdem blickte er mit dem grössten Argwohn auf die Rüstungen und Fortschritte der Franzosen im mittelländischen

1) S. sein Schreiben an Garat v. 13. Juni 98.

2) S. hierfür und für das Folgende: Danilewsky u. Miliutin a. a. O.

Meere. Jede Stütze, die er daselbst für die russische Herrschaft gewinnen konnte, war ihm willkommen. Von diesem Gesichtspunkte aus hatte er, bald nach seinem Regierungsantritt, auch Malta in's Auge gefasst. Die bei der Theilung Polens eingegangene römisch-polnische Zunge des Malteser Ordens wurde von ihm wieder in's Leben gerufen und mit reichen Schenkungen bedacht. Auch hier war ihm Bonaparte bereits im Frühjahr 1797 in den Weg getreten, indem er den Courier, welcher die bezüglichen Urkunden nach Malta bringen sollte, in Ancona auffing und dessen Papiere dazu benutzte, um in Constantinopel gegen Russland zu hetzen[1]). Jetzt, als Bonaparte den Orden vollständig aufgelöst zu haben meinte, liess sich der Zar zum Grossmeister wählen, bei welcher Gelegenheit er dem Orden eine neue Verfassung gab, gemäss welcher derselbe seinen exclusiv römisch-katholischen Charakter verlor und die griechisch-katholische Kirche, als deren Oberhaupt die Beherrscher Russlands sich allgemach zu fühlen begannen, innerhalb desselben zu voller Geltung kam. Alle diese Maassnahmen waren unmittelbar durch diejenigen Bonaparte's herausgefordert worden. Dieser zielte nämlich thatsächlich auf nichts Geringeres, als die Befreiung und Beherrschung aller Griechen, die zur Zeit noch unter dem türkischen Joche seufzten. Eben dieses war das Ziel, welches Katharina dem russischen Kaiserhause für alle Zukunft gesetzt hatte, es war der Hebel, mit welchem sie die europäische Türkei aus den Angeln zu heben und einem russischen Grossfürsten den Weg nach Constantinopel zu bahnen fast dreissig Jahre lang bestrebt gewesen war. Sie stützte sich dabei auf die Glaubensgemeinschaft, welche die slavischen und griechischen Unterthanen des Sultans eng mit einander verband und zu natürlichen Bundesgenossen der Russen machte. Ohne einen ern-

1) S. sein Schreiben an's Directorium aus Ancona v. 10. Februar 97.

sten, siegreichen Kampf gegen Russland konnte Bonaparte seinen Plan unmöglich verwirklichen. Er schmeichelte sich, dass die Griechen sich für die Freiheitsideen der französischen Revolution und die Erinnerungen an das Alterthum, wie er sie zu wecken versuchte, so sehr begeistern würden, dass darüber der griechisch-katholische Glaube und die aus demselben entspringende Hinneigung zu Russland zurückgedrängt werden würden. Doch hatte er von der Macht der Geistlichkeit über die ungebildeten Volksmassen eine zu hohe Vorstellung, als dass er nicht zu den äussersten Mitteln gegriffen hätte, um die daraus erwachsene Gemeinschaft mit den Russen gewaltsam zu zerreissen. Einestheils zeigte er sich als ein Freund der griechischen Kirche, indem er ihren Gottesdienst von den Fesseln, in die sie die römisch-katholischen Malteser gehalten hatten, befreite: in den Gotteshäusern der Griechen durften nicht länger römische Priester Messe lesen. Andrerseits untersagte er auch den griechischen Gläubigen den Verkehr mit auswärts residirenden Kirchenobersten [1]). Er dankte allen auf Malta angesiedelten Griechen dafür, dass sie ihm bei der Einnahme der Insel behülflich gewesen seien. Zugleich verbot er ihnen, wie auch den auf den ionischen Inseln ansässigen Griechen, — bei Todesstrafe — mit Russland irgend welche Verbindungen zu unterhalten! [2]) Alle griechischen Fahrzeuge, welche unter russischer Fahne segelten, sollten, wenn sie von französischen aufgegriffen wurden, in den Grund gebohrt werden. Der russische Consul musste Malta sofort verlassen.

Kaiser Paul hatte daher Recht, wenn er Bonaparte's

1) S. Orde v. 18. Juni 98. „Aucun ecclésiastique ni habitant ne pourra avoir recours au Pape, ni à aucun métropolitain."

2) Ordre v. 17. Juni 98. Art. 5. „Tous les Grecs des îles de Malte, du Gozzo et ceux des départements d'Ithaque, Corcyre et de la mer Égée, qui conserveraient des relations quelconques avec la Russie, seront condamnés à mort."

Kriegszug auf dem mittelländischen Meere nicht weniger gegen Russland als gegen England gerichtet erachtete. Kaum hatte er von den gewaltigen Rüstungen in Toulon vernommen, so traf er Anstalten, um ihnen nöthigenfalls mit seinem Geschwader im Schwarzen Meere entgegen zu treten [1]). Zugleich bestimmte er, Anfangs Mai, dass die Flottenabtheilungen im Baltischen und im Weissen Meere zu den Engländern an der Nordküste Frankreichs und Hollands stossen sollten [2]). Kurz, Bonaparte hatte den Punkt getroffen, der die russische Macht, die sich bisher im Kriege gegen Frankreich auf der Reserve gehalten hatte, zur Activität herausforderte.

Die englische Regierung ihrerseits rechnete mit solcher Zuversicht auf eine wirksame Unterstützung Russlands und war, in Folge des Vorfalles mit Bernadotte [3]), so fest überzeugt, dass der Wiederausbruch des Krieges zwischen Oestreich und Frankreich unmittelbar bevorstehe, dass sie ihre Seemacht im mittelländischen Meere wieder zur Geltung zu bringen beschloss. Lord St Vincent, der die spanische Flotte in Schach hielt, ward verstärkt und bekam Befehl, ein schlachtbereites Geschwader von mindestens 12 grossen Linienschiffen in das Mittelmeer zu entsenden, um den dortigen Unternehmungen der Franzosen zuvorzukommen.

Lord St Vincent erhielt diese Weisung an eben jenem 19. Mai, an welchem Bonaparte von Toulon aus in See gestochen war. Am 7. Juni befand sich Nelson an der Spitze einer der schlagfertigsten Flotten, die je ausgerüstet worden sind, um jenen Corsen zu vernichten, vor dem ganz Europa zitterte. Nelson brannte darauf, sich mit ihm persönlich zu messen. Er fürchtete nur, dass die Franzosen, nachdem sie

1) S. Danilewsky und Miliutin a. a. O. I, 67.
2) Ebendas. I, 57.
3) S. v. Sybel.

ihm einmal entkommen waren, sich in einen sichern Hafen retten würden, bevor es zur Schlacht komme. Er hatte keine Ahnung, wo sie hingerathen waren; dabei fehlte es ihm vollständig an leichteren Fahrzeugen, die er auf Kundschaft aussenden konnte: seine Fregatten waren, bis auf eine, durch die Eigenmächtigkeit eines Kapitains, zur Zeit als Nelson durch den Sturm vom 20. Mai verschlagen worden war, von ihrem Standorte entführt worden und nicht wieder zu ihm gestossen [1]). Trotzdem musste es mit wunderbaren Dingen zugehen, wenn er die Fährte von Bonaparte und seinen 400 Schiffen nicht bald entdecken sollte.

Unter solchen Umständen konnten die zehn Tage, die Bonaparte, trotz aller Eile, auf die Einnahme von Malta hatte verwenden müssen, für ihn äusserst verhängnissvoll werden. Er selbst konnte sich über die gefahrvolle Lage, in die er sich begeben hatte, nicht länger täuschen. Hatte er doch, noch vor seiner Landung auf Malta, am 2. Juni, in Erfahrung gebracht, dass Nelson in den nächsten Tagen zehn neue Schiffe als Verstärkung seines Geschwaders erwarte [2]). Er steuerte in Folge dessen, statt den graden Weg nach Alexandrien einzuschlagen, so dass er im Nothfall auf den ionischen Inseln oder sonstwo in Griechenland landen konnte. Etwa auf der Höhe des südwestlichen Vorgebirges von Kreta erhielt er, durch eine seiner Fregatten, die Nachricht, dass Nelson mit seinen 13 Linienschiffen am 20. Juni von Neapel aus nach Malta zu gesegelt sei [3]). Es war nur zu wahrscheinlich, dass derselbe von dort aus seinen Lauf ebenfalls auf Egypten richten werde. Auf einen Zusammenstoss mit ihm konnte es Bonaparte selbstverständlich nicht ankommen

1) Nelson an Lord St Vincent, 11. Juni 98. Dass nur der Mangel an Fregatten ihn verhindert habe, die Franzosen zu finden, ist Nelsons stets wiederkehrende Klage.

2) S. Oeuvres à St Helena. Corresp. XXIX, 366.

3) S. Mémoires du Duc de Rovigo (Duroc) Paris 1828. I, 50.

lassen. Um einem solchen auszuweichen, liess er seine Flotte so dicht und so lange als möglich an der Südküste von Kreta entlang fahren [1]). Dieses rettete ihn.

Nelson hatte, am 22. Juni, kaum vernommen, dass die Tricolore auf La Valette wehe und sich vergewissert, dass eine Landung der Franzosen auf Sicilien nicht das Ziel der Expedition sei, so war er der festen Ueberzeugung, dass es Egypten und von dort aus eine Landung in Indien gelte. Also nach Alexandrien! Er rechnete, dass Bonaparte sechs Tage Vorsprung hätte (in Wahrheit waren es nur drei Tage, indem er nicht, wie Nelson unterrichtet wurde, am 16., sondern erst am 19. Juni von Malta aufgebrochen war) und konnte daher nicht schnell genug segeln. Am 28. Juni war er am Ziel. Von Bonaparte und seiner Flotte war aber keine Spur! Die Türken rüsteten zwar, um einer eventuellen Landung der Franzosen vorzubeugen, allein die Furcht vor einer solchen beruhte auf einem unbestimmten Gerüchte [2]). Dass er an der französischen Flotte vorübergesegelt sei, konnte er, da er derselben einen sechstägigen Vorsprung gab, nicht denken. Es blieb ihm daher Nichts übrig, als ein anderes Ziel vorauszusetzen. Noch selbigen Tages eilte er weiter nach Syrien, als er auch hier Nichts über die 400 Schiffe erfahren konnte, jagte er in rastloser Verzweiflung nach Sicilien zurück. „Des Teufels Kinder", tröstete er sich, „haben des Teufels

1) Ebendas. Duroc ist der Einzige, der dieses entscheidende Manoeuver klarlegt. Napoleon selbst, Marmont und Bourrienne gehen oberflächlich darüber hinweg; Lavalette, der sich freilich nicht mit auf der Flotte befand, lässt diese sogar an der Nordküste von Kreta entlang fahren.

2) Nelson an Hamilton, Syracuse 20. Juli 98. „On the 28th I was communicating with Alexandria in Egypt, where I found the Turks preparing to resist them (i. e. the French), but know nothing beyond report." Dass Nelson in seiner Rechtfertigung seinem Vorgesetzten, Lord St Vincent gegenüber, von den Rüstungen der Türken und dem Gerücht keine Erwähnung thut, ist auffallend. Sollte er sich nicht nachträglich gesagt haben, dass dieser Umstand ihn zu einem etwas längeren Aufenthalte vor Alexandrien hätte veranlassen sollen?

Glück.“ Bonaparte befehlige eine Flotte nicht weniger meisterhaft, als ein Landheer.

Diese Bewunderung Seitens des Gegners verdiente Bonaparte. Nelson war mit seinen 13 Linienschiffen in eben der Nacht an ihm vorübergefahren, als er an der Südküste von Kreta entlang steuern liess. Die Kanonen-Signale der englischen Flotte hat man auf der französischen hören können [1]). Bonaparte setzte mit Recht voraus, dass dieselbe möglicherweise vor ihm bei Alexandrien angelangt sein könnte. Als er am 28. Juni seinem Heere das Ziel der Fahrt endlich bekannt gab und nach der afrikanischen Küste hinüber lenkte, richtete er seinen Lauf daher so ein, dass er dieselbe an einem Cap südwestlich von Alexandrien erreichte, von wo er im Nothfall unbemerkt zurück eilen konnte. Zugleich sandte er eine Fregatte nach Alexandrien, welche den Hafen einsehen sollte; falls sie die Engländer daselbst antraf und von ihnen verfolgt wurde, sollte sie eine falsche Richtung einschlagen und diese irre leiten. Sie brachte jedoch die Nachricht, dass Nelson vor zwei Tagen zwar dort gewesen, aber gleich wieder weiter, an die syrische Küste gefahren sei.

Bonaparte athmete auf. Er hatte seine 400 Fahrzeuge mitten durch das von der gewaltigen feindlichen Flotte durchkreuzte Meer geführt. Wenn ihm die Glücksgöttin nur noch drei Tage Zeit zur Ausschiffung seiner Landungstruppen gönnte, so war er geborgen. Trotz aller Bedenken des Admirals, der die heftige Brandung fürchtete, liess Bonaparte gleich am Abend des 1. Juli auf der Rhede Anker werfen. Die Truppen wurden, wenn dabei auch so Mancher das Leben einbüsste, sofort an's Land geschafft. Es galt dabei zugleich der drohenden Rückkehr Nelson's vorbeugen und die Stadt Alexandrien überraschen. Bonaparte selbst war unter den

---

1) S. Mém. du Duc de Rovigo a. a. O.

Ersten, die an's Land stiegen. Kaum hatte er 6—7000 Mann [1]) beisammen, so brach er mit ihnen, noch in der Nacht, bei Mondenschein, ohne Pferde und ohne Geschütze, nach Alexandrien auf. Gelang es ihm nicht, die Stadt mittels eines Handstreiches zu nehmen, so blieb ihm schwerlich etwas Anderes übrig, als sein Heer schleunigst wieder einzuschiffen. „Was für Gefahren", ruft er in der Erinnerung an diesen schicksalsschwangern Augenblick auf St Helena, was für Ereignisse, was für Zufälle, was für Mühseligkeiten standen noch bevor!"

Die Bevölkerung in Alexandrien war, wie wir wissen, auf eine Vertheidigung gegen eine französische Landung gefasst. 500 Araber sprengten gegen Tagesanbruch heran, jedoch in solcher Furcht und Verwirrung, dass der Marsch kaum dadurch behindert wurde. Um 6 Uhr Morgens erblickte das Heer die Säule des Pompejus, gleich darauf erschienen die weiten, lückenhaften, vielfach eingefallenen Mauern, darüber die Minarets von Alexandrien. Bonaparte liess die schlecht vertheidigte Umwallung von drei Seiten angreifen; die Sturmcolonnen, an deren Spitze die Generale Kleber und Menou verwundet wurden, gelangten nach kurzem Kampfe glücklich in die Stadt. Seine Garden (oder Guides, wie sie damals noch hiessen) bahnten ihm den Weg bis zum französischen Consulat, wo er einkehrte und mit dem Kommandanten der Stadt zu unterhandeln begann. Dieser capitulirte und sorgte für Aufrechthaltung der Ordnung. Hierauf ward Bonaparte's berüchtigtes Manifest an die Egypter in französischer, arabischer und türkischer Sprache überallhin verbreitet. „Gott", declamirte er mit gewohnter Dreistigkeit, „von dem Alles abhängt, hat befohlen, dass die Herrschaft der Mameluken ein Ende nehme ... Vor Gott

1) S. Duc de Raguse (Marmont) Mémoires, I, 364. Napoleon selbst ebt in den Oeuvres à St Hélène erst 4500 und dann nur 3900 Mann an.

sind alle Menschen gleich; Weisheit, Talente und Tugenden bedingen ausschliesslich den Unterschied zwischen denselben... Ihr hattet einst grosse Städte, grosse Kanäle, einen grossen Handel. Wer hat alles Dieses vernichtet, wenn es nicht der Geiz, die Ungerechtigkeit, die Tyrannei der Mameluken gethan hat?... Haben wir Franzosen nicht den Papst vernichtet, der zum Kriege gegen die Muselmänner aufrief? Haben wir nicht die Ritter auf Malta vernichtet, weil diese Wahnsinnigen glaubten, dass Gott ihnen den Krieg gegen die Muselmänner befehle? Sind wir nicht in allen Jahrhunderten die Freunde des Grossherrn (dass Gott dessen Wünsche erfülle!) und die Feinde Seiner Feinde gewesen? Die Mameluken dagegen, haben sie sich nicht von jeher gegen die Autorität des Grossherrn aufgelehnt? Noch jetzt missachten sie dieselbe. Sie leben nur ihrer Laune... Dreimal glücklich Diejenigen, die mit uns sein werden! Sie werden wachsen an Reichthum und Würde. Glücklich Diejenigen, welche sich neutral verhalten! Sie werden Zeit haben, uns kennen zu lernen und werden sich uns anschliessen. Aber Wehe, drei Mal Wehe Denjenigen, die für die Mameluken zu den Waffen greifen und gegen uns kämpfen werden! Für sie ist keine Hoffnung: sie werden umkommen." Die Dörfer, welche Widerstand leisteten, sollten niedergebrannt werden. Allenthalben musste neben der Fahne des Grossherrn die französische Tricolore aufgesteckt werden. Den Einwohnern aber ward befohlen, ruhig zu Hause zu bleiben und Gott um Segen und Ruhm für den Sultan und die französische Armee, seine Freundin, um Fluch und Vernichtung für die Mameluken zu flehen.

Wirksamer als diese pomphaften, verlogenen Redewendungen, die nur wenig beigetragen haben werden, die aufgebrachten Gemüther zu beruhigen, war gewiss die imposante, schlagfertige Waffenmacht, welche die fürchterlichen Dro-

hungen wahrmachen konnten und die strenge Mannszucht, die Bonaparte seinen Truppen auferlegte, denen er besonders die Achtung der gottesdienstlichen Gebräuche und der orientalischen Sitten den Frauen gegenüber anbefahl. Eine grosse Wirkung versprach sich Bonaparte von der Freigebung jener Gefangenen, die er auf Malta aus den Ketten befreit hatte, und die er nun, nachdem sie tüchtig gefüttert und mit Kleidern ausgestattet worden waren, in ihre Heimath entliess. Es waren so viele Herolde, welche die Macht und Grossmuth der Franzosen und vor Allem ihres Führers durch das ganze Reich des Sultans, von Marocco bis nach Constantinopel, ausposaunten [1]). Jene Araber, welche den Anmarsch gegen Alexandrien zu verhindern gesucht hatten, wurden mit Hülfe des Kommandanten, den Bonaparte sich vollständig zu Willen zu machen verstanden hatte, leicht begütigt und sogar als Bundesgenossen geworben. Bonaparte speiste und trank mit ihnen, und sparte das Geld nicht. Sie übernahmen es, ihm Pferde und Kameele zu liefern und seine Etappenstrasse zu schützen. Nach Verlauf von acht Tagen fühlte er sich in Alexandrien, das er alsbald zu befestigen begann, so sicher, dass er sein Landheer geborgen wähnte und den Vormarsch in das Innere des Landes, nach Kairo antrat.

Die Flotte dagegen befand sich noch immer in dringender Gefahr. Die leichteren Schiffe konnten zwar in dem Hafen von Alexandrien in Sicherheit gebracht werden; ein Theil von ihnen wurde sogar zu einer Flottille auf dem Nil verwendet, die dem Landheere zur Seite operiren sollte; allein die grossen, tiefgehenden Kriegsschiffe waren nicht so leicht zu bergen. Auf eine offene Seeschlacht mit den Engländern konnte man es, selbst nachdem es keinen schwerfälligen Transport mehr zu schützen galt, nicht ankommen

1) S. Oeuvres à St H. Corresp. XXIX, 435. Auch für das Folgende.

lassen. Bonaparte hoffte, dass es gelingen werde, das ganze Geschwader in den alten Hafen zu schaffen. Die Einfahrt in diesen war jedoch bedenklich schmal und seicht. Die angestellten Messungen ergaben nach dem günstigsten [1]) Urtheile, dass an der einen Stelle ein Schiff nach dem Andern zur Noth einlaufen könne. Der Admiral Brueys folgerte daraus, dass selbst wenn es gelingen sollte hinein zu kommen, das Auslaufen so schwierig sein werde, dass ein einziges englisches Kriegsschiff genügen würde, die ganze französische Flotte schachmatt zu setzen [2]). Bonaparte scheint auf diese Erwägungen nicht eingegangen zu sein. Seine Befehle gingen dahin, die Einfahrt zu versuchen; falls diese nicht möglich sei, dann eine Stellung auf der Rhede von Abukir einzunehmen, geeignet, sich sogar gegen ein überlegenes feindliches Geschwader zu vertheidigen; falls sich eine solche Stellung nicht finde, dann mit den grössten Schiffen nach Corfu zu segeln [3]). Brueys wählte zunächst

1) S. Brueys' Schreiben an Bonaparte v. 6. Juli 98. Corresp. inéd. Egypte I, 222: „Il parait qu'on ne peut entreprendre cette manœuvre sans courir les plus grands dangers: c'est l'avis de tous les officiers expérimentés que j'ai envoyés pour sonder. Le contre-amiral Villeneuve et le chef de division Casabianca, regardent la chose comme impraticable, ou du moins bien dangereuse. Le capitaine de fregate Barré et le citoyen Vial sont ceux qui m'ont jusqu'à présent donné le plus d'espérance." Auf den Bericht des Kapitains Barré gründet Bonaparte in den Oeuvres à St Hélène die Behauptung, dass die Einfahrt sehr wohl möglich gewesen sei. S. Corresp. XXIX.

2) Brueys an Bonaparte, 7. Juli 98. Corresp. inéd. Egypte I, 237.

3) Bonaparte an Brueys, Alexandrien, 3. Juli 98. Angesichts dieses Erlasses ist es unbegreiflich, wie sowohl Marmont wie Bourrienne behaupten konnten, dass Bonaparte Brueys niemals befohlen habe, nach Corfu zu flüchten. Bourrienne's weitläufige Erörterungen, um zu beweisen, dass Brueys nicht die geringste Schuld bei der Katastrophe auf der Rhede vor Abukir treffe, werden dadurch hinfällig, dass aus Bonaparte's Schreiben an Brueys v. 27. Juli unwiderruflich hervorgeht, dass er die Flotte im Hafen von Alexandrien in Sicherheit gebracht wähnte. Die Ansichten und Entschliessungen des Admirals und des Generals gingen darin auseinander, dass Brueys aus den Berichten Derjenigen, welche die Messungen im Hafen vorgenommen hatten, folgerte, dass die Einfahrt nicht möglich sei, Bonaparte dagegen, dass dieselbe sehr wohl möglich sei.

das Zweite. Er hoffte seine Schiffe so aufstellen zu können, dass die beiden Enden seiner Schlachtlinie durch Strandbatterien gedeckt würden. In diesem Falle glaubte er sich den ganzen Sommer und sogar den Herbst hindurch halten zu können [1]). Da es ihm jedoch nur für den einen Flügel solchen Schutz zu finden gelang, war er nicht ohne grosse Besorgniss für den Fall einer Schlacht [2]). Als ihn Bonaparte's Adjutant Lavalette, auf der Rückkehr von seiner Sendung an Ali Pascha, am 21. Juli sprach, fand er ihn in sehr niedergeschlagener Stimmung. Der Admiral hielt seine Lage für eine äusserst gefährliche und wollte doch um keinen Preis nach Corfu, bevor er die Nachricht empfangen hätte, dass Bonaparte glücklich in Kairo eingezogen sei. „Kann ich davonsegeln und mich in einen europäischen Hafen retten?" fragte er Lavalette, „ohne der Regierung, ohne Frankreich Nachrichten von seinen Söhnen zu überbringen? Gesetzt den Fall, Bonaparte stiesse auf unüberwindliche Hindernisse und würde genöthigt, sich wieder einzuschiffen, — wäre ich nicht ein Verbrecher, wenn ich ihm die letzte Rettung, die er in meine Hand gelegt hat, entzogen hätte?" Die ersehnte Nachricht sollte erst nach 14 Tagen eintreffen [3]).

So kam es, dass Brueys sich noch in der bedenklichen Lage befand, als am Nachmittage des 1. August die grosse englische Flotte signalisirt wurde. Nelson hatte den seit sieben Wochen vergeblich gesuchten Feind kaum erblickt, so fiel er auch schon über ihn her. Eben jener Flügel, den Brueys durch die Strandbatterie hinreichend geschützt wähnte, wurde sein Angriffspunkt. Der französische Admiral hatte vorausgesetzt, dass ein feindliches Schiff sich daselbst un-

---

1) S. das angezogene Schreiben v. 7. Juli.

2) S. sein Schreiben an Bonaparte v. 13. Juli a. a. O. I, 266.

3) Das Schreiben, in welchem Bonaparte dem Admiral seine Ankunft in Kairo meldet, ist v. 27. Juli.

möglich zwischen seine Aufstellung und den Strand hinter derselben eindrängen könne. Das erste englische Schiff, das den Versuch dazu machte, lief auch auf, allein das zweite kam glücklich durch. Nicht lange und der französische linke Flügel wurde zwischen zwei Feuern genommen und erdrückt. Gegen 11 Uhr Nachts flog das riesige Admiralsschiff, der Orient, mit seinen 120 Kanonen in die Luft. Der Eindruck der furchtbaren Explosion war ein solcher, dass die Schlacht während einer halben Stunde abgebrochen wurde. Nelson, der eine nicht unerhebliche Kopfwunde erhalten hatte, liess sich Angesichts des Jammers der Ertrinkenden nicht in der Kajüte zurück halten, sondern eilte auf Deck und traf selbst alle Vorkehrungen die Unglücklichen zu retten. Um die Mittagsstunde des 2. August war jene Kriegsflotte, wie sie Bonaparte mit Hülfe der italienischen Beute geschaffen hatte, nicht mehr vorhanden. Nur zwei grössere Schiffe entkamen, die anderen wurden sämmtlich zu Grunde gerichtet oder als Prise hinweggeführt. Nelson hatte eine der folgenreichsten Siege erfochten, welche die Geschichte zu verzeichnen hat.

Bonaparte hat es nicht unterlassen können, die Schuld der Katastrophe ausschliesslich dem Admiral Brueys zur Last zu legen, indem derselbe, wenn er seinen Befehlen nachgekommen wäre, sich entweder in den Hafen von Alexandrien oder nach Corfu hätte flüchten sollen. In der That hatte er dessen Stellung auf der Rhede von Abukir nur unter der Voraussetzung gutgeheissen, dass dieselbe selbst einer überlegenen feindlichen Macht gegenüber haltbar sei. Brueys hätte daher, da es in der Absicht Bonaparte's lag, die Flotte intact zu erhalten, die Stellung bei Abukir, an deren Haltbarkeit er entschieden zweifelte, um jeden Preis verlassen müssen. Er hatte es nicht gethan, weil er die Einfahrt in den Hafen für zu gefährlich hielt und nicht eher nach Corfu wollte, bis er Bonaparte mit seinem Landheere

vollkommen sicher wusste; überdies fehlte es ihm auch an Lebensmitteln, die ihm der General in Aussicht gestellt hatte, die aber noch nicht eingetroffen waren. Immerhin hatte er solcherweise dem Wortlaut der Instructionen des Oberbefehlshabers zuwider gehandelt und dadurch eine zwar ehrenwerthe, doch schwerwiegende Verantwortung auf sich geladen. Bonaparte's Tadel erscheint um so gerechtfertigter, als er an dessen Stelle in einer so unsicheren Lage, in so unentschlossener Haltung gewiss nicht so lange verblieben wäre. Andrerseits waren Lage und Beschaffenheit der französischen Flotte derart, dass man sich nur darüber wundern kann, dass sie vom Verhängniss nicht früher ereilt worden ist. Bonaparte selbst schreibt darüber, am 19. August, dem Directorium: „So gross dieser Unfall auch ist, so kann man denselben doch nicht dem Unbestand der Glücksgöttin zuschreiben; sie verlässt uns (i. e. ihn) noch nicht; weit entfernt davon, hat sie uns sogar bei diesem Unternehmen mehr als je beigestanden ... Erst wie sie gewahr wird, dass alle ihre (dem Admiral Brueys erwiesenen) Gunstbezeugungen vergeblich sind, überlässt sie unsere Flotte ihrem Verhängniss.“ Der Blinde ahnte nicht, dass er, indem er mehr auf sein Glück als auf seine Einsicht pochte, dadurch das ganze Unternehmen als dasjenige eines verwegenen Waghalses und Glücksritters kennzeichnete. Offenbar trug Derjenige, der die Flotte in eine solche Lage gebracht hatte, dass sie bis dahin nur durch eine ganz besondere Gunst des Schicksals vor dem Untergange bewahrt geblieben war, an ihrer schliesslichen Vernichtung die Hauptschuld[1]). Wäre

1) In dieser Beziehung hat Bourrienne entschieden Recht. „Bonaparte (resumirt er sein Urtheil) avait fourvoyé une mauvaise escadre, au milieu des flottes anglaises. Il a eu le bonheur d'arriver en Egypte. Son escadre a péri; cela était plus que vraisemblable ... Mais comme il faut que Bonaparte n'éprouve jamais de revers de la fortune, il dit: Si l'on m'eût écouté l'escadre n'eût pas péri.“ Mém. II, 120.

Brueys nach Corfu aufgebrochen, so wäre er mit Nelson wahrscheinlich auf offenem Meere zusammengestossen und dieser hätte bei der Beschaffenheit der französischen Flotte seinen Sieg mit geringeren Opfern erkauft, denn Brueys, der selbst erst schwer verwundet worden und dann mit dem Orient in die Luft geflogen war, hat sich mit Löwenmuth und mit solcher Kraft gewehrt, dass der Ausgang der Schlacht längere Zeit hindurch zweifelhaft gewesen ist. Wäre er in den Hafen von Alexandrien eingelaufen, so hätte Nelson ihn mit wenigen Schiffen blokiren können. Eben diese Erwägungen hatten dazu beigetragen, ihn an die Rhede von Abukir zu fesseln.

Bei Aufzählung der Folgen der Katastrophe pflegt man in erster Linie hervorzuheben, wie durch dieselbe die Rückkehr des Heeres nach Frankreich unmöglich geworden sei. Dieses war das Wenigste. Die 30,000 Mann, die Bonaparte in Egypten gelandet hatte, waren von vornherein dazu bestimmt, das Land zu erobern und festzuhalten. Ihre Zahl reichte dazu kaum hin. Auf Rückkehr durften dieselben höchstens dann rechnen, wenn sie durch Nachschübe aus Frankreich ersetzt wurden. In der Vorstellung ihres Führers bildeten sie unzweifelhaft nur den Kern eines Orientheeres, das früher oder später einmal noch bis Indien vordringen sollte. An eine baldige Rückführung desselben dachte er so wenig, dass er zur Zeit vielmehr mit Ungeduld auf Verstärkungen wartete, die er in Toulon vorbereitet hatte, die ihm jedoch die dortigen Beamten wegen der Unsicherheit des Meeres nicht zu senden wagten [1]). Vollends jetzt, nachdem die grosse Flotte vernichtet war, war an deren Abfertigung nicht mehr zu denken. Dieser Umstand machte Bonaparte gewiss weit mehr Sorge, als die Behinderung der Rückkehr,

1) S. die bezüglichen Schreiben Najac's an Bonaparte. Corresp. inéd. Egypte I passim; z. B. schon am 19. Juni 98, p. 178.

die er nur für seine Person und ein verhältnissmässig geringes Gefolge in nahe Aussicht genommen hatte und die sich, wie der Erfolg ein Jahr darauf erwiesen hat, immer noch bewerkstelligen liess. Die Vernichtung der Flotte hatte ihm in dieser Beziehung sogar treffliche Dienste geleistet, indem das Heer, das sich schon in den ersten Wochen aus der afrikanischen Wüstenei so mächtig heimsehnte, dass er es kaum im Zügel zu halten vermochte und viele Soldaten sich das Leben nahmen, sich, nun da die Rückkehr unmöglich geworden war, in sein Schicksal fügte und ihm persönlich um so fester anhing, als nur sein ausserordentliches Genie aus der verzweifelten Nothlage retten zu können schien.

Weitaus am schwersten empfand er den Verlust der Flotte dadurch, dass er die Handhabe verlor, mit welcher er den Sultan in Constantinopel zwingen wollte, auf seine Vorschläge einzugehen. Schon Talleyrand, der bekanntlich als Gesandter dahin abgehen sollte und dem er am 23. Mai eine Korvette nach Toulon geschickt hatte, damit er zu ihm stosse, sollte schwerlich ohne ein gebieterisches Geschwader im Bosporus erscheinen [1]); im Nothfalle sollte ihm Brueys mit Hülfe der ganzen Flotte Gehör verschaffen [2]). Dieses that Noth, denn die Feindseligkeiten der Pforte gegen die eingedrungenen Franzosen, die sich ihr als Bundesgenossen aufdrängen wollten, waren bereits in vollem Gange. Bonaparte fürchtete, dass schon die Angst vor den Engländern und Russen dieselbe in ihrer feindlichen Haltung bestärken werde. Diese Besorgniss war in sofern überflüssig, als er mit seiner wahn-

1) Dieses ist auch die Meinung des H. v. Sybel. S. Gesch. des Revolutionszeitalters, V, 105/6.

2) Am 30. Juli schreibt er demgemäss an Brueys: „Il est indispensable que jusqu'à ce que tout ceci se décide (i. e. die ganze egyptische Angelegenheit) vous vous trouviez dans une position à portée d'en imposer à la Porte."

witzigen Politik, mit der er ungestraft jede Macht in seine Netze locken und ihr das Schwert meuchlerisch in's Herz stossen zu können meinte, es bereits dahin gebracht hatte, dass der Sultan bei den Russen, seinen Erbfeinden, um Hülfe einkam gegen jene Franzosen, die sich seit Jahrhunderten als seine natürlichen Bundesgenossen betrachteten, und Zar Paul diesem Gesuch durch einen bezüglichen Befehl an seine Flotte im Schwarzen Meere zuvorgekommen war [1])! Bonaparte, der mit Zuversicht darauf gerechnet hatte, dass der Sultan Letztere im Schwarzen Meer eingeschlossen halten werde, musste es erleben, wie dieselbe im Bosporus freudig willkommen geheissen wurde und mit der türkischen und englischen Flotte vereinigt ihm u. A. jene ionischen Inseln, deren Besitz ihm werthvoller erschienen war als der Besitz von ganz Italien, und jenes unschätzbare Malta, das er so glücklich überrumpelt hatte, entreissen half! Dem preussischen Gesandten in Paris hatte er sein Erstaunen darüber ausgedrückt, dass Russland die Verlegenheit der Türkei, in welche sie durch den Aufstand des Paswan-Oglu gerathen war, nicht benutze, um ihr den Todesstoss zu versetzen, und jetzt bot Zar Paul dem Sultan zur Bewältigung des Rebellen ein Hülfsheer an! nicht à la Bonaparte, als Meuchelmörder, sondern als ritterlicher Bundesgenosse gegen jene Franzosen, vor deren Raubzügen kein Staatswesen in Europa mehr sicher schien.

Dieses Bündniss zwischen den Türken und den Russen, welches durch die Nachricht von Nelson's Grossthat vor Abukir besiegelt wurde, war der schwerste Schlag, der Bonaparte überhaupt treffen konnte; dass die beiden Mächte, auf deren Unversöhnlichkeit er seinen ganzen Plan gebaut hatte, gemeinsam gegen ihn zu Felde ziehen würden, — diesen Fall hatte er für unmöglich gesetzt. Auch jetzt noch ver-

1) S. Danilewsky u. Miliutin, a. a. O.

mochte er nicht recht daran zu glauben. Noch hoffte er auf Talleyrand's, auf seine eigenen diplomatischen Künste, auf die Macht seiner Waffen, welche wenigstens auf dem Festlande ungebrochen war; auf Paswan-Oglu, der noch lange nicht bewältigt schien[1]); vielleicht dass es ihm gelingen konnte, die Pforte doch noch auf seine Seite zu ziehen!

Ueberhaupt war die Fassung, mit der Bonaparte das unwiderruflich Geschehene ertrug, bewunderungswerth. Als er die niederschmetternde Botschaft erhielt, wähnte er die Flotte im Hafen von Alexandrien, die Engländer vor Malta kreuzend[2]), dennoch bewahrte er eine so zuversichtliche Haltung, dass sein Beispiel die schon ohnedies missmuthigen, verzweifelnden Offiziere bald wieder aufrichtete[3]). „Der Feldzug, den wir unternommen haben", schrieb er u. A. am 15. August an Kleber, „erfordert mehr als eine Art Muth." Er meinte vor Allem auch jenen Muth, der in der schwierigsten Lage die Thatkraft frisch erhält und auch dem widrigsten Schicksal kühn die Stirne bietet. Er selbst war weit davon entfernt, sich geschlagen zu geben. „Man muss," hatte er bei Mittheilung der ersten Nachricht seinen Offizieren zugerufen, „den Kopf über die Wogen erheben und die Wogen werden sich legen." Danach handelte er.

1) Vrgl. Bonaparte's Schreiben an Kleber v. 21. Aug. 98. „Le Turc Passwan-Oglou est plus fort que jamais, et les Turcs y penseront deux fois avant de faire un grand mouvement contre nous; au reste, ils trouveraient à s'en repentir." Desgl. an Reynier v. 5. September.

2) S. sein Schreiben an Brueys v. 30. Juli 98.

3) Vrgl. die Denkwürdigkeiten von Lavalette, der ihm die erste Kunde überbrachte; desgl. diejenigen Marmont's (I, 389). Sein Secretair Bourrienne der sich übrigens in Kairo befand, als Bonaparte die Nachricht zu Sälheyeh, 30 Meilen davon entfernt, erhielt, widerspricht Dem keineswegs. Auch er weiss die Charakterstärke, den kühnen Gedankenflug, die Kaltblütigkeit, die der Unbeugsame bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, nicht genug zu rühmen; nur dass Bonaparte, der sich in seiner Gegenwart nicht selten in jenen lauten Selbstgesprächen erging, die ihm eigen waren, einmal über das andere, mit nicht wiederzugebendem Accent ausrief: „Malheureux Brueys qu'as-tu fait?"

Bonaparte's Herrschaft in Egypten, Feldzug nach Syrien und Rückkehr nach Frankreich.

Wenige Tage nach der Einnahme von Alexandrien waren die Franzosen auch in die anderen Küstenstädte des Nildeltas glücklich eingerückt. Der Widerstand, den ihnen die Araber und die wenigen Türken, die zur Stelle waren, leisteten, war kaum der Rede werth. Die einzige Kriegsmacht, die bei der Eroberung des Landes ernstlich in Betracht kam, war, wie schon der Reisende Volney berichtet hatte, diejenige der Mameluken und diese hatten sich in das Inland zurückgezogen.

Diese Mameluken, von deren Tyrannei Bonaparte zugleich das egyptische Volk und die Türken befreien zu wollen vorgab, waren von den Osmanen, als sie im 16. Jahrhundert Egypten eroberten, nur nothdürftig unterworfen worden. Namentlich seitdem die Herrscher am Bosporus ihre Hauptstreitmacht gegen die europäischen Mächte an der Donau versammelt halten mussten, hatten sie sich ihm gegenüber allmählich fast ganz unabhängig zu stellen gewusst. Sie bildeten eine Reiterhorde, die Alles in Allem 8—10,000 Reiter zählen mochte, welche zwar üppige Harems mit zahlreichen Frauen, aber nur selten leibliche Nachkommen hatten, so dass sie sich meist aus geborenen Christen ergänzten, die als Kinder auf den Sklavenmärkten zum Verkauf kamen. Sie waren in 23 Abtheilungen oder Familien getheilt. Jeder Häuptling oder s. g. Bey hatte eine Provinz zur Verwaltung und

Ausbeutung unter sich. Unter diesen Beys thaten sich zur Zeit durch kriegerische Tapferkeit, Reichthum und Anhang Murad und Ibrahim besonders hervor; so dass ihnen bei der Kriegführung gegen die Franzosen die Hauptrolle zufiel. Ihre Reiterschaaren waren vorzüglich beritten und im Kriegshandwerk ausserordentlich geübt. Die Verwegenheit und Todesverachtung, mit denen sie den geschlossenen Infanterie-Colonnen und dem Schnellfeuer der Franzosen immer wieder entgegensprengten, erregten bei diesen Anfangs nicht geringe Bestürzung und Bewunderung. Allein sie kamen meist in so kleinen Schaaren, dass zumal der Fusssoldat mit seinem Gewehr sie bald kaum mehr fürchtete, als jene feigen, undisciplinirten Araber, welche bei den ersten Flintenschüssen zu verschwinden pflegten.

Ihren Hauptsitz hatten die Beys in Kairo, wo ihre schönsten Paläste standen, deren Mauern ihre reichen Harems bargen. Sie boten ihre ganze Streitmacht auf, um den unaufhaltsam vordringenden Franzosen wenigstens vor der Hauptstadt des Reiches eine grosse Entscheidungsschlacht zu liefern. Sie hatten zu diesem Behufe die aus Arabern und Türken bestehende, elende Stadtmiliz hinter einem weitläufigen, nothdürftigen Erdwall aufgestellt, wo sie sich u. A. mit Kanonen ohne Lafetten vertheidigen sollten. Sie selbst leiteten die Attake, welche kühn und glänzend genug ausfiel, gegen die schnell formirten Vierecke der Franzosen aber fast völlig wirkungslos abprallte. Ein kurzer Kampf — und diese drangen ohne Mühe in das Lager, wo sie ein fürchterliches Blutbad anrichteten. An die 1—2000 Reiter ertranken im Nil, die übrigen ergriffen die Flucht. Murad-Bey entkam auf der Flotte, welche sie auf dem Flusse hatten und die der französischen vor wenigen Tagen hart genug zugesetzt hatte, nach Ober-Egypten, wo er den Franzosen noch lange zu schaffen machen sollte. Ibrahim-Bey zog sich in die entgegengesetzte

Himmelsrichtung, nach Syrien hin, zurück. Beide konnten, namentlich wenn sie zusammenwirkten, noch äusserst gefährlich werden. Dieser Schlachttag „im Schatten der Pyramiden", bei deren Anblick Bonaparte seinen Kriegern zugerufen hatte: „Vier Jahrtausende blicken auf euch herab!" hatte die Mameluken nicht sowohl vernichtet als auseinander gejagt. Doch war deren Herrschaft für den Augenblick gebrochen. Gleich am folgenden Tage, den 22. Juli, besetzten die Franzosen die Citadelle von Kairo, am 25. hielt Bonaparte, der (was ihm ausserordentlich schmeichelte) bei den Arabern bald allgemein der „grosse" Sultan (El-Kebir) hiess, seinen Einzug in die Hauptstadt. Ibrahim und Murad-Bey, von denen der Erstere nach Syrien, der Letztere nach Ober-Egypten flüchtete, wurden bis in die Wüste hinein verfolgt. Damit waren das mittlere und untere Egypten wenigstens so weit bewältigt, dass Bonaparte mit gewohnter Energie und Rastlosigkeit an die Organisation des neuen Staatswesens gehen konnte.

Die ganze Beschaffenheit des Landes und die Bevölkerung war den Franzosen so fremdartig und noch so ungenügend bekannt, dass er hiebei nicht umsichtig und vorsichtig genug verfahren konnte. Die geringfügigste Neuerung konnte, bloss dadurch dass sie gegen die Gewohnheit des ungebildeten Volkes verstiess, die verhängnissvollsten Folgen haben. Bonaparte liess daher die bestehende Ordnung vorläufig möglichst unberührt: Justiz, Steuerverwaltung und Polizei sollten ihren hergebrachten Gang behalten und auch das Beamtenpersonal dasselbe bleiben. Die Reformen, die er plante, sollten erst durch die Angesehensten unter den Eingeborenen, die er aus allen Landestheilen zu einer Art Volksvertretung oder s. g. Divan nach Kairo berief, begutachtet werden. Die wissenschaftlichen Autoritäten, die mit ihm aus Frankreich herübergekommen waren, und die er zu einem

„Institut", nach Muster der Pariser Akademie, vereinte, mussten ihre Kräfte zunächst darauf richten, das Land zu studiren und Mittel ausfindig zu machen, um dessen Kultur zu heben und dadurch neue Einnahmequellen zu erschliessen. Den französischen Beamten, die er den eingeborenen zur Seite setzte, gab er auf, sich vor Allem gründlich zu unterrichten und vorläufig auf die oberste Controle zu beschränken.

Nirgends war grössere Behutsamkeit geboten als in der Behandlung der Priester und Heiligthümer. Bonaparte wurde denn auch nicht müde, immer und immer wieder zu betheuren, wie er, der das Kreuz auf Malta und in Rom selbst niedergeschlagen habe, den Koran, dessen Grundsätze „die einzig wahren" seien und Mahomed über Alles hochachte. Das jährliche Fest des Propheten wurde von ihm mit der denkbar grössten Feierlichkeit begangen. Wie Alexander der Grosse sich als Sohn des Jupiter Ammon hatte vergöttern lassen, so suchte er die Priester und das Volk glauben zu machen, dass ihm göttliche Kraft innewohne. „Giebt es einen Menschen", rief er u. A. den Geistlichen zu [1]), „der blind genug wäre, nicht zu sehen, dass alle meine Handlungen vom Schicksal selbst geleitet werden? . . . Verkündet dem Volke, dass — seitdem die Welt die Welt ist — es geschrieben steht, dass, nachdem ich die Feinde des Islamismus vernichtet, die Kreuze niedergeschlagen haben würde, ich aus dem fernen Occident kommen werde, um die mir auferlegte Sendung zu vollbringen. Lasst das Volk wissen, dass in dem heiligen Buche des Koran, an mehr als zwanzig Stellen, das Geschehene vorgesehen worden ist und dass auch Das, was kommen wird, bereits erklärt ist. . . . Ich könnte von Jedem von Euch über die geheimsten Regungen seines Herzens Rechenschaft verlangen, denn ich weiss Alles, selbst Das, was Ihr keinem Menschen anvertraut habt. Doch ein

1) Aux habitants du Caire, den 21. December 98.

Tag wird kommen, da alle Welt klar sehen wird, dass ich durch höhere Fügung geleitet werde und dass alle menschlichen Anstrengungen gegen mich Nichts vermögen. Glücklich Diejenigen, die im guten Glauben die Ersten sind, die mit mir gehen!" In allen Moscheen musste für den Erfolg seiner Waffen gebetet werden. Mit berechneter Ostentation schützte er die Pilger und Karavanen, die nach Mekka zogen und vor den umher irrenden Mameluken so wenig sicher waren, wie vor den Beduinen, welche als Räuber in der Wüste lebten.

Die verschiedenen Racen machte er sich in gleicher Weise dienstbar: Kopten, Türken, Griechen und Araber wurden, sobald sie sich irgend brauchbar erwiesen, unterschiedlos in die Verwaltung und auch in das Heer eingereiht. Der Mamelukenhäuptling Murad-Bey selbst, der trotz aller Niederlagen immer wieder mit seinen verwegenen Reiterschaaren heranstürmte, sollte, sofern er sich ihm anschloss, Gouverneur seiner Provinz bleiben, und — wie er ihm sagen liess — einst noch sein „rechter Arm" werden [1]). Alle über 18 Jahre zählenden Mameluken Jünglinge, Weisse und Schwarze, wurden wirklich in seine Bataillone eingereiht [2]). Den Arabern, welche den Hauptbestandtheil der Bevölkerung Egyptens bildeten und deren Volksstamm weit über dessen Grenzen hinaus nach Afrika und Asien hinein ausgebreitet war, schmeichelte er, indem er von ihnen als von einer ruhmwürdigen Nation redete [3]). Die in der Wüste zerstreut lebenden versuchte er zu beherrschen, indem er ihnen ein Oberhaupt gab, das in Kairo residirte und seine Befehle unmittelbar von ihm erhielt.

---

1) S. die Instruction an Rosetti v. 1. Aug. 98.

2) Ordre v. 7. Sept. 98.

3) S. Oeuvres de Nap. à Ste Helène. Corresp. XXIX, 481 „Le sultan El-Kebir toucha la corde du patriotisme arabe etc."

Die obersten Priester der Juden wurden von ihm neu eingesetzt [1]).

Jenes blühende, von Reichthum und Macht strotzende Egypten, wie es Bonaparte seinen Gefährten und der Bevölkerung für die Zukunft in Aussicht stellte, war unzweifelhaft das Ziel, das ihm vorschwebte und dessen Erreichung den Eroberer einst glänzend rechtfertigen konnte; allein Bonaparte, der jede Eroberung immer nur als Einleitung und Grundlage zu einer neuen betrachtete, der auch dem grössten Reiche niemals jenes intensive Interesse und jene selbstlose Hingebung zu widmen vermochte, welche der Ausbau eines Staatswesens nothwendig erheischt, war nicht der Mann, dieses Ziel festzuhalten; wie überall, so galt es auch hier zunächst: seine Herrschaft um jeden Preis zu begründen, sein Heer auf Kosten des Landes zu unterhalten und zu verstärken. Das Eigenthum sollte — bis auf dasjenige der Mameluken, deren Güter und Schätze sämmtlich eingezogen wurden — angeblich unangetastet bleiben, — aber das Heer konnte nicht genug Pferde und Kameele haben, es musste daher ein Jeder, der solche besass, diese hergeben, oder er ward als Widerspenstiger schwer bestraft. Der Handel sollte beschützt und auf jede Weise begünstigt werden — aber das Heer brauchte Geld und die Kaufleute mussten sich daher einmal über das andere schwere Contributionen gefallen lassen; überdies waren, in Folge des Krieges mit England, alle Häfen blokirt. Die Bevölkerung sollte unter dem Schutze der französischen Waffen in Frieden und Sicherheit dahin leben — aber der Widerstand bald dieser, bald jener Gegend hatte zur Folge, dass ein Ort nach dem andern gebrandschatzt, wenn nicht geradezu niedergebrannt und ausgerottet wurde. Die bestehende Gerichtsverfassung sollte keine Aenderung erleiden — aber Jeder, der dem Eroberer im Wege

1) Ordre v. 7. Sept. 98.

stand, wurde auf dessen Wink hin vom Leben zum Tode befördert. Die bestehende Steuerverwaltung sollte beibehalten werden, — aber eben dieses war das einfachste Mittel, die bisherigen Abgaben unbehindert einzutreiben und schloss die Auferlegung von neuen natürlich nicht aus. Die Frauen der Beys sollten aus „Mitleid", dieser „Empfindung, die den Menschen in seinen Handlungen [1]) in erster Linie bestimmen soll", in ihren Harems unbehelligt bleiben und ihren reichen Hausrath behalten, — aber sie mussten dafür mit ihrer ganzen Baarschaft herausrücken [2]), die den Franzosen sonst verloren zu gehen drohte. Ging doch Bonaparte in seiner Jagd nach Geld so weit, dass er ein reiches Waarenlager, dessen Inhalt auf eine halbe Million geschätzt wurde, jubelnd jenem Ali Pascha von Janina raubte [3]), dem er seine guten Dienste als Freund und Bundesgenosse angeboten hatte. Wer immer derartige stets willkommene Beute aufzuspüren vermochte, wurde reichlich dafür belohnt. Kein Wohlhabender im Lande, der nicht fürchten musste, als „Verdächtiger" gepresst, vielleicht hingerichtet zu werden! So war es in allen Stücken.

In Kairo selbst hatte Bonaparte, wie schon vordem in Alexandrien, damit begonnen, die mildesten Saiten aufzuziehen: der Eindruck seiner Grossmuth und Milde sollte den Bewohnern die Furcht benehmen, die ihnen leicht den Muth der Verzweiflung eingeben konnte. Allein schon nach wenigen Tagen begann er damit, täglich 5—6 Köpfe herunterzuschlagen. Anders, meinte er, liesse sich mit dem Gesindel nicht auskommen [4]). Seine Generale sollten seinem Beispiele

---

1) Ordre v. 25. Juli 98. „mû par la compassion, ce premier sentiment qui doit animer l'homme."

2) S. Ordre v. 27. Juli 98 und die späteren, gemäss denen den Frauen der Beys immer neue Contributionen auferlegt werden.

3) An Poussielgue, 25. Aug. 98.

4) Vrgl. sein Schreiben an Kleber v. 30. Juli 98. Desgl. an Menou am 31.: „Les Turcs ne peuvent se conduire que par la plus grande sévérité;

folgen. Unter solchen Umständen fühlte er sich mit seiner kleinen Truppenmacht in der Stadt, deren Bevölkerung auf 300,000 Seelen geschätzt wurde, zu wenig sicher, als dass die alten Thorwege, welche die 50 Stadttheile von einander trennten und die bei einem Aufstande den Aufständischen nur zu gute Dienste leisten konnten, nicht hätten weggeräumt werden müssen. Seine Ingenieure thaten es so schnell und entschlossen als möglich, damit der Unwille nicht Zeit habe, den Widerstand zu organisiren, allein dadurch ward die Absicht nur noch klarer. An vielen Theilen der Stadt wurden auch kleine Thürme aufgeführt, stark genug, um einem Angriff zu trotzen und gross genug, um von ihnen aus einige Kanonen zu handhaben. Vor Allem aber ward an einer Erweiterung der alten Citadelle gearbeitet. Nicht ohne grosse Umsicht, wie sie alle Unternehmen Bonaparte's kennzeichnet, indem zunächst die der Stadt abgekehrten Wälle und Mauern aufgeführt wurden, allein schliesslich musste auch die andere Seite in Angriff genommen werden, wobei nicht nur viele Häuser, sondern auch eine grosse Moschee niedergerissen werden sollten. Damit war das Maass Dessen, was Bonaparte der Einwohnerschaft glaubte zumuthen zu können, überschritten: am 21. October kam es zu einem Aufstande, zu dessen Niederwerfung er seine ganze Macht aufwenden musste. Das Gemetzel, das seine Truppen in den Strassen und seine Kanonen von der Citadelle aus anrichteten, war grauenhaft. Das Stadtviertel, in welchem sich die grosse Moschee befand, wurde erbarmungslos zusammen geschossen und in einen Trümmerhaufen verwandelt. Wer in den Strassen bewaffnet an-

---

tous les jours je fais couper cinq ou six têtes dans les rues du Caire. Nous avons dû les ménager jusqu' à présent pour détruire cette réputation de fureur qui nous précédait: aujourd'hui, au contraire, il faut prendre le ton qui convient pour que ces peuples obéissent; et obéir, pour eux, c'est craindre."

offen wurde, ward sofort niedergemacht[1]). Von denen lie Moschee Geflüchteten sollte Keiner verschont bleiben[2]). Loos Derjenigen, welche zunächst als Gefangene in die delle gesperrt wurden[3]), war noch weit fürchterlicher: aparte liess dieselben während der Nachtzeit an den Nil ren und ihnen den Hals abschneiden; ihre Körper sollten, e Köpfe, den Fluss hinunter schwimmen, wahrscheinlich die Ortschaften, an denen sie vorüber kamen, einzuüchtern[4]). Unter den Hingerichteten befanden sich auch e Frauen[5]), vermuthlich diejenigen der Beys, die nachdem um ihr Leben zu retten, ihre Schätze preisgegeben hatten, noch eine Last waren. Von den Bauern in den umenden Ortschaften wurden Viele hingeschlachtet, deren pfe in Säcke gesteckt, auf Esel geladen und dann vor den gen der entsetzten Menge auf dem Marktplatze zu Kairo Rüben oder Kartoffel herausgerollt wurden[6])!

Das waren die Mittel, mit denen Bonaparte seine Herraft in der Hauptstadt, seiner Residenz, behauptete. In anderen Landschaften und Städten, wo seine eigene son nicht so unmittelbar im Vordergrunde stand, sollten ne Lieutenants womöglich noch erbarmungsloser und rücksichtsloser verfahren[7]).

Den Türken gegenüber nahm er nach wie vor die Miene als handle er mit dem Sultan im Einverständniss. Neben Tricolore wehte allenthalben auch die Fahne mit dem

---

1) S. den Befehl an den General Bon v. 22. Oct. 98.

2) Ebendas.

3) An denselben am 20. Oct. „Il fera conduire tous les prissoniers au kan, où on les mettra au cachot jusqu'à nouvel ordre."

4) An Berthier, 23. Oct.

5) S. Bourrienne, Mémoires, II, 151.

6) Ebendas.

7) So schreibt er z. B. am 30. Juli 98 an Kleber: „Ce n'est plus ce nous ferons à Alexandrie qui fixera notre réputation, mais ce que nous ns au Caire."

Halbmonde, für beide wurde in den Gotteshäusern gebetet. Den Pascha, der zu Kairo residirt hatte und der — ob freiwillig oder gezwungen ist nicht auszumachen — mit dem Mamelukenhäuptling Ibrahim-Bey geflüchtet war, versicherte er wiederholt brieflich, dass er ihm und dem Sultan alle Gerechtsame und Einnahmen ungeschmälert erhalten wolle. Als alle Lockungen Nichts halfen, fügte er denselben Drohungen bei; doch der Pascha kehrte nicht zurück. Dass die Pforte zum Kriege gegen die Franzosen entschlossen sei, bewies schon der Umstand, dass ihre Kriegsflotte sich mit der englischen am Nildelta vereinigte. Schliesslich ward Djezzar-Pascha, der von Akkon aus bereits über Syrien herrschte und den Bonaparte ebenfalls vergeblich zu gewinnen versucht hatte, zum Oberbefehlshaber in Egypten ernannt und mit der Kriegführung gegen ihn betraut. Die französischen Consuln und Bürger wurden sofort aus Syrien ausgewiesen. Ein Cheik überbrachte die Kriegserklärung an die Priester und Beamten am Nil. Als Bonaparte davon erfuhr, lud er sich bei demselben zu Tische, drang in ihn, ihm die Original-Urkunde des Firmans auszuliefern und ruhte nicht, bis er dieselbe glücklich in Händen hatte [1]). Hierauf verkündete er den Egyptern, dass die in Umlauf gesetzten Firmans eine grobe Fälschung seien: weit entfernt sich gegen die Franzosen zu erklären, habe die Pforte die Handlungsweise ihres Paschas in Egypten getadelt. Alle Diejenigen, welche die gefälschten Firmans verbreiteten, sollten ihm ausgeliefert werden [2]). Noch im Monat December schickte er einen Boten an den Grossvezir nach Constantinopel mit der Versicherung, dass er nur im Interesse der Pforte gehandelt hätte und Nichts mehr wünsche, als mit ihr in freundschaftlicher Beziehung zu bleiben. Für den Fall, dass derselbe daselbst

1) Oeuvres, Corresp. XXIX, 497.
2) Ordre du jour v. 4. Nov. 98.

gefragt wurde, ob die Franzosen Egypten wieder räumen wollten? — sollte er antworten: „Warum nicht? unter der Voraussetzung, dass die beiden Kaiser (von Oestreich und Russland) dem Aufstande des (von ihnen unterstützten) Paswan-Oglu ein Ende bereiten und den Plan, die europäische Türkei zu theilen, aufgeben wollen!“ [1]). Vor allen Dingen aber sollte die Pforte einen Firman erlassen, der die vertriebenen Franzosen, namentlich in Syrien, wieder rehabilitire; sonst werde er selbst nach Syrien vordringen.

In der That war kurze Zeit darauf der Feldzug nach Syrien bei ihm eine beschlossene Sache. Es war derselbe das letzte Mittel, das ihm übrig blieb, um die Pforte zu einem Bündniss mit ihm zu zwingen [2]). Er versprach sich eine um so grössere Wirkung von demselben, als er Paswan-Oglu in Adrianopel wähnte [3]). Ueberdies hatte er schon vor Monaten dem Directorium in Paris aufgegeben, falls es zum Kriege mit der Türkei komme, Bernadotte mit einem grösseren Heere nach Corfu zu entsenden, damit er von dort aus auf Morea lande und die Griechen um seine Fahne schaare [4]). Wenn Dieses auch inzwischen durch die russisch-türkische Flotte, welche Corfu selbst zur Zeit umlagert hielt, unmöglich geworden zu sein schien, so konnte er doch auf eine Diversion in dieser Richtung hoffen. Zu diesem weitausschauenden Zielpunkt kam der näher liegende: den Ibrahim Pascha zu verfolgen, der Ansammlung der türkischen Streitmacht zuvorzukommen und dort ein Bollwerk zu errichten, das einem feindlichen Heere in Zukunft den Landweg nach Egypten verlegen sollte [5]). Gelang es ihm, sich aller Küsten-

1) S. Instructions pour le cit Beauchamp, v. 11. December 98.

2) S. sein Schreiben an das Directorium v. 10. Febr. 99.

3) S. sein Schreiben an Kleber v. 5. Febr. 99.

4) S. sein Schreiben v. 7. Oct. 98. Dass er Bernadotte als Führer bezeichnete, macht es wahrscheinlich, dass er diesen Fall schon vor seinem Aufbruch nach Egypten mit ihm besprochen hatte.

5) S. das Schreiben an's Directorium v. 10. Febr. 99.

[illegible] Vorräthe angetroffen wurden,
[illegible]chüssen eingenommen. Der Feind
4. März langte Bonaparte mit
[illegible]n Joppe, an. Am 7. März
Bresche geschossen wor-
[illegible]d während fünf Stun-
[illegible]s 4000 Mann be-
[illegible]tödtet, die an-
[illegible]naparte am
[illegible]ämmtlich
[illegible], um der Be-
[illegible]ohlthäter ankün-
[illegible]gen [3]). Dieses hinderte

[illegible]. März 99. Bourrienne, der Augen-
[illegible]t 4000 Erschossene an.

9. März 99. „. . faire fusiller, en prenant il n'en schappe aucun."

obredner, die Duroc, Thiers etc., haben das hren damit zu rechtfertigen versucht, indem grösste Theil der Hingeschlachteten zu jener rt hätte, welche nur unter der Bedingung hatte s Jahres nicht gegen Frankreich zu kämpfen. Bonaparte weder in der Tagesordnung v. 9. März, rühmend verkündete, dass „über 4000 Mann ıcha" über die Klinge gesprungen seien, noch lerthier, noch in dem Bericht an's Directorium einem Schreiben an seine Generale auch nur -Pascha meldet er: „J'ai été sévère envers violé les droits de la guerre." Ist ein Theil wirklich mit dabei gewesen, so hat Bonaparte nnschaften in die Stadt hinein gelangten, viel- ıwankend zu machen, indem sie seine Gross- m wies er ihnen sonst nachträglich die Route ie zuerst vereinbart worden war, nach Bagdad dass er sich bei dieser Gelegenheit verrechnet und war, mit den zu Jaffa Gefangenen kurzer Fall bildeten die aus El-A'rysch Entkommenen Erschossenen: Bonaparte selbst giebt die Zahl nommenen in einem Schreiben an Marmont leren auf 1500 Mann an. Von diesen wurden

städte zu bemächtigen, so nöthigte er die Engländer und Türken eine Flottenabtheilung dahin abzuordnen, wodurch die Blokade des Nildeltas, die er immer noch einmal mit Hülfe der Reste der französischen Kriegsflotte, die aus Toulon, Malta, Ancona und Corfu herbeikommen und ihm Verstärkungen an Truppen und Waffen bringen sollten, zu durchbrechen hoffte [1]). Er entschloss sich endgültig zu dem Zuge jedoch erst, nachdem er, am 5. Februar 1799, die Gewissheit erlangt hatte, dass der Congress in Rastatt noch versammelt und der Ausbruch des Continentalkrieges, den er von Monat zu Monat erwartete, noch immer nicht erfolgt sei: da erst begab er sich selbst zu dem Heere, welches den Weg nach Syrien eingeschlagen hatte; sonst wäre er, wie er dem Directorium wiederholt meldete [2]), gleich jetzt nach Frankreich zurück geeilt, — um die Republik zu retten, d. h. die Herrschaft an sich zu reissen.

Als er, am 17. Februar 1799, zum Heere stiess, welches unterdessen von Kleber geführt worden war, hatte dieses den ersten festen Platz an der Küste, El-A'rych, bereits zu beschiessen begonnen. Drei Tage darauf öffnete die türkische Besatzung ihm die Thore, dafür durfte sie, unter Verpflichtung während eines Jahres nicht gegen die Franzosen zu kämpfen, in der Richtung auf Damaskus [3]) abziehen. Gaza, wo das Heer des Djezzar-Pascha sich anzusammeln begonnen

1) S. seine Schreiben an's Directorium vom 7. Oct., 21. Oct., 21. Nov. und 17. Dec. 98. Desgl. an Marmont v. 2. Dec.

2) Schon am 7. Oct. 98. „Lorsque je saurai le parti définitif que prendra la Porte, et que le pays sera plus assis et nos fortifications plus avancées, ce qui ne tardera pas, je me résoudrai à passer en Europe; surtout, si les premières nouvelles me font penser que le continent n'est point encore pacifié, je me résoudrai à passer." Am 10. Febr. 99 abermals: „Si, dans le courant de mars, le rapport du citoyen Hamelin se confirme et que la France soit en armes contre les rois, je passerai en France."

3) In der Capitulation hiess es Bagdad, Bonaparte jedoch bestimmt am 22. Febr. Damaskus. S. sein Schreiben an Reynier.

hatte, und wo daher reiche Vorräthe angetroffen wurden, ward nach ein paar Flintenschüssen eingenommen. Der Feind zog sich eiligst zurück. Am 4. März langte Bonaparte mit seinem Heere vor Jaffa, dem alten Joppe, an. Am 7. März wurde, nachdem in die Mauer eine Bresche geschossen worden, die Stadt im Sturm genommen und während fünf Stunden geplündert. Die Besatzung hatte aus 4000 Mann bestanden, davon wurden 2000(?) im Kampfe getödtet, die anderen 2000 [1]), die sich gefangen gaben, liess Bonaparte am folgenden Tage an den Meeresstrand führen und sämmtlich erschiessen, kein Einziger durfte übrig bleiben [2]), um der Bevölkerung, der er sich als Befreier und Wohlthäter ankündigte, die grauenhafte That zu bezeugen [3]). Dieses hinderte

1) So Bonaparte an Kleber, am 9. März 99. Bourrienne, der Augenzeuge der Hinschlachtung war, giebt 4000 Erschossene an.

2) Bonaparte an Berthier, 9. März 99. „. . faire fusiller, en prenant les précautions de manière qu'il n'en schappe aucun."

3) Bonaparte und seine Lobredner, die Duroc, Thiers etc., haben das eines Tamerlan würdige Verfahren damit zu rechtfertigen versucht, indem sie darauf hinwiesen, dass der grösste Theil der Hingeschlachteten zu jener Besatzung von El-A'rysch gehört hätte, welche nur unter der Bedingung hatte abziehen dürfen, während eines Jahres nicht gegen Frankreich zu kämpfen. Eine solche Entschuldigung hat Bonaparte weder in der Tagesordnung v. 9. März, in welcher er seinen Truppen rühmend verkündete, dass „über 4000 Mann aus dem Heere des Djezzar-Pascha" über die Klinge gesprungen seien, noch in dem bezüglichen Befehl an Berthier, noch in dem Bericht an's Directorium vom 13. März, noch sonst in einem Schreiben an seine Generale auch nur angedeutet. Nur dem Djezzar-Pascha meldet er: „J'ai été sévère envers celles (de vos troupes) qui ont violé les droits de la guerre." Ist ein Theil der Besatzung von El-A'rysch wirklich mit dabei gewesen, so hat Bonaparte selbst gewünscht, dass jene Mannschaften in die Stadt hinein gelangten, vielleicht um die Vertheidiger schwankend zu machen, indem sie seine Grossmuth und Milde priesen; warum wies er ihnen sonst nachträglich die Route nach Damaskus an, statt sie, wie zuerst vereinbart worden war, nach Bagdad abziehen zu lassen? Möglich, dass er sich bei dieser Gelegenheit verrechnet hat und dieses mit ein Beweggrund war, mit den zu Jaffa Gefangenen kurzer Hand aufzuräumen. In jedem Fall bildeten die aus El-A'rysch Entkommenen nur einen geringen Theil der Erschossenen: Bonaparte selbst giebt die Zahl der zu El-A'rysch Gefangengenommenen in einem Schreiben an Marmont vom 12 Febr. auf 1200, in anderen auf 1500 Mann an. Von diesen wurden

den Unverfrorenen nicht, dem Djezzar-Pascha noch selbigen Tages zu melden, dass er „diejenigen seiner Truppen, die sich seiner Gnade anvertraut hätten", mit „Grossmuth" behandelt habe!

Am 19. März bezog er das Lager vor Akkon, wo der gefürchtete Djezzar seine Residenz hatte. Bonaparte glaubte die Festung, trotzdem sie starke Wälle und eine gute Rhede hatte, nicht anders als El-A'rysch und Jaffa in wenigen Tagen bezwingen zu können. Welche Täuschung! Djezzar's Geschütze wurden zum Theil von französischen Ingenieuroffizieren, darunter ein Schulkamerade Bonaparte's, und von englischen Seeoffizieren und Matrosen bedient. Letztere landete der Capitain Sydney Smith, ein verwegener Seemann, der selbst einem Nelson, seinem Vorgesetzten, zu kühn erschien. Derselbe war in Havre gefangen genommen und in Paris eingekerkert worden, war aber wenige Tage vor Bonaparte's Abreise von dort entsprungen. Seine Bomben liessen dem französischen Heere Tag und Nacht keine Ruhe. Es gelang ihm, die schwere Artillerie, die Bonaparte aus Alexandrien herbeikommen liess, abzufangen, so dass die Belagerer den Belagerten in der Grösse und Schwere der Geschosse nicht gewachsen waren.

Die grossen, wirren Heeresmassen, die von Damaskus her über den Jordan zum Entsatz von Akkon herbeieilten, wur-

500 Mann (s. Bonaparte's Schreiben an's Directorium vom 12. März 99) dem Hülfscorps des Heeres, wie er es nach Muster der alten Römer gebildet hatte, eingereiht (s. den bezüglichen Befehl an Reynier vom 22. Febr. 99). Uebrigens übte Bonaparte schon längst die Praxis, Diejenigen unter den Feinden, die nicht mit fortgeschleppt werden konnten, zu tödten. S. z. B. Befehl an Murat v. 11. Januar 99. „Vous tuerez tous les hommes que vous ne pourrez pas prendre." Am 20. Januar an Berthier, abermals für Murat, einen anderen feindlichen Stamm der Araber betreffend: „enlever les chameaux, femmes, enfants, veillards, les amener au Caire, et tuer tout ce qu'il ne pourra pas prendre." Also nicht nur die streitbaren Männer, sondern selbst Greise, Frauen und Kinder sollten lieber hingeschlachtet werden als entkommen!

den zwar, am Berge Tabor, in einem glänzenden Treffen, das an die Schlacht bei den Pyramiden erinnerte, in die Flucht geschlagen; allein die Veste war nicht zu bewältigen. Acht Mal liess Bonaparte Sturm laufen, jedes Mal musste seine Heldenschaar, der er das Unmögliche zutraute, wieder zurückfluthen. Darüber waren volle zwei Monate verflossen. Djezzar erhielt von Cypern und Rhodos aus immer neuen Zuzug und schon zeigte sich unter den bedenklich zusammengeschmolzenen Franzosen die Pest, die sie „mehr als irgend ein feindliches Heer" zu fürchten hatten. Die Wintermonate waren vorüber; die herrschenden Winde liessen eine längst angekündigte Landung der Türken bei Abukir als unmittelbar bevorstehend befürchten. Dieses war um so bedrohlicher, als die Nachrichten aus Egypten Nichts weniger als befriedigend lauteten. Gleich nach Bonaparte's Aufbruch nach Syrien hatten seine Generale Mühe gehabt, über die Mameluken und Araber, die noch in Waffen standen, Herr zu bleiben; seitdem dessen verzweifelte Lage vor Akkon bekannt zu werden begann und die Landung einer türkischen Truppenmacht von Tage zu Tage erwartet wurde, warfen mehrere bereits unterworfene Provinzen die Fesseln ab, so dass immer wieder ganze Ortschaften und arabische Stämme ausgerottet werden mussten. Wenn Bonaparte nicht bald zurückkehrte, war es mit seiner Herrschaft am Nil vielleicht zu Ende. So musste er sich wohl oder übel entschliessen, die verhängnissvolle Belagerung, mit ihr alle Eroberungen in Asien aufzugeben und nach Egypten zurückzukehren. In der Nacht vom 20. zum 21. Mai trat er den Rückzug an.

Diesen Misserfolg musste der Hochmüthige, der selbst bereits ernstlich daran zu glauben begann, dass sein Wille mit dem allmächtigen Schicksal zusammenfalle, um so schwerer empfinden, als er in seiner prahlerischen Art nicht hatte unterlassen können, den angeblich in wenigen Tagen bevor-

stehenden Fall von Akkon, sogar das vermuthliche Datum desselben, mehrfach voraus zu verkünden. Für die Feinde, vor denen er jetzt zurückweichen musste, hatte er fortwährend die grösste Missachtung zur Schau getragen. Als El-A'rysch und Jaffa ihm nach wenigen Tagen die Thore geöffnet hatten und die Christen in Palästina, zumal die Drusen, ihn willkommen hiessen, da träumte er, wie es seine Art war, schon von der Möglichkeit, die Völker Kleinasiens gegen Constantinopel in die Waffen zu rufen und selbst an der Spitze der türkischen Streitmacht gegen Wien anzurücken! Dieser Plan, der nur die Verwirklichung jener Combination gewesen wäre, gemäss welcher die türkische Macht ihm dazu dienen sollte, die am Rhein und Italien voraussichtlich geschlagenen Franzosen von den gegen dieselben anrückenden Oestreichern und Russen zu befreien, lag ihm, nachdem die Engländer seine Flotte zerstört hatten, äusserst nahe. Dieses war es wohl, was er angedeutet hatte, als er bei Empfang der Nachricht von Abukir dem General Kleber geschrieben hatte: „Nelson wird uns vielleicht zwingen, Grösseres zu vollbringen, als wir ursprünglich beabsichtigten." Noch kurz vor dem letzten grossen Sturme auf Akkon hatte er seinem Secretair von dieser Grossthat vorgeschwärmt [1]). Ja selbst noch nach der Rückkehr aus Syrien, am 28. Juni 1799, schreibt er dem Directorium nach Paris: „Lasst uns (zu den 6000 Mann, die unsere Verluste ausgleichen sollen) noch 15,000 zukommen — und wir werden überallhin können, selbst nach Constantinopel."

Mit diesem Riesenplane berührte sich jener Alexanderzug nach Indien, der — wenn er denselben auch erst nach der Bewältigung Europa's unternehmen wollte — ihn unausgesetzt beschäftigt hat. Eben jetzt, wenige Tage vor seinem Aufbruch nach Syrien, hatte er sich mit dem mächtigen Fürsten

1) S. Bourrienne, Mémoires, II, 198.

Tippoo-Saib, der das englische Reich in Indien zu stürzen drohte, in Verbindung gesetzt; er sei, schrieb er demselben am 25. Januar, „mit einem unzählbaren und unbesiegbaren Heere“ an dem Rothen Meere angelangt und von dem Wunsche beseelt, ihn von dem eisernen Joche der Engländer zu befreien. Eben Dieses war es, was Nelson über Alles gefürchtet hatte: er war überzeugt, dass sich eine Landung der Franzosen an der Westküste Indiens vom Rothen Meere aus in ganz kurzer Zeit leicht bewerkstelligen lasse, sie brauchten dazu nur die günstige Jahreszeit zu benutzen [1]). Bonaparte hatte sich überdies bereits mit dem Schah von Persien verständigt, welcher ihm die Anlage von Magazinen etc. auf der Etappenstrasse durch sein Reich verstatten wollte [2]). Alle diese gigantischen Pläne, die bereits eine greifbare Gestalt zu gewinnen begannen, waren durch den Widerstand Akkons plötzlich in neblige, unbestimmte Ferne entrückt worden, vielmehr für immer gescheitert. „Dieser Steinhaufen von Akkon“ — seufzte der Trotzige daher auf St Helena — „hat mich mein Schicksal verfehlen machen!“

Danach mag man den Schlag ermessen, der ihn getroffen hatte. Selbstverständlich war er weit davon entfernt,

---

1) S. Nelson's Schreiben an den englischen Consul in Alexandrien, vom 24. Juni 98. „I am so persuaded of the intention of the French to attempt driving us from India, in concert with Tippoo Saib, that I shall never feel secure till Mangalore, and all Tippoo's Sea-Cost, is in our possession. We ought to get hold of the Coast, even at the certainty of a War with him.“ Desgl. am 26.: „I am most exceedingly anxious to know if any vessels have been prepared in the Red Sea, to carry them to India, where, from the prevailing winds at this season, they would soon arrive.“ Endlich am 29. Juni an Lord St Vincent „Strange as it may appear at first sight, an enterprising Enemy, if they have the force or consent of the Pacha of Egypt, may with great ease get an Army to the Red Sea, and if they have concerted a plan with Tippoo Saib, to have vessels at Suez, three weeks, at this season, is a common passage to the Malabar Coast, when our India possessions would be in great danger.“

2) Bourrienne, Mémoires, II, 154.

die Niederlage einzugestehen. „Die Jahreszeit", berichtete er dem Directorium [1]), „ist zu weit vorgerückt; das Ziel, das ich mir gesetzt hatte, ist erreicht. Egypten ruft mich zurück." Akkon sei nur noch ein Trümmerhaufen gewesen, kein Stein habe mehr auf dem anderen gestanden, er wäre eingerückt, wenn nicht die Pest in der Stadt geherrscht hätte, die sein Heer unfehlbar ergriffen haben würde. Dem Divan in Kairo meldete er, dass der Palast des Djezzar geschleift, der Pascha selbst verwundet, schwer verwundet worden sei; die ganze Bevölkerung der Stadt sei auf die Schiffe geflüchtet und dergleichen Unwahrheiten mehr. Den bemitleidenswerthen Truppen, die das Vergebliche ihrer Blutarbeit nur zu klar vor Augen gehabt hatten, konnte er so tolle Märchen nicht bieten. „Noch einige Tage", tröstete er sie [2]), „und Ihr konntet hoffen, den Pascha selbst inmitten seines Palastes gefangen zu nehmen; allein in dieser Jahreszeit wiegt die Einnahme des Schlosses den Verlust einiger Tage nicht auf; die Tapfern, die ich übrigens dabei hätte verlieren können, sind heute zu wichtigeren Unternehmungen nöthiger."

Im Uebrigen war die Nichteinnahme von Akkon nur in sofern eine Niederlage, als Bonaparte's weitere Pläne in Asien dadurch zu Nichte wurden — den nächstliegenden Zweck des Feldzuges: den Schutz Egyptens, hatte er in der That erreicht: das Heer des Djezzar, welches sich in Syrien ansammelte, um im Verein mit Ibrahim-Bey nach Egypten vorzurücken, war auseinander gesprengt und konnte nicht so leicht wieder nahen, denn Bonaparte liess die Festungswerke von Jaffa, so wie aller Ortschaften, welche jenseits der Wüste, die Afrika von Asien trennt, in Syrien lagen, vollständig zerstören, El-A'rysch und Quateh dagegen als Grenzfestungen ausrüsten und mit einer ständigen Besatzung versehen.

1) S. die bezügl. Berichte an's Directorium v. 10. und 27. Mai 99.

2) Proclamation v. 17. Mai 99.

Ueberdies wurden auf dem Rückzuge des Heeres die Bäume niedergebrannt und die Brunnen verschüttet. So dass der Landweg nach Egypten, wenn auch nicht, wie Bonaparte anfangs prahlte, verlegt, so doch jedenfalls sehr erschwert und behindert worden war.

Die Leiden, welche die französischen Truppen auf dem Rückmarsche durch die Wüste zu überstehen hatten, sind nicht zu schildern. Schon auf dem Hinwege waren sie solchen Strapazen ausgesetzt gewesen, dass Viele von ihnen die Waffen zerschlugen und den Gehorsam aufkündigten. Was hatten sie seitdem nicht Alles erleiden müssen! Und nun wieder zurück durch die brennende Wüste, nicht in die Heimath, sondern in jenes Egypten, das ihnen Allen ein elendes Grab zu werden drohte! Sechshundert Verwundete wurden, mit Aufgebot der letzten Kräfte, mit fortgeschleppt, die von der Beulenpest ergriffenen mussten jedoch zurückgelassen werden, unter Gefahr von den nachrückenden Türken geköpft zu werden [1]). Angesichts der eigenen unerträglichen Lage ward

1) Vrgl. Bourrienne, Mémoires, II, 203 und 208. Bonaparte ist bekanntlich oft verherrlicht worden, wie er die Pestkranken im Lazareth besucht und wie ein Heiliger sie ungestraft berühren darf. Die Scene, an die diese Canonisation anknüpft, spielte in Jaffa, vor dem Aufbruch in die Wüste. Bourrienne war zugegen und ist im vorliegenden Fall gewiss ein glaubwürdiger Zeuge. Es war unmittelbar nachdem die Festungsmauern gesprengt worden waren, als sich Bonaparte in das Hospital daselbst begab. Unter den vielen Schwerverwundeten, die dort lagen, befanden sich auch an 60 Pestkranke. Bonaparte durcheilte schnellen Schrittes die Säle, indem er ausrief: „In wenigen Stunden werden die Türken hier sein; wer sich kräftig genug fühlt, sich zu erheben, der folge uns!“ Die Pestkranken waren aber bereits so erschöpft und apathisch, dass sie ruhig liegen blieben und zurückgelassen werden mussten. Zu einer Glorificirung Bonaparte's ist in diesem Falle demnach nicht der geringste Grund vorhanden. Andrerseits ist viel darüber geschrieben und philosophirt worden, dass Bonaparte den Zurückgelassenen Opium habe hinstellen lassen, damit sie sich durch einen freiwilligen Tod vor den Grausamkeiten der Türken befreien könnten. Bourrienne bezeugt, dass dieses auf dem Wege in's Hospital besprochen und allgemein für das Rathsamste erachtet worden sei. Bonaparte hat den Thatbestand nie geleugnet. Es ist daher kein Grund vorhanden, die ganze Er-

man gegen das Schicksal der Unglücklichen gleichgültig: die Schwerleidendsten wurden oft niedergelegt und verlassen [1]). Bonaparte selbst war in einer verzweifelten Stimmung. Er hatte u. A. befohlen, dass alle Pferde ohne Ausnahme zur Fortschaffung der Verwundeten dienen sollten; sein Stallmeister trat trotzdem zu ihm in's Zelt und fragte: „Welches Pferd behalten Sie sich vor, General?" Bonaparte gerieth in Jähzorn, versetzte ihm mit der Reitgerte einen Schlag in's Gesicht und schrie mit fürchterlicher Stimme: „Alle Welt zu Fuss, ich voran; zum Henker! kennst Du nicht den Befehl? Hinaus!" [2]) Wenn er selbst, zu dessen „Ruhme" der endlose Krieg geführt wurde, sich kaum noch zu beherrschen vermochte, was sollten jene Rathlosen, die ihm als blindes Werkzeug dienten? Der Einzug in Egypten musste, gemäss den Anordnungen Bonaparte's, im Triumphe geschehen, wobei namentlich die erbeuteten Fahnen, welche von den wenigen türkischen Offizieren, die er zu diesem Behufe als Gefangene mit sich führte [3]), getragen wurden, auf die Bevölkerung in Kairo Eindruck machen sollten. Alle in der

---

zählung (mit Lanfrey und v. Sybel) für erdichtet zu halten. Ebenso wenig vermag ich die Meinung Derjenigen zu theilen, welche in dieser That eine der grössten Scheusslichkeiten erkennen, die Bonaparte jemals begangen. Er selbst hat zu seiner Rechtfertigung erklärt, dass er mit seinem Sohne nicht anders verfahren wäre. Ich vermag ihm darin nur beizustimmen. Versetze ich mich in die Lage der Unglücklichen im Hospital zu Jaffa, so kann ich nur wünschen, dass ein Jeder so denken und auch den Muth haben möchte, danach zu handeln. Bonaparte's Arzt hat das Opium, wie es scheint, nicht reichen wollen und ist dafür von Vielen ordentlich vergöttert worden, z. B von Wilson, History of the british expedition to Egypt. London 1803 und Lanfrey, Hist. de Nap. Ter.

1) Bourrienne, Mémoires II, 203 und 208.

2) Ebendas.

3) S. Befehl an Berthier vom 24. Mai 99. „L'adjutant général Boyer amènera avec lui (nach Kairo) et fera garder avec la plus grande soin Abd-Allah-Aga, qui commandait Jaffa pour Djezzar, et les seize principaux officiers des prissonniers turcs qui sont à Jaffa. Il les conduira comme des captifs avec les drapeaux, en annonçant q'il en vient une grande quantité."

Stadt anwesenden Truppen und Behörden mussten zu seiner Begrüssung ihm entgegenkommen.

Mit der Haltung seiner Generale, während seiner Abwesenheit, hatte er allen Grund zufrieden zu sein. Insbesondere war es Desaix geglückt, nach zahllosen, oft blutigen Zusammenstössen mit Murad-Bey, Ober-Egypten zu erobern, so dass nun das ganze Land, wenigstens für den Augenblick, als bewältigt gelten konnte. Doch irrte der rastlose, ungreifbare Murad-Bey selber noch immer mit einigen hundert Reitern herum, mit denen er sich bis an die Mauern von Kairo heranwagte. Obgleich Bonaparte seine ganze Reiterei gegen ihn aufbot, und sich selbst auf die Jagd nach ihm machte, vermochte er den Gefährlichen, der bei dem geringsten Unfall der Franzosen in ganzer Macht wieder dazustehen drohte, doch nicht zu erlegen. Und auch Ibrahim-Bey erschien mit seinen Reitern bereits wieder an der Grenze von Syrien. Beide warteten nur auf die türkische Landung, um sich die Hand zu reichen.

Diese Landung, die Bonaparte schon vor Akkon als nahe bevorstehend vorausgesehen hatte und deren Abwehr seine Rückkehr nach Egypten mit bedingt hatte, erfolgte endlich (Mitte Juli 1799) wirklich auf der Rhede von Abukir. Es waren an die 100 Segel [1]), welche 8000 (?) Mann [2]) Landungstruppen brachten. Die dort stationirten Franzosen vermochten dem Andrang nicht zu widerstehen: sie räumten das Fort und eilten nach Alexandrien hinein. Bonaparte zog sofort

---

1) S. Mémoires du Duc de Raguse (Marmont), der damals Kommandant von Alexandrien war. Dessen Berichte an Bonaparte.

2) S. Wilson a. a. O. Bd. I, p. XXIX der Vorrede. Bonaparte giebt in seinem Schreiben an Desaix und Reynier v. 27. Juli 99 15,000 an, davon seien 6 — 12,000 ertrunken. (Vrgl. sein Schreiben an Dugna v. 26. Juli.) Marmont und Eugène Beauharnais reden sogar von 18,000 Mann. Wilson mag, als Gegner der Franzosen, etwas zu wenig angeben; doch ist er der Einzige, der wirklich Bescheid wissen konnte.

alle irgend verfügbaren Kräfte zusammen und rückte gegen Abukir vor. Er hoffte, dass es die Feinde mit der Belagerung von Alexandrien versuchen würden, er war dann sicher, sie mit seinem Entsatzheere vollständig zu vernichten. Als sie sich aber auf der Landzunge von Abukir zu verschanzen begannen, blieb ihm keine Wahl: er musste sie dort aufsuchen und in's Meer werfen — oder sie warteten Verstärkungen ab und gaben den Arabern und Mameluken Zeit, sich zu erheben. Da war kein Augenblick zu verlieren. Am 24. Juli schritt er mit 5000 Mann zu Fuss und 1000 Reitern (unter Murat) zum Angriff vor. Es war ein äusserst blutiges Ringen, aber auch ein glänzender Sieg [1]). Vergeblich suchten die Flüchtigen sich in die Schiffe zu retten: die Mannschaft in den Boten empfing sie mit Flintenschüssen, um sie wieder gegen den Feind zu jagen [2]), zugleich setzte ihnen die französische Reiterei nach, so dass mehrere Tausende der Unglücklichen ihren Tod in den Wellen fanden. Die Franzosen machten nur 150 Mann zu Gefangenen. Das Fort, in das sich 2—3000 Türken geflüchtet hatten, hielt sich noch 6 Tage. Am 1. August 1799, dem Jahrestage der Vernichtung der Flotte, konnte Bonaparte jubelnd verkünden, dass jenes Abukir, dessen Name bisher jedem Franzosen verhängnissvoll im Ohre klang, fortan wieder mit Ruhm genannt werden könne. Der errungene Sieg, tröstete er das Heer, werde die Rückkehr desselben nach Europa beschleunigen.

Letztere Wendung ward ihm dadurch eingegeben, dass er nunmehr für seine Person entschlossen war, sich so bald als möglich nach Frankreich einzuschiffen. Den Ausschlag gaben die Zeitungen, welche er sich von den Engländern zu verschaffen wusste [3]) und aus denen er endlich die so lange

1) S. Mémoires du Duc de Raguse (Marmont) II, 27.

2) S. die Mémoiren von Marmont und des Prince Eugène (Beauharnais).

3) Ebendas. Desgl. sein Schreiben an Kleber und an Desaix v. 11. Aug. 99.

vergeblich ersehnte Botschaft erfuhr, dass der Krieg mit Oestreich wieder im Gange sei und die französischen Heere sowohl in Italien, wie in Deutschland bereits schwere Niederlagen erlitten hätten, so dass er es wagen konnte, sein Heer zu verlassen und als Retter in der Noth herbei zu eilen. Die Zeitungen reichten bis zum 10. Juni. Jourdan war von den Oestreichern über den Schwarzwald und den Rhein, Scherer, der den Oberbefehl in Italien führte, hinter den Oglio und Mincio zurück geworfen worden; Mantua war umlagert, Corfu verloren, Malta dagegen frisch verproviantirt. Seine Gegenwart schien unentbehrlich. Sein eigenes Interesse trieb ihn zur Eile an: siegte die Republik ohne sein Zuthun, so konnte sich diese leicht festigen oder statt seiner erlangte ein anderer General die Dictatur. Blieb er in Egypten, so konnte er im glücklichsten Falle die Herrschaft daselbst so lange behaupten, bis der Frieden mit England zu Stande kam; vielleicht, dass es dann gelang, Egypten als französische Kolonie zu sichern. Allein diese Errungenschaft vermochte seinem maasslosen Ehrgeiz in keiner Weise zu genügen: für ihn hatte Egypten überhaupt nur dann Werth, wenn er selbst über Frankreich herrschte und die Eroberung am Nil ihm zur Grundlage seiner orientalischen Pläne diente. Dabei war es, wie die Sachen lagen,

Wie Bourrienne mit allem Nachdruck behaupten konnte, dass Bonaparte bis dahin gar keine Nachrichten aus Frankreich erhalten habe, ist geradezu unbegreiflich. Allerdings bis zum 17. December 98, so schreibt er wenigstens dem Directorium, hatte er seit dem Julimonat wirklich keinen einzigen Courier empfangen; allein am 5. Februar brachte ihm ein Schiff aus Ragusa Nachrichten über den Krieg mit Neapel. Sofort meldete er dem Directorium, dass — sobald er mit Bestimmtheit erfahre, dass die Könige wieder im Kampfe gegen Frankreich seien — er zurückkehren werde. Seitdem erwartete er die Nachricht von dem Ausbruch des Krieges von Woche zu Woche. Am 19. April hatte er abermals Nachrichten aus Europa erhalten, allein — so schreibt er an Desaix — Nichts bewies, dass der Krieg ausgebrochen sei. Erst die durch Sidney Smith erhaltenen Zeitungen brachten ihm hierüber Gewissheit.

weitaus das Wahrscheinlichere, dass er, gleich seinen Nachfolgern im Oberbefehl, gezwungen werden würde, vor den mit den Engländern und Russen verbündeten Türken die Waffen zu strecken und damit Alles verloren zu geben. Zu all diesen Erwägungen kam noch die, dass er das gefährdete Unternehmen am besten von Paris aus zu retten hoffen konnte.

Er theilte seinen Entschluss nur den wenigen Vertrauten mit, welche die erforderlichen Vorbereitungen zu demselben zu treffen hatten. Alle Anderen, vornehmlich diejenigen unter den Generalen, die er zurück lassen wollte, durften von dem Vorhaben Nichts ahnen. Um ihnen jeden Verdacht zu benehmen, gab er vor, in nächster Zeit einen Ausflug in das obere Egypten, nach den Ruinen von Theben unternehmen zu wollen [1]). Dieses schien um so glaubwürdiger, als er sich Anfangs August nach Kairo begab, wo er die letzten Vorkehrungen traf und auch seine Kasse zu füllen nicht versäumte [2]).

Die beiden venetianischen Fregatten, auf denen er sich einschiffen wollte, hatte er schon seit längerer Zeit im Hafen von Alexandrien für sich bereit stellen lassen [3]). Die grösste Schwierigkeit bestand darin, dieselben aus dem Hafen heraus zu bringen, ohne dass die Engländer es bemerkten. Mitte August jedoch segelte Sidney Smith mit seinem Blokade-Geschwader nach Cypern, um dort Wasser einzunehmen. Der Kommandant von Alexandrien, Marmont, (der in das Geheimniss eingeweiht war) säumte nicht, den glücklichen Zufall zu melden [4]). Alsobald verkündete Bonaparte in einem

1) S. Kleber's Schreiben an Bonaparte v. 20. Aug. 89. Abgedr. bei Payol, Kleber, sa vie, sa correspondance, Paris 1877. p. 336.

2) Vrgl. seine Schreiben an Desaix v. 11., an Lanusse und an Poussielgue v. 12. Aug. 99.

3) S. sein Schreiben an Ganteaume v. 21. Juni 99.

4) S. Mémoires du Duc de Raguse.

Schreiben an den Divan von Kairo, dass er eine Rundreise im Delta vorhabe und eilte an die Küste. Die Meisten von Denen, die ihn begleiteten und mit nach Frankreich sollten, erfuhren seine Absicht erst, als er sich überzeugt hatte, dass die Schiffe ausserhalb des Hafens zu seiner Aufnahme bereit standen[1]). Um den Blicken der Engländer noch sicherer zu entgehen, lichtete er die Anker vor Tagesanbruch, in der Nacht vom 21. auf den 22. August.

Indem Bonaparte solcherweise das Heer in Egypten liess und selbst nach Frankreich zurückkehrte, führte er nur Das aus, was er von Anfang an im Plane gehabt hatte[2]); nur dass er die Rückfahrt um ein volles Jahr hinaus geschoben hatte. Dieser Aufschub — und dieses ist für die Beurtheilung des ganzen Unternehmens entscheidend — war nicht durch die Vernichtung der Flotte, auch nicht durch die Kriegserklärung der Pforte, sondern einzig und allein dadurch bedingt, dass der zweite Coalitionskrieg nicht, wie Bonaparte berechnet und gehofft hatte, im Sommer, spätestens im Herbst 1798, sondern erst im Frühjahr 1799 zum Ausbruch gekommen war.

Im Uebrigen war die Rückfahrt auch von der Jahreszeit abhängig. Im mittelländischen Meere herrschen nämlich von der Tag- und Nachtgleiche im März bis zu derjenigen im September die Westwinde so vor, dass die von Osten kommenden Segelschiffe nur mit Mühe dagegen ankämpfen können; im Herbst und im Winter geht umgekehrt der Luftstrom fast ebenso beständig von Osten nach Westen. Bonaparte hatte, statt sich gleich nach der Schlacht bei Abukir einzuschiffen, ruhig

1) S. Mémoires du Prince Eugène (Beauharnais).

2) Den bündigsten Beweis hierfür giebt ein Brief von ihm an seinen Bruder Joseph, d. Kairo, d. 7. Thermidor (25. Juli 98), der von Nelson aufgefangen wurde. Das Original wird im Britischen Museum zu London aufbewahrt. Danach wollte er nach zwei Monaten, also etwa Ende September, wieder in Frankreich sein.

nach Kairo zurückgehen können, weil die günstigen Winde erst Ende September zu erwarten standen. Der Umstand, dass er das Verschwinden von Sidney Smith benutzte, um sich schon im August einzuschiffen, hatte zur Folge, dass er volle drei Wochen an der Nordküste Afrika's liegen blieb. Während dieser Zeit trieb zwar der Strom die Schiffe während der Nacht eine Strecke vorwärts, allein am Tage, wenn sich der Westwind erhob, mussten sie fast ebensoviel zurück. Seine Begleiter verloren darüber die Fassung und wollten bald nach Alexandrien zurück, bald nach Candia hinüber, um auf Griechenland oder Italien zu landen; allein Bonaparte erachtete mit Recht die Gefahr ungleich geringer, wenn er nahe an der afrikanischen Küste, ausser dem Gesichtskreise der auf offener See befindlichen Fahrzeuge, vor den Engländern versteckt blieb. Im Falle ihm diese begegneten, sollte die eine Fregatte den Kampf aufnehmen und der anderen, auf der er sich selber befand, Zeit zur Flucht geben; waren der feindlichen Schiffe mehrere, so sollten beide Fregatten, die er mit schweren Geschützen von den Festungswällen in Alexandrien ausgerüstet hatte, Widerstand leisten, während er mit Hülfe der beiden kleineren Schnellsegler (s. g. Aviso's), die er mit hatte, entkam. Im schlimmsten Falle war er darauf gefasst, sich — sei es wo es wolle — an's Land zu werfen und eine Gelegenheit wahrzunehmen, die Reise auf irgend einem kleinen Fahrzeuge fortzusetzen. Nachdem er so alle Eventualitäten in Erwägung gezogen hatte, konnte er ziemlich ruhig sein. Waren doch schon sein Bruder Ludwig und mehrere Andere, die er von Egypten aus nach Frankreich zurück geschickt hatte, glücklich daselbst angelangt; warum sollte es ihm nicht ebenfalls gelingen? Galt es doch nicht, wie bei der Hinfahrt, ein grosses, unbeholfenes Geschwader von 400 Schiffen, sondern nur seine eigene Person zu retten! Da die Engländer und Rus-

sen zur Zeit vor Corfu, Malta, Mahon und an den Küsten Italiens concentrirt, die Türken, die mit der Bevölkerung auf Sicilien aneinandergekommen und sich mit den Russen überworfen hatten, nach Constantinopel zurückgekehrt waren, so hatte er jetzt auch keine grössere feindliche Flotte zu fürchten. Fehlte es doch Nelson, der vor Syracuse ankerte, an den erforderlichen Schiffen, um zwischen Cap Bon und Sicilien, Corsica und Toulon zu kreuzen [1])!

Am gefürchteten Cap Bon kam Bonaparte bei starkem Ostwinde, in der Nacht, ohne Lichter, glücklich vorüber. Hierauf fuhr er an der Küste Sardiniens entlang. Am 1. October landete er auf Corsica, im Hafen seiner Vaterstadt Ajaccio. Kaum verbreitete sich das Gerücht, dass er an Bord sei, so stürmten seine Landsleute staunend und jubelnd auf ihn ein. Alle Vorsichtsmaassregeln, wie sie der Pest wegen bei Schiffen, die aus dem Orient kamen, üblich waren, wurden vergessen: der Held musste an's Land und alle Diejenigen begrüssen, die sich rühmten, mit ihm befreundet oder verwandt zu sein. Im bunten Gewimmel, das sich in die Boote gestürzt hatte, um sich der Fregatte zu nähern, befand sich auch eine alte Frau in Schwarz gekleidet, die ihre Arme sehnsüchtig nach ihm ausstreckte und immer wieder „Caro figlio!" rief, er bemerkte sie lange nicht, endlich fielen seine Blicke auf sie: es war seine Amme; „Madre! Madre!" tönte ihr alsogleich sein Gegengruss entgegen [2]).

Dass er beim Anblick seiner Heimathinsel tief ergriffen war, ist leicht zu glauben [3]). Sie hatte während seiner Jünglingsjahre alle seine Gedanken und Empfindungen eingenom-

---

1) S. seine Schreiben v. 18. Dec. 99 an Spencer und v. 21. an Elgin.

2) Lavalette, Mémoires I, 337.

3) Ebendas. „A la vue de sa ville natale, son cœur s'émut profondément."

men: ihre Befreiung vom französischen Joche, ihre Beherrschung war das erste, eine Zeitlang das höchste Ziel seines Ehrgeizes gewesen; in Ajaccio hatte er sich die ersten Sporen als „Revolutionsmann" verdient; alle seine bezüglichen Pläne waren jedoch 1793 vollständig gescheitert: er war damals als Verräther an seinem Volke in die Acht gethan worden; er und seine ganze Familie hatten mit knapper Noth das Leben gerettet. Welche Schicksale hatte er seitdem nicht erfahren! Der enge Anschluss an die Bergpartei, die Auszeichnung bei der Belagerung von Toulon und beim italienischen Feldzuge des Jahres 1794, die Freundschaft Robespierre's des Jüngern, hatten den corsischen Flüchtling in Frankreich plötzlich mächtig emporgetragen. Als hierauf Robespierre und mit ihm die Schreckensherrschaft fiel, war er mit zu Boden gerissen worden. Die Zurückeroberung Corsica's sollte ihm wieder aufhelfen, allein das Unternehmen, wie alle, welche er mit der Flotte verknüpfte, scheiterte. Er ward von seinem Wirkungskreise im Süden abberufen um unter Hoche in der Vendée zu kämpfen; da er dieses nicht wollte, war er aus der Armeeliste gestrichen worden. Schon hatte er sein Glück unter dem Halbmonde am Bosporus suchen gehen wollen, da war der 13. Vendémiaire gekommen, der ihn, wie eine Springfluth, plötzlich, in Paris selbst, auf den Gipfel der Macht gestellt hatte. Der so heiss ersehnte Feldherrnstab in Italien war damit errungen worden. Mit diesem in der Hand hatte ihm ein Jahr genügt, um sich zum Beherrscher von Frankreich, von halb Europa aufzuschwingen. Schon hatte er die Hand nach dem Scepter an der Seine ausgestreckt, allein die Macht der Republik, der durch die Revolution gezeitigten Ideen und Institutionen war noch zu gross gewesen, als dass er es hätte wagen können, sie seinem Willen zu beugen; Anarchie und Krieg mussten die französische Nation, die Trägerin der Re-

volution, erst noch mürber machen, er selbst seinen europäischen Ruhm zum Weltruhm erweitern. In Ajaccio hatte er einen Theil der grossen Flotte gesammelt gehabt, mit der er Malta und Egypten erobert hatte. Diese Flotte existirte nicht mehr. Der Feldzug in Asien war missglückt. Es war fraglich, ob es ihm gelingen werde, Malta und Egypten zu behaupten. Er hatte gehofft, noch zeitig zu kommen, um jenes Mantua, dessen Einnahme ihm einst über acht Monate Zeit gekostet hatte, zu entsetzen und so mit einem Schlage seine einstmals so unerschütterliche Stellung an der Etsch wieder einzunehmen. Wenn er in Italien landete, welcher General würde ihm den Oberbefehl über das Heer nicht ohne Weiteres sofort überlassen haben? Wie, wenn die Pariser seinen Sieg über die Türken bei Abukir und den über die Oestreicher und Russen in der Lombardei womöglich an einem Tage erfuhren? Mussten sie da nicht wie vor einem Halbgotte ihm jubelnd entgegentaumeln, um sich dem Allmächtigen zu Füssen zu werfen? So hatte er während der Fahrt geträumt [1]). Jetzt aber musste er vernehmen, dass ganz Italien bereits für die Franzosen verloren sei, die zugleich zu Land und zu Wasser bedrängt, sich kaum noch in Genua zu halten vermochten. Ja, er konnte von Glück sagen, wenn Massena seine Stellung in der Schweiz behauptete und die Verbündeten nicht schon auf dem Marsche nach Lyon waren! Dabei war an jene Diversion an der Donau, wie sie die Türkenmacht in diesem Falle hatte ausführen sollen, nicht zu denken, und auch die Erhebung Polens, wie er sie gehofft hatte [2]), war nicht erfolgt. So

1) S. Bourrienne, Memoires. Auch die Oeuvres à St Helène.

2) Koscziusko selbst befand sich seit Anfang Juli 98 in Paris. Am 18. Juli meldet Sandoz nach Berlin: „Il doit se rendre en Crimée, s'y ménager un parti, et agir de là pour rentrer en Pologne; le général Buonaparte a promis aux légions Polonaises, qui sont sous ses ordres en Italie, de coopérer à la restauration de leur patrie; mais tout cela ne doit avoir son exé-

seinen er mehr als je auf sich allein, auf sein Genie und sein Glück angewiesen. Die verzweifelt schlimmen Nachrichten hatten für ihn in sofern wenigstens etwas Beruhigendes, als er um so zuversichtlicher darauf rechnen konnte, als Retter bewillkommnet zu werden.

Widrige Winde nöthigten ihn, einige Tage in Ajaccio zu bleiben, wo er seine Begleiter umherführte und seine ersten Jugendeindrücke auffrischte. Er zeigte ihnen die einzelnen, kleinen Grundstücke, die der Familie gehört hatten, mit nicht geringerem Stolze und Behagen, als wenn es so viele Königreiche gewesen wären.

Als er sich wieder einschiffte, versah er sich mit einer corsischen Schaluppe, welche, mit den besten Ruderern der Insel bemannt, dazu dienen sollte, ihn in jedem Falle glücklich an's Land zu bringen. Während der Ueberfahrt kam wirklich ein grösseres feindliches Geschwader in Sicht, so dass der Admiral nach Corsica umzukehren rieth. Allein Bonaparte hatte offenbar keinen Tag mehr zu verlieren, die Fregatten konnten geopfert werden, er vertraute daher seinem Glücksstern und steuerte dreist auf Frejus zu, wo er am folgenden Tage, den 8. October, mit seiner Flotille unbehelligt landete. Die Begeisterung, mit der er von der Bevölkerung empfangen wurde, war eine völlig berauschende, war es doch dieselbe Küste, die er einst vor den Feinden so thatkräftig geschützt hatte, von wo aus er den glorreichen italienischen Feldzug unternommen hatte und die nun — kaum dass er nicht mehr zur Stelle war — mehr als je bedroht schien, und plötzlich fiel der Ersehnte, der Verlorengeglaubte, wie aus den Wolken herab! Es war nicht zu glauben! Ein Jeder musste ihn sehen, ihn hören, ihn womöglich berühren, um sich durch seine eigenen Sinne von

cution qu'en cas d'une nouvelle guerre avec l'Empereur: aussi les Polonais qui sont ici, soufflent tant qu'ils peuvent le feu de la discorde."

lem Wunder zu überzeugen. Der Quarantäne, die ihm iusserst lästig werden konnte, ward er solcherweise auch ıier sofort überhoben.

Noch am selben Tage eilte er weiter nach Paris. Die Generale, die ihn begleitet hatten, sowie die 2—300 Mann seiner Leibgarde, die ihn vor den „Dolchen“ der „Jacobiner ınd Anarchisten“ schützen sollten, folgten ihm bald nach. Nur die Schiffsmannschaft und die Schiffe selbst wurden von ler Gesundheitspolizei genöthigt, drei Wochen vor Toulon zu stationiren. Auf der ganzen Fahrt glich die Begeisterung, mit der er bewillkommnet wurde, derjenigen, mit der er bei ler Landung empfangen worden war. Ganz besonders freute er sich über den Taumel in Lyon, welche Stadt bei den Republikanern schlecht angeschrieben war. Schon am 9. Oktober war er in Paris.

Die Bonapartisten und der zweite Coalitionskrieg.

Dass Bonaparte Frankreich verlassen und den Feldzug nach Egypten unternommen hatte unter der Voraussetzung, dass ein zweiter Coalitionskrieg während seiner Abwesenheit zum Ausbruch kommen werde, bedarf — nach dem Ausgeführten — nicht erst noch des Beweises; dieser zweite europäische Krieg war gleichsam die Achse, um die sich sein gigantischer Plan drehte, der darauf hinauslief, zugleich im Orient festen Fuss zu fassen und die Herrschaft über Frankreich an sich zu reissen: während er am Nil siegte, musste das Directorium in Italien und am Rhein Niederlagen erleiden. Ganz Europa ward so für ihn ein einziges, grosses Schlachtfeld, die französische Republik ein Heerestheil, der zunächst zurückweichen musste, bis die türkische Macht an der Donau zur vollen Entfaltung kam, die Revolution in Ungarn und Polen aufloderte, er selbst entweder direct über Toulon, über Constantinopel oder auch über Corfu und Ancona nach Europa zurückkehrte. In Folge der Vernichtung seiner Flotte und der Wendung der Türkei gegen ihn selber, der er mit ihr gegen Russland und Oestreich kämpfen wollte, war das geplante Manoeuver im Orient vollständig gescheitert. Er hatte die Pforte weder durch diplomatische Künste, noch durch Gewalt für seine Pläne zu gewinnen vermocht: der Aufstand des Paswan-Oglu, die Verbindungen mit den Griechen und Albanesen, die Eroberung Egyptens, der Feld-

zug nach Syrien, der seine letzten Offensivkräfte verzehrt hatte, hatten, statt wie er hoffte die Pforte seinem Willen zu beugen, dieselbe nur den Engländern und Russen zugesellt. Ihm war daher schliesslich Nichts übrig geblieben, als sich zu den Truppentheilen am anderen Ende des riesigen Schlachtfeldes zu begeben und zu sehen, ob er nicht trotzdem das gesetzte Ziel zu erkämpfen und zu erhandeln vermöchte. Die gefahrvolle Ueberfahrt war überstanden; er war im Hauptquartier zu Paris glücklich angelangt; nun galt es noch, sich des Oberbefehls, des Scepters daselbst in aller Form zu bemächtigen. Bevor wir ihn jedoch auf diesem Wege weiter verfolgen, müssen wir uns in der Kürze den Ausbruch und den Verlauf des Feldzuges in Europa, die Ereignisse während seiner Abwesenheit vergegenwärtigen. Haben wir es doch auch hier mit seinem eigensten Werke zu thun.

Was auch Bonaparte vor seiner Abreise aus Europa an Gewaltthaten und diplomatischen Schachzügen Alles aufgeboten hatte, um den Wiederausbruch des Krieges zu veranlassen — es war ihm nicht gelungen! Weder die Eroberung Rom's und der Schweiz, noch die maasslosen Forderungen in Rastatt hatten genügt, die Aufkündigung des Friedensvertrages von Campo Formio durch den Kaiser zu bewirken, selbst der Auftritt mit Bernadotte hatte die Entscheidung nicht herbeigebracht. Wenn auch sein orientalischer Feldzug: die Einnahme von Malta, die Verdrängung des russischen Einflusses über die Griechen, die Kriegserklärung der Türkei gegen die beiden Kaiserreiche, letztere unzweifelhaft zu einem neuen Waffengange mit ihm nöthigen mussten, so konnte darüber doch eine geraume Zeit vergehen, denn die Entfernungen waren so grosse, dass das blosse Bekanntwerden des Geschehenen Monate Zeit brauchte. Sein Plan erheischte offenbar, dass der Krieg am Rhein und in

der Lombardei einer und zwar so bald als möglich zum Ausbruch kam: schon einfach deswegen, weil sonst Oestreich und Russland im Falle eines türkischen Krieges und einer drohenden Erhebung in Ungarn und Polen, den Krieg mit Frankreich noch ängstlicher meiden mussten, als sie es ohnedies zu thun schienen. Danach hatte er seine Anordnungen getroffen.

Was zunächst seine Werkzeuge, seinen politisch-militairischen Generalstab anbelangt, so sind uns die vornehmsten Persönlichkeiten bereits hinreichend bekannt. Im Directorium selbst konnte er nach wie vor in erster Linie auf Barras rechnen, in zweiter Linie auf Rewbell, der nur zu sehr geneigt gewesen zu sein scheint, es auf einen neuen europäischen Krieg ankommen zu lassen; Lareveillère und Merlin waren zwar weniger anarchistisch angelegt, allein auch von ihnen stand zu erwarten, dass sie wie bisher, so auch ferner der Revolutionirung Europa's jedenfalls nicht in den Weg treten würden; Lareveillère war überdies seit dem Gewaltstreich des 18. Fructidor an Barras und Rewbell gekettet; Merlin hatte Bonaparte für sein Unternehmen auch dadurch zu interessiren gesucht, dass er dessen Sohn — wie eine Art Geissel — mit nach Egypten genommen und zum Adjutanten gemacht hatte [1]). Talleyrand, der Minister des Auswärtigen, gehörte zu den am tiefsten Eingeweihten: er war dazu bestimmt worden, sich als Gesandter nach Constantinopel, in den Brennpunkt der Action, zu begeben, hatte es aber für rathsam erachtet, erst den Erfolg der Expedition nach Egypten abzuwarten und schliesslich, als diese missglückt zu sein schien, in Paris zurück zu bleiben; ohne jedoch deswegen Bonaparte und seiner Politik den Dienst zu kündigen. Der Abbé Sièyes endlich, der wegen seines gros-

1) Vergl. u. A. sein Schreiben an den Vater Merlin v. 12. Juli 99.

sen Einflusses auf die Volksvertretung unter den Verschworenen weitaus die wichtigste Persönlichkeit war, ging einstweilen — bis die Zeit zur Action im Inlande gekommen sein würde — als Gesandter nach Berlin, um die Neutralität Preussens zu sichern, auf die unter den obwaltenden Umständen so unendlich viel ankam. Zu diesen Werkzeugen unter den ersten Inhabern der Macht kamen alle Diejenigen unter den Volksvertretern, Ministern, Gesandten u. s. w., die sich für eine unbegrenzte, rücksichtslose revolutionäre Propaganda brauchbar erwiesen; kamen die Generale, die, wie z. B. Joubert und Brune, ihrem Oberfeldherrn Bonaparte blindlings ergeben waren und auf neue Kriegslorbeeren ausgingen.

Um diese Zeit treten auch seine beiden Brüder Joseph und Lucian, die ihm schon vor Jahren, während seiner Umtriebe auf Corsica, behülflich gewesen waren, wieder in den Vordergrund. Die Rolle, welche Joseph als Gesandter in Rom zuertheilt worden war, zur Zeit als eine Papstwahl bevorzustehen schien und die Invasion des Kirchenstaates erfolgte, beweist, wie grosse Dienste Napoleon sich von ihm versprach. Seitdem stand er als Abgeordneter im gesetzgebenden Körper in Paris auf Wache. Die anscheinende Gutartigkeit seiner Persönlichkeit und seine verhältnissmässig wenig hervorragende Begabung machten ihn trefflich geeignet, Genossen zu werben und die maassgebenden Persönlichkeiten warm zu halten. Er befreundete sich insbesondere mit Talleyrand, mit dem er Zeitlebens eng liirt geblieben ist; desgleichen mit dem Corsen Saliceti, der seit dem Ausbruch der Revolution mit den Bonaparte's immer wieder gemeinsame Sache gemacht hat und dessen Fähigkeiten Napoleon so hoch anschlug, dass er ihm sogar seine Verhaftung nach dem Sturze von Robespierre verzeihen konnte; dafür hatte Saliceti, der eine Zeitlang sein Rivale gewesen war,

in ihm seinen Herrn und Meister anerkannt und sich ihm zur Verfügung gestellt. Während des Feldzugs in Italien hatte er sich, namentlich in Finanzangelegenheiten und wohl auch sonst bewährt, seitdem war er beständig zur Hand. Joseph war in Folge seiner Heirath mit der reichen Kaufmannstochter aus Marseille überdies sehr vermögend. Napoleon selbst hatte bekanntlich bis zum 13. Vendémiaire ernstlich daran gedacht, dessen begüterte Schwägerin zu ehelichen. Diese Schwägerin diente seitdem als Lockspeise für irgend einen einflussreichen Mann, der dadurch für die Bonaparte's gewonnen werden sollte. Zunächst war der General Duphot zum Bräutigam für sie bestimmt gewesen, der aber bei dem blutigen Tumult in Rom, den er selbst wesentlich mit veranlasst zu haben scheint[1]), um's Leben gekommen war. Jetzt gelang ein noch besserer Fang. Von allen Generalen, die zum Rivalen oder Gegner von Bonaparte werden konnten, war, wie schon erwähnt, keiner gefährlicher als — Bernadotte, der ein kalter Kopf war und doch mit den leidenschaftlichsten Verfechtern der Revolution Fühlung hatte. Napoleon hatte ihn durch die Sendung nach Wien nicht wenig compromittirt, allein er hatte ihn eben dadurch auch zu einem geschworenen Feinde des dermaligen Directoriums und so bis zu einem gewissen Grade zu einem Parteigenossen gemacht. Joseph erkor ihn zu seinem Schwager und meinte seitdem auf ihn, als auf einen dem Familieninteresse der Bonaparte ergebenen Mann, rechnen zu können.

Den maassvollen, behäbigen Joseph, der seine Intriguen geräuschlos, ohne Aufsehen spann, ergänzte auf das glücklichste der revolutionäre Heissporn Lucian, der kaum weniger

1) Eugène Beauharnais, der damals gerade in Rom anwesend war, bemerkt hierüber in seinen Denkwürdigkeiten: „Leurs chefs (i. e. die Häupter der Aufständischen) eurent des entrevues avec le général Duphot, brave homme, mais plein d'exaltation, et qui partageait tout à fait leurs sentiments."

ehrgeizig, rastlos und verwegen war, als Napoleon selbst. Er hatte es stets mit den Radikalsten unter den Revolutionsmännern gehalten und demgemäss während der Schrekkenszeit einen jener wuthigen Clubredner und blutigen kleinen Tyrannen abgegeben, wie es Marat und Robespierre im Grossen gewesen waren. Als solchen hatte ihn, wie wir uns erinnern, Napoleon bei Carnot denunzirt, zur Zeit, als er ihn als Candidaten für die Deputirtenwahl nach Corsica schaffte. Seine Wahl war erfolgt und — trotzdem sie Anfangs beanstandet wurde, schon weil er noch nicht das durch die Verfassung vorgeschriebene Alter zum Volksvertreter hatte — von dem Rathe der 500 anerkannt worden, wo er mit Hülfe seiner rhetorischen und theatralischen Begabung, seiner clubistischen Erfahrungen und seines Namens sich alsobald zum Leiter der Opposition aufgeschwungen hatte. Um seine Fahne schaarten sich alle Diejenigen, welche das derzeitige Directorium bekämpften. Jeder Unfall, den dieses oder die Republik erlitt, steigerte seinen Einfluss.

Zu dem grossen Kreise, den Joseph und Lucian beherrschten, kam noch derjenige Josephinen's, welche mit den Schwägern in sehr gespanntem, geradezu feindlichem Verhältniss lebte und eben deswegen andere Menschen aufsuchte, die sie natürlich für sich und ihren Gemahl einzunehmen bestrebt blieb. Ihr liebenswürdiges, einschmeichelndes, anscheinend so harmloses Wesen und ihre weitausgedehnten Verbindungen machten sie hierzu trefflich geeignet. Mit Barras und Talleyrand stand sie auf dem aller vertraulichsten Fusse, so dass sie auf die Entscheidungen in dieser höchsten Machtsphäre sehr wohl einzuwirken vermochte. Diese Familien-Cotterie, die Bonaparte als echter Corse so meisterhaft zu organisiren verstanden hatte, hat ihm während seiner Abwesenheit in Egypten unberechenbare Dienste geleistet. Es lag in der Macht dieser seiner nächsten Blutsverwandten:

den Kriegsbrand zu schüren, dem Directorium Schwierigkeiten aller Art zu bereiten, den Herrscherplatz für ihn offen zu halten. Er hielt von Egypten aus die Verbindung mit ihnen aufrecht und konnte ihnen daher Instructionen zukommen lassen [1]); ihrerseits versuchten sie natürlich, ihn auf dem Laufenden zu halten, doch soll ihnen dieses weniger geglückt sein [2]).

Den bequemsten Spielraum für ihre Umtriebe bot den Bonapartisten jenes Italien, welches ihr Herr und Meister mit seinem Schwerte unterworfen hatte, das als sein specielles Departement galt und das die Brandfackel für einen neuen Krieg mit Oestreich nur zu leicht hergeben konnte. Nichts war den leitenden Staatsmännern in Oestreich, Thugut und Cobenzl, beim Abschluss des Vertrages von Campo Formio härter angekommen, als dass die Entschädigung in Italien so karg ausgefallen war. Vergeblich hofften sie, erst noch in Rastatt und dann wieder in Selz, wenigstens noch die römischen Legationen an der Adria von den Franzosen zu er-

1) Ich erinnere nur an die Sendung des Bruders Ludwig und Sucy's.

2) Ob er z. B. Joseph's Brief vor Akkon empfangen hat oder nicht, ist nicht auszumachen. Dass derselbe ihm öfter geschrieben hat, ist selbstverständlich und bedurfte es zu dieser Annahme nicht erst der ausdrücklichen Erwähnung jenes Briefes, der ihn zur schleunigen Rückkehr bewegen sollte, in Joseph's Denkwürdigkeiten. Ich sollte meinen, dass ihm mehr als ein Mal Nachrichten von den Brüdern zugekommen sein müssen, sei es mittels griechischer, italienischer oder barbaresker Fahrzeuge, wobei ihm die Consulate in den betreffenden Ländern behülflich sein konnten. Die Bonaparte's selbst haben ein schwerwiegendes Interesse gehabt, diese Thatsache zu leugnen: die Rückkehr Napoleon's, der Sturz des Directoriums u. s. w. Alles sollte als eine spontane That des Genies und als durch die verzweifelte Lage der Republik herbeigeführt erscheinen, ohne ihr Zuthun. Wie wenig auf Bourrienne's Behauptungen bezüglich des Ausbleibens aller Nachrichten aus Europa zu geben ist, haben wir bereits gesehen. Wenn er keinerlei Briefschaften von Napoleon's Geschwistern damals zu Gesichte bekommen hat, so bestätigt das nur die Vermuthung, dass dieser Gründe hatte, dieselben seinem Secretair zu verheimlichen.

langen, — diese waren — von Bonaparte inspirirt — durch Nichts dazu zu bewegen gewesen. Dieses war geradezu vernichtend, denn wir wissen: Venedig war vor der Uebergabe gründlichst ausgeplündert worden; die Cisalpina besass keine Spur von jener Unabhängigkeit, wie sie im Vertrage von Campo Formio vorausgesetzt wurde; der Kirchenstaat war seitdem ebenfalls eine französische Provinz geworden; mit der Einnahme der Citadelle von Turin hatte das Königreich Piemont offenbar zu existiren aufgehört; Toscana war nun völlig umklammert; endlich mussten die mit dem Kaiserhause nah verwandten und eng verbündeten Bourbonen in Neapel den Zusammenbruch auch ihres Thrones täglich erwarten. Unter solchen Umständen musste man in Wien entweder auf die Herrschaft über Italien, auf jede maritime Macht, zu Gunsten der Franzosen endgültig verzichten — oder das Verlorene baldmöglichst wieder mit dem Schwerte erkämpfen; ein Drittes gab es nicht.

Dass diese Gestaltung der Dinge in Italien das unmittelbare Werk Bonaparte's und seiner Handlanger war, dürfte bereits mehr als hinlänglich erwiesen sein, jedenfalls für die Zeit bis nach der Invasion der päpstlichen Staaten und des Schutz- und Trutzbündnisses mit der Cisalpina. Den entscheidenden Stoss gegen Piemont, das er bekanntlich schon zur Zeit seiner Anwesenheit in Italien zum Todescandidaten gestempelt hatte, führten seine Cisalpiner unter den Auspicien des Gesandten Ginguené, der während Bonaparte's Anwesenheit in Paris nach Turin entsendet worden war, und der General Brune, der, nachdem er sich bei der Niederwerfung der Schweiz in jeder Beziehung trefflich bewährt hatte, von ihm zu seinem Nachfolger in der Lombardei designirt worden war. Der Schlag erfolgte ohne Wissen und wider Willen der Mehrheit im Directorium, welches bei der Nachricht von dem Geschehenen nicht wenig bestürzt

war [1]) und schliesslich (im October) den General Brune und seine Helfershelfer abberief; es hatte sich überzeugt, dass daselbst eine Verschwörung im Werke sei, welche es darauf angelegt hatte, durch Umtriebe in Italien den Wiederausbruch des Krieges herbeizuführen [2]). Dabei hatte vor Allem auch Lucian Bonaparte die Hand im Spiele [3]), er besass die Stirn, dem Directorium wegen eben dieser Umtriebe in der Cisalpina, die es so energisch missbilligte, Vorwürfe zu machen und daraus Schlüsse zu ziehen auf Das, was der gesetzgebende Körper in Frankreich selbst von der Regierung zu gewärtigen habe [4]). Was von der Cisalpina und Piemont gilt, gilt auch von Genua oder der ligurischen Republik, wohin ebenfalls noch zur Zeit von Bonaparte's Anwesenheit in Paris ein Geschäftsträger abgeordnet worden war (Sotin), der nur dort zu sein schien, um das revolutionäre Feuer zu schüren und die Anarchie zu nähren.

Am augenfälligsten und folgenschwersten aber ist Bonaparte's Einfluss erkennbar bei der Gestaltung des Schicksals von Neapel. Wir erinnern uns, mit welcher Entschiedenheit

---

1) S. Sandoz' Depesche v. 18. Juli 98.

2) S. Sandoz' Depesche v. 28. Oct. 98. „Tout à coup les esprits du Directoire ont été portés à la paix . . . La découverte d'une conspiration fort étendue en Italie y a donné lieu. Le général Brune, Fouché de Nantes et Belville en étaient les instruments. Il était question de précipiter la guerre en Italie. La Cisalpine devait attaquer la Toscane, Gènes le Piémont et la république Romaine Naples. Tous se flattaient que les premiers coups de fusil tirés entraineraient la guerre et le Directoire à la soutenir. Brune disait injurieusement dans sa lettre, je me suis rendu maître de Turin en dépit du Directoire, et je saurais en faire autant de l'Italie."

3) Dieses bezeugt Lareveillère-Lépeaux in seinen Mémoiren und bestätigt Lucian selbst in den seinigen, natürlich in verblümter Weise.

4) In einem royalistischen Bulletin v. 24. Aug. 98 heisst es u. A. von Lucian: „Il a surtout comblé la mesure (seiner Herausforderung des Directoriums) par celle qu'il a faite des changements projettés par les agens du gouvernement français sur la constitution de la Cisalpine dans laquelle il a insinué que la notre était menacée d'une semblable opération. Ce projet est toutefois publiquement désavoué par le directoire." Record Office.

er dessen Wünsche bezüglich der ionischen Inseln, Ancona's oder irgend eines Theiles des römischen Gebietes von der Hand gewiesen hatte. Seit der Gründung der römischen Republik war Neapel so unmittelbar bedroht, dass eine Invasion täglich erwartet wurde. Der Kriegsfall war auch schon in aller Form vorhanden, indem die Franzosen bekanntlich den Tribut einforderten, den der König sonst dem Papste, als seinem Lehensherrn, zu zahlen pflegte. Dabei war, ebenfalls während Bonaparte's Anwesenheit in Paris, ein Gesandter (Garat) nach Neapel geschickt worden, der, wenn ein Bruch herbeigeführt werden sollte, nicht geschickter gewählt werden konnte. Garat nämlich war nicht nur ein chauvinistischer Franzose und Revolutionär ohne jegliche diplomatische Erfahrung oder Capacität, sondern überdies als Jurist Zeuge von Ludwig's XVI. Hinrichtung gewesen. Letzterer Umstand wog um so schwerer, als die Königin Karoline von Neapel, welche anstatt des schwachsinnigen Königs regierte, die Schwester Marie Antoinette's war und sich nach Nichts mehr sehnte, als nach Rache an den Henkern derselben. Es lässt sich leicht denken, welcher Groll in ihrem Herzen kochte, als sie sich bequemen musste, Garat zu empfangen und eine Lobrede auf die Revolution aus seinem Munde zu vernehmen. Zu all· diesen Drohungen und Bedrängnissen kam die grosse maritime Expedition Bonaparte's, welche die Königin, selbst noch nachdem sie längst in Egypten gelandet war, dazu bestimmt wähnte, das Königreich beider Sicilien zu vernichten[1]). Die Einnahme von Malta musste sie in dieser Auffassung bestärken, da von dort aus die Insel Sicilien nur zu leicht erreichbar und Angesichts der auf derselben herrschenden anarchischen Zustände zu revolutioniren war[2]). Bonaparte war so wenig darauf bedacht gewesen, diese Besorgnisse zu be-

1) S. Hüffer, der rastatter Congress II, 120 ff.

2) Ebendas.

schwichtigen, dass er, wie wir uns erinnern, Garat beauftragt hatte, die unwiderrufliche Besitzergreifung der dem Könige von Sicilien und seiner Gerichtsbarkeit zugehörigen Inselgruppe kurz und bündig zu melden. Solcherweise hatte er das Erdenkliche gethan, um Neapel zum Kriege herauszufordern, die Königin wartete auch nur auf die ihr bereits in Aussicht gestellte östreichische und russische Hülfe, um das Schwert zu ziehen. That sie es, so war — wenn nicht alle Voraussicht täuschte — ein zweiter Coalitionskrieg die unmittelbare Folge. Auch hier suchte das Directorium den Zunder zu löschen, indem es eine möglichst versöhnende Sprache führte und den so missliebigen Gesandten durch eine geeignetere Persönlichkeit ersetzte [1]). Als jedoch Nelson nach der Vernichtung von Bonaparte's Flotte triumphirend in Neapel einzog — da vermochte die Königin ihre Kampflust nicht mehr zu zügeln; obgleich Thugut in Wien nach wie vor fest entschlossen war, das ihm von Kaiser Paul zugesprochene Hülfscorps und das Frühjahr abzuwarten, bevor er den Kampf mit Frankreich noch einmal aufnahm, liess sie, von Nelson und anderen allzu chauvinistischen Rathgebern angespornt und in der Ueberzeugung, dass Brune ihr sonst mit einem Angriff zuvorkommen werde [2]), das Heer, welches der östreichische General Mack organisirt hatte, gegen Rom vorrücken. Mack zog zwar (am 27. November 1798) jubelnd in die ewige Stadt ein, allein die überraschten Franzosen hatten ihre Streitkräfte bald genug gesammelt — zwei Monate später, am 24. Januar 1799, proclamirte ihr General Championnet in Neapel die Errichtung der Parthenopäischen Republik! Die königliche Familie flüchtete auf Nelson's Schiffen nach Sicilien.

Dieser nothgedrungene Sieg war für das Directorium

1) Ebendas. p. 125.
2) Ebendas. p. 145.

und die Republik äusserst verhängnissvoll, indem er zugleich den drohenden zweiten Coalitionskrieg vollends unabwendbar machte und die französischen Streitkräfte bedenklich zersplitterte.

Um dieselbe Zeit, eben als die Neapolitaner in Rom einzogen, am 28. November 1798, ordnete der General Joubert den General Grouchi nach Turin ab, um von dem Könige die 9000 Mann Truppen zu fordern, die er gemäss dem im December 1797 durch Bonaparte veranlassten Vertrag zu stellen verpflichtet war, sowie die Ueberlassung seines Arsenals. Der König willigte zwar in die Forderung, dankte aber zugleich ab; so dass auch das Königreich Sardinien eine französische Provinz wurde. Auch dieser Schlag wurde, wie es scheint, auf eigene Hand von den Bonapartisten geführt; jedenfalls erfolgte die offizielle Kriegserklärung gegen Sardinien erst nachträglich, am 6. December[1]), ganz wie es zur Zeit von Bonaparte's Regiment in Italien zu geschehen pflegte; andrerseits vermochte, nachdem einmal der Krieg mit Neapel unvermeidlich geworden war und in Folge dessen auch der Waffengang mit Oestreich unmittelbar bevorzustehen schien, selbst der Friedlichstgesinnte im Directorium für jede Maassregel zu stimmen, welche die Verfügung über die sardinische Kriegsmacht sicherte. In der (p. 267) erwähnten Denkschrift, welche Barras aufgesetzt und Sièyes und Bonaparte mit Randbemerkungen versehen hatten, hatte Letzterer, indem er vor einem vorzeitigen Sturze des Königsthrones in Turin warnte, bemerkt: „Man muss sich zunächst damit

1) Hüffer constatirt a. a. O. p. 243 die Thatsache, glaubt aber annehmen zu müssen, dass Joubert „wahrscheinlich, als er Ende October vom Rheine nach Mailand kam, für einen solchen Fall Instructionen mitgebracht hatte." Dass er nicht ohne höheren Auftrag handelte, dünkt auch mir sehr wahrscheinlich, es fragt sich nur Wer ihn beauftragt hatte und in wessen Interesse es geschah. Die ganze Inscenirung erinnert nur zu sehr an die Umtriebe von Brune und Genossen, welche das Directorium abberufen hatte.

begnügen, Piemont für die Revolutionirung vorzubereiten und diese erst durchführen in dem entschcidenden Augenblicke, wo der Fall von Neapel die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten mit Oestreich unfehlbar herbeiführen wird.“ Dieser Augenblick war im December 1798 gekommen.

So war in Italien Alles geschehen, genau wie es Bonaparte geplant, bestimmt, bewirkt hatte. Die Bemühungen der Mehrheit im Directorium, Oestreich nicht durch eine immer weitergehende Revolutionirung der Halbinsel auf's Aeusserste zu bringen, waren erfolglos geblieben.

In Deutschland war das Verfahren durchaus das nämliche. Der Rastatter Congress hatte Bonaparte dazu gedient, erst die Rheingrenze, dann den Grundsatz der Säcularisationen, als diese bewilligt waren, die Inseln im Rheinstrom und schliesslich alle Brückenköpfe und Festungen an dem rechten Ufer zu fordern, so dass selbst die ohnmächtige, den Franzosen nur zu dienstwillige Friedensdeputation sich am 11. Mai dazu ermannt hatte, mit einem entschiedenen Nein zu antworten. Um diese Zeit war einer der französischen Bevollmächtigten in Rastatt, Treilhard, an Stelle des ausgelosten François de Neufchateau in das Directorium gewählt worden. Die Wahl eines Ersatzmannes für ihn in Rastatt war für die Wendung, welche die Verhandlungen daselbst nehmen sollten, natürlich von der allergrössten Tragweite; dieselbe fiel auf Jean Debry, d. h. auf eine Persönlichkeit, die ähnlich wie Ginguené in Turin und Garat in Neapel, nicht geschickter gewählt werden konnte, um eine Verständigung unmöglich, den Bruch unvermeidlich zu machen.

Jean Debry gehörte nämlich zu den Tollsten unter Denjenigen, welche sich während der Revolutionsstürme dadurch über Wasser zu halten versucht und verstanden hatten, indem sie den im Augenblick herrschenden Leidenschaften auf

jede erdenkliche Art, namentlich durch geschickte Declamationen im Abgeordnetenhause, zu schmeicheln suchten; von Eigennutz, Eitelkeit und Furcht getrieben, gingen sie darauf aus, eine Rolle zu spielen und doch von den Wogen nicht verschlungen zu werden. Er war in ganz Europa gebrandmarkt als Derjenige, welcher zu Anfang des Revolutionskrieges den Vorschlag gemacht hatte, eine s. g. Tyrannen-Legion zur Ermordung der Fürsten auszusenden, ein Vorschlag, der von seinen Collegen, den französischen Volksvertretern selbst, mit Abscheu und Entrüstung zurückgewiesen worden war, auf den er aber trotzdem im Convent zurückzukommen wagte, indem er einen Preis auszusetzen beantragte, auf den Kopf des Kaisers, des Königs von Preussen, des Herzogs von Braunschweig oder eines ähnlichen „Raubthieres". Seitdem die siegreichen Heere die Militairmacht in den Vordergrund gerückt hatten und diese in den inneren Wirren die Entscheidung herbeizuführen begann, liess er es sich nicht nehmen, ihre Siege auszuposaunen und sich bei jeder Gelegenheit von der Rednerbühne aus als den wärmsten Förderer des Soldaten aufzuspielen. Zur Zeit gehörte er zu Denen, welche ihre lärmende Rhetorik dazu aufboten, um das sinkende Directorium todtzuschreien und sich so den Sièyes und Bonaparte, die dessen Sturz betrieben und denen die Zukunft gehören zu sollen schien, zu empfehlen [1]). Die Bonaparte's zählen ihn denn auch in ihren Denkwürdigkeiten

1) In einem royalistischen Bulletin v. 26. Aug. 98 heisst es: „La seconde (faction en nombre aux corps législatifs) renferme les jacobins de marque, les ambitieux mécontents, comme Marbot aux anciens et Jourdan aux jeunes. Ceux-ci forment une phalange formidable, ils content parmi eux beaucoup de militaires et des hommes de tête. Jourdan s'annonce très bien, Lucien Bonaparte a dit tout récemment des choses courageuses et sensées. Au dehors ils ont des auxiliaires, qui savent écrire. . . Le directoire estime et craint cette phalange. Il pourrait la gagner, comme Sièyes, Lamarque, Jean de Brie, Guillemard etc., qui pour des ambassades ont délaissé leurs compagnons (?!) . . ."

zu Denen, mit denen sie am Meisten Umgang pflegten. Napoleon selbst hat bekanntlich schon vor dem 13. Vendémiaire ein dienstwilliges Werkzeug in ihm gefunden[1]); als Kaiser hat er ihm die Präfectur zu Dijon anvertraut. Jean Debry gehörte demnach, wenn Einer, zu den Bonapartisten, denen er seine Ernennung unzweifelhaft zu danken hatte[2]).

Talleyrand, der Minister für die auswärtigen Angelegenheiten (der doch wahrlich bei dieser Gelegenheit ein wichtiges, wenn nicht das entscheidende Wort zu sprechen hatte!) beeilte sich (treu der Taktik, sich Preussen als Friedensmann und Freund aufzuspielen und zugleich das Directorium zu verleugnen und zu brandmarken) dem preussischen Gesandten den neuen Friedensboten als einen für einen Posten von dieser Bedeutung völlig unfähigen Menschen zu bezeichnen![3]) und somit seine Hände in Unschuld zu waschen. Dieses that aber auch Noth. Denn Das war unleugbar, dass diejenigen, welche einen Jean Debry nach Rastatt schickten, alles Andere nur nicht den Frieden wollten. „Die Entsendung eines solchen Unterhändlers", berichtet u. A. ein royalistischer Agent nach London, „kann nur als eine berechnete Herausforderung angesehen werden, als die Folge der bestimmten Absicht, den Frieden unter keiner Bedingung zu wollen." Diese Absicht war zur Zeit entschieden nicht diejenige des Directoriums, sondern diejenige Bonaparte's[4]).

---

1) Vergl. p. 325 des ersten Theils dieses Werkes.

2) Das Ernennungsdecret ist v. 18. Mai (s. Hüffer a. a. O. II, 172). Seine Ernennung ist daher höchst wahrscheinlich noch während Bonaparte's Anwesenheit in Paris in Aussicht genommen worden. Wenn auch Treilhard nicht in's Directorium gewählt wurde, dann konnte Jean Debry doch als Ersatzmann für Bonaparte selbst abgeordnet werden.

3) Depesche v. 6. Juni 98. „un homme absolument inepte pour un poste de cette importance."

4) Bulletin v. 6. Sept. 98. „Il (i. e. le directoire) ne pouvait choisir un homme moins propre à concilier les esprits et plus justement odieux aux puissances de l'Europe. C'est lui qui a fait à l'assemblée législative qui a

Eben jener Treilhard, an dessen Stelle Jean Debry nach Rastatt ging, war es, welcher dem bisherigen kriegerischen Gebahren des Directoriums, als Mitglied desselben, energisch entgegentrat. Die Erfahrungen, die er als Bevollmächtigter im Friedenscongress gemacht hatte, wo er gemäss den Instructionen hatte handeln müssen, wie er sie von Bonaparte erhielt, hatten ihn überzeugt, dass das Auftreten der Regierung und ihrer Vertreter den auswärtigen Mächten gegenüber ein völlig anderes werden müsse, wenn sonst der Krieg nicht ein endloser sein sollte. „Ihr verabscheut die Jacobiner in Frankreich", fuhr er u. A. eines Tages seinem Collegen Rewbell gegenüber heraus [1]), „und Ihr wollt sie in Holland (wo zur Zeit Wirren entstanden waren, ähnlich wie in der Cisalpina) dulden. Dieser Zügellosigkeit Eurer Agenten und Gesandten im Auslande ist die Beunruhigung zuzuschreiben, welche Europa bezüglich Eurer Projecte und Eures politischen Systems erfüllt. Sieht man nicht Garat dem Könige beider Sicilien den Rath ertheilen, sich zum Jacobiner zu machen? Sieht man nicht Ginguené einen Kriegszug gegen den König von Sardinien und Genua organisiren? Sieht man nicht Rapinat in der Schweiz die Behauptung aufrechthalten, dass die schweizerischen Kassen französische seien? Was folgt daraus? Dass Eure Regierung sich nicht über den Raum, in welchem sie sich versammelt, hinausreicht; dass die Regierung in Wirklichkeit bei den Generalen und Euren Agenten jeden Schlages steht." Dieses entschlossene Auftreten Treilhard's und die täglich mehr zu Tage tretende Verschwörung der Bonapar-

succédé à la Constituante la proposition de lever une compagnie de douze cents tyrannicides . . . L'envoi d'un pareil négociateur auprès des plénipotentiaires des souverains de l'Europe ne peut être envisagé que comme un outrage prémédité et comme l'effet d'une intention formelle de n'accéder à aucune condition de paix."

1) S. Depesche Sandoz-R.'s v. 28. Juni 98.

tisten bewirkten in Italien die Abberufung Garat's, Brune's etc., in der Schweiz und in Holland diejenige Rapinat's und Delacroix'. In Rastatt wurde im Juni als dritter Bevollmächtigter Roperjot accreditirt, der den beiden anderen, Jean Debry und Bonnier (welch Letzterer jenen an herausfordernder Frechheit womöglich noch überbot) im Zaume halten sollte und über dessen verhältnissmässig maassvolles Auftreten und aufrichtige Bemühung um Herbeiführung des Friedensschlusses nur eine Stimme herrscht[1]).

Da Lareveillère und Merlin es meist mit Treilhard, gegen Barras und Rewbell, hielten[2]), so beherrschte dieser zur Zeit die Mehrheit im Directorium. Er begnügte sich daher auch nicht damit, die Geschäftsträger im Auslande zu wechseln, sondern bewirkte auch sachliche Concessionen. In Selz erfolgte zwar keine Verständigung mit Oestreich, indem nach wie vor jede Ueberlassung von Landestheilen an Oestreich in Italien verweigert blieb, allein man gab doch auch dem Auftritt Bernadotte's keine Folge und schloss die Verhandlungen mit der nachdrücklichsten Versicherung, dass man Alles aufzubieten gedenke, um den Frieden herbeizuführen. In Rastatt wurden demgemäss die Forderungen, wie sie unter den Auspicien von Bonaparte formulirt worden waren, beträchtlich herabgestimmt, indem man sich mit dem Thalwege des Rheines zufrieden geben zu wollen erklärte und auf die Inseln an der rechten Seite des Flusses verzichtete[3]).

1) Vrgl. u. A. Hüffer, der sich wohl am Eingehendsten mit ihm befasst hat, a. a. O. II. 173. „Der billigste, rechtlichste aller französischen Gesandten in Rastatt war ohne Zweifel Roberjot. . . Seine Berichte sind, ganz im Gegensatz zu Debry's Declamationen, einfach, verständig, an der Sache haltend; auch war er offenbar Talleyrand's Vertrauensmann (?), zugleich in engsten Verkehr mit seinem alten Freunde, dem Director Merlin, und durch wiederholte Berufungen nach Paris von der Regierung in einer Weise ausgezeichnet, die sogar die Eifersucht seiner Collegen erregte."

2) S. das royalistische Bulletin v. 30. Aug. 98 Record Office zu London.

3) Note v. 19. Juli 98.

Nach Empfang der Nachricht von der Niederlage der Flotte bei Abukir gingen die Franzosen sogar einen Schritt weiter und verzichteten auch auf Castel und Kehl, so dass am 9. December die Friedensdeputation ihr Ultimatum annahm.

Auch bezüglich der Schweiz zeigte sich das Directorium entschlossen, dem Wiederausbruch des Krieges möglichst vorzubeugen, indem es die Besetzung Graubündens durch die Oestreicher (im October) geschehen liess, und auch die helvetische Republik von den schlimmsten Agenten befreite. Endlich missbilligte es auch die gewaltsamen Umwälzungen, welche ähnlich wie in Norditalien, unter der Leitung von Delacroix und dem General Joubert in Holland in Scene gesetzt worden waren.

Allein diese besonnenere Politik diente, wie die Sachen einmal lagen, doch nur dazu, die Gegner in ihrer Zuversicht zu bestärken, indem alle Zugeständnisse von diesen nur als ein Zeichen der Schwäche und eine Folge der Niederlage Bonaparte's aufgefasst wurden. Thatsächlich war das Directorium durch die Eroberung Italiens, Hollands, der Schweiz, Maltas und Egyptens in eine Lage gerathen, aus der es kein Zurückweichen gab, ohne den letzten Rest von Ansehen im Inlande einzubüssen, und welche andrerseits die übrigen europäischen Grossmächte nicht bestehen lassen konnten, ohne die unbedingte Suprematie Frankreichs und den sie in ihren Grundvesten erschütternden Sieg der Revolution anzuerkennen und damit ihre ganze Existenz in Frage zu stellen.

Das Vorgehen Neapels, der Wiederausbruch der Feindseligkeiten in Italien überzeugten das Directorium, dass es dem Kriege in keinem Falle länger ausweichen könne; es beschloss daher, den Feinden zuvorzukommen: in Italien, indem es sich Piemonts bemächtigte; in Deutschland, indem es zugleich dem Reiche und den Oestreichern erklärte, dass es die Ueberschreitung ihrer Grenzen durch die Russen, deren Trup-

pen, gemäss der Verständigung mit England und Oestreich, bereits heranrückten, als Kriegsfall ansehen werde. Die ohnmächtigen Reichsstände, welche schon längst ihre einzige Rettung in der Anpassung an die französische Politik erblickten, waren, wenn sie es vermocht hätten, geneigt, den Russen den Eintritt in's Reich zu versagen, allein Oestreich erwiederte, wie nicht anders zu erwarten stand, die französische Forderung damit, dass Erzherzog Karl Befehl erhielt, den Lech zu überschreiten und gegen den Rhein anzurücken. Die Franzosen ihrerseits setzten, noch bevor dies geschehen war, bereits am 1. März 1799 auf das rechte Rheinufer über: Jourdan bei Basel und Strassburg, Bernadotte bei Mannheim, das er ohne Bedenken einnahm. Zugleich rückten sie nach Graubünden hinein vor, wo die Feindseligkeiten sofort begannen.

Die Oestreicher waren auf ein so ungestümes Vorgehen nicht gefasst gewesen: sie wurden in Graubünden von Massena und Lecourbe unter grossen Verlusten bis nach Feldkirch zurückgeschlagen, und auch Jourdan gelangte über den Schwarzwald hinüber bis an den Bodensee. Indessen hier stiess er auf das östreichische Hauptheer unter Erzherzog Karl und erlitt am 26. März eine solche Niederlage bei Stockach, dass sein Heer in eiligem Rückzuge bis hinter den Rhein zurück musste, wodurch auch die vorgerückte Stellung in Graubünden, welche bereits Tirol und die Rückzugslinie der Oestreicher bedrohte, wieder verloren ging.

Unter solchen Umständen zögerte man in Wien nicht länger, die Verhandlungen zu Rastatt, die aus Rücksichten gegen die Stimmung im Reiche und um Zeit zu gewinnen, zum Scheine noch fortgeführt worden waren, offenkundig abzubrechen. Dem Vertreter Oestreichs, Graf Lehrbach, der bald nach Ausbruch der Feindseligkeiten, am 11. März, abgereist war, folgte nun, am 13. April, auch Graf Metternich,

der Vertreter des Kaisers, der als dessen Planipotentiar, ihn bei der Friedensdeputation vertrat und deren Beschlüsse zu sanctioniren und zu verkünden hatte. Damit war, nach der östreichischen Auffassung, die Friedensdeputation selbst beschlussunfähig und demnach so gut als aufgelöst worden. Allein die Franzosen, welche in Folge der Haltung Preussens, bereits auf die Neutralität des nördlichen Deutschlands rechnen konnten, hofften auch diejenige der übrigen Reichsstände erwirken zu können, etwa in der Form, wie dieselbe vor Abschluss des Vorfriedens zu Leoben thatsächlich bestanden hatte. Da ein Theil der Stände, darunter Preussen, denselben Wunsch hegten, so blieb der Congress, auch nach der Abreise Metternichs, beisammen.

Aus demselben Grunde und weil sie dieselben trefflich als Kundschafter benutzen konnten, beliessen die Franzosen ihre Vertreter in Regensburg, München und Stuttgart auf ihren Posten; nicht ohne Hoffnung, dass es denselben möglicherweise sogar gelingen könne, eine Republik in Süddeutschland in's Leben zu rufen [1]). Der Oberbefehlshaber der östreichischen Streitmacht, Erzherzog Karl, hatte daher alle Ursache, dieselben, einen nach dem andern aus dem Rayon seines Heeres zu entfernen. Sie mussten sämmtlich 24 Stunden nach Empfang der bezüglichen Ordre aufbrechen und sich bis zu den französischen Vorposten geleiten lassen [2]). Da Metternich seine Abschiedsnote an die französischen Gesandten mit dem Zusatz veröffentlicht hatte, dass die Neutralität des Congress-Ortes aufgehört habe [3]), so konnte kein Zweifel darüber herrschen, dass die Oestreicher es mit den französischen Bevollmächtigten in Rastatt nicht anders halten

1) S. Hüffer a. a. O. II, 300.

2) S. das Nähere ebendas.

3) Ebendas. p. 306. Die Veröffentlichung geschah in der karlsruher Zeitung v. 10. April.

würden, als mit den bereits ausgewiesenen. Gegen die Besetzung Rastatts durch östreichische Truppen konnten die Franzosen überdies am Wenigsten etwas einwenden, indem sie selbst zu Anfang des Congresses eine ausdrückliche Neutralitätserklärung der Stadt, wie sie die Reichsdeputation wünschte, hintertrieben hatten: die Neutralität der Markgrafschaft Baden, zu der Rastatt gehörte, hatten sie damals geäussert, sei hinreichend [1]. Sie selbst hatten nicht beanstandet, am 15. und 23. März erst vier Gendarmen und dann eine Anzahl berittener National-Gardisten unter Anführung eines Offiziers in Rastatt einrücken zu lassen. Von einer Sicherung der Correspondenz war, nachdem sie auf das rechte Rheinufer übergetreten waren, keine Rede mehr: eine Estafette Metternich's wurde auf dem Wege nach Bruchsal von ihnen angehalten und durchsucht, ja Bernadotte liess sogar 13 Mainzer und einige Darmstädter Husaren, die den Briefverkehr der Gesandten am Congress erleichtern und sichern sollten, aufheben [2]. Und das Alles bevor die offizielle Kriegserklärung erfolgt war und die Feindseligkeiten auf deutschem Boden ernstlich begonnen hatten! Ja ein Diener des Herrn von Reden, des braunschweigischen Gesandten, wurde bei Achern von einer französischen Patrouille aufgegriffen und in's Hauptquartier abgeführt, wo er als Spion erschossen werden sollte, wovon er nur durch die Intervention der Rastatter Gesandten gerettet worden zu sein scheint [3].

Am 18. April waren die den flüchtigen Franzosen nachrückenden östreichischen Kolonnen so weit vorgerückt, dass ihre Vorhut bis an den Rhein streifte. Zu Gernsbach im

---

1) S. Helfert, Frhr Jos Alex v. „Der Rastatter Gesandtenmord". Wien 1874. p. 311. Anm 77. Desgl die „Allgemeine Zeitung" v 12 Mai 1799 (Tübingen bei Cotta)

2) Helfert a. a. O. p 76.

3) S. Hüffer a. a. O. II, 305

Murgthal, wenige Stunden von Rastatt entfernt, hatte Barbaczy, der Oberst des Husaren-Regiments der Szekler, sein Quartier aufgeschlagen; ihm fiel die heikle Aufgabe zu, die französischen Gesandten aus Rastatt auszuweisen. Derselbe erhielt im letzten Augenblick einen Befehl, dessen Wortlaut nicht bekannt geworden ist, der aber, wie es scheint, ihm zwar die grösste Vorsicht und Schonung in der Behandlung der Gesandten zur Pflicht machte [1]), jedoch auch die Beschlagnahme ihrer Papiere verlangte [2]). Am 19. April kam eine seiner Patrouillen an Rastatt vorüber bis an den Rhein, wo eine Fähre den Verkehr mit Frankreich unterhielt, welche abgerissen und dem Strome überliefert wurde. Zugleich hielten seine Husaren einige der Gesandten vom Congresse auf ihrem Spazierritt vor dem Thore auf und nahmen einem derselben sogar seine Brieftasche ab, die ihm jedoch unter vielen Entschuldigungen vom Obersten Barbaczy sofort wieder zurückerstattet wurde. Obgleich bei diesem Vorfall keiner der Franzosen betheiligt war, so waren es doch gerade diese, welche Lärm schlugen und in den Mainzer Gesandten Albini drangen, damit er die Reichsdeputation zu einem energischen Protest gegen diese Verletzung des Völkerrechtes veranlasse. Albini war ihnen so blindlings zu Diensten, dass er die Deputation den erwünschten Beschluss wirklich fassen liess, ohne auch nur zuvor die angehaltenen Gesandten über den

1) In dem Befehl des Erzherzog Karl v. 25. heisst es ausdrücklich: „Der Herr Feldmarschall-Lieutenant wollen dem Herrn Obristen alle mögliche Vorsicht und Klugheit bei der Ausführung dieser Sache (nämlich der Ausweisung der Gesandten aus Rastatt) empfehlen."

2) Dieses schliesse ich aus der Notiz in den Regesten des Wiener Kriegsarchivs, wie sie H. v. Sybel in der Deutschen Rundschau v. October 1876 veröffentlicht hat. „18. April. General Merveldt an General Kospoth. Lieutenant Scheibler meldet heute: „Herr General von Görger hat in Rücksicht auf das gestern durch Courier erhaltene Schreiben des Oberstlieutenant Mayer (von Heldenfeld) die Anstalten so getroffen, dass, wenn die Szekler Husaren das Nest nicht leer finden, die Sache wohl nicht fehlen wird. Hätte man nur ein Paar Tage früher diesen Wunsch geäussert."

Vorfall zu befragen, um denen zwei nachträglich gegen die Uebertreibungen und falschen Thatsachen, wie sie die Franzosen Albini als „stadtkundig“ unterbreitet hatten, Einsprache erhoben. Die Antwort Barbaczy's auf Albini's bezügliches Schreiben lautete dahin, dass Rastatt, nachdem einmal der kaiserliche Plenipotentiar abberufen worden, nicht mehr als Congressort betrachtet werden könne und also wie jede andere Stadt behandelt werden würde. Der Inhalt dieses Schreibens, verbunden mit der Abberufung mehrerer Gesandten, bestimmte den Directorial-Gesandten Albini, welcher der Reichsdeputation vorsass, diese sich endlich für beschlussunfähig erklären zu lassen. Der französischen Gesandtschaft ward in Folge dessen gemeldet, dass die Deputation unter den eingetretenen Umständen die Verhandlungen nicht fortzuführen vermöge. Die Franzosen erwiederten diese Mittheilung erst zwei Tage später, am 25., indem sie — auffallender Weise — auch jetzt noch erst in drei Mal 24 Stunden abreisen zu wollen erklärten; zugleich versicherten sie, zur Fortsetzung der Unterhandlungen in Strassburg bereit zu sein. Sie handelten dabei gemäss einer Instruction Talleyrand's vom 10. April, der ihnen — trotz der Ausweisung der Gesandten aus München und Regensburg — „bis zum Aeussersten in Rastatt auszuhalten“ befohlen hatte [1]). Es war nur die Frage, ob dieser „äusserste“ Fall nicht bereits eingetreten sei? Die Mehrheit der französischen Gesandtschaft war der Meinung, dass ihnen, wenn sie nicht allein zurückbleiben wollten, in der That nunmehr Nichts übrig bleibe, als sich nach Strassburg zu begeben. Sie theilten Dieses dem Minister in Paris mit; der bezügliche Brief scheint aber nicht abgeschickt worden zu sein [2]).

Obgleich nach dem Vorgefallenen die Respectirung der

1) S. Hüffer a. a. O. II, 309.

2) Ebendas. p. 310.

Correspondenz der Congressgesandten Seitens des östreichischen Heeres nicht zu erwarten stand, so fanden sich die Franzosen doch bemüssigt, am 25. noch einen Courier mit Depeschen nach Selz abzusenden. Derselbe wurde, wie vorauszusehen war, gefangen genommen: man nahm ihm seine Depeschen ab und beförderte ihn selbst in's Quartier des Obersten nach Gernsbach. Die Franzosen führten darüber natürlich sofort Klage bei ihren Collegen. Die drei preussischen Gesandten und Albini säumten nicht, deren Beschwerden nach Gernsbach weiter zu befördern und um Sicherheit für sie und ihre Correspondenz einzukommen. Oberst Barbaczy erwiederte jedoch nur, dass er dem geäusserten Wunsche nicht nachzukommen vermöge, vielmehr das Vorgefallene seinem Vorgesetzten erst melden müsse. Die endgültige Antwort ertheilte er in Folge dessen erst am 28. April und zwar mittels eines Husarenoffiziers, der zwischen 7 und 8 Uhr Abends im Schlosse zu Rastatt anlangte. Er brachte ein Schreiben an die französischen Gesandten, des Inhalts, dass französische Bürger im Umkreis der östreichischen Truppen nicht geduldet werden könnten und sie daher innerhalb 24 Stunden abzureisen hätten [1]). Mündlich bedauerte der Offizier, Namens des Obersten, das Misstrauen, welches die Gesandten bezüglich der Sicherheit ihrer Personen an den Tag gelegt hätten, deren Unverletzlichkeit von Niemandem in Frage gestellt werde [2]). Zu gleicher Zeit besetzten die Szekler die Thore der Stadt, durch die Niemand mehr durchgelassen wurde. Da unterdessen die Nacht hereingebrochen war, so war Nichts natürlicher, als dass die Franzosen mit ihrer Abreise bis zum folgenden Morgen warteten. Sie beschlossen jedoch, sofort aufzubrechen;

1) Den Inhalt des Schreibens kennen wir nur aus der Angabe Dohm's, der dasselbe aus dem Gedächtnisse wiedergegeben hat im s. g. Authentischen Berichte, den er im Namen der Gesandten nach dem Vorfalle aufgesetzt hat.

2) S. Hüffer a. a. O. II, 314, der diese nicht unwichtige Angabe dem Mainzer Diarium entnommen hat.

angeblich weil es ihre Ehre fordere, dass sie noch innerhalb der von ihnen selbst gesetzten Frist abreisten; was, da sie die Ausweisungs-Order bereits erhalten und entgegen genommen hatten, offenbar keinen Sinn hatte! Am Thorwege wurde auch ihnen die Durchfahrt verweigert. Sie stiegen in Folge dessen aus dem Wagen und schickten zum befehlenden Rittmeister (Burkhard), der das Hinderniss alsobald beseitigte. Hierauf verlangten die Franzosen eine Eskorte, die ihnen jedoch, da der Rittmeister eine solche zu gewähren keinen Befehl hatte, verweigert wurde. Vergeblich bestürmten die anwesenden Congressgesandten die Franzosen, den Anbruch des Tages abzuwarten; Roberjot zwar erklärte sich hierzu bereit, allein Jean Debry und Bonnier wollten Nichts davon hören. Zwischen 9 und 10 Uhr fuhr die französische Gesandtschaft ab. Es waren acht Wagen, von denen die drei, in welchen die Gesandten sich befanden, von badischen Kutschern geführt wurden. Die Nacht war stockfinster, so dass vor jedem Wagen eine Fackel vorangetragen werden musste. Nur wenige Minuten nach der Abfahrt, dicht vor dem Thore, wurden dieselben von Bewaffneten angefallen, Bonnier und Roberjot herausgerissen und niedergesäbelt, Jean Debry — vermisst. Von Wem und in welcher Weise geschah der Ueberfall? Die nächsten, unverdächtigen Augenzeugen desselben waren die badischen Kutscher. Sie sind Tags darauf von einem Aktuar vernommen worden, leider jedoch nur „summarisch und vorläufig". Ihre Aussagen sind überhaupt mit grossem Vorbehalt aufzunehmen: zur stockfinstern, regnerischen Nacht kamen Angst und Verwirrung, die, wie sie selber bezeugen, sie zunächst an ihre eigene Sicherheit denken machten; Keiner von ihnen vermochte mehr als höchstens den Vorgang in der unmittelbaren Nähe seines Fuhrwerks zu sehen, ihrer aufgeregten Phantasie war daher der weiteste Spielraum gelassen; Jeder von ihnen hat offenbar mehr be-

richtet, als wirklich im Bereich seiner Sinneswahrnehmung lag; endlich — und hierauf ist wohl das grösste Gewicht zu legen — standen Frager und Antwortgeber unter dem Einfluss der noch frischen Aufregung, der Gerüchte und Combinationen ihrer Umgebung, welche nicht anders denken konnte, als dass eben jene Szekler-Husaren, die die Thore besetzt hielten und gleich nach der That allein bei den Wagen angetroffen worden waren, auch die Mörder gewesen sein mussten. Die Kutscher wissen nicht anders, als dass sie von diesen angehalten wurden. Das Herausreissen und Niederhauen von Bonnier und Roberjot haben Diejenigen, welche deren Wagen kutschten, mit allen Einzelheiten deutlich gesehen. Anders verhält es sich mit Jean Debry, der im ersten Wagen fuhr. Während nämlich die anderen markgräflichen Kutscher sämmtlich unbehelligt blieben, so hat dieser selbst einen Säbelhieb über die Schulter bekommen und sich darauf zwischen seinem Sattel- und Hand-Gaul herabgelassen. Dieses scheint geschehen zu sein, als er sich nach dem Vorgange am Wagenschlag umschaute; wenigstens will er zunächst wahrgenommen haben, wie die Husaren „auf der einen Seite den Minister, auf der andern aber seine Damen herausgerissen, erstern sogleich mit Säbelhieben behandelt, zurückgeschreckt, letztere aber herumgerissen und durchaus ausgesucht“ hätten. „Wie es nachher dem Minister Jean Debry ergangen sei, wisse er nicht.“ Offenbar hat er mit seinen Augen überhaupt so gut wie gar Nichts, um so mehr aber mit seiner Phantasie wahrgenommen. Der zweite markgräfliche Kutscher hat den Vorgang am ersten Wagen jedenfals nur sehr unbestimmt sehen können, denn zwischen ihm und dem ersten Wagen fuhr ein anderer Wagen, den der Privatkutscher Jean Debry's lenkte. Noch viel weniger haben natürlich die nächstfolgenden bemerken können. Der badische Major von Harrant, der in Begleitung

[illegible] Wachtmeisters [illegible] nach Bekanntwerden [illegible] auf dem Platze erschien, fand die Wagen [illegible] mit Packeln versehenen Saekler-Husaren umringt. Die [illegible] von [illegible] und Roberjot lagen, [illegible] auf der Strasse; dagegen [illegible] von Jean Debry keine [illegible]. Bei Tagesanbruch ritt er abermals hinaus [illegible] durchstreifte das kleine, lichte Gehölz, durch welches die Strasse führte, in alle Richtungen. Der Reichsgraf Solms [illegible] sich, ihn zu begleiten und mit seiner, dem französischen Gesandten bekannten Stimme dessen Namen zu rufen. Vergeblich. Jean Debry blieb spurlos verschwunden. Da plötzlich um 7 Uhr Morgens kommt er zu dem preussischen Gesandten, den Grafen Görz, ins Haus gestürzt.

„So fürchterlich sein Aussehen war", heisst es in dem von Dohm aufgesetzten s. g. Authentischen Berichte, „so entzückend war für Alle, die das Glück hatten Zeugen zu sein, seine Erscheinung, und die Theilnahme an den ersten Ergiessungen seines Herzens, die er auf die Nachricht, dass auch seine Gattin und Kinder leben, niederknieend gegen Gott, der ihn durch ein Wunder gerettet, ausdrückte. Seine Kleidung" war ganz zerhauen. Er war am linken Arm, an der Schulter und über der Nase verwundet; ein Hieb auf den Kopf hatte wegen Hut und Perücke nur eine Contusion veranlasst. Man wandte sofort alle nöthige Fürsorge an, und nun hörte man die rührende Geschichte seiner Rettung. Auch er ward zuerst von einem Husar, und zwar in französischer Sprache mit den Worten: „Est-ce que tu es Jean Debry?" gefragt, und auf seine Bejahung und Vorzeigung des Passes wird dieser zerrissen; er, so wie die Frau und Töchter mit aus dem Wagen gewaltsam herausgezogen, und auf ihn gehauen. Er war in den Graben am Wege geworfen, und hatte die Geistesgegenwart, sich sofort

todt zu stellen und als solcher ausplündern zu lassen; dieses rettete ihn. Wie die Husaren weg waren, stand er auf und eilte in den Wald. Da er im Regen nicht auf der nassen Erde liegen wollte, kletterte er, ohngeachtet des stark verwundeten linken Armes, auf einen Baum, wo er sich zuweilen vor Mattigkeit halb schlummernd bis zum anbrechenden Tage erhielt und dann den Weg nach der Stadt suchte. Wie er dieser näher kam, verbarg er sich unter dem zusammengedrängten Volke, das aus der Stadt zur Besichtigung der Leichname gekommen war, kam so neben kaiserlichen Patrouillen unbemerkt vorbei, und endlich durch das Thor ohne von der östreichischen Wache angehalten zu werden(!). Der entsetzlichste Anblick für ihn war der — der Leichname seiner zwei Collegen, bei welchen er dicht vorbeigehen musste."

Diese Erzählung seiner wunderbaren Rettung hat Jean Debry selbst in zwei verschiedenen Versionen offiziell zu Papier gebracht, im ersten offenen Schreiben an Talleyrand heisst es kurz: „Mein Wagen war der erste, sechs mit gezogenem Säbel bewaffnete Männer reissen mich mit Gewalt heraus. Ich werde niedergeworfen und Alles dessen beraubt, was ich an mir hatte; ein Anderer, welcher diese Expedition zu befehligen schien, trabte heran und fragte nach dem Minister Jean Debry; ich glaubte, dass er mich retten wolle. Ich bin's, sagte ich ihm, ich bin Jean Debry, Gesandter Frankreichs. Ich hatte kaum geendigt, als mich zwei Säbelhiebe zu Boden streckten; sofort ward ich von allen Seiten mit neuen Schlägen bedroht. Ich rollte in einen Graben und stellte mich todt, worauf mich die Räuber verliessen, um sich auf die anderen Wagen zu werfen." Fünf Tage später setzte er ein „Narré fidèle" auf. Hier ist er weit ausführlicher. „Uns voran schritt ein Mann aus Rastatt mit brennender Fackel, er schien einen Leichen-

zug anzuführen; ich sehe noch, oh! ich werde meinen Lebtag jene Banditen mit dem wilden Ansehen gesenkten Hauptes zwischen den Bäumen durch, heulend, mit geschwungenem Säbel hervorbrechen sehen und meinen Wagen anhalten. Es ist zweifelsohne, sagte ich meiner Frau, mit jener Zuversicht, welche mich noch nicht verlassen hatte, es ist zweifelsohne die Frage nach unsern Pässen; zu gleicher Zeit reichte ich meinen deutschen Pass hin, welchen ich gleich meinen Collegen beim Baron von Albini genommen hatte; ich reichte ihn aus dem rechten Wagenschlag und dieser Umstand, an sich gleichgültig, rettete mir das Leben, denn wenn ich nach der anderen Seite ausgestiegen (descendu) wäre, so hätte der Murgkanal mir jede Flucht unmöglich gemacht. Mein Pass wird zerrissen, der Wagen gewaltsam aufgerissen; ich trete vor. Zwei Verbrecher ziehen mich heraus. Bevor ich die Erde berührte, war mir meine Uhr gestohlen (!). Eine Menge anderer Banditen umdrängen mich, durchsuchen mich und drängen mich gegen die Pferde des zweiten Wagens[1]). In diesem Augenblick kommt ein Szekler zu Pferde mit geschwungenem Säbel und ruft von Weitem und in schlechtem Französisch: „Der Minister Jean Debry?“ Ich setzte noch voraus, dass diese Frage das Geschehene gut machen wolle. Mein (Privat)-Kutscher Emanuel S.—[2]), welcher dieses ebenfalls glaubte, antwortete, indem er auf mich als auf den Minister Jean Debry hinwies. Die Frage ward wiederholt, sein Pferd berührte mich. „Ja“, sagte ich ihm mit starker Stimme, „ich bin's, ich bin Jean Debry, Gesandter Frankreichs!“ Ich hatte kaum geendigt, als er sich in seinem Bügel erhob, und mir einen heftigen Säbelhieb auf den Kopf versetzte; er holte wieder aus (redoublait). ich liess

1) Wo bleibt bei dieser Darstellung das „sogleich mit Säbelhieben behandelt“ des Kutschers Andreas Caspar?

2) Sigrels, Siegrist oder Sigrist.

mich fallen und in den Chausseegraben rollen. — Unzweifelhaft in diesem Augenblick war es, dass Jene, die mich an den Seiten (de côte) hielten und Jene, die mich von hinten anfielen — auf mich einhieben (à coups redoublés). Ich entsinne mich nur, wie ich schnell den plötzlichen Gedanken fasste, mich fallen zu lassen und mich todt zu stellen. Jener musste glauben, dass ich es wirklich sei, nämlich Jener, der mir von hinten den wüthenden Schlag auf den Nacken versetzte, welcher Schlag ein sechzehnfaches (huit doubles) Tuch durchdrang und — obgleich derselbe sich an einer starken Halsbinde von Nesseltuch (sur une forte cravatte de mousseline) brach, mir fast (!) die Wirbelsäule zerschmettert hätte."

Weder der Kopf noch der Nacken Jean Debry's wiesen eine Wunde auf; wie sind dann seine wirklichen Wunden entstanden? Die Frage drängt sich ihm offenbar selber auf, er fährt daher fort:

„Wahrscheinlich war es, indem ich die Schläge auffing, welche mir nach dem Kopfe zielten, dass ich diejenigen kriegte, welche mir den linken Arm öffneten. Im Graben liegend hörte ich das Rufen meiner Frau und meiner Töchter, welche nach ihrem Vater verlangten. Einen Augenblick darauf näherte sich mir ein Szekler, der offenbar glaubte, dass an mir noch etwas zu rauben sei; ich fühle mir meine Halsbinde mit Ungestüm entreissen, mir, zweifellos um zu sehen, ob ich todt sei, den Arm aufheben; ich lasse denselben wieder fallen; er verlässt mich, indem er mir oben gegen den linken Schenkel hin mit der Spitze des Säbels einen Stich (coup) versetzt, der sich an einer Falte meines Hemdes (bourlet de chemise) bricht, und mir nur eine schmerzhafte Contusion hinterlässt. — Da ist nun Wort für Wort und auf das Genaueste Das, was mir begegnet ist. — Zu sagen, welcher Gedanke mich veranlasst hat, den Graben zu verlassen und zu versuchen, ob ich in den Wald gelangen könne, das ver-

mag ich nicht; ich entsinne mich keines einzigen. Das Bewusstsein kommt mir ungefähr zwanzig Schritte vom Walde; ich hörte das Geheul der Kannibalen, die Schmerzensrufe der Frauen, getheilt zwischen der Furcht, den Herumstreifenden (ceux qui battaient la plaine) zu begegnen oder in die Hände Derjenigen zu fallen, welche das Schloss bewachten, falls ich dahin zurückkehren wollte, eilte ich bis an die ersten Bäume des Waldes zu gelangen, wo ich in meinem Blute gebadet zusammenbrach."

Hier unterbricht Jean Debry — ohne begreifliche Veranlassung — die Erzählung seiner Schicksale, schaltet die Erlebnisse der Anderen ein, macht allerhand weitläufige Reflexionen etc. Ueberhaupt ist die grenzenlose Verwirrung im Stil und in der Anordnung des Stoffes sehr auffällig. Doch nimmt er dieses Mal den Faden schliesslich genau dort wieder auf, wo er ihn abgerissen hatte. „Wie unstatthaft es im Allgemeinen sein mag", fährt er fort, „über sich zu sprechen, die Lage, in der ich mich damals befand, die Empfindungen, die mich zerrissen, die Qualen, welche ich ausstand, wurzeln zu sehr in ihrer ersten Ursache (tiennent trop intimement à leur cause première), als dass ich irgend etwas vernachlässigen dürfte von Dem, was eine Verruchtheit, die in den Annalen der civilisirten Welt ohne Beispiel ist, klarlegen und in's rechte Licht zu setzen geeignet ist. — Gleich am Rande des Waldes brach ich unter den ersten Bäumen zusammen; das Geschrei, das ich noch hörte, die Fackel, von der ich den flimmernden Schein sah, das Hundegebell, das ich in der Nähe hörte, überzeugten mich, dass ich nicht ohne Gefahr dort verweilen könne. Ich fand neue Kräfte und drang tiefer in den Wald. Ich war ohne Hut, ohne Halsbinde, ohne Taschentuch, ohne irgend etwas, was mir einige Erleichterung verschaffen konnte. Es ist wahrscheinlich, dass ich in Folge des grossen Verlustes an Blut, welches meinen

Wunden entströmte, ohnmächtig wurde, ich glaubte, eingeschlafen zu sein, ich erwachte erfroren und durchnässt, und vor Allem auch geplagt von einem unerträglichen Schmerze im linken Arm, dessen Wunden die Kälte geschlossen hatte. — Ich ging eine Zeitlang, um mich wieder zu erwärmen, mit der Gefahr in irgend welchen Pfuhl oder Sumpf zu gerathen, von denen dieser Wald angefüllt war. Der Regen, welcher reichlich fiel, verhinderte mich zu hören, ob ich verfolgt würde; das waren die physischen Leiden; allein man begreift leicht, dass in einer Lage, wie die meinige, diese gegen die moralischen so zu sagen Nichts waren. Ich überlasse die Vorstellung davon den Ehemännern und Vätern! O wie sehr pries ich mich damals glücklich, meine kleinen Kinder nach Frankreich vorausgeschickt zu haben, wie sehr bedauerte ich, meine Befürchtungen nicht über die zärtliche und edle Anhänglichkeit meiner Frau und meiner Töchter gesetzt zu haben! — Soll ich einen Umstand erwähnen, der Einigen eine Kinderei erscheinen mag, den aber Andere mit mehr Nachsicht beurtheilen werden? Es war gegen drei Uhr des Morgens, als ich zum ersten Mal in diesem Frühling im Walde den Schlag der Nachtigall hörte. Ich glaube nicht, dass je ihre Töne meine Seele so gerührt hätten, wie sie dieselben damals zerrissen. Ich hatte, im Gegentheil, Wohlgefallen am strömenden Regen, an dieser finstern und stürmischen Nacht, so sehr, dass ich wünschte, sie hätte nie ein Ende genommen. Wenn der Mensch leidet, so glaubt er, dass die ganze Natur mit ihm leiden müsse. — Es begann zu tagen, ich bemerkte in einiger Entfernung von mir einen hohlen Baum. Es gelang mir, hinaufzusteigen (à y monter) [1]), nach unsäglichen Anstrengungen musste ich sogleich wieder heruntersteigen, weil ich dort den Blicken mehr ausgesetzt war. Bald darauf geschah, was ich

1) Man bedenke seinen körperlichen Zustand!

vorausgesehen hatte: Szekler Patrouillen kommen den Wald abtreiben und Wachposten ausstellen; obwohl ich nicht der Gegenstand dieser militärischen Vorkehrung war (?), so konnte ich doch dessen Opfer werden. Ich warf mich zur Erde in das dichteste Dickicht, das ich finden konnte, denn dieser Wald ist sehr licht. Einige Husaren [1]) kamen ziemlich dicht an mir vorüber: sie bemerkten mich nicht. Ich legte meine Ohrgehänge ab und zog den Ring vom Finger [2]), in der Furcht, dass, im Falle ich entdeckt würde, mich die Banditen der Schmucksachen wegen verstümmeln würden, bevor sie mir den Garaus gäben. Diese Lage konnte nicht andauern: ich erlitt die schneidigsten Schmerzen; es schlug 7 Uhr in Rastatt; ich entschloss mich sofort, dahin zurückzukehren, mich in das nächste Haus eines Gesandten zu stürzen. — Aus dem Walde gelangt, bemerkte ich zwanzig Schritt von mir entfernt zwei Bauern, welche denselben Weg durch's Feld gingen. Ich eilte, mich ihnen anzuschliessen, um weniger bemerkt zu werden. Meine grauenhafte mit Schmutz und Blut überdeckte Erscheinung machte sie vor Grausen zurückschrecken. Ich erklärte ihnen, so gut ich konnte [3]), dass ich französischer Gesandter und mörderisch angefallen worden sei; sie nahmen mich zwischen sich. Helas, ich habe seitdem erfahren und ich füge diesen Beweis zu tausend anderen, um Diejenigen zu überführen, welche dieses Attentat für eine blosse Brutalität der Husaren ausgeben wollen, ich habe erfahren, sage ich, dass diese zwei Unglücklichen, als Lohn für ihre Theilnahme, verhaftet und in's Hauptquartier abgeführt worden sind. — Eine Menschengruppe war auf dem Platze der grässlichen Scene von gestern; auf mein Hin-

1) Major von Harrant und Eskorte!

2) Ich denke, die Banditen hatten ihn, als er im Graben [illegible] ausgeplündert!

3) Jean Debry sprach nämlich kein Deutsch.

zukommen entfernte man sich; ich eilte schnell vorüber, allein nicht schnell genug, um nicht zu bemerken, zehn Schritt auseinander, die verstümmelten Leichname meiner beiden unglücklichen Collegen. Sie waren völlig entblösst, und schienen mir gewaschen worden zu sein. Der Regen, welcher in Strömen floss, begünstigte mich. Ich kam an beiden Wachposten unbemerkt vorüber, und gelangte endlich, ausser Athem, entkräftet und mit Blut bedeckt beim Grafen von Goertz an, dem ersten Bevollmächtigten Seiner Majestät des Königs von Preussen."

Schwerlich wird Jemand ohne Voreingenommenheit diese Erzählungen lesen können, ohne den schwärzesten Verdacht zu schöpfen. Schon der Umstand, dass der angeblich mörderisch Angefallene sich beständig glaubt rechtfertigen zu müssen, macht stutzig: geht er doch darin so weit, dass er angeben zu müssen meint, welcher Gedanke ihn veranlasste, den Graben zu verlassen! Einen solchen Bericht konnte nur ein Wahnsinniger aufsetzen oder ein Verbrecher, der sich im Nothfall für wahnsinnig auszugeben beabsichtigt. Am Meisten liegt ihm offenbar daran, seine Niedersäbelung zu erweisen. Diese musste um so drastischer veranschaulicht werden, als seine Collegen, wie gesagt, förmlich zerfetzt worden waren. Jean Debry meldete daher auch noch durch seinen Privatsecretair nach Paris, dass er dreizehn offene Wunden und 27 Contusionen erhalten habe [1]). Das eine Handgelenk sei durchhauen (il a le poignet coupé) und werde er wahrscheinlich den Gebrauch mehrerer Finger verlieren. Von Strassburg aus kam einige Tage später ein ärztliches Attest, laut welchem „zehn Wunden auf der Oberfläche des Kopfes" constatirt werden, die jedoch durch Hut und Perrücke sehr abgeschwächt worden seien, ausserdem eine Wunde mitten

1) S. die Erzählung des Privatsecretairs Belin an den Abgeordneten Noblet, abgedr. im Moniteur v. 15. floreal (5. Mai 99).

auf der Nase, zwei sehr tiefe am linken Arme", also im Ganzen dreizehn. Dabei wird zugleich gemeldet, dass der so Verwundete Reisefertig sei! Wie verhielt es sich in Wahrheit mit diesen 13 resp. 40 Wunden? Bei dem ersten Verhöre in Lausanne war der dänische Legationsrath Eggers zugegen, der nicht im Mindesten zweifelte, dass Jean Debry nur die Wahrheit redet. dieser berichtet: „Bei dem Verband ergab es sich, dass die eigentliche Wunde (soll wohl heissen Nichtwunde an der Nase) nicht gefährlich sei und dass er ausserdem nur eine andere kleine Verwundung am Arm und eine eben so unbedeutende an der entgegengesetzten Schulter erhalten hatte." Als Jean Debry drei Wochen später in Paris erschien, heisst es u. A. in einem Berichte der preussischen Gesandtschaft: „Ich habe an Jean Debry Nichts bemerkt, was den Mann mit den 40 Wunden verriethe. Er trägt in der That den Arm in der Binde, aber mit sehr viel Anmuth. Eine leichte Zerkratzung an der Nase ist die einzige Verletzung die er davongetragen hat — oder die er zu erleiden willig gewesen ist[1]." Arndt war in der Sitzung des Rathes der 500 zugegen, in welcher der so Verwundete über sein Abenteuer berichtete. „Jean Debry", erzählt derselbe[2]), „kündigte in einer pathetischen Rede, die ich mit anhörte, unter tausend Flüchen, Gebeten und Thränen die (Todten-) Feier an, und erzählte dann belustigend genug die Abenteuer der schwarzen Nacht des 9. Floreal (28. April), wo die That vollbracht war. Anfangs hörte man den Widersprüchen seiner Erzählung, die mich an die Erzählung von

---

1) Depesche v. 12. Juni 99. „Je n'ai rien apperçu dans Jean Debry qui annonçat l'homme aux quarantes blessures. Il porte à la verité, mais avec beaucoup de grace, son bras en écharpe. Une légère égratignure au nez — voilà le seul échec qu'il ait souffert, ou qu'il a consenti d'essuyer."

2) E. M. Arndt, Reisen durch einen Theil Teutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs, in den Jahren 1798 und 99. Leipzig 1804. 2te verm. Auflage. III, 209.

Falstaffs nächtlichen Heldenthaten erinnerten, aufmerksam zu; als er aber auf sich selbst und seine Abenteuer kam, ward die Sache scherzhaft. „Von 24 Wunden durchbohrt, kroch ich in einen Graben voll Gestrüpp und meinte, mein elendes Leben an meinen Wunden ausbluten zu müssen, als ein Paar Bauern mich fanden und mich halbtodt nach Rastatt brachten.“ Als er diese Worte mit dem grössten Ernste sagte, da lachten die meisten seiner Kollegen und sahen ihn bedeutend an, als wollten sie sagen: „zeige denn eine Spur der gefährlichen Wunden, die Du vor vier Wochen erhalten hast.“ — So unannehmbar wie die Erzählung von seiner Niedersäbelung sind auch Jean Debry's übrige Angaben: so die ganze Auseinandersetzung darüber, wie es gekommen, dass ihn Harrant weder am Ort der That, noch später im Walde hat finden können, so die Rückkehr nach Rastatt! Dass er weder von der Volksmenge, noch von der Wache am Thor aufgehalten worden, verdankt er dem Umstande, dass er, statt des gesandtschaftlichen Hutes, der ihn sofort kenntlich gemacht hätte, einen anderen auf hatte, den ihm zwei Bauern gegeben, die dafür sofort in's östreichische Hauptquartier abgeführt und also unauffindbar gemacht worden seien! Wozu diese Absurditäten, wenn nicht, um den wahren Sachverhalt zu verbergen? Auch an seine Ausplünderung ist nicht zu glauben. Er selbst erzählt bald wie ihm Ringe und Ohrgehänge abgezogen worden seien, bald wie er sie selbst in Sicherheit gebracht hätte. Durch die in Rastatt anwesenden Gesandten wird bezeugt, dass er — nach dem Ueberfall — den Armen in Rastatt 100 Louisd'or zurückgelassen und den Szeklern, die ihn am folgenden Tage bis an den Rhein escortirten, ein gutes Trinkgeld gegeben habe.

Die neutralen Diplomaten in Rastatt haben es versäumt, die Franzosen, welche Zeugen des Ueberfalls waren, in's Ver-

hier zu nehmen oder auch nur ernstlich auszufragen. Jean Debry hat daher seine Aussagen nachträglich, in Strassburg und Paris, einzeln zu seinen Gunsten verwerthen können. Dieselben sind von ihm, nicht von Gerichtswegen, zu Protocoll genommen worden und diese nur dazu, seine Berichte noch zu überbieten. Sie alle haben sichtlich den einzigen Zweck, von der wirklichen Niedersäbelung desselben, der Misshandlung und Plünderung des ganzen Gefolges, und zwar auf Befehl der österreichischen Regierung, durch die Szekler-Husaren zu überzeugen und sind ohne Ausnahme so frech und so toll gemalen, dass sie den Verdacht einer französischen Urheberschaft des Verbrechens sehr wesentlich verstärken. Unter ihnen befindet sich freilich auch die Aussage der Wittwe Roberjot, die sich von den anderen kaum unterscheidet, allein hier haben wir es offenbar mit einer dreisten Fälschung zu thun. Die unglückliche Frau ist in Rastatt keinen Augenblick von einem höchst verdächtigen Individuum, dem angeblichen Vertrauensmanne oder Kammerdiener Roberjot's, und Jean Debry's Damen verlassen worden. Jean Debry hat es auch einzurichten verstanden, dass er mit ihr gar nicht confrontirt wurde. In Paris angelangt, erklärte sie Jedem, der es hören wollte, dass Jean Debry und Genossen die Mörder ihres Mannes seien! Die preussische Gesandtschaft [1]) berichtet darüber am 12. Juni: „Madame Roberjot hat die Einladung, welche ihr das Directorium hatte zukommen lassen, damit sie der Trauerfestlichkeit zu Ehren der ermordeten Gesandten beiwohne, abgelehnt. Sie will

1) Der Herr Archivsecretair Dr. Bailleu ist so liebenswürdig gewesen, mich darauf aufmerksam zu machen, dass die von mir angezogene Depesche, wie sie schon von Helfert und Hüffer verwerthet worden, nicht von Sandoz-Rollin selbst herrührt, sondern von einem gewissen Roux, dessen Berichte er den seinigen öfter beigelegt hat und die bisher von denen des Gesandten selbst, mit denen sie im Archiv zusammen liegen, nicht unterschieden worden sind. Dieselben sind kurzweg R— unterzeichnet.

Jean Debry nicht sehen und beschuldigt ihn, der Verschwörung gegen ihren Gemahl und Bonnier zum Werkzeug gedient zu haben. Sie spricht so laut und mit so wenig Rücksicht auf den Hass der Directoren gegen die beiden ermordeten Gesandten, dass ihre Freunde in grösster Besorgniss sind. Die Partei des Directoriums möchte sie für wahnsinnig ausgeben, allein sie wird das Publicum von diesem angeblichen Wahnsinn schwerlich überzeugen. Der Bericht eines royalistischen Agenten nach London [1]) fällt noch schwerer in's Gewicht. Der Berichterstatter hatte zunächst nicht daran gezweifelt, dass die Oestreicher das Verbrechen begangen hatten, am 24. Mai jedoch schreibt er: „Heute geht die verbreitetste Meinung bezüglich der Niedermetzelung der Rastatter Bevollmächtigten, selbst unter den Mitgliedern der Regierung, dahin, dass Jean Debry das geheime Werkzeug bei derselben gewesen sei. Die Wittwe Roberjot sagt Jedem, der es hören will, dass sie gewiss sei, dass Jean Debry das Complot gesponnen und geleitet habe. Erstens stand dieser mit seinen Collegen auf dem schlechtesten Fusse; während der Unterhandlungen hatte er stets eine ihnen entgegengesetzte Meinung. Er schien der Einzige zu sein, der das Vertrauen, das geheime Losungswort des Directoriums hatte. Er beseitigte stets sehr sorgfältig Alles, was den Frieden herbeiführen konnte. Roberjot und Bonnier hatten einen Friedensplan gemeinsam aufgesetzt, der die noch geheim gehaltene Zustimmung der Bevollmächtigten der anderen Mächte gehabt hatte, Jean Debry wollte Nichts von demselben wissen. Roberjot machte Ende Januar incognito eine Reise nach Paris, um das Directorium für den Plan zu gewinnen; indess erhielt er als einzige Antwort, dass man keinen Plan annehmen werde, dem Jean Debry nicht zu-

1) Record Office daselbst.

stimme. Roberjot und Bonnier überzeugten sich, dass das Directorium den Frieden nicht wolle und dass Jean Debry allein in's Geheimniss eingeweiht sei. Da der Krieg unglücklich ausgefallen ist, hat man die Enthüllungen der beiden Ermordeten gefürchtet: Jean Debry war persönlich dabei interessirt, indem man die schmachvolle Rolle, die er zu Rastatt gespielt, nicht erfahren durfte. Man erschlug sie, damit sie schwiegen. Im Uebrigen ist Jean Debry so ungeschickt gewesen, zu bald nach Paris zurück zu kehren, er hat keine Spur von den 4) Säbelhieben, die er empfangen zu haben behauptet, er scheint kaum mit Absicht gekratzt worden zu sein[1]). Er ist es, der die Abfahrt während der Nachtzeit bewirkt hat und der darauf bestanden hat, dass seine Collegen darein willigten. Die Unmoralität dieses Briganten ist übrigens durch eine Reihe unerhörter Verbrechen, mit denen er seine Laufbahn als Revolutionsmann gekennzeichnet hat, so bekannt, dass man ihm getrost zutrauen darf, die Ermordung seiner Collegen mit kaltem Blute geplant zu haben."

Diese Aeusserungen und Vermuthungen werden von den Thatsachen, wie wir sie kennen, nur zu sehr bestätigt. Wie wenig Jean Debry's Persönlichkeit geeignet war, die Friedensverhandlungen zu fördern, wie vielmehr seine Entsendung offenbar dazu angethan war, dieselben zu erschweren, ist bereits hervorgehoben worden. Ueber sein schroffes, herausforderndes, beleidigendes Verfahren herrscht nur eine Stimme. Dass er die Abreise zur Nachtzeit veranlasst hat, wird auch von ihm selber und von den deutschen Gesandten bestätigt.

1) „Il parait à peine avoir été égratigné à dessein." Dieses geht augenscheinlich auf den angeblichen Säbelhieb über die Nase, von dem Eggers bemerkt: „Auch hatte er eine ziemliche Schmarre über die Nase; sie schien jedoch nicht von einem Hieb herzurühren." Eggers, Briefe über die Auflösung des Rastatter Kongresses, den Gesandtenmord u. s. w. Braunschweig 1809. I, 403.

Wie konnten die Oestreicher dieselbe mehr hindern, als dadurch, dass die Thore auch für die französische Gesandtschaft geschlossen wurden? Jean Debry meint, der lange Aufenthalt am Thorwege habe offenbar dazu gedient, die letzten Vorbereitungen zum Ueberfall zu treffen, er vergisst, dass derselbe durch Niemand anders, als durch ihn selbst bewirkt wurde. Nachdem das Thor geöffnet worden, erklärte er nämlich, ohne Eskorte nicht reisen zu wollen. In Folge dessen wurde nach einer solchen geschickt. Als dieselbe verweigert wurde, so war es eben jener Debry, der dieselbe unbedingt verlangt hatte, der nun, trotzdem dieselbe verweigert wurde, doch auf die Abreise bestand. Roberjot erklärte, den Tag abwarten zu wollen, dem eitlen Prahlhans Bonnier sah man „die peinlichste Unruhe" an, „er klagte über grosse Ermüdung", Jean Debry allein bewahrte seine „Zuversicht". In dem Zimmer des Letzteren war auch der Offizier empfangen worden, der ihnen den Befehl zur Abreise überbrachte und der Entschluss gefasst worden, keinen Augenblick mit derselben zu zögern. Auch die Reihe der Wagen ist beachtenswerth: Jean Debry fuhr voran, obgleich er dem Range nach nicht der Erste war und hinter ihm fuhr, wie schon erwähnt, sein Privatkutscher.

Zu all diesen äusseren Verdachtsmomenten kommen nicht minder schwerwiegende innere, psychologische. Er kommt in's Haus des Grafen von Goertz gestürzt, schrecklich verstört und mit Blut und Schmutz überschmiert[1]), fällt in die Kniee, dankt Gott für die Rettung der Seinigen, und beginnt seine wahnwitzige Erzählung noch „bevor irgend Einer der Anwesenden ihn auch nur durch einen Wink fragte[2])." Die Gesandten wollten ihm die Seinigen zuführen,

1) Vrgl. Eggers a. a. O. I, 403. „Sein Ansehen war schrecklich verstört, Gesicht und Haare waren mit Blut überlaufen."

2) Ebendas. Auch für das Folgende.

er erklärte, sie nicht sehen zu wollen. Bei dem ersten Verband seiner unbedeutenden Wunden fiel er beinahe in Ohnmacht." Die Leichname seiner Collegen scheinen ihn ordentlich verfolgt zu haben. Er erwähnt sie bei jeder Gelegenheit. In der erwähnten Sitzung der gesetzgebenden Körperschaft, wo er, wie er sagt, nur für die ihm erwiesene Theilnahme danken wollte, ruft er plötzlich aus: „Ei was! — sie leben nicht mehr — meine unglücklichen Collegen — Bonnier und Roberjot, sie sind nicht mehr! — Wie durch ein Wunder vor dem grauenhaften Schicksal derselben gerettet, muss ich zwischen dem Bild ihrer verstümmelten Leichname und mir das hehre Bild des trauernden Vaterlandes stellen, welches nach Rache verlangt. Es wird sie erhalten, ich schwöre es bei der Natur, deren sämmtliche Rechte am 9. Floréal verletzt worden sind." Doch darüber — unterbricht er sich — habe er gar nicht reden wollen! — Als ihn von Gagern 1805 in Dijon besuchte, zeigte er demselben das blutige Hemd, das er beim Ueberfall angehabt haben wollte und suchte ihn dadurch für sich einzunehmen, dass er seine Rettung dem Segenswunsche zuschrieb, den ihm Gagern's Vater bei der Abfahrt aus Rastatt durch das Fenster zugerufen hätte [1])! Der revolutionäre Heisssporn und Atheist ist von der Welt ganz zurückgezogen, im innigen Umgang mit einem katholischen Beichtvater, als seinem einzigen Freunde, gestorben. Kurz, seine ganze Haltung nach der Nacht vom 28. April, „in der", wie er selbst sagt, „alle Rechte der Natur verletzt wurden" und von der er wünschte, dass sie „nie ein Ende genommen hätte", erinnert nicht nur an Falstaff, sondern auch an Macbeth, der wahnwitzige Prahler scheint einen zitternden Mörder zu bergen.

Die Ueberzeugung, dass Jean Debry selbst bei der Ermordung seiner Collegen als Werkzeug gedient habe, war

1) v. Gagern, Mein Antheil an der Politik.

denn auch zur Zeit in Frankreich so verbreitet, dass er an einen ihm befreundeten Diplomaten in Deutschland schrieb[1]), den er in Rastatt, wo so viele der kleinen Dynasten um seine Gunst buhlten, zu gewinnen, zu bethören verstanden hatte und bat ihn um eine Zuflucht gegen seine Landsleute, die ihm nach dem Leben trachteten!

Auch auf den Gesandtschaftssecretair Rosenstiel fällt der schwärzeste Verdacht. Die Deutschen, die mit ihm in Rastatt verkehrten, wissen ihn zwar nur zu loben und auch sonst galt er, wie es scheint, allgemein für einen durchaus unbescholtenen Menschen; trotzdem kann man sich des Verdachtes gegen ihn nicht erwehren. Seine Freunde fanden ihn, gleich nach dem Ueberfall, in einem nahe gelegenen Forsthäuschen wie wahnsinnig. Der dänische Legationsrath Eggers erzählt: „Sein Zustand war schrecklich. Als er mich sah, rief er mir entgegen: „Sie sind ein Däne, ein ehrlicher Mann, Sie wollen mich nicht morden. Erbarmen Sie sich meiner Frau und Kinder.“ Einen Augenblick darauf kannte er mich schon nicht mehr. In Folge dieses seines Zustandes war jedes Verhör unmöglich. Auch bei der Abfahrt am folgenden Tage benahm er sich ähnlich wie Debry und so, dass man ihn für wahnsinnig halten musste. „Debry“, erzählt abermals Eggers, der sich selbst ein Freund Rosenstiels nennt, „nahm mit Schluchzen Abschied von Frau und Töchtern. Rosenstiel empfahl die Seinen, die schon längst in Strassburg waren, seinem Schwager.“ Kaum war er jenseits des Rheines, so war er wieder gesund. Dort gab er zu Protocoll, dass auch er von den Szeklern aus dem Wagen gezerrt, misshandelt und geplündert worden sei, der markgräfliche Kutscher, der ihn führte, bezeugte dagegen, dass die Angreifenden seinen Wagen völlig unbehelligt gelassen

1) An den Vater eben jenes Gagern, den er noch als Präfect in Dijon so für sich zu interessiren versuchte. S. Helfert, p. 154.

hätten. „An seine Chaise, heisst es im angezogenen Rastatter Protocoll, sei kein Husar gekommen, auch keine Frage an ihn erfolgt, wen er führe? Wie er denn erst bei gelegentlichem Umschauen nach des Roberjot Chaise und dem Vorgang des Ministers Bonnier gesehen, dass er niemand mehr im Fuhrwerk habe.“ Also hat sich Rosenstiel geflüchtet, ehe es der Kutscher, der ihn fuhr, nur bemerken konnte!

Aber, wenden Diejenigen ein, welche davon überzeugt sind, dass nicht die Franzosen selbst, sondern die Oestreicher den Mord begangen, sie wurden doch unzweifelhaft von östreichischen Husaren niedergemetzelt! Dieses ist jedoch noch keineswegs ausgemacht. Der Oberst Barbaczy zwar meldete in's Hauptquartier, dass seine Vorposten die That begangen hätten und Erzherzog Karl beeilte sich in Folge dessen, seinem Bedauern darüber in einem Schreiben an den ihm gegenüberstehenden General Massena Ausdruck zu geben; allein diese Annahme scheint eine übereilte gewesen zu sein, jedenfalls war der Erzherzog wenige Tage später der Meinung, dass sich französische Emigranten unter die Szekler gemischt zu haben schienen. Der badische Major Harrant fand, als er kurz nach der That hinausritt, eine grosse Anzahl mit Fackeln versehene Husaren zur Stelle, im Begriffe, sich der Wagen als Beute zu bemächtigen, die Frage, ob dieselben auch die Thäter waren, bleibt deswegen doch noch eine offene. Es wäre denkbar, dass sie nachträglich hinzugekommen. Gemäss den Aussagen der markgräflichen Kutscher und Jean Debry's selber scheint erst ein kleiner Reitertrupp herangesprengt zu sein, der, nachdem er den ersten Wagen, in welchem Jean Debry sass, angehalten hatte, auf die von Bonnier und Roberjot besetzten zueilte, die Gesandten in französischer Sprache anrief und sofort niederhieb. Nach der Aussage des ersten markgräflichen Kutschers und Jean

Debry's selber wären es ihrer 6 Mann gewesen; eine Zahl, die zu denken giebt, indem der Oberst Barbaczy wenige Tage zuvor im Hauptquartier angefragt hatte, wie er sich sechs verdächtigen Emigranten in Priesterkleidung gegenüber verhalten solle [1]). In jedem Falle ist es durchaus annehmbar, sogar wahrscheinlich, dass Emigranten sich unter die Szekler zu mengen verstanden hatten. Sie waren, wenn man eine französische Urheberschaft des Mordes annimmt, die nächstliegendsten Werkzeuge. Selbst die Besetzung Rastatt's konnten die Franzosen beschleunigen, denn sie erfolgte mit aus dem Grunde, weil das Gerücht ausgesprengt war, dass die Franzosen die Absicht hegten, Militair von jenseits des Rheines zu ihrem Schutze herbeizurufen [2]). Für den Fall, dass Barbaczy noch zögerte, waren die Depeschen, die er am 25. April dem aufgegriffenen Courier Lemaire abnahm, trefflich geeignet, ihm den entscheidenden Entschluss einzugeben, denn diese waren, wie Jean Debry selbst angiebt, nicht chiffrirt und hatten zum Inhalt, dass die Gesandtschaft auf Hülfeleistung durch die Truppen verzichte, welche daher jenseits des Rheines bleiben sollten. Diese Entsendung Lemaire's und seine mit Bestimmtheit zu erwartende Abführung in's Hauptquartier ist um so verdächtiger, als eine Flugschrift, welche das Directorium des Mordes beschuldigt [3]), in eben diesem Lemaire das Hauptwerkzeug beim Anschlage erkennen will. Derselbe sei wegen Gaunerei aus einer Emigranten-Legion entlassen worden und schon im Winter nach Rastatt gekommen, um das Dienstpersonal der Gesandtschaft gegen diese aufzuwiegeln und zu bestechen. Er hätte mit Geld um sich geworfen und eine Menge Vertraute auf beiden

1) S. die Notiz H. v. Sybel's in der Rundschau.

2) S. Thugut's Schreiben an Cobenzl v. 24. Mai 99. Abgedr. bei Vivenot, Zum Rastatter Congress, p. 124/26.

3) Auteurs de l'affreux assassinat des ministres de la République française à Rastatt. Mit dem Motto: „Is fecit, cui prodest."

Seiten des Rheines geworben. Barras habe ihn zu diesem Behufe zum Gesandtschafts-Courier ernannt. Er habe u. A. auch mit einem gewissen Godin, dem Secretair des Generals Bernadotte, intime Beziehungen gepflogen [1]). Ein anderes Werkzeug dürfte der Doppelspion Schuhmeister gewesen sein, dessen sich um diese Zeit Lehrbach und der Prinz Condé bedient haben sollen und der später dem Kaiser Napoleon ähnliche Dienste zu leisten pflegte, wenigstens rühmte sich derselbe gelegentlich im Jahre 1805, Lehrbach nach den Papieren der französischen Gesandtschaft lüstern gemacht zu haben [2]). Kurz, die Franzosen hatten offenbar Mittel und Wege genug, sich der Szekler-Husaren zu bedienen, deren Ankunft sie in so auffallender Weise abwarteten. Von den Aussagen der markgräflichen Kutscher ist keine beachtenswerther als diejenige des Kutschers, der Rosenstiel führte; derselbe wurde, wie wir wissen, gar nicht befragt, sondern die Mörder sprengten an ihm vorüber auf die Kutschen zu, in denen Bonnier und Roberjot sassen. Wer in aller Welt hatte dieselben so genau instruirt? Sie können die Reihenfolge der Wagen nur im letzten Augenblick erfahren haben und zwar von den Insassen des ersten Wagens, also von Jean Debry, der in demjenigen, der die Expedition zu befehligen schien, seinen Retter nicht nur vermuthet, sondern gefunden haben wird. Die Aussage des betreffenden Kutschers war denn auch so compromittirend für die Franzosen, dass sie im Moniteur nicht mit abgedruckt worden ist!

1) Ueber diesen Godin oder Gaudin äussert sich Thugut in einem Briefe an Colloredo v. 30. März 99 u. A. wie folgt: „Ce Gaudin a cherché de faire ici (à Vienne) partout des connaissances, et il est très probable que, peut-être même dès son premier voyage à Vienne il a été en liaison avec les coryphées de nos francs-maçons.“ Er scheint demnach einer Derjenigen zu sein, der den Auftritt mit der Fahne veranlasste.

2) Dieses erzählte er damals dem Oestreicher Hormayr (Lebensbilder der Befreiuungskriege, I, 91, zweite Aufl.).

Fragt man nach den Motiven, die Jean Debry und Genossen zu einer so unerhörten Greuelthat bestimmen konnten, so kann man zugleich Bestechung mittels Geld und Parteileidenschaft annehmen. Jedenfalls ging die That von Solchen aus, die den Tod von Bonnier und Roberjot und einen unversöhnlichen Kampf zwischen Oestreich und der französischen Republik wollten. Den Tod der beiden Ermordeten konnten ihre persönlichen oder politischen Feinde wünschen. Dass Jean Debry wenigstens mit Roberjot überworfen war, wird schon dadurch wahrscheinlich, dass dessen Wittwe in ihm den Mörder ihres Gemahles zu erkennen meinte. Sie waren augenscheinlich politische Gegner. Roberjot besass, wie es scheint, das Vertrauen der Mehrheit im Directorium und war aufrichtig bestrebt, den Frieden herbeizuführen. Jean Debry gehörte dagegen unzweifelhaft jener Faction an, welche ihre Rechnung dabei fand, die Anarchie und den Krieg zu verewigen. Wie Treilhard, als Director, in Folge der als Bevollmächtigter in Rastatt gemachten Erfahrungen, seine Kräfte einsetzte, um dem Wiederausbruch des Continentalkrieges vorzubeugen, so war eine ähnliche, die bisherigen Gewalthaber tadelnde Politik von Roberjot, nach seiner Rückkehr, zu erwarten. Es ist sehr wohl denkbar — wenn auch zur Zeit urkundlich nicht erweisbar — dass Roberjot im Sinne eines Theiles der Gewalthaber, Jean Debry in demjenigen eines anderen Theiles derselben handelte und zwar im Sinne Derjenigen, welche wir unter dem Namen „Bonapartisten“ zusammengefasst haben, an deren Spitze die Barras, Talleyrand, Sièyes und Lucian standen und die Nichts weniger als die Aufrechthaltung des Friedens wollten. Ein Zeitgenosse (Royalist?) in hervorragender Stellung und von gutem Rufe war denn auch der Meinung, dass weder das Directorium als solches, noch die Emigranten die Mordthat ausgeführt hätten, sondern jene geheime Macht, deren

Haupt sich nicht zeigte, die aber ihre Glieder allenthalben hatte und dieselben mit grossem Eifer zum Umsturz der republikanischen Verfassung brauchte. Obgleich der Betreffende nicht scharfsinnig genug war, in Bonaparte das Haupt dieser geheimnissvollen Macht zu erkennen, so war er doch vollständig überzeugt, dass er sich derselben für seine Pläne bediente und gar nicht überrascht, als derselbe einige Monate nach der grauenvollen That plötzlich wieder auftauchte[1]). Dass Bonaparte sehr gut wusste, dass die Oestreicher mit Unrecht beschuldigt wurden, geht schon daraus hervor, dass er, so oft er auch die Schandthaten des Hauses Habsburg aufzählte, demselben den Rastatter Mord niemals vorgeworfen hat. Während der Unterhandlung in Lüneville hatte sein Bruder Joseph zwar die Dreistigkeit, auf die Greuelthat anzuspielen, allein doch nur, indem er so absurd war, dieselbe den Engländern in die Schuhe zu schieben. Auf St Helena lenkte Napoleon den Verdacht auf das Directorium. Jean Debry aber hat er zum Präfecten und sogar zum Grafen gemacht!

Für eine französische Urheberschaft des Mordes spricht endlich auch der schwerwiegende Umstand, dass derselbe ausschliesslich im französischen Interesse lag und von den Franzosen auch nach Kräften ausgebeutet worden ist. Das Direc-

1) S. Montgaillard, Abbé de, Histoire de France depuis la fin du Règne de Louis XVI — 1825. Paris 1827. V, 179/80. Er nennt seinen Gewährsmann: „un personnage jouissant en France à cette époque (1799 oder 1827?), d'une haute importance et d'une bonne renommée. Dieser meinte: „Je n'ai jamais douté qu'il ne fallût attribuer l'événement de Rastatt à cette puissance qu'on pouvait appeler occulte, par rapport à sa tête qui ne se montrait pas, mais dont les membres étaient partout, et travaillaient très-activement au renversement de la république." . . . „Je suis bien sûr aussi que Bonaparte lui-même était d'accord sur ce point avec cette puissance" . . . „Je ne fus nullement surpris de le voir reparaître quatre (sic!) mois après l'assassinat de nos plénipotentiaires; et, d'après tout ce que je savais de lui, sa carrière eût été terminée à Fréjus, si ceux qui étaient immédiatement chargés des destinées de la république eussent voulu m'en croire." —

torium kam zwar dabei zu kurz, indem die mit lächerlichem Pomp inscenirte Leichenfeier und der Ruf nach Rache das Volk völlig kalt liess und es den Gegnern nur noch erleichterte, den Argwohn zu schüren, als habe die Regierung selbst ihre Gesandten ermorden lassen. Im Auslande hingegen, im Reiche und namentlich in Preussen, wo man an eine östreichische Urheberschaft glaubte, war der Eindruck für die östreichische Regierung ein äusserst nachtheiliger. Seit der Regierungszeit Joseph's II. und seinem Anschlag auf Baiern hielt die Mehrheit der Reichsstände zu Preussen. Der Vertrag von Campo Formio, die Preisgebung des Rheines und namentlich die Räumung von Mainz Seitens des Kaisers, hatten dieselben auf's Neue mit Furcht und Misstrauen gegen Oestreich erfüllt. Diese Missstimmung hatte den Franzosen ihre Aufgabe zu Rastatt ausserordentlich erleichtert. Zum Ueberfluss war eben jetzt der Kurfürst in Baiern gestorben, dessen Tod einst das Zeichen hatte geben sollen, Baiern mit Oestreich zu vereinigen: sein Erbe, der Herzog von Zweibrücken, war Derjenige, für dessen Erbansprüche Friedrich der Grosse 1778 — zur grossen Befriedigung aller Reichsstände — zum Schwerte gegriffen hatte. Die Furcht, dass das gegen Frankreich gerüstete Oestreich die Gelegenheit benutzen könnte, die bezüglichen Pläne Joseph's II., die seine Nachfolger aufgenommen hatten, nun doch noch durchzuführen, war nur zu natürlich: bildete Baiern doch die Lockspeise, mit der die Franzosen im Nothfall Oestreich für sich zu gewinnen hofften! Die Folge dieser Spannung zwischen Oestreich und dem Reiche war, dass die diplomatischen Vertreter der Reichsstände sich den französischen Gesandten in Rastatt allgemach so eng angeschlossen hatten, dass sie über Oestreich und den Kaiser bald kaum weniger feindselig dachten, als diese selbst. Zumal der Vorsitzende der Reichsdeputation, der Vertreter des Kurfürsten — Erzkanzlers von Mainz, der Baron Albini, war ihnen so blind-

lings ergeben, dass er sich ihnen nicht dienstbeflissen genug zu erweisen wusste. Und auch die preussische Gesandtschaft stand, seit Wiederausbruch des Krieges, mit den Franzosen auf dem freundschaftlichsten Fusse. Jede Beeinträchtigung des Congresses empfanden die deutschen Bevollmächtigten genau wie die französischen, mit denen sie sich als Collegen identificirten und die sie während der letzten Tage beständig dazu benutzt hatten, um im Namen des Völkerrechts gegen das Verfahren der Oestreicher zu protestiren. So geschah es, dass die noch anwesenden deutschen Diplomaten, als die Szekler Rastatt besetzten und gleich darauf der Ueberfall erfolgte, den Franzosen nicht das leiseste Misstrauen, sondern nur die lebhafteste Theilnahme entgegenbrachten und in ihrer Voreingenommenheit gar nicht zweifelten, dass die östreichischen Husaren auf höheren Befehl hin die Mordthat begangen hätten. Sie hielten mit ihrer Entrüstung um so weniger zurück, als sie sich als Gesandte mit getroffen und als Deutsche entehrt fühlten. So entstand jener s. g. „authentische Bericht", der Tags darauf in Carlsruhe von ihnen aufgesetzt wurde und der, indem er auf Grund völlig unzureichender Thatsachen dem Urtheil vorgriff, die Untersuchung ausserordentlich erschwerte. Sie bewirkten dadurch genau das Gegentheil von Dem, was sie bezweckten, denn diesem ihren „authentischen Berichte" ist es wesentlich mit zuzuschreiben, dass wir Deutsche bis zum heutigen Tage den unerhörten Mord als einen Schandfleck in unserer Geschichte verzeichnet haben. Bei dieser voreiligen Beschuldigung Oestreichs waren die Preussen, als deren unversöhnlichsten Gegner, die Eifrigsten: der authentische Bericht hatte den preussischen Bevollmächtigten Dohm zum Verfasser, der übrigens später von seiner eigenen besser unterrichteten Regierung deswegen für einige Zeit aus dem Staatsdienste ent-

lassen worden zu sein scheint[1]). Diese Irreleitung und Reizung Preussens gegen Oestreich war auch dadurch sehr geschickt eingeleitet worden, dass Jean Debry, schwerlich zufällig, gerade zum ersten preussischen Gesandten in's Haus gestürzt war; er säumte nicht, dessen Theilnahme und Zuvorkommenheit in seinen Berichten hervorzuheben und auch Talleyrand machte dem preussischen Gesandten in Paris die erste Mittheilung, indem er für das Benehmen der preussischen Gesandtschaft dankte. Am unverkennbarsten ist die Tendenz der Franzosen, den Mordanfall dahin auszubeuten, um Preussen von der Coalition fern zu halten, in der bezüglichen Note, welche Sièyes in Berlin überreichte; die Regierung in Wien, declamirte er dreist, habe ihren Bund mit den barbarischen Russen durch diese grauenvolle That festigen wollen[2]). Grossen Erfolg werden diese Insinuationen an maassgebender Stelle nicht gehabt haben, obwohl eine Autorität wie Niebuhr, der den König Friedrich Wilhelm III. kannte wie Wenige, den Rastatter Gesandtenmord zu den Hauptbeweggründen rechnet, die ihn dazu bestimmt hätten, von der Coalition fern zu bleiben[3]); diese Annahme wird zwar dadurch hinfällig, dass der Entschluss, die Neutralität zu bewahren, zur Zeit bereits fest gefasst war, doch mochte bei seiner Haltung Oestreich gegenüber die Unthat immerhin mit in die Wagschale fallen, besonders weil Diejenigen, welche eine östreichische Urheberschaft annahmen, der Meinung waren, dass es die Vernichtung von Papieren und die Ermordung von Unterhändlern galt, welche unlieb-

1) Vrgl. W. Gronau, Chr. W. Dohm, nach seinem Wollen und Handeln. 1824.

2) „Le cabinet de Vienne a voulu cimenter par un acte atroce son union avec des auxiliaires barbares, qui menacent de courber un jour l'allemagne civilisée sous l'opprobre de l'eselavage oriental." Die Note ist v. 18. Mai 98. Berliner Archiv.

3) In seinen Vorlesungen über die Revolutionszeit.

same Verhandlungen bezüglich Zuertheilung deutschen Reichsgebietes verrathen konnten [1]). Sandoz-Rollin, der preussische Gesandte in Paris, wurde von Talleyrand aufgefordert, ein Aktenstück mit zu unterschreiben, welches das Wiener Cabinet der Mordthat beschuldigte, er war jedoch besonnen genug, die Falle zu meiden; er könne, schrieb er zu seiner Rechtfertigung nach Berlin, die Schuld nicht ohne Weiteres den Oestreichern geben. Wenn daher auch die den Oestreichern zugeschriebene Unthat weder das französische Volk zu fanatisiren, noch auf die politische Haltung des Reiches und Preussens tiefer eingewirkt hat, so ist sie doch dazu verwendet worden; zugleich diente sie dazu, das Directorium zu discreditiren. Kurz, sie war genau das, was die Bonapartisten brauchten.

Bonaparte kann die verruchte That sehr wohl persönlich angeordnet haben, sei es vor dem Aufbruch nach Egypten, sei es während seines Aufenthaltes daselbst, indem er seinen zurückgebliebenen Helfershelfern aufgab, das vorauszusehende Vorrücken der Oestreicher bis nach Rastatt dazu zu benutzen, um die französische Nation in ihrer Gesandtschaft zu beleidigen und herauszufordern. Diese Annahme erscheint um so berechtigter, als die Vorfälle mit der Gesandtschaft in Rom und in Wien, im Frühjahr 1798, die jedenfalls mittelbar von ihm veranlasst worden waren, nur zu sehr auf denselben Urheber deuten [2]).

Diese ganze Voraussetzung einer französischen, näher

---

1) Vrgl. Helfert, a. a. O. p. 126.

2) Eben diese Analogie brachte mich vor fünf Jahren auf den Gedanken, dass Bonaparte bei dem Rastatter Morde seine Hand mit im Spiele gehabt habe. Es war im Berliner Archiv, ich ging die Rastatter Akten durch, jedoch im Hinblick auf eine ganz andere Arbeit und noch bevor ich mich mit dem Rastatter Morde irgend näher beschäftigt hatte, der Bericht über die Affaire Bernadotte brachte mich auf die Annahme, die bei jedem Schritt weiter in ganz auffallender Weise bestätigt wurde.

bonapartistischen Urheberschaft der Unthat steht und fällt freilich mit der Annahme, dass durch den Ueberfall die Ermordung von Bonnier und Roberjot bezweckt wurde und dass Jean Debry nicht nur entkam, sondern die geringen Wunden, die er aufzuweisen hatte, sich selbst beigebracht hat, allein eben Dieses scheint wirklich erwiesen zu sein.

Für unsere Hypothese — denn eine Hypothese bleibt es immerhin — spricht auch der Umstand, dass Diejenigen, welche eine östreichische Urheberschaft annehmen, mit jedem tieferen Eingehen der Forschung eine Position nach der anderen haben aufgeben müssen. Die Franzosen wagten es Anfangs, den Kaiser selbst und den Erzherzog Karl als Urheber zu nennen; die Deutschen zögerten nicht, dieselben sofort frei zu sprechen; um so bestimmter bezeichneten sie jedoch den leitenden Minister Thugut als Denjenigen, dessen „teuflischer", eines „Jacobiners", würdigen Gesinnung die That sehr wohl zuzutrauen sei [1]); allein seitdem man diesen so arg verleumdeten Mann, und namentlich auch sein Verhalten im vorliegenden Falle, näher kennen gelernt hat, sind selbst seine unversöhnlichsten Gegner genöthigt worden, ihn unbedingt frei zu sprechen. Schliesslich blieb der Verdacht auf dem Grafen Lehrbach ruhen, der schon sehr frühe von den verschiedensten Seiten beschuldigt worden ist und dessen Charakter noch jetzt allgemein so ungünstig beurtheilt wird, dass der Argwohn gegen ihn nicht Wunder nehmen kann. Vergeblich wurden auch von ihm Briefschaften aus dieser Zeit veröffentlicht, welche seine Entrüstung über das Geschehene beurkundeten [2]), ein diplomatischer Spion, der ihn durch das Schlüsselloch in einem Gasthofe belauscht hatte, sollte gehört haben, wie er nicht die Tödtung, sondern nur die Durch-

1) Schlosser und Häusser.

2) Zuerst von Mendelsohn-Bartholdy, der bekanntlich die Emigranten der That beschuldigt.

prügelung der Franzosen befohlen hätte, welche Weisung die halbwilden Szekler auf ihre Art ausgeführt hätten. Nachdem diese lange nur von Hörensagen bekannte Urkunde an's Tageslicht gefördert worden ist[1]) und genau das Gegentheil bezeugt von Dem, was man ihr entnehmen zu müssen gemeint hatte, hat auch der hartnäckigste Ankläger Lehrbach's dessen völlige Unschuld anerkennen müssen und — da er an eine französische Urheberschaft nicht zu glauben vermag — sich der Ansicht Derjenigen angeschlossen, welche der Meinung sind, dass es sich beim Gesandtenmorde nur um einen „Akt militärischer Lynchjustiz" handle, wie er im freien Felde von einem mehr oder minder niedrig stehenden Offizier geplant und ausgeführt werden konnte[2]). Sich zu dieser Ansicht bekennen, heisst alle politischen Beweggründe und somit eine östreichische Urheberschaft im strengen Sinne des Wortes leugnen. Endlich ist schon frühzeitig die Königin Karoline von Neapel der Unthat beschuldigt worden, allein diese Beschuldigung gründet sich einzig darauf, dass dieselbe in ihrem Interesse gelegen hätte und dass man es ihrem Rachedurst zutrauen könnte. Dieselbe befand sich jedoch zur Zeit in Sicilien und konnte, nachdem der von ihr ersehnte Krieg zwischen Oestreich und Frankreich wieder im Gange war, den Oestreichern, die ihre Retter werden sollten, nur Verlegenheiten, sich selbst keinerlei Vortheil bereiten[3]).

---

1) Es ist dieses bekanntlich das Verdienst des H. v. Sybel gewesen. S. dessen histor. Zeitschrift, Jahrgang 1878. Erstes Heft.

2) Dieses ist bekanntlich die Ansicht des H. v. Vevenot, dem sich H. v. Sybel a. a O. anschliesst.

3) Die Muthmaassung, dass die Königin von Neapel den Mord angeordnet habe, ist zuerst von dem Publicisten Koch in seiner Geschichte der öffentlichen Verträge ausgesprochen worden. Der letzte Präsident des französischen Directoriums, der erst im Juni 1799 Director geworden ist, beruft sich 1824 in seinen Denkwürdigkeiten (I, 58) auf denselben, indem er es als eine erwiesene Thatsache ansieht! Die Königin, meint er, befand sich zur Zeit des Mordes in Wien, während dieselbe thatsächlich auf Sicilien

Was den Verdacht gleich Anfangs und immer wieder von Neuem auf die Oestreicher lenkte, war nicht nur die Annahme, dass die Niedermetzelung aller drei Gesandten beabsichtigt und erwiesenermaassen von den Szeklern ausgeführt worden sei und diese auch die Papiere der Gesandtschaft in Beschlag genommen hätten, sondern namentlich auch der Umstand, dass eine strenge Untersuchung östreichischerseits zwar sofort angeordnet wurde, dass jedoch deren Ergebniss niemals bekannt gegeben worden ist. Letzteres erregte um so mehr Verdacht, als ein Schreiben des Ministers Cobenzl aus dem Jahre 1804 bekannt ist, aus welchem hervorgeht, dass dieser — auf das Offenliegen der bezüglichen Documente aufmerksam gemacht — es für rathsam erachtete, dieselben strengstens zu secretiren [1]) und die Akten bis heute in der der Forschung bisher zugänglichen Abtheilung des Wiener Archivs nicht zu finden sind [2]). Indessen geht aus dem Schreiben von Cobenzl keineswegs hervor, dass er selbst über den wirklichen Thatbestand im Klaren gewesen ist, vielmehr ist anzunehmen, dass es nicht der Fall war; die eingeleitete Untersuchung hat nämlich offenbar kein irgend zuverlässiges Resultat ergeben; wie hätte sonst Erzherzog Karl, der die betreffende Commission eingesetzt hatte und der, wenn Einer, in der Lage war, das Ergebniss ihrer Arbeiten, wie überhaupt Alles, was östreichischerseits über den Mord ergründet worden, zu kennen, 1819 (in seiner Geschichte des Feldzuges 1799) den Vorfall als ein noch ungelöstes Räthsel bezeichnen können, dessen Lö-

weilte! Neuerdings hat H. Oberlehrer Georg Müller (in seiner Doctordissertation, Leipzig 1873, und im Programm des Vitzthum'schen Gymnasiums zu Dresden, 1876) die Hypothese in wenig glücklicher Weise wieder aufgenommen.

1) Das Schreiben hat Vivenot in dem angef. Werke: Zum Rastatter Congress veröffentlicht.

2) Vergl. H. v. Sybel, Deutsche Rundschau.

sung späteren Geschlechtern vorbehalten bleibe? Auch dieser Umstand spricht für eine französische Urheberschaft. Andrerseits scheint daraus hervorzugehen, dass die östreichischen Truppen, speciell die Szekler-Husaren, wenigstens als mittelbares Werkzeug compromittirt waren und dass es höheren Ortes wirklich auf Beschlagnahme des französischen Gesandtschaftsarchivs abgesehen war; wiewohl Letzteres noch keineswegs erwiesen ist[1]).

Ob man vom französischen oder vom östreichischen Lager aus den Faden verfolgt, vollständige Klarheit ist nicht zu erlangen: soviel dürfte jedoch jeder Vorurtheilsfreie einräumen, dass der derzeitige Stand der Forschung es als höchst wahrscheinlich erscheinen lässt, dass der Rastatter Gesandtenmord nur ein Schachzug gewesen ist in dem Plane Bonaparte's, sich mit Hülfe eines zweiten europäischen Krieges des Scepters in Frankreich zu bemächtigen. Es war derselbe ein würdiger Abschluss eines Friedenscongresses, der wie der ganze Vertrag von Campo Formio nur dazu da gewesen zu sein scheint, um den Kriegsbrand frisch anzufachen und der Heeresmacht der Revolution neue Breschen zu öffnen.

Nachdem der Krieg wieder ausgebrochen und die Heere

1) Dass Oberst Barbaczy am 20. April einen Befehl erhalten hatte, der schwerlich etwas Anderes enthalten haben kann, ist oben p. 380 erwähnt worden. Wer ihm denselben ertheilte ist jedoch nicht ausgemacht. Der Authentische Bericht erwähnt die gesandtschaftlichen Papiere nicht, also auch nicht deren Beschlagnahme. Der kurhessische Bevollmächtigte (s. v. Sybel, Rundschau a. a. O.) erklärte diesen auffallenden Umstand daraus, dass die Gesandten sich nicht hätten compromittiren wollen, was mir jedoch ein sehr unzureichender Grund dünkt. Dass weder Thugut noch Lehrbach deren Beschlagnahme angeordnet, steht ausser Zweifel. Es könnte von Fassbender, dem diplomatischen Beirath Erzherzog Karls, geschehen sein, doch haben wir für diese Annahme nur den Argwohn Thugut's, der die Besetzung Rastatts für eine seiner unbesonnenen Maassnahmen hielt. Auf das notarielle Protocoll Rosenstiels, gemäss welchem ein Bündel mit den vermissten Papieren einige Wochen später von den östreichischen Vorposten den französischen zugeworfen worden, vermag ich kein Gewicht zu legen: dieses sieht zu sehr wie eine Farce aus, die Jean Debry und er selbst inscenirt hätten.

des Directoriums geschlagen worden waren, war für dessen Gegner und also auch für die Bonapartisten der Augenblick zur Action im Inlande gekommen. Die Beschränkung des Wahlrechts bei Einführung der Verfassung des Jahres III, die Verstümmelung der Volksvertretung am 18. Fructidor und wieder bei den Neuwahlen im Frühjahr 1798, hatte zur Folge gehabt, dass der gesetzgebende Körper sich endlich ermannte und im Namen der Volkssouverainität Protest einlegte gegen die Uebergriffe der Vollziehungsgewalt, indem es die dem Directorium missliebigen Wahlen im Frühjahr 1799 bestätigte, so dass sich das Directorium zugleich dem Rathe der Fünfhundert und dem der Alten gegenüber in der Minorität befand. Das dieses Jahr austretende Mitglied war Rewbell. An seine Stelle ward Sièyes gewählt, d. h. eben Derjenige, mit dessen Hülfe Bonaparte die Verfassung des Jahres III zu stürzen hoffte. Der Abbé nahm die Wahl an, unter der Voraussetzung, dass es ihm gelingen werde, Treilhard, Merlin und Lareveillère, die zur Zeit die Mehrheit im Directorium bildeten, zu stürzen und an ihre Stelle fügsame Werkzeuge, darunter Talleyrand, einzusetzen. Seine Interessen fielen in dieser Beziehung mit denen Barras' zusammen [1]). Da er, wie seine Erwählung zeigte, zugleich über die Mehrheit in den gesetzgebenden Räthen verfügte und diese nur zu sehr Willens waren, jenen Drei die Schuld der Niederlagen und der herrschenden Anarchie zuzuschreiben, so konnte der Anschlag nicht leicht fehlschlagen. Lucian Bonaparte, der unter den Gegnern des bisherigen Directoriums im gesetzgebenden Körper in vorderster Reihe stand, war über den einzuschlagenden Weg mit ihm vollkommen einig [2]). Die Beseitigung Treilhard's, der seit einem Jahre mit Merlin und Lareveillère die

1) Vrgl. Histoire secrète du Directoire v. Fabre de l'Aube. IV.

2) S. Mémoires de Lucien Bonaparte, écrits par lui même. Paris et Londres 1836. p. 183 u. passim.

Mehrheit im Directorium bildete, gelang ohne alle Schwierigkeit. Derselbe war vier Tage vor Ablauf eines Jahres nach Niederlegung seines Abgeordnetenmandates erwählt worden. Dieses war gegen den Buchstaben der Verfassung. Damals hatten Diejenigen, die ihm ihre Stimmen gaben, nicht darauf geachtet, er hatte sein Amt angetreten und nun schon ein volles Jahr verwaltet, ohne dass irgend Jemand einen Einwand erhoben hätte. Seine Gegner und Rivalen (die sich diese Handhabe reservirt zu haben scheinen [1]) veranlassten nun die gesetzgebenden Räthe, ihn auf Grund dieses Formfehlers zu cassiren. Es geschah und ihm blieb Nichts übrig, als abzutreten. Nachdem dieser erste Schachzug geglückt war, wurden Merlin und Lareveillère mit einem Anklageact in aller Form bedroht. Sie fühlten sich, Angesichts der feindlichen und energischen Haltung ihrer Collegen Barras und Sièyes, dem Sturm so wenig gewachsen, dass sie freiwillig abdankten. An die Stelle der drei auf diese Weise beseitigten Directoren wurden: Gohier, Roger Ducos und der General Moulins gewählt, von denen Einer unbedeutender war als der Andere. Indessen fanden sich Sièyes und Barras, die sich gegenseitig zu überlisten suchten, beide enttäuscht, indem Gohier und Moulins sich als unabhängige Republikaner, als Anhänger der zur Zeit als Jacobiner verschrieenen Partei erwiesen, so dass Sièyes mit Zuversicht nur auf Roger Ducos rechnen konnte und Barras ihm nothgedrungen Heeresfolge leisten musste. Indess Sièyes war der Mann des Tages, der über die Mehrheit im gesetzgebenden Körper verfügte. Zu ihm hielten alle Diejenigen, welche vor einer neuen Schreckenszeit bebten und eine Aenderung der bestehenden Ver-

1) S. ebendas IV, 106. „Je dois avouer", lässt Fabre Barras sagen, „qu'à l'avance j'ai préparé cette ressource en poussant tous mes amis à porter leur vote sur Treilhard." Mit der Wahl des Letzteren wird, aus eben diesem Grunde, auch Bonaparte vor der Abreise nach Egypten einverstanden gewesen sein.

fassung wünschten, im Sinne einer Beschränkung der Wahlfreiheit und einer grösseren Concentration der Vollziehungsgewalt, in erster Linie also die Bonapartisten, für deren Heros er den Weg bahnen sollte. Nachdem der Staatsstreich des 30. Prairial (18. Juni 99) so geglückt war, wurde er für das nächste Vierteljahr zum Präsidenten des Directoriums gewählt.

Zugleich mit diesem durchgreifenden Personenwechsel im Directorium wurden auch die Ministerposten neu besetzt. Das Kriegsministerium erhielt der General Bernadotte, um dessen Ernennung sich Joseph Bonaparte eifrig bemühte [1]) und der daher wahrscheinlich von Napoleon im Voraus für diesen Posten designirt worden war. Er bewährte sich ausserordentlich, indem er nach Ablauf von zwei Monaten 100,000 Krieger aushob, ausrüstete und gegen die siegreichen Feinde in's Feld stellte. Er vermochte Solches aber doch nur, indem die gesetzgebenden Räthe, welche dem Directorium bis dahin alle Geldforderungen abgeschlagen hatten, die erforderlichen Summen jetzt bereitwilligst votirten. Auch hierbei that Lucian Bonaparte das Meiste, der, nachdem er bisher jede Geldforderung des Directoriums nur dazu benutzt hatte, das Vorhandensein eines Defecits geradezu zu leugnen [2]) und gegen die herrschende Misswirthschaft zu declamiren, nunmehr Alles bewilligte. Indessen kaum hatte Bernadotte das Heer reorganisirt, so drohte er „gefährlich" zu werden. Er gehörte nämlich mit Jourdan, Augereau und dem bei den Heeren kaum bekannten General Moulins zu jenen „Jacobinern", die von Sièyes und Lucian Bonaparte, nachdem sie mit ihrer Hülfe emporgekommen waren, auf das Heftigste bekämpft wurden.

1) S. Gohier, Mémoires.

2) S. seine Rede v. 1. Messidor (19. Juni 99) „Que peut avoir de commun ce prétendu déficit, démontré faux tant de fois, avec des revers amenés par la plus coupable insouciance."

Sièyes und Roger Ducos, denen Barras nach einigem Widerstreben willfahrte, beschlossen, Bernadotte zu entlassen. Sie thaten es hinter dem Rücken ihrer Collegen Gohier und Moulins, die dem Patriotismus und der republikanischen Gesinnung des Generals unbedingt vertrauten, unter dem Vorwande, dass Bernadotte darum eingekommen sei, den Oberbefehl über eines der im Felde stehenden Heere zu übernehmen, was keineswegs der Fall war. Jourdan und sein mächtiger Anhang meinten in dieser verwegenen Maassregel den ersten Schritt zu dem befürchteten Staatsstreiche zu erkennen und beantragten daher, eine Vollziehungs-Commission zu ernennen und das Vaterland in Gefahr zu erklären. Der Augenblick war für Sièyes und die Bonapartisten ein äusserst kritischer. Bernadotte, Jourdan und Genossen drohten, Ihnen das Heft aus der Hand zu reissen. Um den Sturm zu beschwören bedurfte es im Rathe der Fünfhundert der zündenden Beredsamkeit Lucian's. Er führte mit gewohnter Vehemenz aus, wie das Heil der Republik, die Rettung des so schwer bedrohten Vaterlandes, nur möglich sei, wenn man die bestehende Regierung, also Sièyes, mit allen Kräften unterstütze. Dieselbe verdiene volles Vertrauen; wäre es nicht der Fall, so würde er sie nicht weniger rücksichtslos bekämpfen, wie die am 30. Prairial gestürzten Directoren. Von einer Dictatur sei keine Rede: „Wer wollte dieselbe anbieten?" — rief er aus — „Wer würde wagen, dieselbe anzunehmen?" ... Wozu das Misstrauen? . . Die Schmach eines solchen Vorschlages, die Infamie eines solchen Joches, würde sie einen einzigen Menschen in dieser Versammlung finden, der nicht bereit wäre, den Dolch des Brutus gegen sie zu zücken?" Das Vaterland in Gefahr erklären, wie es Jourdan vorschlage, hiesse Nichts Geringeres, als die Zeit des Wohlfahrtsausschusses und des Schreckens wieder heraufbeschwören. Diese Erwägungen drangen durch: Jourdan und Genossen wurden

überstimmt, Sièyes und Lucian Bonaparte blieben Herr der Lage, die Gefahr, dass Bernadotte die Rolle zufallen könne, die sich Napoleon Bonaparte vorbehalten hatte, war glücklich beseitigt.

Indess der Civilist Sièyes bedurfte nothwendig eines Degens, der den Sieg wieder an die französischen Fahnen heftete und sich ihm zugleich für den beabsichtigten Staatsstreich zur Verfügung stellte. Er hatte — da Bonaparte selbst abwesend war — hierzu dessen jungen Schützling Joubert ersehen, genau wie es die Bonapartisten selbst wünschten, denn dass Joubert, sobald sein Herr und Meister selbst erschien, ihm den Platz sofort geräumt hätte, war gewiss. Allein Joubert war gleich in der ersten Schlacht, die er den Oestreichern und Russen unter Suworoff bei Novi lieferte, am 15. August 1799, gefallen. Sein Tod war für die Bonapartisten ein schwerer Schlag, denn Sièyes konnte seinen Plan im Nothfall auch mit einem von ihnen unabhängigen General durchführen. Bernadotte war ihm nur deswegen nicht genehm, weil dieser es mit den entschiedenen Republikanern, den s. g. Jacobinern, hielt, vor denen er zitterte und die er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfte. Um so mehr empfahl sich ihm Moreau, der seiner Parteistellung nach eher Royalist als Jacobiner war und der, wie sich bald erweisen sollte, vor der Verantwortung der eigenen Dictatur zwar zurückschrak, dagegen die Dictatur eines Anderen unterstützen wollte, also gerade der Mann war, wie ihn Sièyes brauchte.

Die Verlegenheit der Bonapartisten grenzte Ende September und Anfangs October an Verzweiflung: wenn ihr Heros nicht bald erschien, so war ihr ganzer Plan gescheitert: die Befehdung des Directoriums, der zweite Coalitionskrieg, alle Machinationen hatten dann nur dazu gedient, einem Anderen, wahrscheinlich einem Bourbonen, den Weg zum Throne zu

bahnen! Doch er erschien. An dem berauschenden Empfang, der ihm zu Theil wurde, kann man die Sehnsucht ermessen, mit der er erwartet wurde. Nicht nur Diejenigen, die entweder die Rückkehr der Bourbonen und des Ancien régime oder eine neue Schreckensherrschaft, wie zur Zeit Danton's und Robespierre's, fürchteten, begrüssten ihn als einen Messias. — ganz Frankreich jubelte ihm entgegen, als dem Einzigen, welcher der drohenden Invasion vorzubeugen vermöge. In ihm schienen zugleich die Grundsätze der Revolution und ein Waffenruhm ohne Gleichen personifizirt. Er kam wie ein rettender Engel aus den Wolken herab. Niemand ahnte, wie die Lage, aus der er retten sollte, von ihm selbst herbeigewünscht, geschaffen worden war, um seine Alleinherrschaft anzubahnen.

Der 18. Brumaire.

Bonaparte hatte nicht versäumt, seine Ankunft in Paris mit gewohnter Raffinirtheit zu insceniren. Als Herold diente ihm die Kunde von dem Siege bei Abukir, welche trefflich geeignet war, zugleich die Niederlage der Flotte und den Misserfolg in Syrien vergessen zu machen. Bevor er selbst in Paris anlangte, waren seine bezüglichen Berichte im Moniteur zu lesen. Gleichsam um die Wahrheit derselben zu bezeugen, hatte er auch die erbeuteten Trophäen mitgebracht [1]). Kaum war er selbst zur Stelle, so wurde den Parisern das grosse Ereigniss von den Bühnen der Hauptstadt aus verkündet. Der Jubel über seine Wiederkunft verschmolz mit einem Gefühl von Rache gegen das Directorium, denn die Bonapartisten, Lucian und Josephine an der Spitze [2]), hatten

---

1) S. den Befehl zur Einschiffung derselben an Ganteaume v. 12. Aug. 99. „Vous recevrez une centaine de drapeaux et les trois queues du pacha; tenez les d'abord chez vous, et puis faites-les embarquer clandestinement. Peut-être même serait-il bon de les faire embarquer sur un aviso que vous diriez être destiné pour France."

2) So berichtet u. A. ein royalistischer Agent nach London unterm 3. Sept. 98: „Lucien a dit publiquement qu'on avait envoyé son frère, je ne sçais où pour le perdre." Desgl. am 16. bezügl. Josephinens: „Elle a congédié toute sa maison et dit à qui veut l'entendre, que le Directoire a cherché à perdre et a réellement perdu son mari, en le chargeant de cette extraordinaire expédition." Bonaparte selbst scheint das Losungswort ausgegeben zu haben. Noch vor der Katastrophe von Abukir, berichtet der preuss. Gesandte in Paris über eine bezügl. Unterredung mit Talleyrand: „Ce n'est pas, ajoutat-il (i. e. Talleyrand) en baissant beaucoup la voix, que le Directoire serait fort

längst überallhin ausgesprengt und immer wiederholt, dass die egyptische Expedition nur erdacht worden wäre, um ihn zu verbannen und in's Verderben zu stürzen, was ihnen bei der wachsenden Verlegenheit der Lage bereitwilligst geglaubt wurde. Er war zu seinem Glück gerade in dem Augenblick der grössten Noth und Verzweiflung angelangt, als die Verbündeten von allen Seiten: in Italien, in der Schweiz, am Rhein, in Holland unaufhaltsam vorzudringen schienen, wenige Tage später — und Frankreich wusste, dass es durch das Zerwürfniss zwischen den Russen und Oestreichern, durch die entscheidenden Siege Massena's in der Schweiz und Brune's in Holland bereits gerettet sei! Indem diese Siege, welche der Aushebung, wie sie Bernadotte als Kriegsminister geleitet hatte, zu danken waren, zugleich mit seinen Bulletins aus Egypten im Moniteur zur Veröffentlichung kamen, gewann es den Anschein, als wenn Bonaparte nur zu erscheinen brauche, um den Sieg wieder an die französischen Fahnen zu bringen!

Je grösser die Begeisterung war, mit der der Heimgekehrte vom Volke begrüsst wurde, desto mehr hatte er Ursache, sich vor den Regierenden zu fürchten. Seine Vorsichtsmaassregeln ihnen gegenüber waren ganz dieselben wie zur Zeit seiner Rückkunft aus Italien. Er meldete dem Directorium seine Ankunft am 10. October von Aix aus. Die Nachrichten aus Europa, rechtfertigte er sich, hätten ihn bewogen, zurück zu kehren. Er habe es mit gutem Gewissen thun können, denn Egypten sei vollkommen im Besitz und gegen jede Invasion gesichert; er habe dasselbe gut organisirt verlassen; der Nil sei seit fünfzig Jahren nicht so hoch gestiegen [1]). Hätte er keine Fregatten gehabt, so hätte er sich

affligé de l'échec qu'il (i. e. Bonaparte) pourrait recevoir; la gloire de ce général a trop retenti, et il ne serait pas fâché de la voir un peu ternie" S. Depesche v. 5. Aug. 98.

1) Genau das Gegentheil berichtete Kleber am 26. Sept. 99: „Le Nil

in seinen Mantel gehüllt und wäre auf einem Boote gekommen. „Ich werde in Paris anlangen", schloss er das Schreiben, „fast zu gleicher Zeit mit diesem Courier; allein die trockene, kalte Luft, die hier herrscht, ergreift und ermüdet mich ausserordentlich; so dass ich 30—40 Stunden Verspätung haben werde." Die Machthaber, die er beseitigen wollte, sollten offenbar wieder einmal beruhigt werden mit der Vorspiegelung einer schwachen Gesundheit, die auf Schwindsucht schliessen liess und jeden Verdacht eines herrschsüchtigen Ehrgeizes benehmen sollte! Sein schlechtes Gewissen liess ihn ihre Dolche so sehr fürchten, dass er sogar seinem Bruder Ludwig und seiner Frau eine falsche Route angab und sie ihn, indem sie ihm bis Lyon entgegenfuhren, verfehlten![1]) Als Gohier, zur Zeit Präsident des Directoriums, am 9. October mittels des Telegraphen die erste Nachricht von der Ankunft des Generals erhielt, hatte er gerade Josephine, die sich bei ihm und seiner Gemahlin eingeschmeichelt hatte, zu Tisch bei sich. Sie sah, dass derselbe über die überraschende Botschaft mehr erstaunt als erfreut war, „Präsident!" rief die Verschlagene, „fürchten Sie nicht, dass Bonaparte gekommen ist mit bösen Absichten bezüglich der Freiheit. Allein die Guten werden sich vorsehen müssen, damit nicht die Schlechten sich seiner bemächtigen[2])." Für Gohier war es keine geringe Genugthuung, als Bonaparte ihm aufwartete und sein Kommen durch die verzweifelte Lage der Republik zu rechtfertigen suchte, ihm im Hinblick auf die eben eingetroffene Kunde von den Siegen Massena's und Brune's erwiedern zu können, dass die Gefahr bereits glücklich beschworen sei. Sein Kom-

---

étant cette année très mauvais, plusieurs provinces, faute d'inondations, offriront des non-valeurs auxquelles on ne pourra se dispenser d'avoir égard."

1) S. Bourrienne, Mémoires.

2) S. Gohier, Mémoires I, 199.

men zu tadeln, wagte er jedoch so wenig, dass er vielmehr in öffentlicher Sitzung des Directoriums den ihm von der Bevölkerung gewordenen begeisterten Empfang als einen „wohlverdienten“ bezeichnete. „Bonaparte“, rief er aus, „ist, wie es sich ziemte, bewillkommnet worden mit dem Rufe: es lebe die Republik!“ Sein Anblick habe den französischen Herzen frischen Muth eingegeben und mit dem glorreichen Gefühl der Freiheit beseelt! Gohier hoffte offenbar, ihn durch solche Schmeicheleien zu gewinnen; er schloss seine Ansprache mit der Zuversicht, dass Bonaparte nicht säumen werde, nach jenem Italien zurück zu kehren, wo er seine ersten Lorbeeren gepflückt hatte, um dort den beweinten Joubert zu ersetzen und neue Wunder zu verrichten. Der selbstgefällige Schwärmer durchschaute den Verschlagenen trotz alledem so wenig und war seinen ehrgeizigen Plänen gegenüber so ohnmächtig, dass es Bonaparte nicht schwer fiel, ihn in Sicherheit zu wiegen. Er benutzte hierzu sehr geschickt Gohier's Widerwillen und Entrüstung gegen seinen Collegen den Abbé Sièyes, der sich durch Hochmuth und Hinterlist unleidlich machte und dessen Ränke zum Umsturz der bestehenden Verfassung selbst einem Gohier allgemach klar geworden waren. Als Beide einige Tage nach Bonaparte's Ankunft bei ihm speisten, flüsterte ihm Josephine zu, dass er einen argen Fehlgriff gethan hätte, indem er den Abbé eingeladen: ihr Gemahl könne denselben nicht ausstehen. Bonaparte richtete kein einziges Wort an denselben und affectirte sogar, ihn nicht anzusehen, so dass Sièyes nach Tisch beim Weggehen ihren Wirthen wüthend fragte: „Haben Sie das Betragen dieses kleinen Unverschämten bemerkt gegen das Mitglied einer Behörde, die ihn (als Deserteur) hätte erschiessen lassen sollen?“ Einige Tage später kam Bonaparte zu Gohier, um ihm anzudeuten, dass er mit dem Gedanken

gehe, sich an Stelle von Sièyes in's Directorium wählen

zu lassen; Letzterer werde sonst noch eines Tages die Republik einem ausländischen Fürsten preisgeben; die Beziehungen, die derselbe, während seiner diplomatischen Mission in Berlin, mit dem Hause Braunschweig angeknüpft hätte, seien im höchsten Maasse verdächtig [1]). Genau dasselbe Manoeuver versuchte er bei dem General Moulins, der es mit Gohier und den entschiedensten Vertheidigern der bestehenden Verfassung hielt. Beide erklärten sich willig, ihn in diesem seinem Plane zu unterstützen, gegen den sie nur den einen — freilich in ihren Augen unüberwindlichen — Einwand hätten, dass er erst 30 Jahre alt sei und laut Verfassung Keiner Director werden könne, der nicht das 40ste hinter sich habe. Sie handelten dabei genau, wie es Josephine dem naiven Gohier gerathen hatte: sie nahmen die Miene an, als wollten sie mit ihm gemeinsame Sache machen, nur damit er sich nicht mit Sièyes gegen sie verbündete [2]). Sie thaten damit nicht mehr und nicht weniger, als Bonaparte von ihnen wollte, denn dass er nicht daran gedacht haben kann, mit ihnen, den strengen Republikanern und ihrem jacobinistischen Anhang, den Gewaltstreich, der seine persönliche Herrschaft begründen sollte, auszuführen, liegt auf der Hand: ihm lag nur daran, dass sie keine Gegenmaassregeln trafen und mit Sièyes auf möglichst gespanntem Fusse blieben, je mehr er diesen isolirte und einschüchterte, desto sicherer konnte er im entscheidenden Augenblick auf ihn rechnen.

1) S. Gohier, Mémoires.

2) Ebendas. I, 211: „Les démarches réitérées de Bonaparte, son désir si ardent de nous délivrer de Sièyes, en nous faisant connaître comment il entendait venir au secours de la république, n'étais pas propres à nous rassurer sur les motifs qui avaient déterminé son retour: mais ce qu'il voulait faire avec nous, il fallait l'empêcher de le faire sans nous; et ce fut à quoi tendirent nos vains efforts contre la ligue infernale qui ne tarda pas à se former."

Durch diesen Schachzug hat Bonaparte nicht nur Gohier und Moulins, sondern auch die hervorragendsten Geschichtsforscher getäuscht, indem noch heute allgemein angenommen wird, dass er wirklich eine Zeitlang geschwankt habe, ob er sich Sièyes' bei dem Staatsstreiche bedienen werde oder nicht. Für uns, die wir das Verhältniss Beider zu einander und zur Verfassung des Jahres III beständig im Auge behalten haben, kann kein Zweifel darüber bestehen, dass sie längst mit einander einverstanden waren und Bonaparte die Unentbehrlichkeit des Verfassungmachers par excellence vollständig zu würdigen verstand. Er selbst gesteht in den Denkwürdigkeiten von St Helena, dass er dessen Werth bei Führung eines Gewaltstreiches, wie er ihn plante, an jenem verhängnissvollen 13. Vendémiaire kennen gelernt habe, der gleichsam das Vorspiel zum bevorstehenden 18. Brumaire bildet. In der entscheidenden Dämmerstunde dieses Tages, als der Ausschuss des Convents bereits dahin neigte, mit den Aufständischen zu pactiren, wäre Sièyes an den General herangetreten, hätte ihn in eine Fensternische genommen und ihm — mit dem Blick auf die berathende Versammlung — zugeflüstert: „Sie hören die Herren, General! Sie sprechen, da es zu handeln gilt! In Heeresangelegenheiten taugen Körperschaften Nichts, dieselben kennen nicht den Preis der Zeit und der Gelegenheit. Sie haben hier Nichts zu suchen. Gehen Sie, General, nehmen Sie Rath allein von Ihrem Genius und der Lage des Vaterlandes: die Hoffnung der Republik beruht auf Ihnen!“ [1]) Das war der Mann, mit dem Bonaparte sich von Italien aus in Verbindung gesetzt hatte, als er im Begriffe stand, nach Paris zu kommen und den entscheidenden Schlag gegen die Verfassung des Jahres III zu führen. Dass er sich damals, nachdem er sich für den egyptischen Feldzug und damit für einen Aufschub des Staats-

1) Oeuvres à St Hélène. Corresp. XXX, 365.

streiches entschieden hatte, bezüglich des europäischen Krieges in seinem Zusammenhang mit der Krisis im Innern verständigt hatte, ist — wenn man es auch nicht urkundlich erweisen kann [1]) — aus dem Zusammenhang der Thatsachen klar ersichtlich: die Wahl von Sièyes zum Director an Rewbell's Stelle, die Sprengung des alten Directoriums am 30. Prairial, die Designation Joubert's zum Oberbefehlshaber in Italien und militärischen Dictator in spe, der Kampf gegen Bernadotte und Jourdan, als die Vertrauensmänner der entschiedenen Republikaner, — alles Dieses war nur möglich gewesen, indem Lucian und Sièyes gemeinsame Sache machten. Auch mit Talleyrand, dem Intimus der Bonaparte, stand der Abbé auf dem vertrautesten Fusse. Derselbe hatte sich solcherweise mit den Bonapartisten so innig identificirt, dass er, nachdem er mit den s. g. Jacobinern unwiderruflich gebrochen hatte, sich ohne sie gar nicht halten konnte. Napoleon, der den Hochmüthigen zu einem willigen Werkzeug von sich machen wollte, konnte unter solchen Umständen getrost wagen, ihn mit geradezu herausfordernder Missachtung zu behandeln und ihm so seine Hülflosigkeit zum Bewusstsein zu bringen. Er rechnete dabei mit dem Priester und dessen Furcht, die geradezu sprüchwörtlich geworden war, seitdem er Denen, die ihn gefragt hatten, wie er es gemacht habe, die Schreckenszeit zu überstehen, die lakonische Antwort ertheilt hatte: „J'ai vécu." Ich habe vegetirt, d. h. ich bin um die Machthaber herumgekrochen und habe mich stets rechtzeitig geduckt. Da er im Directorium zur Zeit nur auf Roger Ducos rechnen konnte, so drohte ihm Bonaparte, sich mit den drei übrigen Directoren, also mit der Mehrheit dieser Körperschaft, gegen ihn zu verständigen. Zugleich benutzte er, wie

1) Die einzige Urkunde, die ich dafür beizubringen wüsste, ist die erwähnte Denkschrift über die Revolutionirung von Europa, die Bonaparte und Sièyes mit Randbemerkungen versehen hatten.

wir gesehen haben, dessen diplomatische Mission in Berlin, die ihm bei der Wahl zum Director als höchste Empfehlung gedient hatte, um ihn als den geheimen Verbündeten eines Braunschweig, d. h. des in ganz Frankreich verhasstesten Namens zu brandmarken und so um seinen Credit in der öffentlichen Meinung zu bringen![1]) Er konnte den Abbé so wenig entbehren, dass er Denjenigen, die ihn über die künftige Verfassung befragten, damit den Mund stopfte, dass er einfach auf Sièyes hinwies, der für dieselbe schon Sorge tragen werde!

Mit Barras, der zur Zeit des 13. Vendémiaire und des 18. Fructidor so mächtig gewesen war, brauchte Bonaparte jetzt wenig Umstände zu machen. Schon Lucian hatte, als er im Sommer 1798 den Kampf gegen das Directorium eröffnete, sich vor seinem Zorn nicht gescheut. Barras, der sich durch dessen Angriffe auf seine Helfershelfer am 18. Fructidor mit getroffen fühlte, hatte sich begnügen müssen, ihm den Text zu lesen[2]). Dass er am 30. Prairial nicht mit

1) Dass die Annahme, dass Sièyes Verfassungsplan darin gegipfelt habe, einen auswärtigen Fürsten zum repräsentativen Oberhaupt des Staates zu machen, auf Verleumdung beruht, bezeugt Lucian Bonaparte selbst. Der Gross-Wahlfürst, der als Repräsentations-Puppe über dem Civil- und dem Militair-Regenten seines Staatswesens zu stehen kommen sollte, ist, nach Lucian, erst nach dem 18. Brumaire und zwar für Napoleon selbst vom Abbé erfunden worden, offenbar um zugleich der Eitelkeit des Unersättlichen zu schmeicheln und dessen Machtbefugniss möglichst zu beschränken. Eben deswegen hat Bonaparte Nichts von demselben wissen wollen. Das Märchen über das verrätherische Einvernehmen von Sièyes mit Braunschweig ist offenbar eine bonapartistische Erfindung, die von den Gegnern des Abbé natürlich eifrig aufgegriffen und verbreitet worden ist.

2) S. den Bericht eines royalistischen Agenten nach London v. 24. Aug. 98. „On a fait dire à Lucien Buonaparte de ne pas abuser du nom qu'il porte pour se permettre des incartades. Il faut voir si la mercuriale produira sur lui quelqu' effet. C'est un jeune homme d'un caractère fort bouillant; elle pourrait plutôt l'exalter davantage, que de le faire reculer. Depuis quelque tems il s'est hautement prononcé contre le directoire." . . Und am 26. Aug.: „C'est Barras qui s'est chargé de faire la leçon à Lucien Buonaparte." . . Auch Sandoz-R. berichtet über eine solche Zurechtweisung Lucian's Seitens

Lareveillère und Merlin gestürzt worden war, verdankte er offenbar nur der Gnade der Bonapartisten, die ihn, gerade weil er vollkommen abgewirthschaftet hatte, noch brauchten. Da er es weder mit Sièyes noch mit den s. g. Jacobinern halten konnte oder wollte, so stand er ganz isolirt. Er diente Napoleon nur als Gegengewicht gegen Sièyes, der, sobald es Barras mit Gohier und Moulins hielt, die in der That für diesen Fall auf denselben rechneten, im Directorium selbst überstimmt werden konnte.

Indem Bonaparte solcherweise mit gewohnter Geschicklichkeit den Zwiespalt im Directorium nährte und eine Partei gegen die andere hetzte, beherrschte er sie alle. Durch diese Haltung lähmte er auch die gesetzgebenden Räthe, denn die Directoren waren zugleich die Leiter der in denselben sich bekämpfenden Parteien. Er liess Alle an ihn heran kommen und hüllte sich in ein so undurchdringliches Geheimniss, dass die Spannung auf's Höchste stieg und doch Niemand wusste, woran er war. Die Abgeordneten waren zwar zu misstrauisch gegen ihn und gegen einander, als dass sie, wie es Lucian durchsetzen zu können hoffte, ihm mittels eines Festmahls, das sie ihm gaben, in corpore huldigen wollten; allein einzeln liessen sich die Meisten hierzu bereit finden, so dass beim Festmahl, wie es am 6. November gegeben wurde, ihrer über 600 zugegen waren. Ein Resultat, das freilich nur dadurch erzielt worden war, dass das Mahl zugleich Bonaparte und seinem Rivalen Moreau zu Ehren veranstaltet wurde. Er selbst war — wie immer — so von Argwohn geplagt, dass er keinen Bissen anrührte, sondern sich Wein und Brod von seinem Adjutanten bringen liess. Sein Trink-

der Directoren: „Apostrophé ces jours derniers par le Directeur Merlin qui lui (i. e. à Lucien B.) demandait le motif et le but de ses déclamations et si un homme qui cherchait, comme lui, à brouiller les deux premières autorités, ne devait pas être puni de la peine des anarchistes et des perturbateurs.“ .. Depesche v. 24. Aug. 98.

spruch galt der Versöhnung aller Franzosen. Sobald er irgend konnte, zog er sich zurück und eilte zu Sièyes, um die letzten Anordnungen mit ihm zu besprechen.

Fast noch wichtiger als die Sicherung der Mehrheit im Directorium und im gesetzgebenden Körper war für ihn die Werbung der hervorragendsten Generale, die ihm die Handhabung der Militairmacht streitig machen konnten. Unter diesen waren Moreau und Bernadotte für ihn weitaus die gefährlichsten. Obgleich Ersterer als Oberbefehlshaber in Süddeutschland 1796 und noch neuerdings, nach dem Tode von Joubert, in Italien sich vor Allem durch Umsicht und Tapferkeit auf dem Rückzuge ausgezeichnet hatte, so galt er doch unbestritten für einen Feldherrn und Strategen erster Ordnung; hierzu kam die Achtung vor der Würde und Selbstverleugnung seines Charakters, die ihm die Bewunderung und Ergebenheit eines namhaften Theils des Abgeordnetenhauses eintrug. Bonaparte hatte ihn noch nie gesehen. Sie begegneten einander jetzt zum ersten Mal im Hause von Gohier. Ihre Begrüssung war ziemlich formell: sie sprachen nur von militärischen Dingen. Allein Bonaparte benutzte diese flüchtige Begegnung, um ihm aufzuwarten und wenige Tage später stand im Moniteur zu lesen, dass Moreau von ihm einen mit Edelsteinen verzierten Damascener, im Werthe von 10,000 Franken, geschenkt erhalten habe. Moreau stellte sich ihm für den bevorstehenden Staatsstreich zur Verfügung, jedoch unter der Bedingung, dass er als blindes Werkzeug benutzt werde und mit den Berathungen u. s. w. verschont bleibe [1]). Bernadotte war von anderem Stoffe. Obgleich er der Schwager von Joseph geworden war, war er der einzige von den Generalen, die unter Bonaparte gedient hatten, der ihm nicht aufwartete. Erst längere Zeit nach dessen Ankunft liess er sich endlich bewegen, bei ihm zu erscheinen. Als Bonaparte

1) Vrgl. Gohier, Mémoires.

ihm die verzweifelte Lage der Republik zu schildern begann, erwiederte ihm Bernadotte mit gerechtem Stolze, dass er an deren Kraft nicht zweifle, es fehle weder an Mannschaft, noch an Kriegsmitteln jeder Art, sie werde zugleich über ihre auswärtigen und ihre inneren Feinde zu siegen wissen. Dabei sah er Bonaparte mit einem Blicke an, der ihm keinen Zweifel darüber liess, dass er ihn durchschaut habe. Bonaparte war ausser sich. Ein paar Tage darauf trafen sie noch härter auf einander. Bonaparte wüthete gegen die s. g. Jacobiner und deren auf Sièyes' Veranlassung geschlossenen Club; worauf ihm Bernadotte kaltblütig, der Wahrheit gemäss, erwiederte, dass dessen Brüder Joseph und Lucian die Hauptbegründer desselben gewesen seien und dass sich daselbst Keiner mehr hervorzuthun pflegte, als der Korse Saliceti, ihr und sein Vertrauensmann. Die ganze Wühlerei, über die er sich beschwere, wäre die Folge von Instructionen gewesen von Jemandem, den er nicht nennen wolle. Bonaparte verlor Angesichts dieser zum Ziele treffenden Kühnheit die Fassung. „Nun ja, General!" rief er wüthend, „in der That — ich möchte lieber im Walde leben, als inmitten einer Gesellschaft, die keinerlei Sicherheit bietet!" „Du lieber Himmel!" erwiederte Bernadotte mit Würde, „welche Sicherheit fehlt Ihnen denn?" Nur die Dazwischenkunft von Josephine hinderte eine weitere Entzweiung. Getreu der Maxime, seinen Feinden ein freundliches Gesicht zu zeigen und ihnen einen Schritt entgegen zu gehen, damit sie nicht auf Furcht schlössen und Muth fassten, versuchte Bonaparte den Charaktervollen noch einmal durch Schmeicheleien und Ueberredung zu gewinnen. Er lud ihn zu diesem Behufe zu Joseph auf's Gut ein. Allein Bernadotte beharrte bei der Ueberzeugung, dass die Republik einer Rettung durch Bonaparte keineswegs bedürfe [1]). Indess Bernadotte war der Einzige unter den her-

1) S. Bourrienne, Mémoires.

vorragenderen Militairs, der wenigstens so weit Stand hielt. Die anderen wurden leicht genug gewonnen. Als Werber dienten vor Allem die Vertrauten, die Bonaparte aus Egypten mitgebracht hatte. Berthier übernahm es, die Offiziere des Generalstabs, Murat diejenigen der Cavallerie, Lannes diejenigen der Infanterie und Marmont die Artilleristen zu bearbeiten [1]). Auf die in Paris anwesenden Truppen konnte er sich blindlings verlassen, indem ein Theil von ihnen der italienischen Armee angehört hatte; die Wache des Directoriums und der gesetzgebenden Körperschaft, sowie die Stadtmiliz waren bekanntlich im Winter 1795/96 von ihm selber organisirt worden. Auf die Willfährigkeit des Kommandanten, General Lefebre, konnte er ebenfalls zählen.

Auch die höchsten Civilbehörden und die Polizei der Hauptstadt waren ihm zu Diensten. Dieses verdankte er in erster Linie dem verrufenen Fouché, der einst zu den kaltblütigsten und eben deswegen fürchterlichsten Blutmenschen der Schreckenszeit gehört hatte. Die Reaction gegen die letztere hatte ihn in's Gefängniss gebracht, allein der 13. Vendémiaire hatte ihn wieder aus demselben befreit. Barras kannte ihn von ihren gemeinsamen Missionen her, als sie — zur Zeit des Kampfes des Berges gegen die Gironde — die bezwungenen Städte (darunter Toulon) auszurotten und dem Erdboden gleich zu machen unternahmen. Er war es, der ihn von Neuem verwendete. Zur Zeit bedienten er und Sièyes sich seiner, um die Jacobiner, mit denen Fouché die engste Fühlung hatte, zu entwaffnen. Der Ruchlose, der mit einer Klugheit, Verwegenheit und Verschlagenheit, gegen die selbst ein Bonaparte nicht aufzukommen vermochte, sich stets der aufgehenden Sonne zuwendete und ebenfalls keinen anderen Leitstern, als den Eigennutz kannte, gab sich bereitwilligst dazu her, seine bisherigen Genossen zu verrathen und

1) S. Mémoires du Duc de Raguse (Marmont).

meuchlerisch anzufallen. Bonaparte brauchte ihn gar nicht erst zu werben: sobald er sah, dass dieser das Feld behauptete, liess er Barras, dem er seine Stellung verdankte, einfach im Stich.

Fouché's würdiger Genosse war Talleyrand. Sein Ruf war in Folge seiner offenkundigen Bestechlichkeit, Kriecherei und Ausschweifungen aller Art allgemach ein solcher geworden, dass, ungeachtet er allgemein, nicht nur bei Barras, Sièyes und den Bonapartisten, die ihn zu ihren eigennützigen Plänen brauchten, sondern auch bei Männern wie Gohier, als Minister des Auswärtigen für unersetzlich galt, er sich doch als solcher nicht hatte halten können. An seine Stelle war, nach dem 30. Prairial, Reinhard getreten, der ihn nicht sowohl ersetzte als vertrat. Beide gehörten zu den Eingeweihtesten unter den Verschworenen. Talleyrand war um so eifriger mit Rath und That zur Hand, als er den Boden unter seinen Füssen schwanken fühlte und es gut zu machen hatte, dass er nicht als Gesandter nach Constantinopel gegangen war. Er war den Royalisten gegenüber nicht weniger brauchbar, als Fouché den Jacobinern gegenüber. Er war Bonaparte auch besonders deswegen werthvoll, weil er zugleich mit Barras und Sièyes auf sehr vertraulichem Fusse stand, so dass er wie kein Anderer zwischen diesen als Mittelsmann dienen und sie in die Schlinge locken konnte.

Nachdem Bonaparte erst mit den Gegnern von Sièyes Fühlung gesucht hatte und dann, nachdem er denselben gründlich eingeschüchtert, mit ihm gemeinsame Sache machte, waren sie bald genug wieder einig. Ihr Plan ging dahin, die Verfassung des Jahres III zu stürzen, indem sie sich so lange als möglich ihrer Satzungen bedienten und die Republik retten zu wollen vorgaben. Sie verfuhren dabei genau wie es die Royalisten, gleich nach Einführung der Verfassung, im Geheimen geplant hatten. „Indem ich die neue Verfas-

sung Frankreichs studire (denn dieses muss man thun, wenn man auf deren Zerstörung sinnt)", hatte damals einer von ihnen nach London geschrieben [1]), „habe ich kein zuverlässigeres Mittel gefunden, zum Ziele zu gelangen, als die Handhabung einer Bestimmung, welche in die Urkunde aufgenommen worden ist, für den Fall dass die pariser Bevölkerung wieder einmal den gesetzgebenden Körper in der Freiheit der Berathung bedrohen sollte, nämlich des Rechtes des Rathes der Alten, den Sitz des Parlaments zu verlegen." Eben dieses war die Handhabe, deren sich auch Sièyes und Bonaparte zu bedienen beschlossen, um die Volksvertretung von der Bevölkerung der Hauptstadt zu trennen und nach St Cloud zu verlegen, wo sie leicht mit Waffengewalt eingeschüchtert, im Nothfall auseinander gesprengt werden konnte, ohne dass man einen Aufstand zu fürchten gehabt hätte. Nachdem sie sich die Mehrheit im Rathe der Alten gesichert hatten, wurde derselbe am 9. November (18. Brumaire) zu 7 Uhr Morgens einberufen und zwar so, dass die entschlossensten Anhänger der Verfassung und Republikaner, die s. g. Jacobiner, die Einladung zur Sitzung zu spät erhielten. Sobald eine beschlussfähige Zahl von Abgeordneten zur Stelle war, erhob sich einer der Verschworenen, declamirte über einen angeblich dicht bevorstehenden Anschlag der Anarchisten auf die Volksvertretung und beantragte in Folge dessen, zur Rettung der bestehenden Staatsordnung, die beiden gesetzgebenden Versammlungen zum folgenden Tage nach St Cloud zu berufen. Der Antrag wurde natürlich sofort angenommen. Zugleich wurde — obgleich es ganz ausserhalb der Competenz des gesetzgebenden Rathes lag — von den Anwesenden beschlossen: den General Bonaparte mit der Ausführung des Dekretes zu beauftragen. Zu diesem Behufe wurden sämmtliche in der Hauptstadt anwesenden Truppen, mit Inbegriff

1) Mémoire de Dutheil. Record Office.

der Wachen der gesetzgebenden Körperschaft und der Nationalgarde, ihm unterstellt, alle Bürger ohne Ausnahme sollten ihm auf seine erste Aufforderung hin Folge leisten. Der Rath der Fünfhundert, der unter dem Eindruck von Napoleon's Rückkehr Lucian zum Präsidenten gewählt hatte, erhielt zu seinem Erstaunen kurzweg die Meldung, dass der Rath der Alten ihn zu morgen Mittag nach St Cloud beordert habe; jede Discussion darüber wurde vom Präsidenten versagt, indem er sich auf die bezügliche Vorschrift der Verfassung berief. Den bestürzten Abgeordneten blieb Nichts übrig, als sich in ihr Schicksal zu fügen und den morgigen Tag abzuwarten.

Selbstverständlich hatte Napoleon alle Vorkehrungen getroffen, um, im Falle dass in den gesetzgebenden Räthen nicht Alles nach Wunsch ablief oder die Bevölkerung sich regte, mit Militärgewalt einzuschreiten. Noch bevor der Rath der Alten sich versammelt hatte, um 6 Uhr Morgens, eilten die bestellten Generale und Offiziere zu ihm in's Haus, um seine Befehle entgegen zu nehmen. Jourdan und Augereau, die beiden Jacobiner, begaben sich ahnungslos auf ihren Abgeordnetensitz in den Rath der Fünfhundert. Ihr Gesinnungsgenosse Bernadotte liess sich zwar von Joseph bereden zu kommen, allein er erschien in Civil, um zu zeigen, dass er Befehle weder zu empfangen noch zu ertheilen habe. Napoleon bot das Erdenkliche auf, um ihn zu bewegen, sich ihm anzuschliessen; allein Alles, was er von ihm erlangen konnte, war das Versprechen, dass er nicht ohne höheren Befehl in die Bewegung eingreifen werde. Er war jedoch der Einzige, der noch offen widerstrebte.

Sobald Bonaparte das erwartete Dekret in Händen hatte, schwang er sich auf's Pferd und sprengte mit seinem zahlreichen, glänzenden, militärischen Gefolge nach den Tuilerien, um dort, ehe er mit der Ausführung des Erlasses beauftragt

wurde, dem versammelten Rathe der Alten den Eid auf die Verfassung zu leisten. Indessen hielt er es doch für rathsam, letztere möglichst zu umgehen. Seine Ansprache lautete: „Bürger — Abgeordnete! Die Republik ging zu Grunde; Ihr habt es gewusst; Euer Dekret hat dieselbe gerettet. Wehe Denen, die Unruhe oder Unordnung veranlassen. Ich werde dieselben mit Hülfe des Generals Lefebre, des Generals Berthier und meiner übrigen Waffenbrüder verhaften. Man suche nicht in der Vergangenheit nach Beispielen, die Euch auf dem eingeschlagenen Wege hemmen könnten! Nichts in der Geschichte ist mit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts zu vergleichen, Nichts mit dem gegenwärtigen Augenblick. Eure Weisheit hat dieses Dekret erlassen, unsere Arme werden dasselbe zur Ausführung bringen. Wir wollen eine Republik, gegründet auf wahrer Freiheit, auf bürgerlicher Freiheit, auf der Macht der Volksvertretung: wir werden sie haben! Ich schwöre es in meinem eigenen Namen und in demjenigen meiner Waffengefährten!“ „Wir schwören es!“ riefen die Generale, die ihn begleiteten. Ein Abgeordneter, Garat, wagte zu bemerken, dass Bonaparte den Eid auf die Verfassung gar nicht geleistet habe; allein der Präsident erklärte, dass die Versammlung durch den Beschluss, sich morgen in St Cloud zu versammeln, sich selbst bereits vertagt hätte.

Nachdem Bonaparte solcherweise dem Scheine nach den gesetzlichen Vorschriften genügt hatte, hielt er eine Ansprache an die im Hofe der Tuilerien versammelten Truppen, die ihm bereits vorher — trotz des gegenstehenden Befehls des Kriegsministers — gefolgt waren und die ihn jetzt mit zuversichtlicher Begeisterung begrüssten. Fast Alles, was Militair war, wurde mit fortgerissen. Selbst der ungestüme Augereau stellte sich ihm zur Verfügung. Auch die Nationalgarde war ihm zu Willen. Unter solchen Umständen konnte er dreist zur

Auflösung des Directoriums, d. h. der bestehenden Regierung schreiten.

Sièyes und Roger Ducos legten der Verabredung gemäss ihr Amt nieder. Der Präsident Gohier sollte durch eine schamlose List in die Falle gelockt werden. Bonaparte liess ihn und seine Frau durch Josephine einladen, um mit ihnen am 18. Brumaire Morgens 8 Uhr das Frühstück einzunehmen. Die frühe Stunde fiel jedoch auf; Frau Gohier folgte daher der Einladung allein. Sie fand das Haus des Generals mit den Verschworenen angefüllt und eilte, ihren Gemahl zu warnen. Wäre er erschienen, so hätte Bonaparte unzweifelhaft ihn durch Ueberredung und Versprechungen zu gewinnen gesucht oder ihn — falls er sich nicht ergab — gefangen gehalten. Sobald Gohier diesen Plan durchschaut hatte, eilte er sofort zu Barras, um sich mit ihm die Mehrheit des Directoriums zu sichern. Allein er wurde nicht mehr vorgelassen. Talleyrand und der Marineminister Bruix waren ihm bereits zuvorgekommen! Diese kamen im Auftrage Bonaparte's, um Barras davon zu überzeugen, dass er seine Person, Hab und Gut nur noch dadurch retten könne, dass er seine Entlassung gebe. Der einst so mächtige Gewalthaber hatte so vollständig abgewirthschaftet, er fühlte sich so ganz ohne jeden äusseren und inneren Halt, dass er die ihm gestellten Bedingungen annahm. Da Gohier nicht zu ihm gelassen wurde, blieb diesem, wenn er eine beschlussfähige Zahl von Directoren um sich versammeln wollte, Nichts übrig, als sich zu Sièyes und Roger Ducos in die Tuilerien zu begeben. Sie fanden daselbst Bonaparte als allmächtigen Dictator. Wenige Augenblicke zuvor hatte derselbe Bottot, den Secretair von Barras, empfangen, der ihm dessen Abdankung überbrachte. Bottot hatte ihm schon in Italien als stumme Figur zur Entgegennahme seiner Declamationen gegen das Directorium gedient, jetzt rief er ihn triumphirend, mit donnernder

Stimme an: „Was habt Ihr gemacht aus jenem Frankreich, das ich so glänzend gestaltet hatte? Ich habe Euch im Siegesglanze verlassen und ich finde Nichts als Niederlagen; ich habe Euch die Millionen aus Italien hinterlassen — und ich finde auf Plünderung angelegte Gesetze und allenthalben bitteres Elend. Was ist aus den 100,000 Kriegern geworden, die vom französischen Boden verschwunden sind? Sie sind todt — und es waren meine Waffenbrüder! Ein solcher Zustand kann nicht fortdauern; vor Ablauf von drei Jahren würde er uns durch Anarchie zum Despotismus führen. Wir wollen die Republik, gegründet auf die Grundlage der Gleichheit, der Moral, der bürgerlichen Freiheit, der politischen Duldung. Einige Wühler behaupten, wir seien Feinde der Republik, wir, die wir sie mit unserem Blute geweiht haben! Wir wollen Nichts wissen von Solchen, die sich bessere Patrioten wähnen als wir, die wir uns im Dienste der Republik haben verstümmeln lassen!“ — Es war das Todesurtheil des Directoriums, das er gesprochen hatte. An die Adresse von Barras gerichtet, der, da die übrigen Directoren erst seit dem Juni im Amte waren, allein für das Geschehene verantwortlich gemacht werden konnte, hatte dasselbe gewiss seine Berechtigung; allein Wer hatte Barras bei seinem Gewaltstreich gegen Carnot unterstützt? Wer hatte es im Winter von 1797 zu 1798 mit ihm gehalten, als alle die Umwälzungen und Eroberungen inscenirt wurden, die den zweiten Coalitionskrieg veranlasst hatten? War die Lage, die Bonaparte in so schwarzen, giftigen Farben malte, nicht sein eigenstes Werk? die Anarchie, welche zum Despotismus führen musste, nicht eben Das, was er wünschte? — Als der Präsident Gohier eintrat, empfing er ihn, indem er dessen Vaterlandsliebe und Pflichteifer pries und ihn aufforderte, sich ihm zur Rettung der Republik anzuschliessen. Gohier verwies ihn auf die Verfassung, die hierzu völlig ausreiche. Bonaparte erklärte,

dass diese von allen Seiten bereits in sich zusammenfalle. Hierauf wandte er sich an Moulins, der ebensowenig wie Gohier von dem Gewaltstreich wissen wollte; Santerre, der seit dem Sommer 1792 verrufene Volksführer der pariser Vorstadt St Antoine, fuhr er ihn an, sei ein Verwandter von ihm; er werde denselben, falls er sich rühre, erschiessen lassen. Moulins erwiederte, dass Santerre ohne Befehl einer Regierung, die Bonaparte selbst zu achten habe, keinen Schritt thun werde. Das Directorium, fiel ihm der Dictator in's Wort, existirt nicht mehr! Als Gohier und Moulins einsahen, dass sie nicht die geringste Aussicht hatten, sich Gehorsam zu erzwingen, begaben sie sich zurück in ihre Wohnung nach dem Luxemburg, wo sie Bonaparte von keinem Geringeren als Moreau gefangen halten liess.

Als am folgenden Tage, den 19. Brumaire, die gesetzgebenden Räthe in St Cloud zusammentraten, war die Regierung nicht mehr vorhanden: die ganze Vollziehungsgewalt stand bei Bonaparte. Wo dieser hinaus wollte, welche Aenderungen an der Verfassung vorgenommen werden sollten, wusste Niemand zu sagen: nur soviel war klar, dass die Entscheidung in seiner Hand lag. Er selbst war so voller Zuversicht, dass er nicht anders denken konnte, als dass die wehrlosen Abgeordneten seinen Vorschlägen einfach zustimmen würden. Er glaubte, mit ihnen ebenso leicht und summarisch aufräumen zu können, wie es ihm mit dem Directorium geglückt war. Er vergass dabei, dass er die bisherigen Erfolge wesentlich dem Umstande verdankte, dass er im Einklang mit der Volksvertretung zu handeln schien. Die Hinterlist, mit der er dem Rathe der Alten das Dekret von gestern abgewonnen hatte, trug ihre gefährlichen Folgen: die Abgeordneten, welche die Einladung zu der schicksalsvollen Sitzung so spät erhalten hatten, dass sie derselben nicht mehr hatten beiwohnen können, schlugen Lärm. Unter

Denen, die gestern ihre Zustimmung gegeben hatten, waren Viele, die sich jetzt erst bewusst wurden, wozu ihr Votum missbraucht werden sollte. So kam es, dass die Vorschläge Bonaparte's, welche darauf ausgingen, ihn und wenige Andere mit der Rettung des Staatswesens zu beauftragen, von der Mehrheit verworfen wurden. Der Rath beschloss vielmehr, sich vor Allem davon zu überzeugen, dass das Directorium in St Cloud auf seinem Posten sei. Als hierauf der Secretair desselben die Nachricht brachte, dass vier der Directoren ihr Amt niedergelegt hätten und der fünfte, auf Befehl des Generals, gefangen gehalten werde, dass demnach das Directorium gar nicht mehr bestehe, brach ein wahrer Sturm der Entrüstung los. Gleich darauf erschien Bonaparte selbst, umgeben von mehreren Generalen. „Volksvertreter!" rief er, obgleich man ihm die Bestürzung nur zu deutlich ansah, mit gewohnter Dreistigkeit, „Ihr befindet Euch nicht in gewöhnlichen Umständen; Ihr steht auf einem Vulkane. . . Verstattet mir, mit der Aufrichtigkeit eines Soldaten, eines für das Wohl seines Vaterlandes begeisterten Bürgers zu reden; haltet Euer Urtheil, bitte, zurück, bis Ihr mich zu Ende gehört habt! Ich befand mich ruhig in Paris, als ich Euer Dekret erhielt, das mich von der Gefahr unterrichtete, in welcher Ihr, in welcher die Republik schwebe. Sofort rief ich, fand ich meine Waffenbrüder, und wir kamen, um Euch unsere Unterstützung anzubieten; wir stellten Euch die Arme der Nation zur Verfügung, dieweil Ihr das Haupt derselben seid! . . Man spricht von einem neuen Cäsar, von einem neuen Cromwell! . . Volksvertreter! — hätte ich die Freiheit meines Vaterlandes unterdrücken, hätte ich die höchste Gewalt an mich reissen wollen, mehr als ein Mal bin ich — unter günstigen Umständen — aufgefordert worden, es zu thun! . . Nach unseren Siegen in Italien war ich von der Nation, von meinen Kameraden dazu aufgefordert worden! . ." Indem er in diesem Tone fortfuhr und immer wieder von

Freiheit und Gleichheit redete, ohne die bestehende Verfassung zu erwähnen, rief ihm ein Abgeordneter zu, dass er diese vergessen. „Die Verfassung!“ schrie er zur Antwort, „Ihr habt sie verletzt am 18. Fructidor, verletzt am 22. Floreal, verletzt am 30. Prairial. Die Verfassung! alle Parteien rufen sie an und alle haben sie verletzt. Sie kann Euch keine Zuflucht mehr bieten, denn Niemand achtet sie mehr. — Volksvertreter! seht nicht in mir einen nichtswürdigen Ränkeschmied, der sich eine heuchlerische Maske vorhängt, ich habe hinreichende Proben meiner Ergebenheit für die Republik gegeben, ich brauche keine Verstellung. . . Ich erkläre hiermit“, schloss er seine Rechtfertigung, „dass ich, sobald die Gefahren, die mir ausserordentliche Gewalten übertragen liessen, vorüber sind, diese Gewalt niederlegen werde. Ich will Nichts sein als der Arm jener Magistratur, die von Euch ernannt werden soll.“

Diese Betheurungen machten einen solchen Eindruck, dass die Versammlung den Druck der Rede beschloss. Er selbst fühlte jedoch so sehr das Unwahre und Ungenügende derselben, dass er Denjenigen, die über die angebliche Verschwörung, welche seine Dictatur rechtfertigen sollte, nähere Auskunft wünschten, die Antwort nicht schuldig zu bleiben wagte. „Wenn ich Alles sagen, wenn ich die Männer nennen soll,“ rief er ihnen zu, „so will ich es thun. Ich erkläre, dass die Directoren Barras und Moulins mir vorgeschlagen haben, mich an die Spitze einer Partei zu stellen, die darauf ausgeht, alle Anhänger liberaler Ideen zu stürzen.“ Diese verleumderischen Insinuationen waren sehr ungeschickt: sie dienten nur dazu, die Neugier zu reizen und sein Lügengewebe bedenklich durchsichtig zu machen. Der Unmuth der Versammlung wurde so gross, dass ihm schliesslich Nichts übrig blieb, als sich auf seine Waffengewalt zu berufen. Er sprach noch immer, als gelte es den Rath der Alten gegen die

Schreckensmänner zu schützen, allein der wahre Sinn blieb stets: seht meine Waffen! wehe Demjenigen, der ihnen widersteht! „Ich zähle auf Euren Muth", wandte er sich gegen seine militärische Begleitung und die im Hintergrunde, vor dem Saaleingang, befindlichen Soldaten, „Ich zähle auf Euren Muth, Ihr meine wackeren Kameraden, in deren Augen man mich als einen Feind der Freiheit hinstellen möchte: auf Euch, Ihr Grenadiere, deren Kappen ich sehe; auf Euch, Ihr tapferen Krieger, deren Bayonnette ich erblicke, die ich so oft siegreich gegen den Feind gewendet habe, mit denen ich die Könige gedemüthigt und Freistaaten errichtet habe. Sollte ein vom Auslande besoldeter Redner es wagen, Euren General in die Acht zu erklären, dass ihn der Blitz des Krieges augenblicklich niederschmettre! Bedenkt, dass ich einherschreite, begleitet vom Gotte des Krieges und von demjenigen des Glückes!" Damit verliess er den Saal und trat vor die draussen aufgestellten Truppen, die ihn mit lautem Jubel begrüssten.

Wenn schon der Rath der Alten, dessen Mehrheit ihm gestern so blindlings zu Willen gewesen war, sich nicht länger von ihm missbrauchen lassen wollte, wieviel weniger war derjenige der Fünfhundert dazu geneigt, der über das Geschehene, das ihn schwer beeinträchtigte, Rechenschaft zu fordern hatte! Die Stimmung war eine solche, dass er in der That jeden Augenblick die Achtserklärung erwarten musste. Er beschloss, auch hier derselben mittels Drohungen zuvorzukommen. Die Abgeordneten waren eben dabei, Mann für Mann den Eid auf die Verfassung zu leisten, als er plötzlich, von Grenadieren umringt, in den Saal trat. Bei diesem Anblick entstand ein wilder Aufruhr. Die Volksvertreter erhoben sich von ihren Sitzen und stürzten auf den Verwegenen ein. „Nieder mit dem Tyrannen!" — „Es lebe die Republik!" „Es lebe die Verfassung!" „In die Acht mit dem Dictator!" tönte es

wirr durcheinander. „Ist's darum, dass Du gesiegt hast?!“ rief ihn Destrem an. Bonaparte verlor Angesichts dieses Tumultes alle Fassung. Seine Waffengefährten bahnten sich gewaltsam einen Weg durch die Menge und rissen ihn heraus. Bleich und verwirrt trat er in's Freie. Es war zweifelhaft, ob die Truppen unter solchen Umständen ihm noch folgen würden. Schon vor dieser Katastrophe hatte sein Adjutant Lavalette, als er die Vorgänge im Rathe der Fünfhundert meldete, die Generale mit langen, betroffenen Gesichtern stehen sehen. Bonaparte war, als er sich entschlossen hatte, vor den gesetzgebenden Räthen zu erscheinen, unter sie getreten, indem er die Thüren des Gemaches, in welchem sie warteten, plötzlich aufreissen liess, mit der Reitgerte auf die Diele schlug, laut ausrief: „Man muss der Sache ein Ende machen!“ und davonstürzte. Er hatte gehofft, durch dieses dreiste Auftreten zugleich das Militair mit fortzureissen und die Volksvertretung einzuschüchtern. Letzteres war nun vollkommen missglückt. Er selbst schien rathlos. Seine Offiziere boten zagend das Erdenkliche auf, um die Truppen zu electrisiren. Der alte Serrurier, der eine Division unter ihm in Italien befehligt hatte, schritt die Reihen auf und ab, indem er immer wieder vor sich hersprach: „Sie haben Euren General ermorden wollen! Nur ruhig!“ Unterdessen dauerte der Tumult im Abgeordneten-Saale fort. Immer stürmischer und einstimmiger verlangte man vom Präsidenten, dem Bruder des Generals, die Achtserklärung. Lucian wusste sich schliesslich nicht anders zu helfen, als indem er die Abzeichen seiner Würde niederlegte und seinen Sitz verliess. In diesem Augenblick drangen abermals Grenadiere ein, die ihn in ihre Mitte nahmen und hinaus geleiteten. Napoleon hatte sie geschickt. Lucian trat sofort als Präsident vor die Truppen und forderte dieselben auf, ihn und die Mehrheit der Volksvertretung zu schützen gegen eine Minderheit von Briganten, die

sich mit Dolchen bewaffnet hätten und von den Engländern besoldet würden. Diese befänden sich im offenen Aufstande gegen den Rath der Alten und hätten es gewagt, den General, der im Auftrage desselben handle, in die Acht zu erklären. Als Volksvertreter seien nur Diejenigen zu achten, die sich um ihn schaarten, die Anderen seien nicht Vertreter des Volkes, sondern der Dolche! Die Soldaten riefen zwar: „Es lebe Bonaparte!“ aber sie rührten sich nicht vom Platze. Da schwang Lucian seinen Degen, richtete ihn gegen die Brust seines Bruders und rief: „Ich schwöre, dass ich meinen eigenen Bruder niederstossen werde, falls er jemals die Freiheit der Franzosen gefährdet!“ Dieser Theatercoup entschied. „Soll man in den Saal eindringen?“ fragte Murat. „Ja!“ antwortete Bonaparte. Und die Grenadiere rückten vor. Sobald die Abgeordneten die Bayonnette wirklich gegen sich gerichtet sahen, stürzten sie Hals über Kopf zu Thüren und Fenstern zum Saal hinaus. Damit war der Widerstand der Volksvertretung gebrochen. Lucian suchte gegen Abend eine geringe Anzahl der Flüchtigen zusammen, die ihm blindlings ergeben waren und die nun als gesetzgebender Körper figurirten, um die erforderlichen Dekrete zu erlassen. Es waren ihrer im Ganzen 25—30 Abgeordnete. Lucian leitete die Komödie ein mit einer langen Rede, die keinen anderen Zweck hatte, als die Zeit auszufüllen bis Boulay de la Meurthe die geplante Vorlage fertig hatte. Die Motivirung der letzteren, die endlich um 11 Uhr Nachts eingebracht wurde, bestand in einer Expectoration gegen das Directorium und die Verfassung des Jahres III, welche nur Anarchie im Innern und endlose Kriege mit dem Auslande herbeigeführt hätten. Boulay folgerte daraus, dass das ganze System ein verkehrtes sein müsse. Der Hauptübelstand bestehe darin, dass die höchsten Gewalten nicht richtig gesondert und gegliedert seien: Gesetzgebung und Verwaltung müssten weit schärfer

getrennt werden, die Vollziehungsgewalt der Volksvertretung gegenüber grössere Unabhängigkeit besitzen. Nach dieser Einleitung, die sehr geschickt darauf berechnet war, den Staatsstreich in den Augen aller auf eine dauernde Ordnung im Staate Zielenden zu rechtfertigen, folgten die Bestimmungen, welche der Dictatur Bonaparte's, die er mit dem Schwerte in der Hand an sich gerissen hatte, ein legales Gewand geben sollten. Das Directorium, ward demgemäss dekretirt, besteht nicht mehr. An dessen Stelle tritt eine provisorische Commission, bestehend aus den drei Consuln Sièyes, Roger Ducos und dem General Bonaparte. Ihnen liegt ob, die gesammte Verwaltung, in allen Theilen, zu reorganisiren, auf Ruhe im Inlande und einen dauernden und ehrenhaften Frieden mit dem Auslande hinzuarbeiten. Die gesetzgebende Körperschaft vertagt sich bis zum 20. Februar 1800. Doch ernennt sie, vordem sie auseinandergeht, eine Commission von je 25 Mitgliedern aus jedem der beiden Räthe. Diese werden über die ihnen von den Consuln vorgelegten Erlasse abstimmen und zwar so, dass der Commission des Rathes der Fünfhundert die Initiative, derjenigen des Rathes der Alten die Bestätigung zusteht. Desgleichen werden dieselben, in derselben Weise, über die Aenderung der Verfassung beschliessen. Letztere muss jedoch die Souverainität des französischen Volkes, die eine und untheilbare Republik, das Repräsentativ-System, die Theilung der Gewalten, Freiheit, Gleichheit und Sicherheit des Besitzes verbürgen. Endlich sollen dieselben einen neuen Civilcodex vorbereiten. Kurz, die Bonaparte und Genossen blindlings ergebenen Abgeordneten sollten dazu dienen, den Schein aufrecht zu halten, als handle er im Einklang mit eben jener Volksvertretung, die er mit Bayonnetten auseinander gesprengt hatte! Um die Illusion vollständig zu machen, wurde von den versammelten

Handlangern, Namens der gesetzgebenden Körperschaft, verkündet, dass er sich durch sein Benehmen in St Cloud um das Vaterland wohlverdient gemacht habe. Diejenigen Abgeordneten, die ihm entgegengetreten waren, wurden demgemäss zu Hochverräthern gestempelt; 62 der Entschlossensten unter ihnen wurden ihres Mandates verlustig erklärt. Um die Uebrigen willfährig zu machen und an seine Sache zu ketten, wurde ausdrücklich bestimmt, dass dieselben berechtigt, ja sogar verpflichtet seien, irgend ein Staatsamt, ein Ministerportefeuille, eine Gesandtschaft oder sonst einen hohen Posten, mit denen sie die Consuln bedenken würden, anzunehmen, und zwar ohne deswegen ihre Eigenschaft als Volksvertreter zu verlieren [1]). Cynischer konnte man kaum zu Werke gehen: wie allenthalben, wo Bonaparte seine Militairgewalt begründet hatte, wurden die Institutionen, welche mit so unermesslichen Opfern an Gut und Blut durch die Revolution gezeitigt worden waren, um so weit als möglich den Gesammtwillen und damit das Gemeinwohl aller Staatsangehörigen zur Geltung zu bringen, zu einem lügnerischen Wortgepränge, das nur dazu diente, die Selbstsucht des Alleinherrschers und seiner Diener zu bemänteln, das unterjochte Volk zu bethören und zu betrügen.

Genau nach demselben System wurde die neue Verfassung vereinbart und in's Werk gesetzt. Die Commission, welche über dieselbe zu berathen hatte, war nur dazu da, die Vorschläge der neuen Machthaber entgegen zu nehmen und ihnen durch ihr Votum den Schein der Legalität zu geben. Bonaparte selbst, der überdies mit den laufenden Regierungs-

---

1) Article III. „Ils peuvent, sans perdre leur qualité de représentants du peuple, être employés comme ministres, agents diplomatiques, délégués de la commission consulaire exécutive, et dans toutes les autres fonctions civiles. Ils sont même invités, au nom du bien public, à les accepter."

angelegenheiten genug zu thun hatte, liess zunächst den Abbé Sièyes seinen Plan entwickeln. Dieser Plan ging im Wesentlichen darauf aus, den Schäden des Repräsentativ-Systems dadurch abzuhelfen, dass zugleich das Wahlrecht des Volkes und die Machtbefugniss der Volksvertretung nach Kräften beschränkt würden. Seine bezüglichen Vorschläge entsprachen so sehr denjenigen, denen Bonaparte im Herbst 1797 von Italien aus in seinem bekannten Schreiben an Talleyrand Ausdruck verliehen hatte [1]), dass man wohl annehmen muss, dass Sièyes dessen Wünschen möglichst zu entsprechen bestrebt gewesen ist. Genau wie Bonaparte bezeichnete auch er als Grundlage seines Staatswesens das Princip der Volkssouverainetät. Dasselbe sollte dadurch zum Ausdruck kommen, dass jeder Bürger ohne Ausnahme das Wahlrecht übte. Nachdem dieser demokratische Grundsatz solcherweise sanctionirt worden, sollte die Staatsmaschinerie darauf angelegt sein, die Consequenzen desselben nach Kräften abzuschwächen. Das Volk wählte jeden zehnten Mann nicht zum Beamten oder Vertreter, sondern zum Candidaten für ein communales Amt. Diese Candidaten oder Notabeln wählten hierauf ihrerseits unter sich abermals den zehnten Mann als Candidaten für ein departementales Amt. Diese endlich bezeichneten den zehnten Mann unter sich zum Candidaten für den gesetzgebenden Körper und die höchsten Staatsämter. Die endgültige Anstellung oder Ernennung stand bei der Regierung und dem Senat, aus welchem, nach Sièyes, sowohl die Volksvertretung als auch das Staatsoberhaupt hervorgehen sollte. Die gesetzgebende Körperschaft, deren Machtbefugniss bedeutend eingeschränkt werden sollte, wurde in vier Theile getheilt: in den Staatsrath, der von dem Staatsoberhaupte willkürlich zusammengesetzt wurde und der allein die Ini-

1) S. p. 203 dieses Werkes.

tiative hatte; in das Tribunat, wo jedes Mal nur drei Redner über die vom Staatsrath gemachte Vorlage sprechen durften und gar nicht abgestimmt wurde; in das Corps legislatif, wo gar nicht geredet, sondern nur stillschweigend abgestimmt werden sollte, und in den Senat, der — ebenfalls stillschweigend — die oberste Controle hatte. Die Sitzungen dieser verschiedenen Körperschaften sollten, mit Ausnahme derjenigen des Senates, bei verschlossenen Thüren abgehalten werden, die Verhandlungen nur soweit in die Oeffentlichkeit gelangen, als es die Regierung für angemessen erachtete. Kurz, Sièyes brachte solcherweise eine Volksvertretung zu Wege, genau wie Bonaparte sich dieselbe gewünscht hatte: „ohne Augen, ohne Ohren, ohne Macht."

Dem Abbé lag nur deswegen an einer solchen Beschränkung und Verstümmelung der Volksvertretung weil er den Kollisionen zwischen den obersten Gewalten im Staate, die immer wieder zu Katastrophen geführt hatten, für die Zukunft vorzubeugen suchte. Er wollte zu diesem Behufe die gesetzgebenden und vollziehenden Gewalten noch sorgfältiger, als es in der Verfassung des Jahres III geschehen war, theilen und gegen einander abwägen. In seiner Vorstellung musste daher auch die Vollziehungsgewalt entsprechend biegsam gestaltet werden. Dieses hoffte er zu erreichen, indem jener Senat, welcher die Volksvertreter wählte, auch das Staatsoberhaupt ernannte und jederzeit wieder cassiren konnte. Der auf diese Weise gewählte Grosswahlherr sollte zwar die höchsten Beamten, insbesondere die beiden Consuln, die den Civil- und Militairangelegenheiten vorzustehen hatten, nach Gutdünken einsetzen und entlassen können, selbst jedoch nicht sowohl regieren als nur repräsentiren. Hier war der Punkt, wo der Entwurf des Abbé's mit den Absichten Bonaparte's vollkommen auseinanderging. Bonaparte wollte eine Volksvertretung „ohne Ohren, ohne

Augen und ohne Ansehen", nur damit die Regierung durch dieselbe in keiner Weise behindert werde; die Regierung aber dachte er sich in Einer Hand, zu einem einzigen Willen concentrirt, der natürlich nur der seine sein konnte. Sobald die Verfassungscommission bei den bezüglichen Vorschlägen des Abbé's angelangt war, erklärte er daher kurz und bündig, dass man in dieser Weise, die nur Schattenbilder erzeuge, nicht fortfahren könne. „Wer wird sich zu einem solchen Mastschwein von Grosswahlherrn hergeben?" spottete er dreist und von dem machtlosen Staatsoberhaupte, das jeden Augenblick von dem Senat „absorbirt" werden konnte, war nicht mehr die Rede. An dessen Stelle sollte ein erster Consul als vollgültiger Regent treten.

Bonaparte konnte so zuversichtlich gegen Sièyes und seinen Entwurf auftreten, weil die Republikaner, welche die Verfassung des Jahres III entworfen hatten, zwar deren Mängel jetzt klar erkannten, allein deswegen doch keineswegs mit Sièyes darin übereinstimmten, dass das ganze Repräsentativ-System illusorisch gemacht werden müsse. Unter ihnen befand sich Daunou selbst, der die Verfassungsurkunde formulirt hatte. Er war mit Bonaparte damit einverstanden, dass die Vollziehungsgewalt fester und dauerhafter gestaltet werden müsse, als es Sièyes plante. Bonaparte, dem sehr daran lag, seine Verfassung unter die Aegide des Namens eines so allgemein geachteten Mannes zu stellen, übertrug ihm in Folge dessen, einen neuen Entwurf auszuarbeiten. Daunou unterzog sich zwar der schwierigen Aufgabe, allein da eine stärkere Regierung in seiner Vorstellung eine ungelähmte Volksvertretung zur Voraussetzung hatte, so suchte er zugleich die dieser auferlegten Beschränkungen zu beseitigen. Dieses passte Bonaparte so wenig, dass er auch Daunou's Entwurf bei Seite legte und sich schliesslich nicht anders zu helfen wusste, als indem er einem der ihm blind er-

gebenen Mitglieder der Commission aufgab, die Urkunde genau so auszuarbeiten, wie er sie wünschte. Die Volksvertretung sollte so bleiben, wie sie Sièyes gestaltet hatte, als Staatsoberhaupt jedoch ein erster Consul figuriren. Diesem ersten Consul stand es zu: die Gesetze in Vollzug zu bringen; die Mitglieder des Staatsraths, die Minister, die Botschafter und anderen auswärtigen Vertreter, die Offiziere zu Land und zu Meer, die Mitglieder der localen Verwaltung sowie die Regierungs-Commissare bei den Gerichten nach Gutdünken ein- und abzusetzen; desgleichen die Criminal- und Civil-Richter, mit Ausnahme der Cassations- und Friedensrichter, zu ernennen, jedoch ohne sie wieder abberufen zu können. — In allen diesen Angelegenheiten sollte er und er allein handeln, in den anderen hatten seine beiden Collegen berathende Stimme. Ueberdies war durch einen vieldeutigen Paragraphen der Regierung, i. e. dem ersten Consul, die Möglichkeit gegeben, jede beliebige Verordnung dadurch zu legalisiren, dass sie als Verwaltungsmaassregel bezeichnet wurde. Zur Verwaltung, und mithin zur Befugniss des ersten Consuls, gehörte auch die Ernennung der Präfecten, Unter-Präfecten und Bürgermeister, welche seinen Willen so unbedingt zu vollstrecken hatten wie irgend ein militärischer Untergebener. Die ihnen zur Seite stehenden berathenden Körperschaften waren ebenfalls so abhängig von ihm und so ohnmächtig, dass sie nur Befehle entgegen zu nehmen hatten.

Die so gestaltete Verfassungsurkunde, für die Bonaparte nicht einmal die Zustimmung der von ihm eingesetzten Commission erlangen konnte, durfte selbstverständlich nicht der Berathung durch die gesetzgebenden Körperschaften im Plenum ausgesetzt werden. Diese sollten bekanntlich erst am 20. Februar zusammentreten und schon am 25. December trat die neue Verfassung in Wirksamkeit. Das Votum des Volkes über dieselbe erfolgte erst sechs Wochen später. Dass die

ungeheure Mehrheit der Bürger sie guthiess, kann nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, dass Jeder nur Nein oder Ja zu sagen hatte: wenn sie verworfen wurde, wo waren die Organe etwas Anderes an ihre Stelle zu setzen? Ueberdies musste Jeder mit seinem Namen für sein Votum einstehen: wer nicht zustimmte, war verdächtig und konnte in keinem Falle auf Anstellung hoffen. Die Gefahren, in denen das Vaterland in Folge des Krieges noch schwebte, waren auch noch so grosse, dass selbst eine unverholene Dictatur gerechtfertigt erscheinen konnte.

Nicht weniger willkürlich als in der Frage wegen der Form der Verfassung verfuhr Bonaparte bei Besetzung der durch dieselbe geschaffenen neuen Aemter. Die Stelle des ersten Consuls, wie er sie für sich geschaffen hatte, konnte ihm natürlich Niemand streitig machen: er nahm sie einfach ein. Seine beiden Collegen sollten von der Verfassungs-Commission erwählt werden; schon waren die Stimmzettel gesammelt; unter den Candidaten hatte Daunou die grösste Aussicht; einen so selbständigen Charakter und überzeugungsstarken Republikaner konnte Bonaparte jedoch nicht brauchen; um dessen Wahl zu hintertreiben, warf er daher dreist die Stimmzettel in's Kaminfeuer; Sièyes, erklärte er, habe die geeigneten beiden Männer: Cambacérès und Lebrun, bereits bezeichnet. Niemand wagte zu widersprechen und so waren diese beiden willfährigen Werkzeuge ernannt. Sièyes selbst wurde Präsident des Senates. Bonaparte hatte denselben schliesslich vollkommen entwaffnet, indem er ihm die geheime Kasse des Directoriums preisgab und ihm überdies ein schönes Landgut als Nationalbelohnung zuweisen liess. Der geldgierige Egoist verfiel in Folge dessen alsbald der allgemeinen Verachtung. Zur Zeit benutzte er ihn noch, um den Senat mit ergebenen Geschöpfen zu besetzen. Namentlich sollten auch möglichst viele Militairs in demselben Sitz und

Stimme haben [1]). Die Mitglieder der beiden anderen gesetzgebenden Körperschaften, des Tribunats und des Corps législatif, wurden ebenfalls, ohne die geringste Rücksichtnahme auf die neue Verfassung und des darin festgesetzten Wahlmodus, von Bonaparte und seinen Helfershelfern ernannt, so dass sie vollständig von seiner Gunst und Gnade abhingen. Er konnte um so sicherer auf ihre Ergebenheit rechnen, als ein jedes Mitglied des Senates 25,000, des Tribunats 20,000 und des Corps législatif 15,000 Franken jährlich bezog. Die ungeheure Zahl von reich dotirten Aemtern, die alle frisch zu vergeben waren, trug nicht wenig dazu bei, Bonaparte's Regiment willkommen zu machen. Der Andrang von Bewerbern war um so grösser, als er zwischen den Anhängern der verschiedenen Parteien wenig unterschied: wer zu seiner Fahne halten, sich von ihm anstellen lassen wollte, war ihm willkommen. Der ehemalige Royalist Talleyrand ward wieder Minister des Auswärtigen, der ehemalige Jacobiner Fouché Polizeiminister, der Eine sollte, wie er sich ausdrückte, seine rechte, der Andere seine linke Flanke decken, d. h. Jeder, der gleich diesen beiden Glücksrittern der Revolution die Sache des bourbonischen Königthums oder der Republik gegen seine Herrschaft vertauschen wollte, war geborgen.

Die adligen Emigranten durften heimkehren, allein nur einzeln und wenn sie bei dem ersten Consul um Gnade einkamen, so dass ihr Schicksal gänzlich in seiner Hand lag. Unter dieser Bedingung waren sie ihm höchst willkommen: Nichts befriedigte ihn mehr, als wenn Einer aus den ältesten und angesehensten Geschlechtern sich in seinen Dienst begab, es war das einfachste und sicherste Mittel, den Anhang der Bourbonen zu lichten. In ähnlicher Weise verfuhr er mit den am 18. Fructidor Verbannten. Die meisten von ihnen

1) S. sein bezügliches Schreiben an Sièyes v. 24. Dec. 99.

durften aus der Verbannung zurückkehren. Unter ihnen auch Carnot. Dieser war, als die französischen Heere in die Schweiz eindrangen, nach Süddeutschland, in ein schwäbisches Dorf geflüchtet. Der offizielle, von Bailleul abgefasste Bericht über den Gewaltstreich, der ihn gestürzt hatte, hatte ihn dermaassen empört, dass er eine wahrhaft vernichtende Erwiederung aufsetzte und im Druck erscheinen liess. Die Flugschrift, deren Verfasser bald genug errathen wurde, machte ein ungeheures Aufsehen [1]). Dieselbe trug nicht wenig dazu bei, Barras und Genossen zu discreditiren und so den Sturz des Directoriums vorzubereiten. Carnot hatte solcherweise Bonaparte einen um so grösseren Dienst geleistet, als er den General selbst nur mit der grössten Hochschätzung nannte und von jeder Gemeinschaft mit den Triumviren, denen er den Ruin des Vaterlandes und den Untergang der Republik Schuld gab, freisprach. Kurze Zeit darauf hatte auch sein Bruder (Carnot-Feullins) eine Schrift veröffentlicht, in welcher derselbe den trostlosen Zustand Frankreichs darlegte und seine letzte Hoffnung in die Rückkehr von Bonaparte oder Carnot setzte, welche die Einzigen seien, die noch zu retten vermöchten [2]). Bonaparte ersah daraus, dass er von Carnot nicht durchschaut worden war. Er liess ihn nicht nur heimkehren, sondern übertrug ihm, im Frühjahr 1800, das Kriegsministerium. Carnot, der mit einem Robespierre im Wohlfahrtsausschuss und einem Barras im Directorium unverdrossen mitgearbeitet hatte, sah nur die Gefahr des Vaterlandes und zögerte keinen Augenblick, jenes National-

1) Dass Carnot wirklich der Verfasser der Réponse à Bailleul sei, konnte der englische Agent Talbot, der ihn in Augsburg auffand und sprach, als durch ihn selbst bezeugt, bestätigen. Derselbe berichtete am 20. Januar 1799 von Augsburg aus an seine Regierung nach London: „His (i. e. Carnot's) language is a second edition of his book which he avows." Record Office.

2) Histoire du Directoire constitutionnel, comparée à celle du gouvernement qui lui a succédé jusqu'au 30 Prairial an 7. Paris An VIII.

heer, das er in's Leben gerufen hatte, und das nun zum zweiten Male in Folge seiner Amtsentsetzung zu Grunde gerichtet worden war, zum dritten Mal zu reorganisiren. Nicht weniger glücklich war Bonaparte mit den anderen, ihm bisher widerstrebenden militairischen Capacitäten: Augereau war, wie wir uns erinnern, bereits am 18. Brumaire unter seine Fahnen zurückgekehrt; Jourdan verstand er wenige Tage später durch geschicktes Entgegenkommen zu gewinnen[1]); selbst Bernadotte liess sich, als ihm die Bekämpfung der Royalisten im Inlande übertragen wurde, nicht lange bitten; alle Drei haben von ihm den Marschallsstab entgegen genommen.

Durch Nichts unterschied sich Bonaparte's Regiment mehr von den vorangegangenen Regierungen der Revolutionszeit, als durch die Haltung, die er gleich Anfangs der katholischen Hierarchie gegenüber einnahm. Für den Papst, der auf französischem Boden, als Gefangener, unbeachtet gestorben war, wurde nachträglich auf seinen Befehl hin eine dem alten Herkommen entsprechende Todtenfeier veranstaltet. Von einer Verfolgung der Priester war keine Rede mehr. Der Gottesdienst am Sonntage, gegen den die für den neuen Kalender eingenommenen Machthaber immer wieder vergeblich angekämpft hatten, wurde nicht weiter behindert. Bereits im Juni 1800, nachdem er glücklich wieder in Mailand eingezogen war, liess er über seine Absicht, die katholische Kirche, in soweit sie sich mit seiner Herrschaft vertrug, wieder herzustellen, keinen Zweifel. Er liess in der Kathedrale zu Mailand ein Te Deum anstimmen „für die glückliche Befreiung Italiens von den Ketzern und Ungläubigen", wie er selbst dem Heere meldete[2]), und wohnte demselben auch bei. Zu-

1) S. seinen Brief an denselben v. 24. Nov. 99.

2) Bulletin de l'armée d'Italie v. 4. Juni 1800. „Le Te Deum a été chanté à la métropole de Milan pour l'heureuse délivrance de l'Italie des [illegible]es et des infidèles."

gleich versammelte er die Priester der Stadt, um öffentlich die Erklärung abzugeben, dass er fest entschlossen sei, die römisch-katholische Religion allezeit und mit allen Mitteln wieder herzustellen und zu vertheidigen. Dieselbe sei die einzige, welche eine geordnete, glückliche Gesellschaft und eine gute Regierung verbürge. Er sei Philosoph und doch ein aufrichtiger Katholik, denn er sei überzeugt, dass der Mensch ohne Religion im Finstern tappe und dass die römisch-katholische demselben über das Woher und Wohin seines Daseins unter allen bestehenden Religionen den lichtvollsten und unfehlbarsten Aufschluss gebe. Er versprach, die Aussöhnung und Verständigung mit dem von den vorangegangenen französischen Machthabern misshandelten Papste baldmöglichst zu bewerkstelligen. Diese Demonstrationen und Betheurungen in dem Munde Desjenigen, der auch die Grundsätze des Korans als die „einzig wahren" bezeichnet und sich den Mahomedanern gegenüber gerühmt hatte, eben diese katholische Kirche, die er den Katholiken als das Schätzenswertheste pries, besiegt, das christliche Kreuz niedergeschlagen zu haben, konnten nur den Zweck haben, seine Herrschaft mit Hülfe der Priester und des von denselben fanatisirten Volkes zu festigen. Dass er die ungeheure Mehrheit der von ihm beherrschten Franzosen, Italiener und Deutschen bei der Wiederherstellung der römisch-katholischen Hierarchie auf seiner Seite haben werde, war trotzdem gewiss. Sein herrschgieriger Blick schweifte noch weiter: gelang es ihm, sich das Papstthum dienstbar zu machen, so war das die sicherste Handhabe zur Unterwerfung all der demselben huldigenden Völkerschaften. Indess war die Idee der Selbstbestimmung und Toleranz in religiösen Dingen in Folge der Revolution zu tief in das Bewusstsein der Franzosen gedrungen, als dass er nicht mit grosser Behutsamkeit hätte vorgehen müssen: bevor er das

Concordat abschliessen und die Staatskirche wieder herstellen konnte, musste er seinen Thron so weit gefestigt haben, dass er bereits nach der Kaiserkrone Karls des Grossen zu greifen wagte.

Eine solche, allen Grundsätzen der Revolution hohnsprechende Herrschaft konnte in dem dermaligen Frankreich nur Derjenige begründen und behaupten, von dem allgemein erwartet wurde, dass er im Stande sein werde, dem nun schon bald ein Jahrzehnt fortdauernden europäischen Kriege ein glorreiches Ende zu bereiten, Frankreich mit dem Frieden zugleich jene Weltstellung zu erringen, die es in Folge der glänzenden Siege der republikanischen Waffen auf dem europäischen Festlande bereits einzunehmen gewohnt war. An jenem 25. December 1799, an welchem Bonaparte die neue Verfassung und damit den Antritt seiner Herrschaft verkündete, hatte er denn auch zwei Schreiben veröffentlicht: eines an den König von England und eines an den Kaiser von Deutschland, in denen er ihnen meldete, dass ihn die französische Nation zu ihrem ersten Beamten ernannt habe und dass er als solcher es für seine Pflicht halte, Alles aufzubieten, um den Frieden herbeizuführen. Es war dieses eine treffliche Gelegenheit, wieder ein Mal von seiner Verachtung allen eitlen Kriegsruhms zu declamiren. An eine ernstliche Unterhandlung auf Grund annehmbarer, der Lage der Dinge entsprechender Bedingungen dachte er nicht. Wie sollte er auch jene Riesenschlacht, wie er sie durch die Expedition nach Egypten und Heraufbeschwörung des zweiten Coalitionskrieges nach seiner Rückkehr aus Italien eingeleitet hatte, in diesem kritischen Augenblicke, wo die Oestreicher wieder vor Genua standen und die Engländer mit Hülfe der Russen und der Türken alle von ihm eroberten Positionen im Mittelmeere zu bewältigen drohten, abbrechen, ohne auf seine weltbeherr-

schenden Pläne zu verzichten? Bevor er auch nur einen längeren Waffenstillstand einging, musste er allermindestens jene Stellung wieder erkämpft haben, wie sie die Republik unter dem Directorium zur Zeit des Friedensschlusses von Campoformio eingenommen hatte, sonst konnte sogar das am 18. Brumaire an sich gerissene französische Scepter ihm leicht wieder aus der Hand fallen.

Schluss.

Als Bonaparte im October 1799 nach Frankreich zurückkehrte, war, wie gesagt, die dringendste Gefahr, wie sie der Republik in Folge des unglücklichen Verlaufes des zweiten Coalitionskrieges erwachsen war, bereits abgewendet. Die Siege Massena's in der Schweiz und Brune's in Holland hatten nicht nur die drohende Invasion parirt, sondern der Coalition selbst den Todesstoss versetzt.

Die vier gegen Frankreich verbündeten Grossmächte waren, wie es sich bald genug erwies, nur darin einig gewesen, dass sie ihre Kräfte gemeinschaftlich aufbieten müssten, um jenes von der Revolution emporgetragene Frankreich, das sämmtliche europäischen Staaten umzustürzen und sich auf deren Kosten zu einem Weltreich zu erweitern drohte, niederzuwerfen. Mit Ausnahme der Türkei, die sich zufrieden geben musste, wenn sie Egypten zurück erlangte, hofften sie alle, im Falle des Sieges, ihre Machtstellung nicht nur zu erhalten, sondern zu vergrössern. Hierbei mussten ihre gegenseitigen Interessen nothwendig collidiren. Der ganze Kampf drehte sich recht eigentlich um die vorherrschende Machtstellung im mittelländischen Meere, die Bonaparte nach Bewältigung Italiens durch Eroberung der Ionischen Inseln, Malta's und Egyptens an Frankreich zu bringen unternommen hatte. Durch seinen Plan sollte nicht nur England in seinen indischen Colonien

tödtlich getroffen werden, glückte derselbe, so waren zugleich die Hoffnungen Oestreichs und Russlands auf Entwicklung ihrer maritimen Macht auf dem Mittelmeere vernichtet. Wir wissen, welches Gewicht der leitende Staatsmann in Wien von diesem Gesichtspunkte aus auf die Erwerbung Venedigs gelegt hatte; er empfand Nichts schwerer, als dass Bonaparte ihm den Besitz der meerbeherrschenden Hafenstadt durch Zerstörung des Arsenals, Wegführung der Flotte und Festhalten von den Ionischen Inseln und Ancona's fast werthlos gemacht hatte. Erst seine Vorstellungen über diese gefährliche Machtstellung Frankreichs hatten den Zar Paul für eine Allianz gegen dieses erwärmt. Zu Thugut's Klagen und Mahnungen waren diejenigen Neapels gekommen, für das Paul aus eben demselben Grunde besonders grosse Sympathien zeigte. Die Einnahme Malta's hatte schliesslich den Ausschlag gegeben und ihn zu einem thatkräftigen Eingreifen in den Krieg bestimmt. Er entsandte sein bestes Heer, unter Suworoff, nach Italien, um an der Seite der Oestreicher die Franzosen aus jenen festländischen Stellungen zu verdrängen, welche ihnen die Entfaltung ihrer maritimen Macht zunächst ermöglicht hatten. Seine Absicht ging dabei dahin, die staatlichen Verhältnisse in Italien genau wieder so herzustellen, wie sie vor der Revolution gewesen waren, mithin den Oestreichern zwar den Besitz des Mailändischen und der Secundogenituren in Modena und Toscana zu sichern, aber nicht mehr; die Oestreicher dagegen hofften, nachdem die Franzosen bis auf Genua zurückgeschlagen worden waren, die Oberherrschaft über Italien, nach der sie so lange gestrebt hatten, womöglich in noch ausgedehnterem Maasse zu erhalten, als sie die Franzosen besessen hatten. Hierzu kam die Frage wegen des Besitzes der Ionischen Inseln und Ancona's, welche die Russen, die sie eroberten, gern selbst behalten wollten und damit die Herrschaft auf dem adriatischen

Meere. In Folge dieser widerstreitenden Interessen und Absichten war die Erbitterung zwischen den beiden siegreichen Verbündeten schliesslich dahin gediehen, dass sie ihre Heere zu trennen beschlossen hatten. Suworoff war mit seinen tapferen Schaaren nach der Schweiz aufgebrochen, um von dort aus selbständig in das Innere von Frankreich vorzurücken. Die Oestreicher verliessen jedoch die ihm zugewiesenen Stellungen noch bevor er in dieselben einrücken konnte. Diesen Augenblick hatte Massena benutzt, um die Russen auf's Haupt zu schlagen. Suworoff bezog Winterquartiere in Böhmen, von wo ihn der auf das tiefste beleidigte und gedemüthigte Zar, sobald er erfuhr, dass die Oestreicher seine Flagge in Ancona nicht dulden wollten, heim rief. Damit war das Bündniss zwischen Oestreich und Russland gelöst.

Ganz ähnlich war der Verlauf des Bündnisses zwischen Russland und England. Zar Paul hatte den Engländern zugleich ein Landungsheer zur Verfügung gestellt, welches mit ihnen von Holland aus gegen Paris vorrücken sollte und seine Seemacht im mittelländischen Meere, welche ihnen bei der Eroberung namentlich der Ionischen Inseln und Malta's behülflich sein sollte. In den Niederlanden wollte er, so gut wie auf dem italienischen Festlande, nur die Zustände, wie sie zur Zeit vor der Revolution gewesen waren, wieder herstellen, ohne selbst irgend welche Eroberung zu machen; um so zuversichtlicher rechnete er jedoch darauf, dass er im Mittelmeere reichlich entschädigt werden würde. Genau dasselbe erstrebten die Engländer für sich. Mit der grössten Eifersucht achteten daher diese insbesondere darauf, dass ihnen die Russen bei Besitzergreifung Malta's nicht zuvorkämen. Das Verhältniss der beiderseitigen Streitkräfte im Mittelmeere war um so misslicher, als Nelson auf die Mitwirkung der russischen Flotte, deren Schiffe den Winter-

stürmen so wenig gewachsen waren, dass sie das Meer nicht halten konnten und deren Offiziere ihm äusserst unzuverlässig erschienen, lieber verzichten wollte: er meinte, wenn man ihn von England aus nur nach Kräften unterstütze, auch ohne sie mit den Franzosen fertig zu werden. Diese Absichten und Meinungen mochten noch so verborgen gehalten werden, so wurden sie doch durch die ganze Haltung und Handlungsweise Nelson's hinreichend verrathen, um den nur zu leicht erregbaren Zaren misstrauisch und unwillig zu machen. Vollends als sein Hülfsheer in Holland, das unter englischem Oberbefehl stand, von Brune so geschlagen wurde, dass es wieder eingeschifft werden musste, und die Engländer noch obendrein die Truppen, die er wie seinen Augapfel hütete, schlecht verpflegten, war seine Geduld zu Ende: er witterte allenthalben schnöden Undank, Selbstsucht, Verrath. Von einem Zusammenwirken beider Mächte gegen Frankreich war nicht mehr die Rede.

Unter so bewandten Umständen fiel es Bonaparte nicht schwer, den Zaren nicht nur von der Coalition zu trennen, sondern sogar als Bundesgenossen zu gewinnen. Es genügte hierzu, die von Massena und Brune gemachten Gefangenen, welche, wie er versicherte, die Oestreicher und Engländer gegen eine gleiche Anzahl von Franzosen nicht hatten auswechseln wollen, ihm ohne Gegenleistung, neu bekleidet heim zu schicken und zu versprechen, dass Malta dem Ritterorden, dessen Grossmeister Paul bekanntlich geworden war, wieder überliefert werden würde. Der Zar schlug in die ihm dargebotene Hand um so freudiger und aufrichtiger ein, als er in Bonaparte und seinem absolutistischen Regiment den Bändiger der Revolution, den Regenten nach seinem eigenen tyrannischen Sinne, erkannte. Als ihm dieser den Vorschlag machte, mit ihm und den neutralen Mächten: Preussen, Schweden, Dänemark und Amerika, gegen die Seeherrschaft der

Engländer, welche nach wie vor keine neutrale Flagge als Schutz gegen das, was sie als Kriegscontrebande bezeichneten, anerkennen wollten, Front zu machen, ging er begeistert darauf ein; gar als Bonaparte die Rückgabe Egyptens an die Türkei versprach, war Paul bereit, mit ihm bis nach Indien zu ziehen. So fand er, Dank dem halbwahnsinnigen Zaren, in eben jenem Russland, das er zum Kampfe gegen Frankreich herausgefordert hatte und dessen Heere der Republik zur Zeit der Herrschaft des Directoriums so hart zugesetzt hatten, den erwünschtesten Bundesgenossen zur Verwirklichung zugleich seiner Allein- und seiner Weltherrschaft.

Bonaparte hatte demnach, als er die Kriegführung von Paris aus übernahm, zur See zwar noch gegen die Engländer zu kämpfen, auf dem Festlande jedoch nur gegen die Oestreicher und die ohnmächtigen kleinen Staaten, die in Deutschland und Italien unter ihren Auspicien mitfochten. Die Lage entsprach durchaus derjenigen im Jahre 1796/97; wie damals, so galt es auch jetzt, zugleich in Deutschland gegen die Donau, und in Italien gegen die Etschlinie vorzurücken; das Ineinandergreifen beider Heerestheile war zur Zeit jedoch viel leichter, indem die Franzosen die dazwischenliegende Schweiz beherrschten. Hierauf baute Bonaparte seinen Feldzugsplan. Er beschloss, auch diesmal den entscheidenden Schlag in Italien zu führen. Hier waren nur noch die Alpenpässe und die Riviera in den Händen der Franzosen. Massena, der Genua vertheidigte, erhielt Befehl, die Stadt bis aufs Aeusserste zu halten. Unterdessen wollte Bonaparte mit der s. g. Reserve-Armee, die er bei Dijon versammelte, über den kleinen St Bernhard den Oestreichern unerwartet in den Rücken fallen. Um die Alpenpässe hierzu frei zu halten, stand Moreau mit einem schlagfertigen, überlegenen Heere an der oberen Donau. Das kühne Unternehmen konnte erst im Sommer zur Ausführung kommen. Die Oestreicher liessen jedoch mit

gewohnter Langsamkeit Bonaparte das ganze Frühjahr hindurch Zeit: erst die Royalisten, die sich namentlich in der Vendée und der Normandie abermals erhoben hatten, niederzuwerfen und dann die frei gewordenen Truppen unbemerkt zu jener Reserve-Armee zu verwenden, an deren Existenz sie nicht eher zu glauben vermochten, bevor dieselbe in die Lombardei herabgestiegen war. Der eine Schlachttag bei Marengo genügte, um den Franzosen die Vorherrschaft in Italien wieder zurück zu geben. In Deutschland vermochten die Oestreicher, die immer wieder von den Reichsständen im Stich gelassen wurden, ebenfalls nicht Stand zu halten. Moreau's vernichtender Sieg bei Hohenlinden ward für Deutschland nicht weniger entscheidend als der Tag von Marengo für Italien: auch hier mussten die Oestreicher vor den Franzosen überall zurückweichen.

Im Friedensschlusse zu Lüneville ertrotzte Bonaparte vom Kaiser noch mehr als er zu Campo Formio und später zu Rastatt erlangt hatte: in Italien mussten die Oestreicher nicht nur wieder hinter die Etsch zurück, sondern sie verloren auch noch die Secundogenitur in Toscana und damit den vorherrschenden Einfluss in Mittelitalien; in Deutschland ward der Rheinstrom in aller Form als Grenze anerkannt: alle Festungen und Brückenköpfe auf dem rechten Ufer desselben sollten geschleift bleiben; ausserdem behielt sich Bonaparte vor, bei der Entschädigung der beeinträchtigten weltlichen Stände mittels Säcularisation der geistlichen ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Die cisalpinischen und ligurischen Republiken in Nord-Italien, Helvetien und Batavien sollten zwar den Franzosen gegenüber ihre Unabhängigkeit bewahren, allein Bonaparte kehrte sich an diese Verpflichtung so wenig, als wenn er sie gar nicht eingegangen wäre. Sein gebieterischer Einfluss erstreckte sich auch über Spanien, dessen Königshaus er immer wieder damit köderte, dass er

demselben eine grössere Erwerbung in Italien in Aussicht stellte; zur Zeit erhielt der Infant Toscana als Königreich Etrurien zugewiesen; von einer selbständigen Herrschaft desselben war jedoch so wenig die Rede, dass Bonaparte den jungen Mann nach Paris kommen liess, damit er dort die Regierungskunst in seinem Staatsrathe erlerne! Die Selbständigkeit von Piemont und Neapel ward nur so weit respectirt, als nothwendig schien, ein gutes Verhältniss mit Russland aufrecht zu halten. Auch im Kirchenstaate war Bonaparte's Wille allmächtig. Eine so gebieterische Stellung, wie er sie zwei Jahre nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire behauptete, hatte Frankreich auf dem europäischen Festlande niemals innegehabt. Nach dieser Richtung hatte er die kühnsten Hoffnungen und Erwartungen, die man an sein kriegsmännisches Genie geknüpft hatte, voll erfüllt.

Dieses galt jedoch nur für das europäische Festland, gegen England, das die Herrschaft auf dem Meere behauptete, hatte Bonaparte, trotz des Bündnisses mit Holland, Spanien und den Neutralen, Nichts auszurichten vermocht. Die Kolonialmacht Frankreichs blieb gebrochen. Die wesentlichsten Errungenschaften Bonaparte's im mittelländischen Meere gingen verloren: Malta, welches die Engländer im Besitz hatten, sollte dem morschen Ritterorden wieder überliefert werden, allein erst wenn eine Grossmacht dafür einstand, dass die Veste demselben verbleiben werde; Egypten kam an die Pforte zurück. Letzteres war der härteste Schlag, der Bonaparte überhaupt treffen konnte: er verlor mit dem Posten am Nil den Grundstein, auf dem er sein Weltreich aufbauen wollte. Wie Dieses gekommen, müssen wir noch in der Kürze klarlegen.

Napoleon hat mit gewohnter Selbstüberhebung und Hartnäckigkeit die Schuld an dem Misslingen seines egyptischen Unternehmens theils dem Directorium, das ihn nicht zu unter-

stützen vermocht hatte, theils den Untergebenen zugeschoben, denen er, nach seiner Abreise, die Führung an Ort und Stelle hatte überlassen müssen. Die Wahrheit ist, dass er, indem er den zweiten Coalitionskrieg mit der Wegnahme Malta's und der Eroberung Egyptens inscenirte, Etwas unternommen hatte, zu dessen Durchführung ihm die Kräfte fehlten. Sobald die Türkei, statt mit ihm gegen Russland und Oestreich zu kämpfen, sich mit diesen gegen ihn gewendet hatte, war das verwegene Spiel, wie er es eingeleitet hatte, verloren gewesen. Hierzu kam die Vernichtung der Flotte bei Abukir. Nelson's Macht auf dem Mittelmeere, vor der sich Bonaparte selbst nur durch die Flucht gerettet hatte, war fortan eine solche, dass die Franzosen nicht entfernt gegen dieselbe aufkommen konnten. Das Directorium that das Erdenkliche, um dem Heere am Nil zu Hülfe zu kommen, allein ohne Erfolg. Die drei grossen Flottenstationen, die Bonaparte errichtet hatte: Toulon, Malta, die ionischen Inseln blieben in Fesseln geschlagen; die französische Seemacht im Mittelmeer war dadurch vollständig paralysirt und auch die spanische wurde von den Engländern und Portugiesen unaufhörlich im Schach gehalten. Es gelang zwar, noch vor Bonaparte's Abreise aus Egypten, die in Brest zusammengebrachte Flotte durch die Meerenge von Gibraltar nach Toulon zu schaffen, allein dieselbe musste sich schliesslich glücklich schätzen, dass sie unbehelligt wieder in den atlantischen Ocean gelangte. Wäre Nelson an sie herangekommen, so wäre es derselben schwerlich anders ergangen als derjenigen bei Abukir und später bei Trafalgar. Der bündigste Beweis dafür, dass das Directorium in dieser Beziehung das Mögliche gethan hatte, ist der, dass Bonaparte selbst, nach seiner Rückkehr, trotz all seiner Siege in Italien, auch nachdem sich Oestreich und Russland vom Kriegsschauplatz im Mittelmeere zurückgezogen und letzteres seine Waffen sogar gegen England ge-

wendet hatte, — nicht ein grösseres Kriegsschiff mit Truppen nach Alexandrien hat schaffen können! Das von ihm am Nil zurückgelassene Heer blieb daher ausschliesslich auf dessen eigene Kräfte angewiesen, diese aber waren, zur Zeit als Bonaparte dasselbe verliess, bereits bedenklich zusammengeschmolzen.

Wir erinnern uns, mit wie knapper Noth Egypten selbst, während des syrischen Feldzuges, niedergehalten worden war. Die Mameluken waren zwar zersprengt, aber noch keineswegs endgültig besiegt: weder Murad Bey noch Ibrahim hatte die Waffen gestreckt, beide lebten der Hoffnung, bei dem Anmarsch oder der erneuten Landung eines türkischen Heeres die Oberhand ebenso schnell wieder zu gewinnen, wie sie dieselbe verloren hatten. Die misshandelte Bevölkerung lauerte nur auf die Gelegenheit, sich auf deren Ruf hin gegen die Franzosen zu erheben. Schon das fluchtartige Verschwinden Bonaparte's konnte hinreichen, die drohende Katastrophe herbeizuführen. Das ohnedies auf's Aeusserste gebrachte Heer knirschte vor Entrüstung und Verzweiflung. Es fehlte demselben an Allem: an Kleidung, an Munition, an Geschütz, der Sold war seit sieben Monaten rückständig, in der Kasse kein Heller zu finden [1]). Bonaparte hatte alle irgend vorhandenen Reichthümer bereits eingezogen und dennoch 12 Millionen an Schulden hinterlassen [2]). Die Zahl der Mannschaft war so bedenklich zusammengeschmolzen, dass er bereits an den Sultan von Darfour geschrieben hatte, damit ihm derselbe 2000 schwarze Sklaven verkaufe [3]). Seitdem hatte er in der Schlacht bei Abukir nicht weniger als 1500 Mann eingebüsst, und nun entführte er eine Schaar von 4—500 Auserlesenen, dazu eine Reihe der ausgezeichnetsten Offiziere, darunter

1) S. Kleber an Lanusse, Kairo d. 5. Sept. 99. Payol a. a. O. p. 143.
2) S. Kleber's Bericht an's Directorium v. 26. Sept. 99.
3) S. sein bezügl. Schreiben v. 12. Juli 99.

Berthier, Marmont, Lannes, Murat und Andréossi, denen Desaix und Junot bei nächster Gelegenheit nachfolgen sollten! Was Wunder wenn die Zurückgebliebenen sich unrettbar verloren wähnten? In Alexandrien und Damiette drohte die Besatzung den Türken, als diese freie Rückkehr nach Frankreich versprachen, die Thore zu öffnen. Dass die Macht der Türken — geschweige der Engländer und Russen, ihrer Verbündeten! — weder durch den verhängnissvollen Feldzug nach Syrien, noch durch den Sieg bei Abukir gebrochen war, wusste Niemand besser als Bonaparte selbst. Kurz, der Zustand des Landes und des Heeres war ein solcher, dass er dem General Kleber, den er als Oberbefehlshaber zurückliess, nicht unter die Augen zu treten wagte: der Ahnungslose erhielt seine Instructionen schriftlich, nachdem Bonaparte bereits abgesegelt war. Die Lage des Heeres war eine so verzweifelte, dass dieser nicht umhin gekonnt hatte, Kleber die Räumung des Landes ausdrücklich zu verstatten, falls er bis zum Mai 1800 keine Verstärkung aus Frankreich erhalten und — eine echt Bonaparte'sche Klausel! — 1500 Mann an der Pest verlieren sollte.

Es galt vor Allem, Zeit zu gewinnen. Seine Haupthoffnung setzte Bonaparte daher auf fortgesetzte Unterhandlung mit der Pforte. Der von ihm bei Abukir gefangen genommene türkische Obergeneral musste mit einem Schreiben an den Grossvezier, der bereits mit einem grossen Heere bei Damaskus stand. In diesem Schreiben ging Bonaparte so weit, zu behaupten, dass die Franzosen Egypten niemals in Besitz hätten nehmen wollen. Indess seine abgenutzten Betheurungen und Drohungen wollten auch diesmal nicht verfangen. Der Grossvezier erwiederte in einem hochmüthigen, mit vernichtender Ironie gewürzten Tone. Kleber, der diese Entgegnung empfing, erklärte dem Ueberbringer, dass man auf solche Worte nur mit Kanonen und Bayonnetten antworten

könne; allein man erwiederte ihm, dass der Ton des Briefes nur auf Bonaparte gemünzt sei, der ihn herausgefordert habe; die Pforte wünsche ernstlich ein friedliches Abkommen, welches die alte Bundesgenossenschaft der beiden Mächte wieder herstelle; falls die Franzosen Egypten räumen wollten, so wolle sie dafür Sorge tragen, dass sie glücklich in die Heimath zurück gelangten. Kleber empfing hierauf ein zweites, höfliches Schreiben des Grossveziers, das ihn zufriedenstellte.

Kleber selbst hielt seine Lage für hoffnungslos; er ging daher auf die Unterhandlung, mit der Bonaparte die Entscheidung nur hatte hinhalten wollen, ernstlich ein. Seine Forderung ging zunächst dahin, dass die Türken für die Ueberlassung von Egypten sich in aller Form von den Engländern und Russen lossagen und überdies Frankreich den Besitz der Ionischen Inseln und Malta's verbürgen sollten. Indess, als ihm die Frankfurter Zeitungen bis zum 10. October 1799 zukamen, stimmte er seine Ansprüche bedeutend herab. Italien und die Rheinlinie waren verloren, im Innern hatten die Royalisten wieder zu den Waffen gegriffen, von aussen drohte die Invasion, die Lage Frankreichs und der Republik schien eine schier rettungslose. Jede Aussicht auf Hülfe von dorther schien geschwunden: die vereinigte französisch-spanische Flotte hatte sich von Toulon aus wieder in den atlantischen Ocean geflüchtet und Bonaparte war glücklich gelandet, ohne auch nur davon Meldung geben zu können. Was konnte Kleber unter solchen Umständen Besseres thun, als das ihm anvertraute Heer, welches, wenn der Kampf mit den Türken und ihren Bundesgenossen fortdauerte, selbst in nächster Zeit vernichtet zu werden drohte, dem bedrängten Vaterlande zuführen? Er berief einen Kriegsrath. Alle Anwesenden stimmten mit ihm dafür, dass, wenn nur die Türken und Engländer freie Rückkehr nach Frankreich verbürgten,

die Räumung Egyptens bewilligt werden solle. Auf dieser Grundlage kam der Vertrag zum Abschluss.

Schon hatten die Franzosen begonnen, das Land den einrückenden Türken einzuräumen. Eben sollte die Uebergabe von Kairo selbst erfolgen. Da meldete Sidney Smith, dass der von ihm unterzeichnete Vertrag von seinen Vorgesetzten, Keith und Nelson, verworfen worden sei: kein Franzose sollte vom Nil heimkehren! Kleber, der Angesichts seiner geringen Streitmacht eine Schlacht mit den an 40,000 Mann zählenden Türken nicht wagen zu dürfen gemeint hatte, beschloss sofort, die Entscheidung noch einmal den Waffen anheimzugeben. Das Schreiben des englischen Admirals kam auf die Tagesordnung, darunter standen die wenigen Worte: „Soldaten! — Auf solche Frechheiten antwortet man nur mit Siegen. Bereitet Euch zum Kampfe.“ Tags darauf, am 20. März 1800, waren die ihm bei Heliopolis gegenüber stehenden Schaaren des Grossveziers in wirrer Flucht durch die Wüste nach Syrien begriffen. Kairo, das sich in vollem Aufstande befand, ward glücklich bewältigt. Alles glückte so über Erwarten, dass er sich bald so sicher im Besitze Egyptens fühlte, wie es Bonaparte selbst nicht gewesen war. Namentlich gelang es ihm, durch Ueberlassung von Nord-Egypten, jenen Murad-Bey, den Bonaparte weder mit Gewalt noch mit diplomatischen Künsten zu entwaffnen vermocht hatte, zu seinem „rechten Arme“ zu machen. Derselbe wollte seine Herrschaft lieber mit den Franzosen theilen, als durch die Türken verlieren.

Kleber hat sich seines Triumphes bekanntlich nicht lange erfreuen dürfen: am 14. Juni 1800, an dem Tage der Schlacht bei Marengo, ist er von einem fanatischen Muselmanne in Kairo erdolcht worden. Er gehört zu den glänzendsten und anziehendsten Persönlichkeiten der Revolutionszeit. Schön und männlich wie seine äussere Gestalt, welche geradezu be-

geisternd wirkte, so dass Murad Bey u. A. ihn für den schönsten Christen erklärte, den er gesehen, war auch sein innerstes Wesen. Als geborener Elsässer schien er die besten Eigenschaften zugleich der französischen und der deutschen Nation in sich zu vereinigen. Er war so wahr als edelmüthig und tapfer. Recht im Gegensatz zu Bonaparte legte er den grössten Werth auf ethische Grösse. Er vermochte diesen daher, so sehr er dessen Genie bewunderte und sich von demselben bemeistern liess, doch nicht recht zu achten. Sie standen beständig auf einem gespannten Fusse mit einander. Jene maasslose Selbstsucht und Lügenhaftigkeit, durch die Bonaparte auch seine grössten Leistungen entstellte, reizten Kleber immer wieder zur Opposition. Indem Bonaparte ihn zu seinem Nachfolger im Oberbefehl ernannte, hatte er nicht nur dessen erprobte Tüchtigkeit und ausserordentliche Beliebtheit beim Heere in Erwägung gezogen: es gewährte ihm gewiss auch eine schadenfrohe Genugthuung, die Verantwortung für das weitere Schicksal des egyptischen Heeres demjenigen aufzuladen, der an seinen Anordnungen oft genug zu tadeln gefunden hatte: Kleber mochte nun zeigen, ob er es besser verstehe! Es war dieses auch die bequemste Art, den überzeugungsstarken Republikaner, dem das Gemeinwohl über Alles, also auch über die Person Bonaparte's, ging, unschädlich zu machen: räumte er Egypten bevor er 1500 Mann durch die Pest eingebüsst hatte, so war sein Urtheil gesprochen. Dass Bonaparte den Zustand, in welchem er Heer und Land zurückgelassen, bei seiner Heimkehr in den trügerischsten Farben schildern würde, wusste Niemand sicherer als Kleber. Er säumte daher nicht, einen bezüglichen Bericht an die Regierung aufzusetzen, in welchem er Bonaparte Nichts schenkte. In dem Augenblick, wo sein Adjutant sich mit demselben einschiffen wollte, erhielt derselbe die Nachricht von dem Staatsstreich am 18. Brumaire. Die Re-

gierung war nunmehr Bonaparte selbst. Der Adjutant fragte in seiner Angst bei Kleber an, ob er unter diesen Umständen den Bericht noch überbringen solle. „Wenn der König dieses sähe?!“ lautete die Antwort [1]), „Ist er gerecht, so wird er sagen: es ist nur die Wahrheit. Ist er ungerecht, um so schlimmer — für ihn! ich lache drob.“ — Vollends den Vertrag mit den Türken, wie er ihn zunächst abgeschlossen hatte, wie sollte Bonaparte Selbstverleugnung genug besitzen, um denselben gutzuheissen? Kleber kannte zu sehr die Macht und den Zauber von Bonaparte's Persönlichkeit und den Kleinmuth der Schmeichler, um nicht zu fürchten, dass Diejenigen, die er entsandte, um die wahre Sachlage in Paris bekannt zu geben, die Wahrheit verbergen würden. „Leben sie wohl“, rief er dem General Dugua u. A. zu. „Bedenken Sie, dass die Wahrheit, noch mehr als die Republik, eine und untheilbar ist, sowie dass letztere nur von solchen Männern fest begründet werden kann, welche die erstere zu achten wissen und niemals fürchten.“ Und dem Begleiter desselben, dem mehrfach genannten Poussielgue, der namentlich auch in Finanzsachen zu den vertrautesten Werkzeugen Bonaparte's gehörte: „Die Allmacht von Bonaparte kann die Wahrheit einen Augenblick ersticken; allein früher oder später wird dieselbe durchdringen. *Falsum stare non potest.* Das ist mein Trost. Hätte ich das Gethane noch einmal zu thun, ich thäte es nicht anders. Eine Kolonie einrichten wollen, ohne festgegründete Regierungsgewalt im Heimathlande, ohne Seemacht, ohne Finanzen und mit einem fürchterlichen festländischen Kriege auf den Armen — ist der Gipfelpunkt des Wahnsinns!“ — Als Bonaparte die Nachricht von dem in Frage stehenden Vertrage erhielt, gab er sofort Talleyrand auf, im Moniteur einrücken zu lassen, dass wenn Er Egypten nicht hätte verlassen müssen, es niemals dahin gekommen

1) S. das Schreiben an Dugua v. 28. Febr. 1800. Bei Payol.

wäre. Dass Kleber selbst durch den Sieg bei Heliopolis den Beweis lieferte, dass er den Muth zu früh hatte sinken lassen, macht die niedrige Gesinnung, die Bonaparte ihm gegenüber bekundete, nicht besser. Das gefährdete Unternehmen — darin hat der Ausgang Klebern Recht gegeben — war nicht mehr zu retten. Bonaparte selbst hat es, indem er um des Waffenstillstandes mit England und der Türkei wegen auf Egypten verzichtete, schliesslich einräumen müssen. Er musste sich dazu bequemen, obgleich der Nachfolger Klebers, der General Menou, den vereinten Kräften der Türken und Engländer, die nun auch ihrerseits ein Heer landeten, noch über ein Jahr lang Widerstand geleistet hat.

Bonaparte's Plan, von Egypten aus, die englische Herrschaft in Indien zu stürzen, schien um so unwiderruflicher gescheitert, als jener Tipoo Saïb, auf dessen Mitwirkung er gerechnet hatte, unterdessen endgültig besiegt worden war. Hierzu kam, im Frühjahr 1801, der plötzliche Tod Kaiser Paul's. Von dem russischen Feldzuge nach Indien, für den sich dieser hatte begeistern lassen, war nicht mehr die Rede. Kaiser Alexander reichte England die Hand zum Frieden. Diese unerwartete Wendung war eine Hauptursache, weshalb Bonaparte seine Forderungen zur Zeit herabstimmte und eine Waffenruhe einging.

So hatte der zweite Coalitionskrieg, wie derselbe durch die egyptische Expedition eingeleitet worden war, nur dazu gedient, die Verfassung des Jahres III zu stürzen und Bonaparte's Alleinherrschaft zu begründen, das Machtgebiet Frankreichs war durch den Krieg nicht ausgedehnt, sondern vermindert worden: in Deutschland und Italien zwar war es Bonaparte, nach all den blutigen Wechselfällen eines zweijährigen Riesenkampfes, geglückt, die Stellung, wie sie die Republik im Sommer 1798 eingenommen hatte, wieder in ihrem vollen Umfange zu erkämpfen und zu

festigen, allein die Seemacht Frankreichs, die gebieterische Stellung im mittelländischen Meere, d. h. diejenige Frucht seiner beiden ersten italienischen Feldzüge, der er selbst den höchsten Werth beimaass, war dahin! Der Einfluss der Russen in der Türkei, insbesondere bei den Griechen, den er so wirksam zu verdrängen begonnen hatte, ward in der Folge mächtiger denn je. Die Engländer aber, deren Herrschaft am Ganges durch das Unternehmen gegen Egypten hatte gestürzt werden sollen, hatten Gelegenheit gefunden, durch Besitznahme von Malta, das sie nicht wieder aus den Händen gaben, den Franzosen den Weg an den Nil wahrscheinlich für immer zu verlegen.

Diesen Misserfolg hat Bonaparte weder verschmerzen, noch je wieder gutmachen können: auf dem Gipfel seiner Macht, zu Tilsit, muss er, um sich zum Gebieter über das übrige Europa aufzuschwingen und den Kampf gegen England fortführen zu können, dem Kaiser Alexander von Russland das türkische Reich und damit den Orient überlassen; und als er sich endlich stark genug wähnt, sich dieses Nebenbuhlers zu entledigen, ihn gewaltsam in die Bahnen Paul's zu lenken, d. h. sich die russische Macht zu seinen Plänen im Orient dienstbar zu machen, da bricht zu Moskau die Katastrophe über ihn herein und der gigantische Bau seines Reiches geht aus den Fugen. Trotz Austerlitz, Jena, Friedland und wie seine kriegerischen Glanzthaten alle heissen mögen, hat er zur Begründung jenes Weltreiches, dessen Grundstein Egypten hatte bilden sollen, keinen Schritt vorwärts machen können: 1798 war er der Verwirklichung desselben näher als 1812.

Was im Osten nicht zu erreichen war, liess sich vielleicht im Westen erzwingen! Gelang es, mit Spanien und Portugal zugleich deren Kolonien in Amerika zu erobern, so war der Besitz von Egypten zur Noth zu verschmerzen. In-

dess auch hier hat Bonaparte im Laufe der Jahre, und zwar im unmittelbaren Gefolge des zweiten Coalitionskrieges, an Boden nur verloren. Während der Herrschaft des Directoriums, insbesondere zur Zeit der egyptischen Expedition, war die spanische Macht, wie wir gesehen haben, der französischen vollständig zu Willen gewesen. Kaum hatte Bonaparte die Regierungsgewalt in Händen, so steigerte er seine Forderungen an Spanien zur Mitwirkung im Kampfe gegen Portugal und England so sehr, dass es schon jetzt fast zum offenen Bruche gekommen wäre. Als er später die Unterwerfung der pyrenäischen Halbinsel, die er durch diplomatische Ränke, Drohungen und Listen allerart nicht erlangen konnte, mit dem Schwerte zu erzwingen unternahm, stiess er auf einen Widerstand, wie er sich denselben nicht hatte träumen lassen: die von ihm mit Füssen getretene spanische Nation und Wellington's unerschütterliche Legionen sind ihm nicht weniger verhängnissvoll geworden als der Feldzug nach Russland hinein.

Die Landung auf den britischen Inseln endlich, mit der er auch jetzt wieder zur Befreiung Egyptens beständig gedroht hatte und die allerdings der kürzeste Weg zum Ziele gewesen wäre, hat er niemals wirklich auszuführen gewagt.

Kurz, Bonaparte ist, um mit seinen Worten zu reden, durch die Niederlage in Egypten an den „Maulwurfshaufen" von Europa gekettet geblieben. Das ist's, was er hat ausdrücken wollen, wenn er auf St Helena darob seufzte, dass „der Steinhaufen" von Akkon ihm seine Bestimmung habe verfehlen machen.

Nicht nur das Weltreich, wie er es für sich träumte, ist unverwirklicht geblieben — er hat auch nicht das Geringste zu Wege gebracht, um jene Kolonialmacht Frankreichs wiederzugewinnen, deren Verlust einen so mächtigen Antrieb zur Wiedergeburt der Nation, zur Revolution, gegeben hatte. Es

gelang ihm Dieses nicht, weil er so wenig wie Ludwig XIV. der Versuchung zu widerstehen vermochte, die Oberherrschaft über das festländische Europa an sich zu reissen. Er hat in Folge dessen fortwährend nicht nur gegen England, sondern zugleich gegen sämmtliche europäische Mächte zu kämpfen gehabt, die sonst zum grösseren Theil seine natürlichen Bundesgenossen gewesen wären. Dass die Kräfte Frankreichs hierzu nicht ausreichen würden, war nicht nur die Meinung von Leibnitz, sondern auch diejenige Raynal's gewesen, der, indem er zwischen der vollen Entfaltung der Land- oder Seemacht wählen zu müssen erklärte, sich für letztere entschieden hatte. Die Richtigkeit dieser Einsicht hat der vollständige Misserfolg aller Anstrengungen Ludwig XIV. und Napoleon's in's klarste Licht gestellt. Sie ist heute nicht weniger beherzigenswerth wie damals: so lange Frankreich seine Machtentfaltung nach dem Rheine hin sucht, wird die Weltmacht, die es einst mittels seiner Kolonien gewesen ist, verloren bleiben. Diese falsche Tendenz verfeindet nicht nur Frankreich mit Deutschland, sondern nöthigt dieses, dessen civilisatorische Mission im Osten liegt, gegen Westen Front zu machen. Sie entzweit und lähmt demnach zwei der hervorragendsten Culturvölker, von deren Zusammenwirken die Wohlfahrt Europa's, der gesammten Menschheit, bedingt ist. So urtheilte bekanntlich schon Mirabeau, der dem Nationalitätsprincip um des heilversprechenden Grundsatzes willen huldigte und daher auch die volle Entfaltung, nicht nur der französischen, sondern auch der deutschen Nation aufrichtig wünschte.

Noch mehr. Bonaparte's ganzes System war ein so fehlerhaftes, dass er nach einer thatkräftigen und „glorreichen" Laufbahn ohne Gleichen jenes Frankreich, das er, zur Zeit als er in dessen Geschicke entscheidend eingriff, als die „grosse" Nation bezeichnen konnte, ohne sich dadurch in den

Augen von Europa lächerlich zu machen, noch ohnmächtiger zurückgelassen hat, als es vor seiner Wiedergeburt durch die Revolution gewesen war. All sein Genie und all sein Glück wozu hatten sie ihm gedient? Er hatte sein Leben hindurch, dem Sisyphus gleich, einen Stein gewälzt, ohne ihn einen Schritt vorwärts bringen zu können! „Frage ich", lautet eines seiner unfreiwilligen Selbstbekenntnisse auf St Helena, „was die Vorsehung mit mir eigentlich gewollt hat, so weiss ich keine andere Antwort als: sie hat in mir einen corsischen Felsblock geformt, an dem alle Schicksalsschläge wie Wasser abgleiten sollten." Mit anderen Worten: von allen seinen Werken war Nichts übrig geblieben als — seine Person. Im Uebrigen hatte er seine Bestimmung verfehlt. Er gab, getreu seinem Wesen als Glücksritter und Spieler, die Schuld daran, dem „Steinhaufen von Akkon". Die wahre Ursache hat uns, wenn wir nicht irren, die Geschichte seiner inneren Entwicklung und seines Emporkommens, wie wir sie klarzulegen versucht haben, deutlich genug vor Augen gebracht.

Durch seine Geburt auf Corsika, im Augenblick da die Insel von den Franzosen erobert und unterjocht wurde, und die ihm tief eingegebene patriotische Eigenart war er gleichsam zum Rächer seines Vaterlandes gestempelt worden. Seine fremdartige, scharfausgeprägte, auf sich gestellte Persönlichkeit verhinderte ihn, mit seinen leichtblütigen, französischen Schul- und Studiengenossen Fühlung zu gewinnen: er stand ihnen beständig so schroff als möglich, in unversöhnlicher Feindschaft gegenüber. Es war ein ewiger Kriegszustand. Er empfand für seine Umgebung so wenig Sympathie, wie er solche von ihr empfing. Dieses sein eigenes Schicksal erinnerte ihn Tag aus Tag ein so unmittelbar an dasjenige seiner Heimathinsel, dass sich beide in seiner Vorstellung und Empfindung unwillkürlich identificirten. Er beschloss, der Held und der Retter seines Volkes zu werden. Dieser Entschluss

lag ihm um so näher, als der herrschende Zeitgeist, der allgemeine, unbändige Drang nach Freiheit, der die morschen europäischen Staaten an allen Ecken und Enden in ihren Grundfesten erschüttern machte, um schliesslich, wie ein Vulkan, in Paris zum Ausbruch zu kommen, der Verwirklichung desselben ausserordentlich förderlich war. Die Revolution und die Rückkehr Paoli's schienen seine kühnsten Träume über Nacht verwirklichen zu sollen. Indess die entfesselten Leidenschaften rissen ihn in ihrem Strudel mit fort. Sein Ehrgeiz kannte keine Schranke und jedes Mittel, das sein Emporkommen zu fördern schien, war ihm genehm. An Stelle der Hingebung an's Vaterland trat sein persönliches Interesse immer nackter hervor. Die ehrfurchtgebietende Gestalt jenes Pasquale Paoli, an der er, mit so vielen Anderen, seine jugendliche Begeisterung für Vaterland und Freiheit genährt hatte, stand ihm und seinem Herrschergelüste im Wege. Er versuchte, Paoli zu Falle zu bringen. Dieses konnte er nur mit Hülfe jener Franzosen bewerkstelligen, von deren Joch er Corsika hatte befreien wollen. Zwischen beide Nationen gestellt, benutzte er bald die eine bald die andere, um seine eigene Machtstellung zu fördern. Indem er bei diesem Hin und Her den Boden auf Corsika verlor und sich schliesslich nothgedrungen den Franzosen anschloss, gab er mit der Nationalität die Ideale zugleich der Revolution und seiner eigenen Jugend preis. Er entblödete sich nicht, die Leidenschaften der Feinde gegen den greisen Helden des Vaterlandes dadurch anzufachen, dass er ihn des Verrathes beschuldigte. Damit war der letzte sittliche Halt, der seiner maasslosen Herrschsucht eine edlere Richtung zu geben vermochte, in ihm gebrochen. Die Revolution, welche mit dem französischen Volke zugleich das corsische, sein eigenes, zu einem würdigeren Dasein hatte erwecken sollen, hatte für ihn nur noch die Bedeutung, dass sie seinem Ehrgeize eine

unermessliche Laufbahn erschloss. Ihm kam es ausschliesslich darauf an, mit der Bewegung Schritt zu halten, von ihr emporgetragen, zu Macht und Ansehen zu gelangen. Die in Frage stehenden Ideen waren ihm völlig gleichgültig. Er huldigte denselben nur zum Scheine, um die Gläubigen zu bethören, und nur so lange, bis er sich stark genug wähnte, dieselben offen zu bekämpfen. Er verfuhr dabei, nachdem er das Scepter in Händen hatte, mit Frankreich im Grunde genommen nicht anders als in dem mit dem Schwerte unterworfenen Italien oder Egypten. Hier wie dort war sein unumschränkter Wille in erster Linie darauf gerichtet, soviel Geld und Soldaten als möglich zur Verfügung zu haben, um damit die Welt zu erobern.

Wie sehr er durch Geringschätzung und Bekämpfung der Forderungen und Errungenschaften der Revolution sich selbst schwächte, tritt nirgends schlagender zu Tage als bei der Art und Weise wie er mit allen übrigen Institutionen auch das Heerwesen, d. h. die vorzüglichste Handhabe seiner Macht, umgestaltete. Schon während seiner ersten italienischen Feldzüge hatte sein Heer durch Bildung der italienischen und polnischen Legionen seinen rein nationalen Charakter einzubüssen begonnen, vollends in Egypten, wo er Kopten, Araber, Mameluken, Alles, was nur irgend Waffen tragen konnte, demselben einverleibte, hatte dasselbe bereits ein cäsarisches Ansehen gewonnen. In Frankreich waren Angesichts der drohenden Invasion 1799 abermals alle kampffähigen Bürger in die Waffen gerufen worden. Im Frühjahr 1800 hatte er Carnot selbst mit der Organisation des Volksheeres betraut. Kaum waren jedoch die Siege bei Marengo und Hohenlinden errungen, so erhielt Carnot seine Entlassung. Der hervorleuchtendste Vertreter der nationalen Idee, der politischen Freiheit und Selbständigkeit des Volkes, war so wenig wie der Corse Pasquale Paoli, in dem absolutistischen

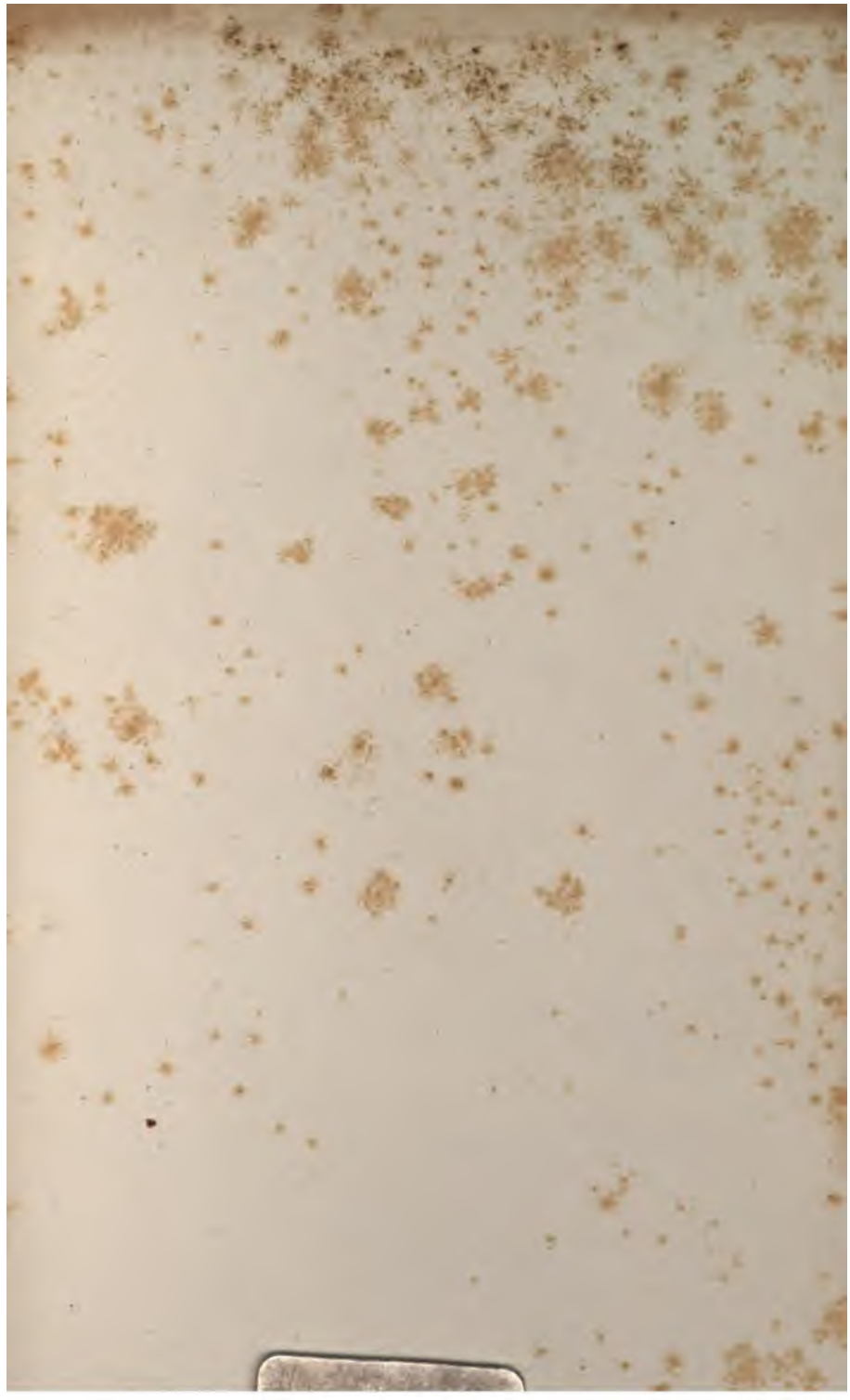
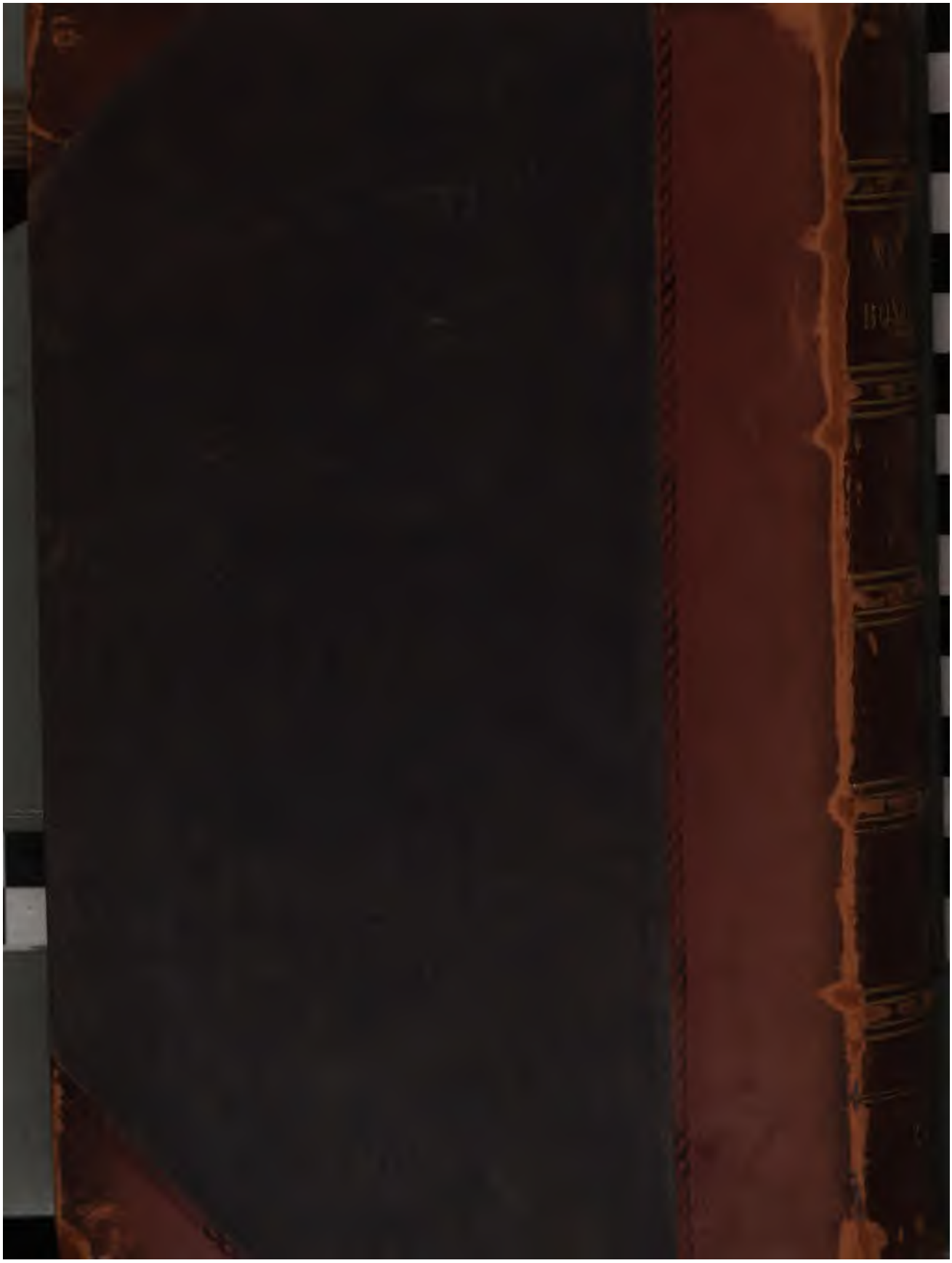
Militairstaate Bonaparte's am Platze. Bei Gelegenheit der Abstimmung über das Consulat auf Lebenszeit und das Kaiserthum legte er als Volksvertreter sein Veto ein gegen ein System, welches vorgab, die Freiheit und den Frieden zu sichern, indem es das Schicksal der Nation dem Willen eines Einzigen anheimgab; da er gegen diesen Wahnsinn Nichts vermochte, zog er sich ins Privatleben zurück. 1813 und 1814, als die Selbständigkeit der Nation in Frage stand, stellte er Napoleon, dem Staatsoberhaupte, seine Dienste abermals zur Verfügung, allein der Imperator war damals mit den Ideen der Revolution so weit zerfallen, dass er die Volksmassen, das Nationalheer, wie es Carnot geschaffen hatte, nicht mehr aufzurufen wagte. Er hat es durch seine absolutistische Militairgewalt, der er durch Nachäffung der überlebten Institutionen des Ancien Régime das Gewand der Legitimität zu geben suchte, in zehn Jahren dahin gebracht, dass die europäischen Völker sich siegreich erhoben und im Namen des Nationalitätsprincips Frankreich selbst von seinem Joche befreiten!

Diese Wendung war, wie gesagt, keineswegs eine Folge von spätereu Verirrungen, vielmehr ist das System, das dahin führte, schon während des Emporkommens Bonaparte's und der ersten Zeit seiner Herrschaft nur zu klar erkennbar; dasselbe wurzelte in jenem grenzenlosen Eigendünkel, welche ihn handeln liess, als wäre die Welt nur für ihn da: er, der an der Spitze des Gemeinwesens zu stehen kam, kannte kein anderes Interesse, als den Glanz und die Willkür seiner Person. Das hiess mit der Sittlichkeit zugleich die Welt selbst auf den Kopf stellen.

Eine Zeitlang liessen sich viele, die meisten seiner Zeitgenossen, durch die Künste, mit denen er seine wahren Absichten verbarg, täuschen: als er im Herbst 1801 die Friedensschlüsse mit den europäischen Mächten und damit das

Ende eines neunjährigen Kriegszustandes verkündete, ward er — obgleich er doch selbst von sich rühmte, dass er stets vom Kriegsgotte begleitet einherschreite! — als ein wahrer Friedensgott in den Himmel gehoben.

Selbst ein so überzeugungsstarker Republikaner und Bekenner der Grundsätze der Revolution wie der Schweizer Friedrich Cesar Laharpe, der sich zur Zeit als Flüchtling in Paris aufhielt, vermochte nicht, die Hoffnung aufzugeben, dass er nun, nachdem seine Herrschaft über Frankreich gesichert war, dem Constitutionalismus huldigen werde. Wie sollte man annehmen, dass Derjenige, der sein Emporkommen vom Lieutenant bis zum Beherrscher der „grossen Nation" der Revolution verdankte, diese verleugnen und damit gegen sich selbst aufrufen werde? Welchen höheren Ruhm konnte er sich erwerben, als wenn er die Ziele, die sich die Revolution gesetzt hatte, verwirklichte? Laharpe, der edle Schwärmer, eilte im Herbst 1801 zu seinem Schüler, dem Kaiser Alexander von Russland, der eben den Thron bestiegen hatte, um ihm bei den ersten Schritten seiner Regierung zur Seite zu stehen und ihn dafür zu gewinnen, mit Bonaparte Hand in Hand das Zeitalter des Constitutionalismus auf dem europäischen Festlande zu begründen. Alexander ging mit Begeisterung darauf ein. Laharpe liess sich in Folge dessen, im Frühjahr 1802, ein bezügliches Schreiben von ihm an Bonaparte geben, das er diesem selbst überbringen wollte. Indess, er war noch nicht jenseits des Rheines, so musste er sich überzeugen, dass Bonaparte, statt sich der Dictatur zu begeben, nur darauf sann, diese noch unumschränkter zu gestalten. Er behielt daher den Brief in der Tasche. Um sich einen Begriff zu machen von dem Zustande innerhalb des Herrschergebietes von Bonaparte, schrieb er nach Petersburg an Alexander, müsse man den Sueton oder Tacitus lesen: von politischer, geistiger, über-

haupt irgend welcher Freiheit sei keine Rede, man habe es mit einem Feinde der Civilisation zu thun, mit einem modernen Attila; an Alexander sei es, Europa von demselben zu befreien; dieses werde ihm, wenn er nur ein Freund des Volkes, der Aufklärung und der Freiheit bleibe, unzweifelhaft gelingen: der Volksverächter Bonaparte sei ein Koloss auf thönernen Füssen.

So urtheilte ein Mann, der die als wahr und heilsam erkannten Grundsätze höher achtete, als den momentanen Erfolg und den Zauber des damit verbundenen Glanzes. Sein fester Glaube an die Macht des Wahren und Guten bereitete ihm einen der herrlichsten Triumphe, die jemals ein Sterblicher genossen hat: 1814 ist sein Zögling, der seine Rathschläge beherzigt hatte, wirklich als Befreier Europa's in Paris eingezogen, von Niemandem mehr bejubelt als von den Franzosen, die er auf dem Schlachtfelde besiegt hatte.